

Die Gesellschaft



Carl du Prel

Die Gesellschaft

Monatsschrift

für

Litteratur und Kunst.

Begründet von Dr. M. G. Conrad.

Herausgegeben von

M. G. Conrad und **Karl Bleibtreu.**

Jahrgang 1890. Erstes Quartal.

Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich
K. R. Hofbuchhändler.

Inhaltsverzeichnis.

Porträts:

Januar 1890.

Weckruf.

Von M. G. Conrad.

(München.)

Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr
Alles freudig setzt an ihre Ehre.
Schiller.

Es besteht Gefahr, daß das Volk nicht allein um die Schärfe seines Gewissens, sondern auch um die Schärfe seines Kopfes gebracht wird. Man verlegt seine Moral ins Formelle und Nebensächliche, man beschneidet seine Ehrbegriffe und schwächt sein stolzes, alle Gebiete der Lebensbethätigung mit ursprünglicher Energie erfüllendes Selbstbewußtsein, jenes große, allumfassende Bewußtsein, das allein eine gesunde, machtvolle Entwickelung der gesamten Volksgemeinschaft verbürgt.

Stellen wir uns auf Schillerschen Standpunkt, dann erscheint die Ehre einer Nation als deren höchstes Gut, des äußersten Opfers wert, soll das Volk selbst nicht in Nichtswürdigkeit verfallen und ruhmlos seinem Untergange zueilen.

Nun kommt aber die verhängnisvolle Blendung, welche die Ehre eines Volkes nur noch in dessen militärischer Bravour erkennen und darum für den befehlenden Militärsmann den raffiniertesten Ehrbegriff, der alle übrigen Ehrgefühle in sich aufsaugt, konstruieren will.

Das ungeblendete Auge erkennt sofort das Ungeheuerliche dieses Vorgangs und seine verderblichen Folgen, die, wenn auch auf Umwegen, allmählich, aber sicher zur eigenen Herabwürdigung der Nation führen. Nächstliegendes Beispiel: sind die Blender, die Militär-Chauvinisten, in der

öffentlichen Meinung, in der Presse und an den leitenden Staatsstellen in der Mehrzahl, so kann jeder, der ihrem engen Ehrbegriffe widerspricht, in Acht und Bann gethan werden. Der Träger einer abweichenden Meinung wird verfolgt, man bringt für ihn, als einer gefährlichen Ausnahmskreatur, ein Ausnahmsgesetz in Anwendung — er geht mit der Freiheit seiner Überzeugung der Freiheit seiner moralischen Eigenexistenz verlustig, er wird für seine Volksgenossen ehrlos! Und das Allerschlimmste: er wird für sich selbst ehrlos, da die Ehre in der Unantastbarkeit des vollen persönlichen Kraftbestandes nach der moralischen und sozialen, wie der intellektuellen und materiellen (wirtschaftlichen) Seite beruht. Ein kraft eines Ausnahmsgesetzes geknebelter und verfehmter Volksgenosse ist ein ehrloser Volksgenosse, der nicht einmal seines wirtschaftlichen Besitzstandes mehr sicher ist, denn er kann infolge seiner schutzlosen Sonderstellung jeden Augenblick aus Haus und Reich gejagt werden.

Wir haben in Deutschland bereits seit einem Jahrzehnt ein solches Ausnahmsgesetz gegen die sogenannten Sozialdemokraten.

Es ist aber nicht wahr, daß die Ehre einer Nation schlechtweg in erster Linie auf dem blutgetränkten Schlachtfelde blüht oder verwelkt. Wir sehen es unwiderleglich aus den Beziehungen Deutschlands zu Frankreich, daß die geistige, die künstlerische, die litterarische, die volkswirtschaftliche Ehre von einem Gewichte sein kann, gegen welches ein militärisches Auf oder Nieder einfach ohne Belang ist. Oder anders angesehen: die Einseitigkeit der militärischen Ehre verführt ein Volk dazu, viel belangreichere, fruchtbarere, und zuletzt in der höchsten Kulturschätzung historisch allein entscheidende Ehren im chauvinistischen Dusel gering zu achten oder dem Fremden auszuliefern.

So kann der Schillersche Gemeinplatz mit vollem Rechte eine genauere Bestimmung erfahren, ohne ein Jota von seiner Allgemeingültigkeit zu verlieren:

Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre künstlerische und litterarische Ehre!

Und nun brauchen wir bloß einen Blick auf die wirklichen Zustände in Litteratur und Kunst innerhalb der deutschen Staatsgemeinschaft zu werfen, um sofort die eingangs behauptete Gefahr zu erkennen, daß das Volk nicht allein um die Schärfe seines Gewissens, sondern auch um die Schärfe seines Kopfes gebracht werde.

Man betrachte einmal, um sie auf ihre landläufige Wirkung zu prüfen, die drei Sätze nach einander:

Erstens:

Die militärische Ehre Deutschlands ist bedroht —!

Allarmrufe von einem Ende des Reiches zum andern, Trommelwirbel in der gesamten Presse, Landtage und Reichsparlament springen auf die Beine, die Minister und Diplomaten und Feldherren thun kein Auge mehr zu, Millionen werden gefordert und bewilligt, ein Begeisterungssturm braust durch alle Köpfe, Waffen her, Waffen, Waffen, Waffen, die besten, die neuesten, die teuersten . . .

Zweitens:

Die künstlerische Ehre Deutschlands ist bedroht —!

Die Franzosen sind hereingebrochen und überfluten das Land, sie halten bereits sämtliche Theater besetzt —! Das deutsche Gehirn wird vergiftet, der deutsche Kunstgeist geschändet —!

Die kunstfreudigen deutschen Reichsbürger lassen alles liegen und stehen und eilen im Sturmschritt in die Theater, um die fremden Eindringlinge zu bewundern und zu bejubeln und mit höchstem Genuß der Vergiftung des deutschen Gehirns und der Schändung des deutschen Kunstgeistes durch die Franzosen beizuwohnen. Einige Blätter schreiben schüchterne Proteste, kein Mensch im Reich kümmert sich darum. Die übergroße Mehrheit der Tageszeitungen, die großen „führenden Organe" voran, bringen an hervorragender Stelle spaltenlange Berichte über die künstlerischen Großthaten, über die wonnevolle, entzückende Herrschaft der Fremden im Reiche. Man hat an den bestehenden Hof-, Stadt- und Privattheatern gar nicht genug, man gründet in der glorreichen Hauptstadt des Deutschen Reiches extra noch eine „Freie Bühne", um sie sofort eigenhändig den Ausländern auszuliefern . . .

Drittens:

Die litterarische Ehre Deutschlands ist bedroht, die wirtschaftliche Existenz seiner kühnsten und treuesten Schriftsteller wird untergraben —!

Keine Katz im Reich rührt sich. Doch — da — kling-kling, einige Leute gehen mit dem Klingelbeutel und Bettelsack herum, um für die enterbten, den Fremden aufgeopferten Dichter und Schriftsteller des mächtigen Deutschen Reiches Almosen zu sammeln. O Ironie, Schillerstiftung nennt sich eine solche Bettelsuppenanstalt für die deutschen Geistesritter! Die aber diese Bettelsuppen zugeteilt erhalten, sind meist gar niemals Geistesritter gewesen, sondern dilettierende Pharrherren, reimleimende Beamte und Professoren und deren blaustrumpfelnde Verwandten. Die wirklichen Geistesritter aber, die ihr Leben für die Größe und Macht und Selbständigkeit des vaterländischen Schrifttums, für eine kühne Erneuerung und Fortentwickelung der vaterländischen Dichtung in die Schanze schlagen, die werden von der übergroßen Mehrheit der deutschen Tageszeitungen, die für jeden fremden Schmieranten eine Zeile Lob haben, einfach totgeschwiegen und von den

großen „führenden Organen" verhöhnt, aufs niedrigste beschimpft und beleidigt und der Polizei zu allfälliger Prozessierung wegen Immoralität u. s. w. denunziert . . .

Denn so steht es geschrieben in Schiller, dem idealen Klassiker des deutschen Volkes: Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre!

Militärische Ehre, selbstverständlich! kommentieren die uniformierten Lehrer und Weltweisen neuesten Stils.

Litterarische Ehre? Künstlerische Ehre? Künstlerisch-litterarisch-wirtschaftliche Ehre? Blauer Dunst!

O Klassiker-Volk, o Volk in Waffen, wie werden dir dereinst die Fremden die Verachtung deiner vaterländischen idealen Kräfte heimzahlen, wenn du den Weckruf der Thatsachen überhörst und nicht bei Zeiten die Schärfe deines Gewissens, die Schärfe deines Kopfes und die Ehrfurcht vor dem Geiste zurückgewinnst!

Die Gegner der mystischen Weltanschauung.

Eine Porträtgalerie.

Von Dr. Carl du Prel.

(München.)

Die Stärke einer Sache läßt sich direkt abschätzen aus den Argumenten ihrer Vertreter, indirekt aus den Gegenargumenten ihrer Widersacher. Wenn die Gegner in Ermangelung triftiger Gründe zu jämmerlichen Sophismen greifen, wenn sie den brutalen Thatsachen der Natur nur das Luftgebilde ihrer subjektiven Meinungen entgegenstellen, wenn sie, weil ihnen die Verstandesgründe ausgehen, Angriffsmittel von moralischer Bedenklichkeit anwenden, — so kann man sicher darauf rechnen, daß die von ihnen bekämpfte Sache auf starken Füßen steht.

Meine Überzeugung nun, daß die von mir vertretene mystische Weltanschauung ein lebensfähiges und konkurrenzfähiges Gebilde ist, gewinne ich direkt aus der Erwägung, daß sie auf den Thatsachen des Hypnotismus, Somnambulismus und Spiritismus ruht, die ich zum großen Teil aus eigener Erfahrung kenne, und daß meine Zuthat lediglich darin besteht, die daraus mit logischer Notwendigkeit sich ergebenden Folgerungen zu ziehen

und so die Thatsachen zu einem organisch zusammenhängenden System zu verbinden; indirekt aber werde ich in meiner Überzeugung bestärkt durch den Anblick der jämmerlichen Kriegführung meiner Gegner. Seit Jahren schon machen sie mich tot und begraben mich — auf dem Papiere —, aber immer wieder sieht sich einer genötigt, die Prozedur zu wiederholen, was gar nicht geeignet ist, mir den Glauben an meinen Marasmus beizubringen. Wie Musik aber klingt es mir in den Ohren, wenn ich höre, wie immer wieder aus dem unerschöpflichen Arsenal der Phrasen die Argumente entnommen werden, die mir den Garaus machen sollen.

Würde einmal ein Gegner auftreten, der die Litteratur über den tierischen Magnetismus und Somnambulismus, über Hypnotismus und Spiritismus kennte, der auch praktische Erfahrungen in den genannten Fächern hätte, und die philosophische Vorbildung besäße, daraus Folgerungen zu ziehen: würde dieser Gegner mir entgegentreten und sagen, daß seine Studien ihn zu ganz anderen Ansichten geführt haben, — so wäre mir ein solcher Gegner höchst interessant, und würde ich mir alle Mühe geben, ohne alle Voreingenommenheit ihn anzuhören. Ob es einen solchen Gegner giebt, weiß ich nicht; es ist mir noch keiner in den Weg gekommen. Diejenigen, die mir bekannt geworden sind, lassen sich generell mit den Worten charakterisieren: sie haben nichts gelernt, nichts gesehen, haben in der Regel gar keine philosophische Vorbildung, nehmen aber den Mund voll und behaupten, was ich gesehen sei Täuschung gewesen, was ich studiert, habe ich mißverstanden, meine Philosophie aber sei schon darum nichts wert, weil ich kein Professor von Fach sei, sondern nur Dilettant. Sie vergessen dabei, daß mit diesem Argument sehr berühmte Namen aus der Liste der Philosophen sich streichen lassen, und daß der eigentliche Fachmann erst zu beweisen hat, was sich beim Dilettanten ganz von selbst versteht, daß er nämlich von ganz uneigennütziger Liebe zur Sache beseelt ist.

So sind sie, wie gesagt, Alle; ich habe nicht einen Einzigen auszunehmen. Zwar könnte man mir einwerfen, daß auch Eduard von Hartmann zu meinen Gegnern zählt, der doch als Philosoph in Betracht kommt; aber wenn dieser selbst zugesteht, daß er in den genannten Gebieten keine eigenen Erfahrungen gesammelt hat, so kann man sich zwar über die Offenheit eines solchen Geständnisses freuen, muß sich aber umsomehr über die Naivetät verwundern, womit er glaubt, ein irgendwie abschließendes Urteil gesprochen zu haben.

Die Leser werden es begreiflich finden, daß ich unter diesen Umständen es mir erlasse, meinen litterarischen Begräbnissen noch ferner beizuwohnen, die in der Wiederholung den Reiz der Neuheit verloren haben. Ich lese

also keine Rezensionen mehr. Gleichwohl bin ich im allgemeinen darüber orientiert, was meine lieben Landsleute von mir denken; denn manchmal werden mir meine Begräbnisdokumente auch von befreundeten Anhängern zugeschickt, die mein etwas einförmiges Dasein erheitern wollen und ihren Zweck auch erreichen. Denn während ich den weißen Raben, nämlich den orientierten Gegner, der mich nachdenklich machen müßte, noch immer nicht gefunden habe, ist es doch lustig, in seiner Überzeugung auf dem erwähnten indirekten Wege bestärkt zu werden, indem man sieht, wie nicht orientierte Gegner Steine zu beißen versuchen.

Ein paar typische Beispiele solcher Rezensenten will ich im nachfolgenden vorführen. Es ist ja dabei von nebensächlicher Bedeutung, daß ich als Person das Angriffsobjekt bilde; es handelt sich vielmehr um die von mir vertretene Sache, und über den guten Stand derselben wird der Leser belehrt, wenn er sieht, wie erbärmlich sie von den Gegnern bekämpft wird. Ich will keine lange Porträtgalerie vorzeigen — nötigenfalls kann ich sie ja fortsetzen — und den Typus der puren Talentlosigkeit, zu dem ein Carus Sterne, Wolfgang Kirchbach u. a. gehören, habe ich sogar ganz hinweggelassen, weil ich kein Recht besitze, den Leser geradezu zu langweilen.

Beginnen wird mit Herrn Kurd Laßwitz, Professor in Gotha. Er ist mir bisher nur bekannt geworden aus einigen philosophischen Aufsätzen von der bekannten akademischen Langweiligkeit und einem gegen mich gerichteten Feuilleton, worin er — was ja die Leser der Wiener Tagesblätter verlangen — pikant und geistreich sein wollend, mich an ein Nilpferd erinnerte, das graziös sein will.

Dieser Herr Laßwitz nun hat es für nötig gehalten, mich in der Zeitschrift „Die Nation" (6. und 28. April 1889) ein zweites Mal abzuschlachten. Zunächst zeigt er sich darin meinen übrigen Gegnern ganz gleichwertig: die Somnambulen und Medien kennt er nur vom Hörensagen; er hat nie ein Experiment mystischer Art angestellt, nie einer spiritistischen Sitzung angewohnt; die einschlägige Litteratur ist ihm gänzlich unbekannt, und sein einziger Rechtstitel, mitzureden, liegt in seinem Bewußtsein, hoch auf einem Lehrstuhle zu thronen, von dem aus er mich tief unten sitzen sieht.

Da wird mir zunächst „Mangel an methodischer Schulung des Denkens" vorgeworfen. Diese läßt sich — das scheint für Herrn Laßwitz festzustehen — nur erwerben, wenn man den ausgetretenen Kühgang gewandelt ist, der beim Katheder einmündet. Auf diesem Wege wird aber — so meint wenigstens Goethe — der Geist eher in spanische Stiefel eingeschnürt, und auch was Schopenhauer über die Professorenphilosophie der Philosophie-Professoren sagt, von der Stallfütterung in den Lehrsälen im Gegensatz zur

gesunden Weide auf dem freien Felde der Erfahrung, ist ja bekannt genug. Schopenhauer war allerdings kein Professor; aber jetzt wird ihm eben doch ein Monument gesetzt, während seine Lebensschicksale einen nicht mehr zu tilgenden Skandal in der Geschichte der deutschen Philosophie bilden.

Weiterhin wird mir „unkritische Auswahl der Quellen" vorgeworfen. Meine Quellen sind in meinen Schriften angegeben, doch habe ich den Autorennamen keine Titulaturen beigefügt. Herr Laßwitz, eben weil er diese Litteratur gar nicht kennt, hat also gar nicht bemerkt, daß die meisten von mir beigebrachten Thatsachenbelege aus Schriften von Ärzten und Professoren genommen sind. Solche sind nämlich meistens hartgesottene Aprioristen, die alles verwerfen, was nicht in ihr System paßt; darum fällt es umsomehr ins Gewicht, daß wenigstens diejenigen, die sich zur Untersuchung der Sache aufgerafft haben, vor den Thatsachen kapitulieren mußten. Aus diesem Grunde zitiere ich mit Vorliebe solche bekehrte Sünder.

Herr Laßwitz giebt zu, daß ich „sehr viel gelesen"; dieses Zugeständnis wird aber, wie mir scheint, durch den Beisatz, daß ich viel Zeit dazu habe, gar nicht entkräftet. Was soll das heißen? Will er vielleicht sagen, daß er, der als Professor Vorlesungen zu halten hat, keine Zeit zum Lesen hat? In diesem Falle sollte er eben über einen Wissenszweig, dessen Litteratur er nicht kennt, und worüber er auch keine Erfahrungen gesammelt hat, einfach schweigen. Das ist ein Gebot der puren Redlichkeit. Übrigens nimmt ja ein Kolleg nur 3—5 Stunden wöchentlich in Anspruch, was also noch nebenbei zu leisten sich sogar ein Schriftsteller anheischig machen kann, der „viel liest" und „raschproducierend" ist. Nur schlecht, aber nicht rasch zu producieren ist ein Vorwurf, und mancher produciert nur darum langsam, weil er schleppfüßigen Geistes ist und an Ideenmangel leidet. Was hat es überhaupt für einen Sinn, immer direkt oder indirekt darauf hinzuweisen, daß ich nicht Professor bin. Ich habe mich ja niemals dafür ausgegeben, und will auch keiner werden. Übrigens hat mir ja die Universität Tübingen den Doktorgrad verliehen, ich hätte also das Recht, mich irgendwo als Dozent niederzulassen; dann wäre ich über Nacht Fachmann, aber nicht im mindesten gescheidter, denn das wird man nicht über Nacht.

Soviel ich weiß, rechnen es mir manche Leser als Vorzug an, daß ich nicht Materialist bin; daß ich zwar die Naturwissenschaft hochhalte, aber die Untersuchung der Seele des Menschen für wichtiger halte, als die Aufzählung seiner Eingeweidewürmer; daß ich ferner — vermutlich wegen „Mangels an methodischer Schulung des Denkens" — von jener Philosophie nichts wissen will, die nur mit Begriffen operiert, wobei man immer die Mühle klappern hört, aber kein Mehl zum Vorschein kommt, und die manch-

mal sogar nach den Worten eines bekehrten Hegelianers in den „Fliegenden Blättern“ nur der „systematische Mißbrauch einer eigens zu diesem Zwecke erfundenen Terminologie“ ist. Man verlangt heute von der Philosophie mit Recht, daß sie Erfahrungsthatsachen zum Fundament haben soll. Mein Fehler in den Augen des Herrn Laßwitz ist es aber, daß die von mir verarbeiteten Thatsachen solchen Gebieten entnommen sind, welche die Philosophie zu ihrem eigenen Nachteile fast ganz vernachlässigt hat. Diese Thatsachen sind aber — das gestehen Kant und Schopenhauer zu — weit wichtiger, als die des normalen Seelenlebens. Leuten aber, die das Vollbewußtsein ihrer Lehrerwürde haben, ist es eine unbequeme Zumutung, die ich stelle, daß sie sich noch einmal auf die Schülerbank setzen sollen.

Freilich bestreitet mir Herr Laßwitz das Berufungsrecht auf Kant; er wirft mir vor, daß ich Kant mißverstanden habe, und daß ich das jenseitige Wesen des Menschen — welches in meinen Schriften als transcendentales Subjekt bezeichnet ist — „unter Mißbrauch Kantischer Terminologie ein transcendentales nenne“. Es scheint also, daß wir Kant Mißbrauch seiner eigenen Terminologie vorwerfen müssen; denn wenn wir die „Kritik der reinen Vernunft“ aufschlagen, so finden wir (Rosenkranz 428, Kehrbach 437) Worte Kants von dem „transcendentalen Subjekt, welches uns empirisch unbekannt ist“.

Aber noch mehr. Herr Laßwitz behauptet, ich hätte überhaupt „das Ich hinter der Erscheinung nur durch ein glückliches Mißverständnis Kants gewonnen“. Das klingt fast, wie wenn ich Kant Gewalt angethan und meinen Lesern Sand in die Augen gestreut hätte. Aber ein Professor sollte doch wissen, daß in der „Kritik der reinen Vernunft“, wie in der „Kritik der praktischen Vernunft“ vom intelligiblen Subjekt — also vom Ich hinter der Erscheinung — ein sehr ausgedehnter Gebrauch gemacht wird. Ein Professor sollte auch Kants „Vorlesungen über Metaphysik“ kennen, die allerdings in keiner Gesamtausgabe stehen und ganz verschollen waren, bis Professor Vaihinger sie 1880 wieder entdeckte. Den Hauptteil derselben, die Psychologie, habe ich erst kürzlich neu herausgegeben, und darin spielt das Ich hinter der Erscheinung, das transcendentale oder intelligible Subjekt eine noch viel größere Rolle. Diese Vorlesungen über Psychologie enthalten sogar ein ganzes mystisches System, wenigstens im Entwurf, noch dazu eines, das in allen wesentlichen Punkten mit dem meinigen übereinstimmt, so daß also alle mir zugedachten Hiebe von Laßwitz auf Kant sitzen: Kritiklosigkeit, Mangel an methodischer Schulung des Denkens, Aufbauschen jedes phantastischen Einfalls zu einem System ꝛc. Herr Laßwitz hütet sich wohlweislich, diese meine Schrift auch nur zu erwähnen, und ich begreife seine Verlegen-

heit sehr gut; denn da Kant zwei Semester hindurch seinen Glauben an alle wesentlichen Punkte der mystischen Weltanschauung öffentlich vorgetragen hat, hätte es keinen Sinn, wenn hundert Jahre später ein noch so schöner Professor behaupten wollte, Kant sei kein Mystiker gewesen.

Auch den Aristoteles, so versichert Herr Laßwitz, habe ich mißverstanden; ja er will sogar perfider Weise den Lesern den Glauben erwecken, daß ich den Aristoteles gar nicht gelesen. Er sagt nämlich: „Er las also den Aristoteles resp. Zellers Geschichte der griechischen Philosophie" &c. Ich möchte Herrn Laßwitz doch fragen, woher er denn weiß, daß ich nur Zeller gelesen habe. Die fünf Bände desselben stehen allerdings in meiner Bibliothek, daneben aber auch die Werke derjenigen griechischen Philosophen, die für meine Weltanschauung hauptsächlich in Betracht kommen: Platon, Aristoteles, Plotin. Da Herr Laßwitz mein Zimmer nie betreten hat, und er, der nicht einmal das Nächstliegende sieht, kaum fernsehend sein dürfte, wiederhole ich, daß seine Verdächtigung eine bewußte Perfidie ist.

Seinen Hauptschlag führt er, indem er mich als Spiritisten denunciert. Von der Philosophie der Mystik aus sei ich „mit leicht vorauszusehender Notwendigkeit zum Spiritismus und zum Glauben an jeden Geisterspuk getrieben worden". Das wird nun allerdings Mancher als einen gerechtfertigten Vorwurf um so mehr betrachten, als ich gar nicht leugne, gerade von den Hauptphänomenen des Spiritismus — Materialisationen und Schriften in verschlossenen Tafeln — mich persönlich überzeugt zu haben. Ich habe in einer Privatwohnung ein halbes Dutzend materialisierter Hände vor dem Kabinet gesehen, in welchem das Medium saß, dessen Rockärmel am Rücken zusammengenäht waren, und dessen Hände zudem von einem meiner Freunde gehalten wurden. Als ich sodann diesen Freund ablöste und das Medium hielt, waren die Hände den übrigen Anwesenden außerhalb des Kabinets sichtbar. Ich habe ferner eine materialisierte Hand, die sich infolge eines Gedankenwunsches vor mich auf den Tisch legte, in der meinigen gehalten, während das Medium sechs Schritte entfernt von mir saß. Ich glaube also an materialisierte Hände und es ist klar, daß dabei der übrige Organismus höchstens optisch fehlen kann. Ich sah ferner eine ganze materialisierte weibliche Gestalt vor mir, die sich sogar, damit ich sie in der Dunkelsitzung deutlicher sehe, mit einer vom Tisch genommenen phosphorescierenden Röhre das Gesicht beleuchtete, während das Medium in beträchtlicher Entfernung saß und an beiden Handgelenken von Herren meiner Bekanntschaft gehalten wurde. Ich brachte in eine spiritistische Sitzung eine von mir gekaufte Doppeltafel, auf welcher das Medium, Baron Hellenbach und ich, unsere Hände vereinigten, und zwar bei vollem Gaslicht. Als

sodann eine Frage gestellt wurde, wurde sie mit hörbarem Geräusch beantwortet, und zwar sehr ausführlich. Wenn ich unter solchen Umständen an Materialisationen und Tafelschriften noch nicht glauben würde, wäre ich einfach borniert, und würde genau jenem Offiziersdiener gleichen, den sein Herr in den zoologischen Garten schickte, und der über das Gesehene mit den Worten Bericht erstattete: „Das ist Alles Schwindel; solche Tiere giebt es ja gar nicht!"

Nach diesem offenen Geständnis kann es mir nicht falsch ausgelegt werden, wenn ich beifüge, daß ich in mancher Hinsicht kein Spiritist bin, worüber der Leser, den das interessiert, das Maiheft der „Sphinx" (1889) nachlesen mag. Ich kann auch noch beifügen, daß ich keineswegs ausschließlich Spiritist bin. Ich habe in der „Psychologischen Gesellschaft" in München eine beträchtliche Anzahl von Vorlesungen gehalten, aber keine über Spiritismus. Ich habe selbst in meinen mystischen Schriften den Spiritismus nur nebenher, und nur in der kleinen Schrift „Problem für Taschenspieler" ausführlicher behandelt. Es liegt aber im Interesse des Herrn Laßwitz, mich nicht im allgemeinen zu charakterisieren, sondern nur den verdächtigsten Punkt zu betonen. Gleichsam eine Warze auf meiner Nase entdeckend, schildert er mich als bloße Warze, als ob diese mich hätte, und nicht ich sie.

Wenn ich nun Herrn Laßwitz vorwerfen muß, daß er in dem für den Philosophen höchst wichtigen Gebiete der Mystik unwissend ist, daß er über Dinge schreibt, die er nicht versteht, so hat er freilich diesen Vorwurf vorweg zu parieren versucht, stellt sogar seinen Fehler als Verdienst hin. Er sagt, die Wissenschaft „hat andere Aufgaben, daher wendet sie allem Mystischen mit Recht den Rücken". Denen aber, welche Thatsachen der Mystik selbst erleben sollten, giebt er den Rat: „Sie bleibe verborgen in der Brust des Menschen, im subjektiven Erlebnis".

Bei solchem Grundsatz kann man freilich mit Unwissenheit sogar prahlen. Diesen Grundsatz brauche ich aber gar nicht zu widerlegen; denn er widerstreitet dem Begriffe der Wissenschaft, so daß also Herr Laßwitz mit den angeführten Worten selber den Nachweis geführt hat, daß er kein wissenschaftlicher Mensch ist. Schopenhauer sagt nämlich, das Warum sei die Mutter aller Wissenschaften. Wer niemals nach einer Ursache, nach dem Warum der Erscheinung frägt, wird auch nie Ursachen entdecken. Lichtenberg nennt den Menschen das rastlose Ursachentier, d. h. er bezeichnet das Warumfragen als die geistige Eigentümlichkeit des Menschen. Bei manchem freilich ist dieses wissenschaftliche Bedürfnis ein höchst bescheidener Bursche, der nach dem Warum nur selten frägt. Aber dieses Verhalten zum Prinzip

der Wissenschaft zu erheben, das war Herrn Laßwitz vorbehalten. Was ich bei Somnambulen und Medien gesehen habe, soll ich also „in der Brust verborgen halten" und soll diesen Thatsachen „den Rücken kehren". Das mag Herrn Laßwitz gelingen; mir gelingt es nicht. Könnte ich es aber thun, und die Frage nach dem Warum unterdrücken, so wäre ich kein wissenschaftlicher Mensch, sondern ein Idiot.

Nicht einmal auf die unerklärlichen Thatsachen kann Herr Laßwitz seinen Grundsatz eingeschränkt wissen wollen. Gerade ein wissenschaftlicher Mensch ersten Ranges, John Herschel, würde ihm entgegnen: „Der vollkommene Beobachter wird in allen Teilen des Wissens seine Augen gleichsam offen stehend halten, damit sie sofort von jedem Ereignis getroffen werden können, welches sich nach den bereits angenommenen Theorien nicht ereignen sollte; denn dieses sind die Thatsachen, die als Leitfaden zu neuen Entdeckungen dienen." (Einleitung in das Studium der Naturwissenschaften. § 127.) Herr Laßwitz weicht also den Somnambulen und Medien aus; die Wissenschaft aber verlangt, sie vielmehr aufzusuchen. Wer den unbequemen Thatsachen „den Rücken kehren", ja sogar die erlebten „in der Brust verborgen" halten kann, hat eben keine Anlage zum Naturforscher; und wer das den mystischen Thatsachen gegenüber thun kann, die an philosophischer Bedeutung alles hinter sich lassen, der hat nicht die ersten Anlagen zum Philosophen, wäre er auch Professor der Philosophie.

Auch damit kann sich Herr Laßwitz nicht entschuldigen, daß er nur speziell gegen meine Mystik kämpfe. Ich habe es oft genug gesagt, daß ich an Mystik im eigentlichen Sinn des Wortes gar nicht glaube, sondern nur an unbekannte Naturwissenschaft. Der „Gesetzmäßigkeit der intelligiblen Welt" habe ich sogar ein eigenes Kapitel gewidmet. Die Wissenschaft dehnt sich beständig aus, und in demselben Maße verengt sich der Umfang der Mystik. Dies ist meine Meinung. Die Wissenschaft würde sich aber nicht ausdehnen, wenn sie nach den Grundsätzen des Herrn Laßwitz verführe, der im Tempel der Wissenschaft als Zollbeamter sitzt, und die neuen Thatsachen konfiszieren will.

Schließlich denuncierte mich Herr Laßwitz gar noch als einen gefährlichen Menschen, indem er sagt: „Führen solche Leute noch dazu eine gewandte Feder, so sind sie nicht ohne Gefahr für die Entwicklung des Bildungszustandes". Nehmen wir nun an, es würde mir gelingen, alle Deutschen zu meinen Ansichten zu bekehren, was wären die Folgen? Der Materialismus, der, wie Syphilis in den Knochen, unser soziales Leben vergiftet, würde verschwinden, und damit auch die sozialen Schäden. Wir würden

wieder an Unsterblichkeit glauben, und für die Begründung der Moral wäre wieder der Boden bereitet. Unser theoretisches Wissen würde also ausgedehnt, und zugleich würden praktische Vorteile erreicht werden. Die Gefahren, die Herr Laßwitz sieht, sind also imaginär. Ich will ihm nun aber sagen, welches eine wirkliche Gefahr ist: Wenn der Unterricht der akademischen Jugend Leuten anvertraut wird, die über Dinge, wovon sie nicht die geringste Kenntnis haben, in den Tag hinein reden; wenn solche Leute nicht nur entschlossen sind, selbst unwissend zu bleiben, sondern auch noch die in der Regel lernbegierige Jugend abhalten, sich gerade in den wichtigsten Gebieten zu orientieren; wenn solche Leute jeder neuen Idee einen Riegel vorschieben und den Begriff selbst der Wissenschaft fälschen, indem sie ein solches Verhalten auch noch als verdienstlich hinstellen: — dann allerdings liegt eine große Gefahr für den Bildungszustand vor. Und damit empfehle ich mich ergebenst, Herr Laßwitz!

Einen anderen Typus meiner Gegner führe ich in der Person des Herrn Hans von Basedow vor. Seine Verbindung mit mir leitete er durch einen Brief ein, der mir seine Absicht kundgab, einen längeren Essay über mich zu schreiben, wozu er — ich weiß nicht mehr ob überhaupt meine Schriften, oder nur — die „Philosophie der Mystik" nötig habe. Bei meinem geringen Interesse an derlei Dingen überlasse ich die Erledigung solcher Gesuche meinem Herrn Verleger zu beliebigem Verfahren. Mehrere Monate später besuchte mich Herr von Basedow und im Verlaufe seines sehr langen Verweilens wußte er mir über meine Schriften viel Schönes zu sagen, wiewohl ich nach dem Stande seiner Arbeit gar nicht gefragt hatte. Innerlich dachte Herr von Basedow freilich ganz anders, und es schwebte ihm ein solcher Essay vor, der mich wieder einmal als Leiche auf dem philosophischen Kirchhofe verscharren sollte. Es ging aber doch nicht recht an, diesen Essay selber zu schreiben. Herr von Basedow, um dem Münchner Publikum das Licht seiner Aufklärung zuzuwenden, gründete eine Zeitschrift unter dem nicht mehr ungewöhnlichen Titel: „Der Fortschritt. Zeit- und Streitschrift für Litteratur, Wissenschaft, Musik und bildende Künste. Mit Beilage: Münchner dramaturgische Blätter." In der ersten Nummer erfuhren die Münchner, daß Ibsen ein weltbewegender Dramatiker und nebenbei noch eine Verschmelzung von Aristoteles und Lessing sei. In der Doppelnummer 2 und 3 ließ Herr von Basedow einen Skribenten, Albrecht Rau, gegen mich los, der sich vor Lachen über meine „Philosophie der Mystik" den Bauch hält. Leider ist das Schmierblatt mit dieser Doppelnummer eingegangen, so daß die ernsthafte Begründung dieses Lachens dem Herrn Rau abgeschnitten, und das Münchner Publikum darauf beschränkt wurde, nur seine

Grimassen zu sehen, aber nicht mehr den siegreichen Gladiator, der seinen Fuß auf meinen Nacken setzt. Näher auf dieses Gemisch von krasser Unwissenheit und einfältiger Witzelei einzugehen, ist wohl nicht der Mühe wert, und so will ich denn auch Herrn von Basedow und Herrn Rau — par nobile fratrum — hiermit entlassen. —

Als drittes typisches Rezensentenexemplar gehört in diese Galerie Herr Dr. Moriz Brasch in Leipzig. Bekanntlich zerfallen die Schriftsteller in zwei große Kategorien: die einen haben neue Ideen, die anderen sind bloße Wiederkäuer. Sogar in die Reihe der Philosophen kann man sich als auch so Einer hineinschmuggeln, indem man bei größter eigener Ideenlosigkeit sich auf das Wiederkauen verlegt; ja man kann sich dabei sogar den Anschein geben, als verbinde man mit dem Tiefsinn des Philosophen den Scharfsinn des Kritikers. In diesem Sinne schrieb Herr Moriz Brasch eine „Philosophie der Gegenwart", welche sehr schwer ins Gewicht fällt, weil sie nämlich sehr dick ist. Nun lese ich zwar sehr gerne die Philosophen, aber nicht die durch das Gehirn eines Anderen hindurchgegangenen philosophischen Gedanken. Solche Gedanken, durch das Gehirn eines Wiederkäuers hindurchgegangen, sind nämlich meistens nicht wieder zu erkennen. Wie durch ein Vexierglas gesehen, kommen sie entstellt und verzerrt zu Tage, und es ist, wie wenn man eine Statue des Phidias, die ausgestellt werden soll, vorher über den Wendelstein herunterkollern ließe, oder wie wenn kristallklares Quellwasser in einem schmutzigen Becher aufgefangen würde. So wäre mir also das Buch des Herrn Brasch ganz unbekannt geblieben, wenn es mir nicht von befreundeter Seite gebracht worden wäre. Zunächst war ich erstaunt daraus zu ersehen, daß es in Deutschland von Philosophen wimmelt, und daß Herr Brasch durch diese ganze philosophische Litteratur sich hindurcharbeiten konnte und dann doch noch die Kraft hatte, 47 Druckbogen darüber zu schreiben. Das Rätsel dieser Riesenleistung wurde mir aber bald gelöst. Ich selbst nämlich war in das Buch, in welchem die Geister nur so auseinanderplatzen, nur als verschwindend kleine Nebenfigur kaum sichtbar hineingezeichnet. Dies wollte mir fast ungerecht erscheinen, weil bei der nicht mehr unbeträchtlichen Anzahl meiner Schriften kaum zwei Zeilen auf jede kamen. Indessen findet man ja auch in bloßen Skizzenbüchern oft meisterhafte Figuren, mit wenigen Strichen charakteristisch hingeworfen. Darin besteht wohl, dachte ich, die Kunst des Herrn Brasch. Ich war nämlich so naiv, zu glauben, er habe meine Schriften gelesen. Das wäre zwar nur gewissenhaft gewesen, aber es wäre zeitraubend gewesen, daher Herr Brasch auf ein anderes Verfahren verfiel. Er nahm das Schriftstellerlexikon des Herrn Professor Kürschner her, worin die bereits

erschienenen Bücher der lebenden Schriftsteller, sowie die unter der Presse oder in Vorbereitung befindlichen Bücher verzeichnet sind. Dem Ersuchen des Herrn Professor Kürschner entsprechend hatte ich nun als in Vorbereitung befindlich angezeigt: „Der metaphysische Darwinismus“ und „Die Mystik der alten Griechen“. Aber bei meinem geistigen Schneckengang holte mich Herr Brasch schnell ein, ja er kam mir zuvor, und da er bei seiner Riesenarbeit begreiflicherweise nicht einmal im Schriftstellerlexikon mich aufmerksam zu lesen Zeit hatte, passierte ihm das Unglück — es ist ja allen großen Philosophen das Antizipationsvermögen eigen — gerade von dem noch heute nicht erschienenen „metaphysischen Darwinismus“ zu sagen, ich bemühe mich darin „eine Art von Verschmelzung von Schopenhauer und Darwin zu bewerkstelligen“, ferner zu der damals noch nicht erschienenen Mystik der Griechen noch eine der Römer hinzuzuschlagen, dagegen er von den wirklich erschienenen Büchern keinen Inhalt, sondern nur Titel angiebt. Er nimmt nur die Schrift aus „Der Kampf ums Dasein am Himmel. Die Darwinsche Formel, nachgewiesen in der Mechanik der Sternenwelt. 1874“, und sagt davon: „Als reiner Darwinist zeigt er sich in dem Bestreben, das Prinzip der natürlichen Zuchtwahl auf das kosmische Gebiet anzuwenden.“ Da ich mir nun aber den reinen Unsinn doch nicht gerne in die Schuhe schieben lasse, mußte ich in der deutschen Schriftstellerzeitung (15. Mai 1888) entgegnen: Dieses Buch habe ich in der That geschrieben; da es jedoch in der dritten Auflage als „Entwickelungsgeschichte des Weltalls. Versuch einer Philosophie der Astronomie“ (1882) auf den fünffachen Umfang gebracht ist, so hätte wohl diese, nicht die erste Auflage angezogen werden sollen. Es ist mir aber in keiner der drei Auflagen eingefallen, das Prinzip der natürlichen Zuchtwahl auf die Astronomie anzuwenden. Dies ist vielmehr unmöglich und hätte zur Voraussetzung, daß die Fixsterne etwa Säugetiere wären und daß geschlechtliche Beziehungen zwischen ihnen beständen. Da dies meine Ansicht nicht ist, konnte ich nur das Prinzip der indirekten Auslese des Zweckmäßigen auf das kosmische Gebiet anwenden.“

Man sollte nun meinen, daß ein Schriftsteller, dessen litterarische Gewissenlosigkeit so schlagend nachweisbar ist, bestrebt sein würde, möglichst rasch Gras darüber wachsen zu lassen. Aber der Leser, der das meinen sollte, kennt den modernen Litteraten schlecht. Herr Brasch schrieb eine Replik und hatte sogar die Frechheit, sich zu verteidigen, indem er — seinerseits mich angriff! Er wirft mir vor, aus einer Mücke einen Elefanten zu machen und daß ich es „mit der Unsterblichkeit so eilig hatte“ und darum den „Metaphysischen Darwinismus“ schon vor dem Erscheinen angekündigt habe. Unmittelbar darauf aber kündigt er selbst, also auch vor dem

Erscheinen, eine zweite Auflage seines Buches an, — eine wenig geschmackvoll gewählte Gelegenheit.

Herr Brasch kann nun aber unmöglich die Frechheit haben, in dieser zweiten Auflage noch einmal zu sagen, daß ich in einem gar nicht existierenden Buche eine Verschmelzung von Darwin und Schopenhauer vornehme, daß ich eine Mystik der Römer geschrieben habe, und daß ich bei der leblosen Materie Zuchtwahl behaupte. Das Alles wird in der zweiten Auflage nicht stehen, und damit wird Herr Brasch selbst den Beweis liefern, daß alle meine Vorwürfe gerechtfertigt sind, und daß seine Replik bloße Flunkerei war.

Dafür wird aber in dieser zweiten Auflage — zu der ich dem Publikum schon jetzt guten Appetit wünsche — etwas Anderes stehen. Herr Brasch wird sich rächen, indem er, vielleicht sogar in eingehenderer Behandlung, — einen dicken Kritikerstrich durch meine Schriften zieht. Und so werde denn ich Unglücksgeschöpf meinem eigenen Leichenbegängnisse abermals beiwohnen müssen. Nur im fernen Indien giebt es Menschen, deren Leiden sich mit den meinigen vergleichen lassen: jene lebendig begrabenen Fakire, von denen ich schon einmal erzählt habe. Für den Leser, der sich für Mystik interessiert, wird dabei freilich ein Vorteil abfallen. Er hat vielleicht schon längst den Wunsch gehabt, solche lebendig begrabene Fakire zu sehen. Dazu braucht er nun nicht mehr nach Indien zu reisen. Er sehe mich an. Männer, wie Carus Sterne, Wolfgang Kirchbach, Moriz Brasch, Albrecht Rau, Kurd Laßwitz und noch andere haben mich schon eingesargt und behauptet, nun sei ich tot, mausetot. Nach einiger Zeit aber spaziere ich ganz gemütlich wieder heraus und — schreibe ein neues Buch.

Niklas, der Verräter.

Von Hermann Bahr.

(Madrid.)

Jedesmal — die Jungen wußten es schon wie eine verläßliche Regel — jedesmal, wenn der atemlose Professor mit dem ewigen Stockschnupfen, die Augen verthränt von einer immerwährenden, grundlosen Rührung, die jede Gelegenheit benützte, stotternd vor Hast, für die keine Ursache ersichtlich war, und immer ein feuerrotes, von Tabak geflecktes Tuch hoch in der Luft

geschwungen wie ein kriegerisches Panier, die deutschen Aufsätze zurückbrachte, jedesmal ereignete sich unabänderlich das gleiche. Jedesmal, nachdem er eines der blauen, mit Rotstift verbesserten Hefte nach dem anderen seinem Verfasser zurückgegeben, mit Lob und Tadel, Ausstellungen und Belehrungen, guten Räten und Vorschlägen für das nächste Mal, und wohl auch einige gelungene Stellen verlesen hatte als Probe und zur Aufmunterung, zog er sich mit dem letzten auf das Katheder und nach einer kleinen, bedächtigen Pause wie vor einer besonderen Überraschung, indem er von einem auf den anderen blickte, um die Wirkung zu gewahren, sagte er: „Einen aber habe ich zurückbehalten, weil er meine Erwartungen übertroffen hat und wirklich schön ist, wirklich ganz außerordentlich schön, so daß er wohl für ein Muster und Beispiel dienen kann, weswegen ich ihn ganz verlesen werde, in extenso. Es ist der von Niklas Nussen." Und mit seinem abgetragenen altmodischen Pathos, das aus Predigerton und Schauspielerei wunderlich gemischt war, deklamierte er ihn Satz für Satz, die schönen Wendungen langsam zwischen den Lippen zerdrückend, um ihnen allen saftigen Geschmack auszuziehen, mit gehobenem Finger, so oft er an Erfreuliches kam, um die allgemeine Aufmerksamkeit zu versammeln, und die dünnen, weißen Strähne flogen um seine graue Stirn, so warf ihn der Schwung der Begeisterung.

Die Aufsätze, denen immer diese nämliche Ehre widerfuhr, zuverlässig zwei Mal im Monat, waren sehr hochtrabend und ein bischen wirr und wenn sie viel Gefühl hatten, so hatten sie desto weniger Sinn. Es kam ihnen gar nicht darauf an, irgend etwas auszudrücken, jemals einen bestimmten Gedanken oder irgend eine Meinung, sondern nur auf den schönen Klang und die helle Farbe der Sätze. Sie versuchten nicht, irgend welchen Inhalt zu entwickeln, sondern nur eine prächtige und erstaunliche Form, die noch nicht da war, hatten sie vor. Das Wort „erhaben" wiederholte sich in ihnen und alles hieß gleich „ewig", und immer, wovon sie auch handeln mochten, fand sich zuverlässig der „tötliche Ingrimm der schnaubenden Lawine" drin vor, „des ersten Frühlings scheue Veilchengunst" und des „satten Herbstes braune Frucht", oder auch nur der „braune Herbst" allein — das „braun" war die Hauptsache. Um die Aufgabe selbst, den eigentlichen Vorwurf, der zur Behandlung aufgetragen war, kümmerten sie sich kaum; im ersten Satze allenfalls und dann höchstens noch in einem eilig angehängten Schlusse, der mit dem vorigen keine Verbindung hatte, so daß man ihre Überschriften ganz gut hätte vertauschen können und niemandem wäre es aufgefallen. Sie flossen dahin, ungebunden, zügellos, ohne Ziel, blos nach dem Fall der Töne und in heller Freude an sich selbst, wie es so gischte und stäubte. Es hörte sich gut an, das war nicht zu leugnen; nur freilich

dabei auch was zu denken, mußte man verzichten, wofür man jedoch, wer an so etwas Gefallen hat, durch eine reiche Fülle seltsamer Bildungen entschädigt wurde, die teils aus alten Schriftstellern zusammengelesen, teils aus dem Dialekte hervorgeholt, teils völlig erfunden waren. Eine eigentliche Rede, die eine Folgerung an die andere gereiht und einen richtigen Zusammenhang geknüpft hätte, war es nicht, sondern näherte sich mehr dem rhythmischen Verse, aus dem es doch wieder unbändig und überschwenglich herausbrach, alle Augenblicke, und mochte wohl, wenn man von der Genügsamkeit des alten Professors war, für eine poetische Weise gelten. Weshalb dieser es sich denn durch allen Widerspruch nicht nehmen ließ und gegen allen zweifelnden Spott seinen ungläubigen Kollegen alle Tage wieder in die Ohren blies, unermüdlich in seinem wachsenden Eifer, daß der kleine Niklas Nussen, der durchaus nicht aufmerken wollte in der Mathematik, so oft sie ihn auch nachsitzen ließen, und alle Wochen wenigstens einmal in die erste Stunde zu spät kam, weil er sich gar so gerne verschlief, ganz sicher noch einmal ein großer Dichter würde, hochberühmt und der Stolz des ganzen Landes. Es war ihm dieses ein seliger Gedanke und ein aufrechter Trost in allen Bitternissen der kleinstädtischen Alltäglichkeit ringsum, daß, wenn ihm schon viele Hoffnungen verwelkt und die Träume der Jugend nicht in Erfüllung gegangen waren, ihm doch dieses große Glück am Ende wenigstens beschieden, einen solchen Schüler bilden zu dürfen, in dessen Biographie denn sicher einmal auch der Name desjenigen nicht verschwiegen würde, der zuerst den Genius in ihm erkannt und gegen die hämischen Widersacher verteidigt, als noch alle an ihm zweifelten und keiner ihn liebte. So hütete er ihn mit ängstlicher Treue, wie seine eigene Zukunft, seinen eigenen Nachruhm, seine eigene Unsterblichkeit.

Er war aber nicht bloß der Günstling des alten Professors mit dem jungen Wertherherzen, sondern auch in die geistreichen Zirkel der kleinen Stadt lud man den schmächtigen, blassen Jungen gern, wo es Litteratur und Thee gab, bei freundlichen alten Fräuleins. Bald nämlich hatte es sich verbreitet, daß er wunderschön deklamieren konnte, Gedichte, Dramen, Monologe, was man nur wollte, aber recht trauriges am liebsten, mit vielem aus der Seele geschöpften Gefühl, just wie es den Damen gefällt, und einer lebhaften Betonung, die sich nicht immer eigentlich streng an den Sinn hielt, aber den Worten sicher jedesmal die süßeste Musik abzugewinnen verstand. Alle Sonntage so, in einer kleinen, der Freude an der Dichtung ergebenen Gemeinde, über die man viel lachte in der Stadt, besonders wer starkgeistig war, trug er Vers um Vers vor, mit vielem Geschick, unermüdlich, den ganzen lieben Nachmittag, und war recht glücklich.

Als er auf die Hochschule kam, merkte er gleich, wie es die anderen machten und es der allgemeine Brauch war, und that also eigentlich gar nichts, sondern, die blonden Locken im Winde und den verwunderten Blick in den Wolken, spazierte er nur immerfort gemächlich in der großen Stadt herum, durch die schaurigen alten Gassen mit dem drohenden grauen Gemäuer und über die leuchtenden Plätze mit stolzem, hellem Marmor. Es rauschte in ihm von Blütenduft und Frühlingsfreude und sein Herz war bewegt. Leise, indem er dazu gewaltsam mit den Armen schlenkerte, stammelte er vor sich hin, was ihm schönes vom Lesen her im Gedächtnis hing, oder auch eigenes, wovon ihm die Seele schwoll. Er träumte große Dinge, die so schön waren, daß es ja gar nicht anders sein konnte, als daß sie sich auch einmal wirklich ereignen müßten, ganz gewiß, wenn auch vielleicht erst nach einiger Zeit; allerhand wirres kunterbunt durcheinander und ohne rechten Verstand, aber in dem immer Gelegenheit war zu feurigen Ansprachen und wohlklingenden Reden. Manchmal träumte er, daß er an der Spitze eines frohlockenden Heeres aus reichem Siege heimzöge und zu den Jungfrauen redete, vor den bekränzten Thoren der Stadt, die ihn mit Lorbeer bewillkommneten, während sich die Kaiser vor ihm neigten; manchmal, daß er Bedrängte und Unterdrückte von einer Tyrannis befreit hätte und nun auf schäumendem Rappen unter die Jauchzenden sprengte, zu Würde und Bürgertugend zu mahnen; manchmal daß er den Menschen eine neue Kunst gebracht hätte, die Malerei und Musik und Dichtung alles zusammen wäre, und vor einem ernsten, leuchtenden Tempel auf dem Abhange des Hügels verkündete er das erste Mal ihr erlösendes Geheimnis der inbrünstig horchenden Menge. Das alles war sehr schön und er freute sich schon sehr darauf; aber das schönste, worauf er sich doch am meisten freute, war daran doch immer der günstige Anlaß, den es bieten würde, prächtige Worte und tönende Sätze zu formen und vor vielen vorzutragen; und wenn ihm dafür irgend einer mit dem gläubigen Vertrauen des alten Professors ein Stück Papier gereicht hätte: da dichte, ich werde es drucken und alle Welt soll es lesen, das wäre ihm wohl das allerliebste gewesen und seine überschüssige Thatenbegierde hätte es nicht länger not gehabt, sich in die Einbildung zu flüchten. So aber, weil der mächtige Drang irgendwie heraus mußte, beschäftigte ihn der Entwurf des Ungeheuren, das er alles künftig einmal zu vollbringen berufen und auserwählt, so viel, Tag und Nacht, unnachgiebig, daß er vorderhand gar nicht dazu kam, irgend etwas zu thun und auch keine Neigung verspürte, da ja sein Thatenbedürfnis dadurch vorläufig erfüllt war.

Einmal, zufällig, von einem Freunde, den er auf der Straße getroffen, geführt, geriet er in eine Versammlung, in der großer Lärm über eine Sache

war, von der er nicht viel verstand, sondern nur, daß irgendwem unrecht geschehen wäre und man sich dagegen auflehnen müsse. Das wurde von lauten Rednern mit Leidenschaft verkündet, und bejahrte, nachdenkliche Männer mannigfachen Berufes, die herum saßen, stimmten zu. Er dachte aber gleich, wie ihm nur einmal der Sinn der ersten Rede gegeben war, daß man das eigentlich viel wirksamer und nachdrücklicher sagen könnte und sich dieses Thema noch ganz anders ausführen ließe, in weit kräftigeren Fügungen, und er wunderte sich, daß diesen schwächlichen Ausdrücken und holprigen Wendungen zugejubelt wurde, die doch gar nicht wohlklangen, weder besonders geformt noch auch bloß mit dem richtigen Schwung vorgetragen, sondern eine ganz gewöhnliche Redeweise in alltäglichem Ton, so daß er den Beifall keineswegs begriff und sich nicht erklären konnte, warum denn eigentlich alle so begeistert wurden. Wie er dann, nach dem Versprechen an den Vorstand, das nächste Mal wiederzukommen, weil in dieser schlimmen Zeit alle zusammenstehen müßten, unentwegt, und es namentlich die Pflicht der Jugend sei, seinen langen, einsamen Heimweg wandelte, unter dem Monde, da, ohne daß er es gewollt hätte, wie im Traume und ganz von selbst, tauchte ihm Satz für Satz aus der sinnenden Seele, eine ganze Ansprache über diesen nämlichen Gegenstand, und wie er sich sie dann halblaut vorsprach, den Wert am eigenen Ohr zu erproben, da durfte er es sich wohl gestehen, ohne eine Einbildung der Eitelkeit zu fürchten, daß das ganz etwas anderes war und wohl eine unvergleichliche Wirkung üben müßte, vor der sie sich verstecken könnten, diese anderen schwerfälligen Stammler, wie er ja auch in der Schule schon immer alle übertroffen hatte, welches auch der aufgetragene Vorwurf sein mochte.

Und alle nächsten Male immer, so oft er nun regelmäßig in die Versammlung kam, widerfuhr ihm das gleiche unausbleiblich. Er wurde ärgerlich, mit welchem Unverstande sie die Sache verpfuschten, und seine Begierde wuchs, sie durch seine bessere Kunst zu beschämen. Lange aber fand er keinen Mut, wie er sich es auch vorsetzte, weil immer gefeierte Berühmtheiten das Wort hatten, und nach vielen Wochen erst, als er es nicht länger ausgehalten hätte, nahm er einmal so viel Kourage zusammen, sich dem angesehenen Führer zu vertrauen und, aufgemuntert, auf die Kanzel zu steigen, um seine Rede vor die Versammelten zu bringen, diese nämliche Rede, die er so oft sich selber vorgesprochen hatte, alle die letzten Wochen her, immer wenn er seinen langen, einsamen Heimweg ging, unter dem Monde.

Es war ein unerhörter Erfolg ohne Beispiel. Ähnliches hatten sie niemals vernommen und sie waren wie in Verzauberung. Der Sinn lief wohl auf das Gewöhnliche hinaus, wie sie es ja nicht anders begehrten;

aber welche Fülle der Töne, welcher Schwung, welche Gewalt! Sie wußten sich gar nicht zu fassen vor Rausch und Begeisterung und es war ein nie erlebter Tumult. Er war berühmt mit einem Schlage, und mußte nun allemal reden, in jeder Versammlung, unter wachsendem Jubel, da sie gar nicht zu ersättigen waren.

Der Vorstand, der sehr umsichtig war und sich nicht so leicht zufrieden gab im Dienste der Partei, sondern die Kräfte auszunützen verstand bis auf den letzten Tropfen, wollte aber noch höhere Pläne mit ihm. Er unternahm es, ihn auch in die Presse einzuführen. Ein Versuch, meinte er, könnte ja in keinem Falle schaden und dieser gelang über die Hoffnung, daß manche Feder neidisch wurde. Er war wirklich ein wahrer Hexenmeister, der unscheinbare Knabe mit den scheuen, eckigen Verbeugungen und der unsicheren, linkischen Geberde vor Fremden, ein Hexenmeister und Zauberer in Wort und Schrift, dem der Erfolg niemals versagte, und es währte nicht lange, daß er ein gemachter Politiker wurde, gleichwertig neben den alten Berühmtheiten, gekannt, geehrt, gesucht und ganz im Vordergrunde der Zunft. Es kam eine schöne Zeit über ihn, wo er nicht länger im Dunkel zu träumen brauchte, einsam und unbeachtet, sondern fröhlich vor aller Menge seine aufgespeicherten Vorräte auskramen durfte, so viel er nur angesammelt besaß an schönen Worten, stolzen, wohlgebauten Sätzen und bezwingenden Klängen.

Er hatte die Freude, daß der schöne Stil, in dem er schrieb und sprach, berühmt wurde. Man gab ihm den Vorzug vor den anderen, den redlich zu verdienen er sich bewußt war, und er gewann Namen und Freundschaft. Nur dieses eine freilich schmerzte ihn oft schlimm und niemals vermochte er es eigentlich recht zu begreifen, daß diese Bewunderung immer in den Grenzen einer Partei blieb, wie sich sein Ehrgeiz auch mühte, und niemals zu den anderen hinüber drang und daß es Leute geben konnte, dem Anscheine nach doch auch von Bildung und ohne bösen Willen und denen er niemals leides gethan, die wider seine wohlgefügten Sätze waren und sich dem Reize seiner Darstellung hartnäckig verschlossen und oft Worten und Reden anhingen, unglaublicher Weise, die sich mit den seinen in nichts vergleichen konnten, weder an Wuchs noch an Bau, wenn man nur etwas billig im Urteil war. Das blieb ihm ein Rätsel, darüber er sich vergeblich den Kopf zerbrach, wie sie so ungerecht sein mochten, so unzugänglich der wirklichen Schönheit und tauben Geistes; und immer wieder, wenn er im tiefen Fleiße der Nacht eine gelungene Fügung fertig gedrechselt hatte, deren er stolz sein durfte, oder ein besonderes Wort, seltsam gewunden und leuchtend wie eine köstliche Muschel, das ihm unvergleichlich schien, immer dachte er an seine Widersacher gerade zumeist und jedesmal dann erneute sich ihm

die fröhliche Hoffnung, daß sie sich nun endlich doch bezwungen geben müssen durch diesen stolzen Schwung und solchen rhythmischen Fall und seiner Kunst ihre Huldigung nicht länger versagen könnten, unmöglich. In diesem erlitt er manche Enttäuschung, die herb war.

Einmal brachte man ihm eine Zeitung der Gegner, die ihn schmähte, mit heftigem Angriff. Er las die giftige Verleumdung und dann, weil er dieses Blatt nie gesehen hatte, blätterte er ein wenig darin, von hinten nach vorne, bis er auf einen Aufsatz stieß, an erster Stelle, bei dem er verweilte. Es war da von dem Glücke der stillen, verzichtenden Tugend, der Ergebenheit in Gott und der Hoffnung auf das ewige Leben die Rede und er prüfte aufmerksam Satz für Satz. „Gott!“ sagte er dann, „ist das schlecht geschrieben, hölzern und ungefällig!“ und er rümpfte die Lippen wie über einen sauren Apfel. Und dann legte er's weg.

Es ließ ihn aber nicht los. Es folgte ihm und saß ihm in den Ohren. wie er sich auch ärgerlich wehrte, peinigte ihn der unnachgiebige Gedanke und verscheuchte den Frieden aus seiner Seele, wie viel eindringlicher, anmutiger und mächtiger sich das machen ließe, mit geringer Beschwerde, und daß eine schöne Gelegenheit da jämmerlich vergeudet war; und wider seinen Vorsatz, trotz allem Entschluß, zu wachsendem Ärger reihte sich ihm Wendung an Wendung, Abschnitt für Abschnitt, ein langer Aufsatz über dieses Thema der feindlichen Zeitung, reich und prächtig, mit funkelndem Wortgeschmeide geschmückt. Seine Arbeit, an die er sich gesetzt hatte, ging übel von statten, weil sein Geist immer wieder von dem vorgenommenen Plane abschweifte, welchen Zwang er sich auch gab, immer wieder nach dem nämlichen Ziele, von dem er nicht zurückkehren wollte, immer wieder zu dem nämlichen Vorwurfe, von dem er wie besessen war; und weil die Liebe zur Freiheit, die Unabhängigkeit des Bürgers und der Mannesstolz vor Fürstenthronen, die er zum tausendsten Male zu verkündigen eben sich anschickte, ihm schon ein bischen sauer wurden und alle Umschreibungen fast bereits erschöpft waren, während für das Gottvertrauen, den Verzicht der Demut und die bescheidene Zufriedenheit die Ausdrücke in reichem Segen und willig zuströmten wie aus einem jungfräulichen und unberührten Schachte. Und so, hartnäckig und unnachgiebig, gewährte es ihm keine Ruhe, mit immer heftigerem Andrang, bis er, mutlos zuletzt gegen die überwachsene Gewalt, allen Widerstand wegwarf, einen hastigen Ausbruch seiner Gedanken aufs Papier schleuderte und es ihnen zusendete, mit einem bitterbösen Brief, wie ungerecht sie an ihm gehandelt hätten und wären ihm dabei selber doch himmelweit unterlegen, was ihnen das beiliegende, ob sie es nun drucken oder zurückweisen wollten, hoffentlich klar und deutlich beweisen dürfte, ein für alle Mal.

Als Niklas Nussen seinem ersten Aufsatz in der „frommen Glocke", der Verwunderung erregte, einen zweiten und bald einen dritten nachschickte, da brach großes Ärgernis los unter den Freiheitsfreunden und die ganze Partei geriet in argen Zorn. Eine Beratung der Führer trat über den wichtigen Fall zusammen und harte Schmähungen wurden laut über die Untreue. Bloß der Vorstand, zum Glück, der in dem menschlichen Wandel erfahren war und manches erlebt hatte, sodaß er sich nicht leicht verwunderte, behielt den Kopf oben und die Besinnung kalt in dem siedenden Getümmel und ersiegte seine Meinung, daß, so beklagenswert ohne Zweifel das Ereignis, sei uns ein trauriger Beweis, wie die Sitten verfielen, man derwegen doch in dieser schweren Zeit eine verwendbare Kraft nicht gleich mutwillig ausstoßen dürfe, die nicht so leicht zu ersetzen wäre; und so werde man ihm zwar natürlich das Honorar verkürzen müssen, da Strafe nicht ausbleiben dürfe, schon wegen des bösen Beispiels, damit die Verwahrlosung des Charakters nicht um sich griffe, sonst aber doch besser thue, nicht völlig mit ihm zu brechen, da dieses nur den Gegnern unverhofften Gewinn bringen könnte, der eigenen Sache aber schweren Verlust, sondern lieber alles beim alten zu lassen, als wäre nichts geschehen; immer vorausgesetzt natürlich, daß er nicht etwa mit seiner Ehre auch sein Talent verloren hätte, was vorkäme, sondern auch weiterhin mit dem nämlichen Erfolge schriebe, so feurig, so aus dem Herzen heraus und so wirksam.

Der Vorstand mochte ganz ruhig sein. Niklas Nussen hatte von seinem Talente nichts eingebüßt, sondern bloß seine Ehre. Er schrieb nur desto wirksamer seitdem, wirksamer als jemals vor. Er übertraf sich selbst, jede Woche aufs neue, und verblüffte alle Hoffnungen. Aus dem Wechsel der Vorwürfe gerade und ihrem Widerspruch schöpfte sein Geist, der im Eintönigen bald flügellahm geworden wäre, täglich neue Schwungkraft und wenn er im Freiheitlichen sich ermüdet hatte, erfrischte er sich im Gläubigen und wenn er des Gläubigen satt war, schlürfte er desto begieriger die Freiheit.

An Achtung verlor er viel, natürlich, da nicht das Talent, sondern der Charakter die Hauptsache ist. Seine Freunde hießen ihn nur noch Niklas, den Verräter. Und sie ballten die Faust.

„Schau!" sagte er neulich, traurig und verwundert, und strich sich sinnend die störrischen Buckel seiner blonden Locken aus der bleichen Stirn. „Wie doch die Menschen sind! da giebt es welche, die schreiben immerfort das nämliche, alle Tage, und nicht einmal schön und sind sehr geehrt und verdienen viel Geld. Und mich sehen sie über die Achsel an, obwohl ich vielseitig bin, Abwechslung biete und mein Stil klingt, und bei allem Fleiße gewinne ich kaum genug, um mich mühselig durchzufressen. Das ist doch nicht gerecht."

Troll.

Soziale Novelle von Leonor Goldschmied.

(z. Z. München.)

I.

„Die Maien . . . die Maien! . . .“
„Allewetter, wo will das 'naus?! —“

Das arme, früh aufgestöberte Dorf, da stand es und glupte nun starr in die Landstraße.

„Ach, seht doch die Gelbtuten . . . Da! . . . und die Pausbacken . . . puh! . . . und da, da! über den Maien . . . ach, seht bloß . . . die alten, schwarzen Filztöb' . . .“

Das arme noch schlummertaumlige Dorf hatte die Sprache wieder. Es lachte und zwitscherte . . . das blaue Wunder war da.

M—trä—trä, m—trä—trä
M—trä—trä, m—trä—trä

Auch die Säuglinge hatten eingesetzt. Wie scharfe Strahlen gossen die Mütter ihr Zischen dazwischen.

„Du mein Gott, du mein Gott!“

Halbtaube Schlotteln hielten sich die Ohren . . . das Konzert war vollendet.

Auf dem Damm hatte das Volk sich rückwärts drängend gespalten. Junge Frauen mit strubbligen Haaren hoben wiegend die Arme; Männer, über die umgezipfelten Brusthemden die bunten Tragbänder nur, hielten die abgesetzten Pfeifen ungelenk nieder, und während hier krumme Muhmen die Runzelhände hoch über die alten Triefaugen schirmten, standen da Bursche, Mädel und Kinder, die Mäuler groß auf. Ja — das Wunder war nicht so leicht zu fangen!

Die Blaublousen knallten, gelbgolden waren die Trompeten vorbei geflinkert, die grünen Maien wupperten und büschelten vorüber und hinter dem Rasseln der letzten Blinkreifen war die Menge wieder zusammen gewogt.

Das Jungzeug sprang und zwitscherte schon rundum mit. Der Haufe Vernunft aber, Armut und — Leidenschaft, die schon zu Jahren gekommen, er hatte sich doch erst besinnen müssen, eh er — nun eh er auch nachruckte.

— — — — — — — — — — — — — — —

Vor der „Goldenen Henne“ blinkten die Striche und Flecken Gras noch frisch aus dem Sandplatz. Schräg über dem vollen, lichtgrünen Gewipfel

der Bäume am Wegrand verzwinkerte leise der Morgenstern. Nur lau strichen die frischen Winde der Dämmerung noch.

Hinter den roten Dorfspielern, die nun die ausgeschwenkten Posaunen matt vor sich hin hielten — da saßen ja nun Bursche und Mädel im Heu auf den Wagen und lachten fidel durch die alten Sprossen. Flachskarl und Braunfried kletterten gerade noch herauf . . . die Wagen waren ganz voll . . .

Der große blonde Inspektor Troll aber, auf dessen grauer, zeisiggrün umrandeter Faserjoppe tief die dunkelbraunen Geweihknöpfe glänzten, hatte sich eben in seinen hohen Wasserstiefeln breit vor den blaublousigen Fuhrknechten aufgepflanzt. Durch die etwas eingekniffenen Lider blinkten seine pfiffigen Augen. Er überblickte noch einmal das Terrain . . . noch einmal sein Siegesfeld . . .

„Ach, lieber, guter Herr, nehmt sie doch auch mit." Frau Heide, die der Gemeinde zur Last fiel, bettelte. Sie hatte ihre spröde Vicka ihm vorgeschoben.

„Wie alt bist Du denn, Kind?" Er hob der Dirne, welche die Augen niederhielt, leicht das Kinn.

„Vierzehn." Vicka hatte rasch einmal aufgeblickt. Troll sah in das verhärmte Gesicht der Mutter.

„Na, steig' noch hinauf."

„Ach Gott, ach Gott lohn's Ihnen."

Die arme Frau Heide schien glücklich . . .

Troll hatte sich, etwas selbstbewußter, schwer umgewendet. Jetzt hatte er genug! Er rief nach den Knechten und wollte eben in die Wirtschaft . . .

„Na, Vater! . . . ich sage doch, komm!"

Frau Blitzow hatte den alten Schütt mit dem halbsteifen Genick, der immer zu lächeln schien, von der Steinschwelle förmlich fortgezogen, als hätte sie den blonden Inspektor gar nicht bemerkt.

„Potz, Ihr habt Eile?" Troll stand schon breit vor ihnen, etwas pikiert. Der stramme Bursch da bei ihnen, der sich eben zum Gehen anschickte, sollte ihm nicht entgehen!

„Ä, Du Teufelsbursch!" Sozi hatte sich ihm geschickt entduckt, noch ehe er ihm mit seiner Knochentatze die dicken Lockenquallen im Nacken umspannt hatte. Aber er sollte ihm doch nicht entgehen!

„Ä, warte, Du — Du Teufelsbursch!"

Troll hatte seinen Teufelsburschen. Der Teufelsbursch lachte kurz. Dann aber ruckte er seitlich.

„Na — so laßt doch los!"

„Ist wohl Eure Pflanze? He? Was? . . . Seht mal an . . . ist ja 'ne ganze Staatspflanze! . . . 'ne gan—ze Staatspflanze!!"

Der unentbehrliche, große Inspektor Troll hatte die Fäuste eingestemmt und schüttelte bewundernd sein großes Haupt. Und Frau Blitzow — Frau Blitzow war zu wenig Meisterin in der städtischen Kunst! Aus ihren bleichen, energischen Zügen war ihr ganzer Mutterstolz, von Trolls imposanter Autorität befestigt, feierlich aufgeleuchtet . . . Frau Blitzow konnte nicht mehr unfreundlich bleiben. Der blonde Troll hatte Augen gefunden. Aber der blonde Troll — jeder Sieg that ihm leid, der unausgenutzt blieb! . . .

Der alte Schütt lächelte noch immer, als auch sein Enkel sich nun an die Wagen bequemte. Nur als er ihn etwas still und mürrisch da oben sitzen sah, fing er an, das alte, steife Genick stärker hin und her zu drehen. Und jetzt war es der alte, vornüber gebeugte Schütt, der voran trippelte, ehe Frau Blitzow nachkam. Aber ihr Vater, der lächelte ja noch immer, nur das arme ungelenke Genick etwas mehr hin und her würgend. — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Der Zug war aus dem Dorfe wieder heraus. Aus dem Lichtsaum des Horizontes quoll die Sonne, eine rote Glutkugel auf die grünen Wiesen, über welche der alte Schütt aus seinem niedrigen Fenster unter dem geflickten Schindeldach freundlich hin lächelte. Das alte, dürre Genick war wieder ruhiger. Jetzt schaute er gerade in die Sonne. Sie blendete noch nicht. Sie war in ein schönes, zartes Orange übergegangen. Der alte Schütt pflegte noch immer, wenn er nicht schlafen konnte, gern nach seiner Sonne zu schauen . . .

Das emsige Harken in dem kleinen Vorgarten unter ihm hatte plötzlich aufgehört. Der alte Schütt lächelte langsam zu Frau Blitzow herum. Frau Blitzow stand, die Hand hoch an den aufrechten Stiel der Harke, und horchte, etwas geneigten Kopfes:

M—trä—trä, m—trä—trä . . .

Leicht und hell, war es noch leise herüber gefallen. Der alte Schütt aber versuchte vergeblich den armen, steifen Kopf richtig zu schütteln.

„Der Rüb'ntaifel . . . der Rüb'ntaifel . . ."

II.

„Na, zum Kuckuck . . . Ihr müßt aber aufpassen!"

Der dicke Aufseher Ribbe, der sich ganz tief gebückt hatte, richtete sich mühsam wieder hoch.

„Seht Ihr denn die Runkelknirpse nich, was?! — daß Ihr mir die schönen Prachtköppe stehen laßt! Verstanden?!" . . .

Ribbe stand wieder in Lebensgröße. Ribbe war sonst gemütlicher. Aber das Bücken! . . . Es hatte ordentlich geknaxt! Und er sah jetzt noch dunkelroter wie sonst aus . . .

Hinter dem jungen Volk aber lagen schon ganze Felder von Runkelknirpsen mit ihren kleinen, verstümmelten Blättern herum. Vor ihnen liefen freilich noch lange, hellgrüne Linien von vollen, stolzen Krautbüscheln über dunklen, erdigen Gängen zusammen. Aber dennoch . . . die Hände gefaltet, zwischen grauen Wänden bockfteif zu sitzen und immer nur den Herrn Trute anzusehen . . . und hier, sich frisch zu rühren, auf allen Vieren zu kriechen . . . und nur so zu wühlen in Erde . . . zu wühlen . . . Ja, das war doch was anderes! . . . Und wie warm schon der Boden war, und wie licht die Sonne die hellgrünen Blätter machte . . . Man sah fast alle die kleinen Äderchen . . . Ja, das war doch was anderes! Es war beinah wie ein Sandspiel . . . Sie neckten sich noch . . .

Was aber war denn heute dem Sozi? Marga Brand, seine Nachbarin daheim, die vor ihm kroch, hatte sich eben wieder nach ihm umgesehen . . . Er machte ja einen ganz Ernsten! . . . Und — ja, er sah sie gar nicht an!

„Da, Staatsflanz'!" Rückwärts über die Schulter hatte sie plötzlich so ein Büschel fliegen lassen.

„A—uh!"

Über das bloße Bein, in das sie eben Langhans, den das Kraut statt ihrer lockigen Staatsflanz' getroffen, derbe gekniffen hatte, zog sie das ausgeblichene graue Kleidchen, das sich ihr in die nackten Kniekehlen eingefältelt hatte. Da aber hatte sich auch die Staatsflanz', die Locken zurückschüttelnd, etwas aufgebückt und die harten, stahlblauen Augenringe ganz wenig, aber bohrend zu Langhans erhoben . . .

Ein kurzer, breiter Schatten tauchte vor ihnen auf . . . Aufseher Schleck.

Aufseher Schleck stand, auf dem Rücken die Hände, und sah zu.

Die Arbeit ging weiter — — — — — — — — — —

Allmählich waren die Schatten der Büschel ganz klein und rundlich um die Mitte zusammen geschrumpft. Die Sonne glühte fast weiß, von ganz oben herab. Der dunkle Acker selbst flimmerte weißlich in die Mittagsluft.

„Aber lieber Troll . . . Sie machen keine Umstände . . ."

Die wackeren Arbeitsleute, die aus dem dicken, dunkelgrünen Waldmoos lang hingestreckt in die Tannenkronen geträumt hatten, saßen plötzlich hinter den stumpf bläulich grünen Wachholdersträuchern am Wegrand halb auf und spähten vorsichtig um die Büsche.

Leises Kichern . . .

„Pst! Stille!“

— Der große blonde Inspektor Troll, hoch zu Roß, zierte sich ja wie ein Mädchen, da . . . neben der mächtigen Mannesgestalt des Amtmanns . . . unter dem der breite, irische Falbe — das einzige Pferd, das ihn lange aushielt — etwas eingedrückt trabte . . .

„Sie wissen, Troll, was auf dem Spiel steht . . . für uns.“

Baron von Harten fühlte sich wieder einmal solidarisch mit seinem Inspektor.

„Herr Baron können sich . . . äääh . . . ganz auf mich verlassen.“

Der glückselige Troll süßelte.

„Schon gut, lieber Troll.“

Über des Amtmanns Gesicht war es sonnenhaft hingeflogen, rasch aber hatte er sein Lächeln verkniffen.

„Also — pro Tag und Kopf . . . —“

Sozi hatte sich in das Moos zurückgeworfen. Die Augen fast zu, hörte er deutlich nach innen hinein hinter den eingepreßten Lippen das kurze Schaben und Knirschen der eigenen Zähne . . . . . die Hufe waren weich ausgehallt. Während die dummen Schafe um ihn her sich noch die Köpfe zerbrachen, lag Sozi einen Schein blässer da . . .

„Pro Tag . . . und . . . Kopf . . .“ Ihm blieb's im Ohr. — — Vom Gutspark herüber war der letzte schwere Schall der Glocke verklungen. Am Waldsaum entlang war es lebendig geworden. In der windstillen Schwüle standen die Tannen wie tot. Es raschelte nur. Dürre Zweige knackten.

„Ihr kleinen Schmutzfinken.“ Schleck und Ribbe, die den Kindertrupp führten, streichelten Einigen die Strubbelköpfe. Die zuletzt feucht herein hängenden Haare heraus zu streichen, waren sie sich mit den schmutzigen Fingern oft über die Gesichter gefahren. Kreuz und quer liefen die Striche und Tipfe darüber hin. Sie sahen fast wie tätowiert aus.

„Na, nur vorwärts, ihr Dreckhamster, ihr.“ Ribbe trieb gutmütig.

„Vorwärts, vorwärts ihr Schmierfritzen . . . ihr — Schornst'nfeger!“ Schleck wollte offenbar Ribbe nicht nachstehn.

Die Augen zu Boden, stapften die lachenden Schornst'nfeger weiter.

Jetzt aber hatten sie alle die Köpfe rechts nach dem Parkgitter zugereckt. Wie Thürgelnarr war es kurz herüber gedrungen.

„Na, was gafft ihr denn?“

„Marsch, marsch!“

Schleck und Ribbe drängten.

In der breiten Thüröffnung des hohen, halb von dunklem Epheugerank überwucherten Steinquaderbaus hatten sie aber doch noch auf der grauen Schwelle hinter einem leichtschiefen Rücken etwas wie eine weiße feierliche Binde und eine schräge Sammtkappe darüber zu sehen bekommen. Ätsch!

„S'is Kirche." Marga tuschelte voll Ehrfurcht.

Da knarrte es wieder. Die alte Thüre hatte sich langsam zugedreht. Es raschelte nur wieder am Waldsaum.

Tiefe Orgeltöne quollen . . .

— — — — — — — — — — — — — — —

„Da."

Ribbe hatte seinem Kollegen Schleck etwas Glattes in die Hand gedrückt. Sie standen, den Kindern, denen die Sonne gerade voll in die schrägen Nackengruben fiel, halb den Rücken zukehrend, dicht beisammen. Schleck aber hatte jetzt den rasch zurückgebeugten Kopf wieder von hinten aufgerichtet.

„Uf!" Ribbe nahm das Glatte zurück. Es war irgendwo verschwunden, Schleck schielte noch nach dem Herrenhaus herüber.

„Für'n jungen Herrn is wohl auch keine Kirche nich?"

Ribbes dicke Quellaugen sahen in die Richtung, aus der Schleck seine kleinen Mausdinger eben zurück geholt hatte.

An einem Fenster des ersten Stockes unter dem alten Giebelschloß war ein dunkler, blasser, fast mädchenhafter Kopf, in die rechte Handbucht gestützt, deutlich sichtbar geworden.

Ribbe hatte sich dicht an Schleck gebeugt. Die rote Hand seitwärts an die bläulichen Lippen gelegt, berührte er beinahe Schlecks Backenknochen.

„Für den is ooch bloß Himmelfahrt . . . in' Kalender."

„Ääh!"

„Laß'n duseln." — —

Rudolf duselte nicht gerade.

Seine braunen Blicke hatte er starr über den arbeitenden Kindern fern im Horizont hängen. Rudolf von Harten hatte sich doch wieder einmal versonnen ...

— — Unter dem Schatten eines mächtigen Salacot hockte, die Beine überschlagen, im dürren Sand . . . ein Pojole —

Rudolf sah ihn ganz deutlich vor sich, im Horizont.

— Der Pojole kaute.

Ein Grinsen des Genusses hielt die Negerbronze seiner tierischen Züge geweitet . . . erhellt.

„Ooh!" die braungelbe Hand lag hohl auf dem Piñahemd. Der Pojole war mit dem Kauen fertig. Die Augen geschlossen, schnalzte er in die Luft . . . das rohe Zuckerrohr hatte geschmeckt —

„Noch heute ohne Arbeit Tier, wie seit Urzeiten!"

Rudolf murmelte es in die Fensterscheibe.

— „Da, da habet Ihr auch etwas, Euch das Leben hienieden schon lieblich zu machen."

Vor einer Menge weißer, sentimentaler Jünglinge, die noch Zöpfe trugen, hielt ein Forscher vorsichtig eine schmutzige, erdumkrustete Rübe hoch.

„Aber vorher — Mühe und Schweiß!" —

Rudolf hatte den weißen Forscher deutlich näseln hören.

— Aus einer klugen Maschine rieselte schmierigen, klebriger Dicksaft. Jetzt lag er in fünfeckigen Blechkästen zu einer lockeren, brechbaren Krystallmasse erstarrt. Und jetzt . . . jetzt kniff ein junges Prinzeßlein ihr kirschrotes Mäulchen ein und schnalzte deutlich . . . wie der Pojole . . . Auf ihrem Züngelchen war ein kleines weißes Viereck so süß zergangen. —

Rudolf, aus seinen Visionen wach, mußte lächeln. Einen Augenblick kam er sich als ein genialer Konzentrator, ein großer Verdichter — Dichter vor.

„Ach was, alle Welt muß, muß dichten! Was dichtet nicht? Auch die Natur — aus wüster Unform funkelnde Krystalle."

Von dem Monolog aber war jetzt die Scheibe angelaufen. Da traf sein Blick den Hauchüberzug und darüber das hockende Kindervolk. Er war jäh verdüstert wie nach innen zurückgezuckt.

— Groteske Figuren, rotkupfern umrandet, von blinkendem Stahlblau auf Kesselwölbungen . . . Prustender, wölkelnder Dampf . . . Surrendes Riemengeschwirr . . . Berußte Männer . . . Bleiche Frauengesichter und . . . —

„Kinder! Oh! Durch Arbeit Mensch aus dem Tier! Und wieder Tier aus dem Menschen durch Arbeit?!"

Rudolf hatte sich gewaltsam aufgereckt. Ihm war etwas schwül geworden. Er hatte wieder die schmutzigen Kinder in ihren Lumpen gesehen . . .

Da, vor ihm wedelte sein guter Alwa.

Der Mittelname des großen Edison war Rudolf von Harten gerade gut genug gewesen für sein chinesisches Windspiel.

„Lump, was meinst Du? . . . Jammerkruste! Nicht? . . . Was, Du guckst mich an wie ein Mensch?"

Alwa hatte ganz ernsthaft zu ihm aufgesehn.

„Guck in den Himmel, Bestie! . . . Meinst Du gar — Entjammerung der Erde!? . . ."

Der gute Lump bellte vor Freuden laut auf.

„Staubquintessenz! Lumpchen . . . Staubquintessenz!"

Lump wurde stille. Staubquintessenz war ihm zu hoch.

III.

Aus dem kleinen Lichtkegel, der aus der Mitte des zwitterdunklen Hofes leicht ausflimmerte, war eben ein helles Scheibchen auf graues Gefaser getanzt und hatte sich an den zierlichen Zacken eines braunen, polierten Geweihknopfes gestoßen . . . Kein Zweifel: Troll!

Hinter den Bottich aber wippte das Licht über eine Schaar müder, bleicher Gesichtel; über ihre Köpfe hin hatte es ganz matt auf Schlecks, auf Ribbes rötlichen Finnenfeldern Halt machen müssen.

„So, nun hängt das Ding."

Dem großen Troll, an dessen blonden Vollbart das Licht nun von unten heran schien, war es gelungen, das kleine, helle Laternenrund in den krummen Nagel zu zwängen, dem alten Holzbrunnen mitten auf die Brust . . .

„Na, nun scheuert euch mutig!"

Doch der große, unentbehrliche blonde Troll stand noch eine Weile da. Er stutzte. Dann aber war er davon gestapft, in das Dunkel.

„Himmel und Hölle!"

Der große Troll war sich mit der breiten Tartsche über die Augen gefahren. Er mußte sie loswerden, diese Jammerbilder! Aber immer wieder kam es zurück, was er eben gesehen. Diese verdreckten Gesichter . . diese äh, diese scheußlichen, geschwollenen Augen . . . die beinahe erdumrindeten, nackten Zehen . . . und äh! . . . diese ekelhaften aufgeborstenen, blutüberzogenen Wühlhände . . .

„Himmel und Hölle!"

Der große Inspektor fluchte innerlich über seine Weichherzigkeit.

„Schlapphans." Der große Troll titulierte sich halblaut.

Aber sie glupten ihn immer wieder an, so ernst, so still, die armen Dinger!

Es war klar, jetzt konnte den großen Troll nur die große Anguste aus der Küche retten . . . . .

— „Ä, so flennt doch nich so. Erde reinigt."

Mit Ribbes etwas rauherer Stimme war aus dem Dunkel solch ein süßlicher Geruch gedrungen, gerade zu Sozi. Sozi war fertig und ins Dunkel getreten. Marga, die sich noch wusch, hatte ihn gesehen. War das wirklich noch Sozi? . . . Sie war beinahe zusammengeschauert . . . Der sah ja ganz unheimlich aus . . .

Das letzte Wasser wurde von den nassen Händen in den Bottich zurück gespritzt. Es klitschte und klackte. — — — — — — — — — — —

Um die langen, grünlichen Tische mit den Kreuzbeinen, von denen es aus braunirdenen Töpfen in das dürftige Licht von den Wänden leicht

dampfend aufstieg, hatten sich endlich alle, etwas erfrischt, in dem leeren Unterraum der großen, rot ausgelegten Scheune herum setzen müssen. Auch die Aufseher waren fort. Es war fast andächtig still geworden.

Nur ein emsiges Schlürfen war hörbar.

Dann war von den voll in die Mäuler der tief sich zu beugenden Strubbels fahrenden Zinnlöffel der schwache Glanzschein auf den stumpfen Rändern verschwunden. Von den leicht ausgebauchten Rundwänden der Töpfe wurden auch die letzten Breispuren geschabt und geradt. Und jetzt waren die dicken Löffel in den sauberen Töpfen rasselnd ertrunken . . .

Die meisten hatten sich erhoben und standen müde in Gruppen.

Feierliche Erwartung . . .

— „Wir woll'n lieber Geld." Der rote Franz hatte sich dummdreist halb zu Schleck hingewendet, als dieser wieder kommend ihm noch auf die Schulter klopfte, mit dem Trinken doch anzufangen.

Troll aber, der eben, gefolgt von Ribbe, auch noch hereintrat, hatte es gehört.

„Habt keine Bange . . . Trinkt . . . Bier stärkt."

Troll war näher getreten.

„Ich heb' euch das Geld auf . . . Wir sind ja bald fertig."

„Ihr könnt's verlieren." Schleck hatte es wieder für nötig gefunden, zu sekundieren.

Schon aber hatte sich Sozi mit einigen andern nach der Thür geschoben, und kaum gewendet nur kurz und dunkel vor sich hin gestoßen.

„Wir raxen nicht mehr. Wir woll'n heim."

„Wiie?!"

Der große, unentbehrliche Inspektor Troll stand da! Er hatte sich halb zu dem Lausbuben herabgebeugt. Sein Gesicht war etwas rot, sein Blick drohend voll und stark.

„Also, iihr, wollt — die Arbeit — niederlegen?!"

Troll glaubte noch, sich verhört zu haben.

„Da seht."

Und langsam die dicken, rotumlaufenen Augen aufhebend hatte jetzt auch der rote Franz noch die aufgeplatzten Hände zu ihm aufgestreckt.

Ja, zum Teufel! Das Dreckpack wollte meutern! Es war klar wie der Tag!

Der große Troll, tiefrot, sprühenden Blicks hatte die Sprache verloren . . .

„Wir sind keine Tiere." Es kam nur leise gemurmelt.

Mit Troll aber war es zu Ende.

Laut schallend hatte es geklappt . . .

Der rote Franz war aufheulend und sich die Backe haltend zurückgestolpert . . .

„Unverschämter Bursche!"

Der große, unentbehrliche Troll hatte die Sprache wieder. Das erschreckte Pack aber war schon wieder an die Stiege geflüchtet, die herauf ins Heu führte.

„Marsch, marsch! Und hinauf!" Von Ribbe und Schleck treulich gefolgt war Troll den Letzten scharf nachgetreten.

Die blonde Staatspflanze aber wie einige andere bekamen noch ermunternde Püffe, daß sie an ihre Vorgänger hart heranturkelten.

Troll war sehr, sehr gut, aber — wehe, wenn Troll böse wurde . . .

Schleck, die abgenommenen Laternen in der Hand, hatte die Thüren schon wieder aufgestoßen.

„J, da soll doch . . . die Jungen sind ja schon döller wie die Ollen . . ."

Ribbe schleppte sich langsam nach. Er grunzte.

„Döller wie die Ollen!"

Schleck hatte wieder das letzte Wort gehabt.

Troll aber war ihnen mit seiner Leuchte schon längst voraus.

Der große, blonde Inspektor hatte ja auf einmal all seine ruhige Bedachtsamkeit eingebüßt . . . Der Schein seiner Laterne flog fast über die Holpersteine vor ihm her . . .

Der große, unentbehrliche Inspektor Troll! Ja, er hatte gewußt, was auf dem Spiele stand . . . für sie beide . . . für den Amtmann — und ihn!

IV.

Dem morschen Zaun der Sitten — einen Fußtritt! Bunt durcheinander lagen da oben die erschreckten Dinger herum. Das Sandspiel, ja das war längst zu Ende — und das Necken auch! . . . Die Mädchen schluchzten noch unterdrückt, die Bursche lagen stumm und gleichgültig da.

„Hört auf zu plärren und schlaft!"

Der Blitzbub, der Sozi hatte noch seine letzte Kraft und Energie aufgeboten. Dann ließ auch er sich langhin fallen. Er schien sich ergeben zu haben.

Allmählich war das Rascheln und Knittern des Heus verzirpt. Das ganze Volk lag schwer da . . . Eingezogener und ausgestoßener Atem nur ging, wo nicht aus den von einander starrenden Lippen der hinten überliegenden Köpfe lautes Schnarchen schnurchelte, rasselte. Ganz zart

waren die Hauche sichtbar in dem Wehen der frischen Nachtluft, auf dem die Strahlen des Mondes in die kleinen offenen Lukenvierecke des langen, schrägen Dachgiebels hereingeschwommen kamen . . .

„Oh!"

Sozi hatte sich stöhnend von der Seite auf den Rücken gewälzt. Seine sich aufthuenden Lider fielen in das Stück Nachthimmel, das die Luke wie eine stumpfe lichtblaue Scheibe schloß. Oben, ganz in der Ecke blinkerte noch ein lieber, frommer Stern . . . Sozi hatte den Kopf etwas seitlich geneigt . . . der schöne Stern war verschwunden . . .

Die Lider waren ihm wieder leise zugeglitten. Doch jetzt . . . der arme Schläfer lächelte ja?!

— Das Geblinker des hellen Sterns war wieder da! . . . da, auf einmal — der kurze Strahl, der immer wie eine Zunge vorleckte, der hatte sich — auf einmal — zu ihm ganz tief herabgebeugt und ihn, oh!, sanft, sanft mit sich heraufgezogen . . . Und jetzt, ach, jetzt war er oben, auf der hellen Blinkinsel mitten im blauen Himmel! —

Wie sah der Schläfer nun aus? Traurig, erschreckt? Er schien nach Luft zu ringen . . .

— Er war wieder herabgefallen von seinem Stern . . . tief in den dunklen Acker da unten . . . Da stand ja sein Großvater gebückt, mit rotem Gesicht und wühlte . . . Plötzlich aber lag sein guter Großvater ganz glutrot im Bett, faselte wirr durcheinander, Eis auf dem Kopf . . . Dann sah er noch, wie in der Küche die Mutter die Schürze vor das schluchzende Antlitz zog . . . Und dann — lächelte sein guter Großvater mit dem armen, steifen Genick wieder so freundlich . . . sein guter Großvater hörte gar nicht auf zu lächeln — —

Sozi lächelte auch . . .

— Auf einmal aber war er mitten im Menschenknäul in der großen Stadt, ganz wie damals.

— „Klapp, klapp . . . Klapp, klapp . . ."

Die düster heranschreitende Schar von feiernden Arbeitern hielt vor dem Bau.

„Knechte . . . Verräter!"

Wüster Lärm . . . Silberne Helmadler . . . Breite in die kreischende Menge sich einkeilende Pferdebrüste . . . Blitzende Säbel . . . Sein Vater?! . . . Blut! — dann Totenstille . . . .

Nur die liebe Sonne gaukelte auf dem Blut — — —

Entsetzt war Sozi aufgefahren. Starr hing aus den weitoffenen Lidern sein Augenrund vor.

„Oh!“

Mit einem tiefen Seufzer war er zurückgesunken. Er hatte Marga erkannt, die vor ihm lag. Schlaf aber fand er nicht wieder. Er sann und sann, sich den Traum zurückzurufen . . . Einige andere schienen auch wach zu sein . . . Ja, hatte es jetzt nicht dicht hinter ihm geraschelt?

„Du mußt die Frau sein.“

Es kicherte leise, neckisch.

„Ach Du — Du willst Mann sein?! . . .“

Noch ehe sich Sozi ganz herumgebeugt, fiel auch vor ihm ein Arm über einen dunklen Kopf schwer ins Heu. Es stöhnte und raschelte.

War das nicht Marga?

Sozi hatte sich, den Atem beinah verhaltend, mit suchenden Augen weit vorgebeugt.

„Bist Du's, Sozi?“ Er prallte etwas zurück.

Aus dem hellen Mondfleck vor ihm war es gespensterhaft aufgetaucht, blaß, in tiefschwarzen Haaren . . .

„Marga, bist Du's? . . .“ Er hatte sie an der Stimme erkannt, wie sie jetzt ihn.

„Hast auch geschlafen?“ Sie gähnte etwas und fuhr sich mit der Hand über die Stirn.

„Nicht recht.“

„Warum denn? . . .“

„Ach, laß . . .“

„O, Du!“ Sie war ihm ganz nahe. Ihr Atem traf ihn.

„O Sozi.“ Aus dem Hauch durchfuhr es ihn schmerzlich. Auch er beugte sich langsam an sie . . .

Vom Hofe krähte ein früher Hahn hellauf. Da lösten sie sich in dem Mondfleck . . . Nach einigem Rascheln lagen sie wieder . . .

Doch bald hockte Sozi schon wieder halb auf. Neben Marga, die sich nicht regte, spähte er scharf in den schrägen Dachraum. Ganz still, ganz regelmäßig kam ein leises Schlürfen heran. Was? Das war ja Langhans, der da kroch!? Langhans hielt hockend, ganz nah am Licht. Er sah fürchterlich blaß aus. Und nun, langsam beugte er, auf die Linke gestützt, sein aufgerissenes Gesicht, zitternd und bebend . . . worüber? . . . über . . . Marga?! Und jetzt tastete er mit der Rechten, wie verzückt über etwas hin . . . über Marga's . . . bloße Beine??! . . .

Mit einem grellen Aufschrei war Langhans, die tastende Hand auf der Brust, zur Seite ins Heu geschlagen. Sozi hatte sich leise, katzenhaft leise herübergebeugt . . . und da! — — — — — — — — — — — —

„Troll daheim, Troll am Walde, Troll am Brunnen, Troll in der Scheune. Troll, Troll, Troll — Langhans!“ Über Sozis Netzhaut war es blitzhaft gezuckt . . .

„Ja, was gafft ihr?“ Die erschreckten Kinder, die alle wach den wieder beruhigten Langhans umdrängten, sahen Sozi verblüfft an die Stiege treten.

„Ihr könnt ja bleiben. Ich geh.“

„Ich erst recht!“ Der rote Franz stand vor Sozi.

„Laß mich vor.“ Franz war schon an den überragenden Leiterstangen.

Den andern stand die Arbeit wieder vor Augen; die Zehen und Hände schmerzten sie wieder; und sie waren doch auch nicht weniger mutig als Franz und Sozi.

„Ich schau nur, wo's 'nausgeht.“ Franz rief es von unten noch.

„Wir woll'n gleich mit.“

Nachdem Franz aus dem fahlen Lichtschein des Thürspalts hinausgehuscht war, hatte Sozi jetzt Mühe, die andern zurückzuhalten. Allmählich aber waren auch die meisten eins nach dem andern leise, behutsam herunter gekommen. Sie stellten sich, Franz erwartend, dicht an die Thür . . .

„Das große Steinthor is zu.“ Durch den breiteren Schein der aufgezogenen Thür hatte sich Franz wieder geschmeidig hereingezwängt.

„Aber da seht!“ Mit leisem Triumphgezischel hielt er einen alten Holzstöpsel hoch. Von den noch herab Kletternden blieben einige lauschend auf ihren Sprossen stehen.

„Kommt . . . hier gleich . . . im Park . . . durch die Pfort' . . .“ und auf den Zehen, sich vorbückend, zog er den ersten Willenlosen hinter sich her. Dahinter im Gänsetripp auf den Zehen die andern . . .

„Ooh.“ Unten an der Stiege war noch eins fehl getreten und hatte laut aufgewimmert.

„Pst! Stille, stille!“ Der Letzte hinter Marga zischte Sozi von den oberen Sprossen . . .

Hinter einem kurzen Rattern ein Aufplutsch! . . . Marga konnte sehen und sicher von der letzten Sprosse auf den Boden treten, auf dem das herabgewühlte Heu lag.

„So, Marga!“

Sozi hielt den alten Schweden, den er aus der zerknullten Schachtel in der Tasche hatte, noch vor. Jetzt war auch er herab und dicht hinter ihr schon am Ausgang. Sie streckte die Rechte zurück, ihn nach sich zu ziehen.

„Soo—zi!?“ Jetzt aber stand sie plötzlich zurückgewendet, sich wehrend still, da er sie vorwärts schieben wollte.

„Laß'! 's wird ausgehen. Sie werden wach!" Und den verglimmenden Funken, der ihm heiß an die Finger heran geglüht war, am Boden lassend, hatte er Marga noch rasch vor sich heraus gedrängt . . .

V.

Was? Das waren ja wieder, da links auf dem Feld, die dicken Prachtköpfe, die sie von den Runkelknirpsen befreit hatten . . . Ja, da guckten sie ordentlich dickstolz zum Mond und warfen ihre Schatten breit unter sich . . . Und richtig, weißlich schimmerten dort auch die ausgedehnten Besitzungen der Rübenkönige . . . die Äcker . . .

Die Flüchtlinge hatten sich von dem ersten Schreck vor der Freiheit erholt. Sie sprangen beinahe zum Wald herüber. Das leise Lachen und Kichern der Mutwilligen begann schon die Ernsteren anzustecken.

„Ach — wir kommen ja leer heim!" Eins war auf einmal stehen geblieben und starrte besorgt die andern an. Da standen die andern auch! Jetzt war es ihnen erst klipp und klar . . . ja, sie kamen leer heim! Auf den dümmelnden Gesichtern thronte Verblüffung.

„Ä was, weist eure Zehen und Händ'!"

Sie sahen wieder auf ihre noch halboffenen Risse und Wunden an Händen und Füßen. Die thaten ja auch noch immer weh. Oh, die thaten noch sehr weh! . . . Als sie aufsahen, da schimmerte wieder vor ihnen das Feld . . . das Feld, auf dem sie sich all die Risse und Wunden geholt hatten, all die Risse und Wunden . . . Ja, das war es . . . das war ihr Feld . . .

„Dibel—libel—libchen—bibchen—bi
Dibel—libel—libchen—bibchen—bi."

Und Franz, der rote verwegene Franz mit den umlaufenen Augen hatte sich eins erfaßt und hopste wild mit ihm hin. Das Mädchen wollte sich vor Lachen zusammen igeln . . . aber es walzte mit . . .

„Heissa! Hopsa!"

Was Franz und die Lotte konnten, konnten sie alle . . . alle . . . und zu Paaren raste es Franz und Lotte nach, die jetzt . . . mitten in die dicken Prachtköpfe gewirbelt waren.

„Heissa, hopsa!" . . . Das war ein Leben . . . ein Leben!

Die dicken Prachtköpfe! Die dicken Prachtköpfe!

Die dicken Prachtköpfe aber waren zähe. Noch zäher wie die lederharten Hacken, unter denen sie sich zunächst nur mit zerknickten Büscheln in die Erde zurückzogen . . .

Aber die kaum geruhten Füße begannen wieder zu schmerzen. Der Tanz erlahmte.

„So, ihr . . . Kröten . . . So! . . . Soo! . . . Sooo!“

Jetzt hatte Langhans den Anfang gemacht, die dicken Prachtköpfe herauszureißen an dem zertanzten Geblätter, und wie der Wald näher kam, waren auch die übrigen mutiger geworden, fast wie ein dunkler Regen von Runkeln fiel es . . . So, da lagen sie nun bei den Runkelknirpsen entwurzelt da . . .

Die ehemaligen Rübenkönige . . . ihre einsame Herrlichkeit war zu Ende. Demokratisch lagen sie durcheinander . . .

„Bimm — bamm, bimm — bamm . . . Srr! . . .“

Die erhitzten Kinder standen am Waldrand da!

„Hu . . . die Glocke . . . es — brennt!“

Sie standen da und starrten zurück in die grelle Flammenlohe, welche der Morgenwind auf dem Scheunendach hin und her schwenkte.

„Bimm — bamm . . . Srrr! . . .“

„Die Glocke, die Glocke!“

Wie gepeitscht hatten sich die Furchtsamsten aufgemacht.

„Die armen Leute . . .“ Eins jammerte noch zurück.

„Kommt, laßt sie brennen . . . die Menschenschinder!“

Schadenfroh hatte der rote Franz auch die letzten mit fort gerissen.

Und Sozi? . . . Sozi ging schwer neben Marga . . .

„Sozi, Sozi, sei ruhig . . . Du hast's nicht gewollt!“ — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Über dem Wald, in dem die Kinder verschwunden waren, hing jetzt die glühende Sonnenscheibe, scharfumrandet von gelblich grauem Gewölk. In der gelblichen Rotglut waren noch einige Tannenzacken mit bräunlich leuchtenden Rändern wie brennend sichtbar.

„Feuer! Feuer!“

Auf dem Hof vor der Scheune war noch heller Aufruhr. Wassereimer wurden herbeigeschleppt. Aus alten Schläuchen zischte es auf. Weißes Gewölk brodelte durch die Flammen.

„Die Kinder, die Kinder!“ Ribbe wollte heftig zitternd hinein.

„Die Scheunen sind — leer!“ Schleck kam tonlos, noch heftiger zitternd, zurück. Am Fenster des Herrenhauses aber waren jetzt sogar einige ängstliche Frauengesichter in seinen, weißen Nachtkostümen sichtbar.

„Die Kin—der sind — nicht — mehr daa?!“

Amtmann von Harten, halb angezogen die Löschung selbst kommandierend, hatte sich stark zu Troll gewendet.

Und der unentbehrliche, große Inspektor? —

Der unentbehrliche, große Inspektor Troll stand da!

„Jaa — Herr — Amt—mann?! . . .“

Der arme Troll war sich eben als der eigentliche Brandstifter vorgekommen.

‚Pro Kopf . . . und . . . Tag! . . . .‘

Der große blonde Inspektor Troll stand immer noch auf dem alten Fleck.

‚Die T—eufels—rüben!‘

‚Trille . . .

Trulle . . .

Trolle . . .‘

So hatte ja schon die kleine Tante gequabbelt, und er war noch nicht so grün gewesen — wie eine junge Schote.

Die alte Rätin.

Von Anna Croissant-Rust.

(Schwabing.)

Seit fast drei Viertel-Stunden steht das kleine Fräulein unruhig wartend am Fenster des Sterbezimmers hinter den Geranienstöcken und sieht die Straße hinab. Und der Priester will immer noch nicht kommen. Die graublonden Löckchen an ihren Schläfen zittern vor Erregung; es ist ihr so beklommen zumute in der schwülen Sommerluft, wie sie die Greisin mit halboffenen Augen und dem braunen, faltigen Gesicht, bewegungslos, weltabgewandt, in den weißen Kissen des Bettes liegen sieht, sie hat nicht den Mut es ihr zu sagen, daß sie den Priester rufen ließ.

Bleischwer liegt der Gewitterhimmel über dem Städtchen; ein heißer Brodem steigt aus den Pflastersteinen auf, scheint aus den Häusern zu kriechen, die mit ihren geschlossenen Läden wie leere Augenhöhlen in die Stube sehen.

Kein Ton. Es ist etwas Lauerndes in der Luft. Das kleine Fräulein fühlt sich wie in einem Bann, sie vermag ihre Hände nicht ruhig zu halten, immer wieder rückt sie die Kerzen und das Crucifix neben dem Bette zurecht und sieht die alte Frau scheu dabei an. Wenn sie nur fragen möchte, sie kann es ihr nicht selbst sagen! Es bedrückt sie so, daß sie die Greisin heute das erstemal hintergangen; trotz ihres Verbotes hat sie den Priester holen lassen, damit er der Sterbenden das Sakrament reiche, und nun zittert sie vor ihr, und wagt nicht es zu sagen. Ihre Tante wollte nie von den Segnungen

der Kirche wissen, aber das kleine Fräulein kann sie nicht so sterben sehen, sie hat sie zu lieb. Mit gefalteten Händen versucht sie zu beten, ihr Herz klopft ganz laut und trotzdem sie das Beste gethan zu haben meint, beschuldigt sie sich des Unrechtes. Wenn nur der Geistliche käme! Sie sehnt ihn herbei, wie wenn er den Bann von ihr nehmen könnte, und doch schwindelt ihr, als sie drunten laute Schritte durch die enge, stille Gasse schallen hört. Es sind zögernde, unwillige Schritte.

Der Priester folgt mit gesenktem Kopf langsam dem Sakristan, der stumpf und mechanisch mit dem Glöckchen voran läutet.

Ein plötzliches Fieber, eine lautlose Hast scheint über das kleine Fräulein gekommen zu sein. Zitternd zündet sie die Wachskerzen auf dem Tische an, sie brennen trüb und qualmend in der dicken, heißen Luft. Dann streicht sie sich über ihre Haare, ihre Schürze, richtet die Tischdecke, stellt Weihwasser und das Crucifix zurecht und will sich über die alte Frau neigen, es ihr zu sagen — doch wie sie sie so ruhig, so feierlich im Scheine der aufzuckenden Kerzen liegen sieht, wagt sie es nicht und eilt an die Thüre, den Priester mit dem Sakrament knieend zu empfangen.

Ein Schauer schüttelt sie, als sie im Niederknieen die großen, grauen Augen der Greisin auf sich und dann auf den Priester gerichtet sieht, sie ist ohne Kraft auf das halblaute: „Was soll das Emma? ich will nicht," das aus den Kissen tönt, zu antworten. Thränen stürzen aus ihren Augen, sie ist so durchdrungen von ihrem Unrecht, fühlt sich so schuldig und ist zugleich so fassungslos, daß sie dem Priester, der das Allerheiligste auf den Tisch stellt, knieend einige Schritte folgt, ihn am Talar berührend.

„O haben Sie Nachsicht mit ihr," stammelt sie, noch immer auf den Knieen, überwältigt von ihrem Schmerz und ihrer Ratlosigkeit, „sie war ihr ganzes Leben anders wie andere Menschen, sie war so gut — — und sprechen Sie laut, Hochwürden, sie ist fast taub."

Der Priester blickt sie scharf an, die Mundwinkel nach abwärts gezogen, und bedeutet ihr aufzustehen.

„Sie kann noch sprechen, sie hat soeben gesprochen," bemerkt er kurz, halb fragend —

Emma bejaht, mit niedergeschlagenem Blick und dunkelrot. „Sie weiß doch, daß sie beichten soll?" fährt er fort, den Kopf zur Seite geneigt, abwartend. — Das Fräulein verneint zögernd. „So sagen Sie es ihr." — „Nun?" — Sie kann es nicht, sie fühlt sich so schwach, ein unendlicher Jammer kommt über sie und doch gehorcht sie im Banne seiner braunen, hervorquellenden Augen.

„Frau Mutter, der Geistliche ist da, Sie sollen beichten."

Die alte Frau rührt sich nicht. Sie ruft es ihr abermals laut in die Ohren, doch öffnet sie die Augen nur halb, um sie gleich wieder zu schließen und liegt regungslos wie vorher, nur die violetten Adern an ihren Schläfen werden dunkler.

„War sie eine gute Katholikin?"

Das Fräulein, das der gereizte Ton der Stimme verwirrt macht, kann nicht antworten; der Priester winkt ihr ein paarmal nacheinander schnell, daß sie gehen könne und biegt sich über das Bett, die eine Hand auf die Kissen legend. Wie Emma die Hand so liegen sieht, faßt sie eine unerklärliche Angst; wie groß, wie brutal in der Form, welch dicke, gekrümmte Fingerspitzen! sie sehen aus, wie wenn sie Alles, was sie gepackt, unerbittlich festhielten, wie wenn sie mit Wollust quälen könnten. — Dann streifen ihre Blicke den hagern Arm, die Linie des breiten, zähen Halses, das geschorene, schwarze Haar, das so steif ist, daß man das Weiß der Kopfhaut sieht, das halbgebückte, halb sprungbereite der Stellung — — Sie geht langsam, bedrückt und bleibt horchend an der Nebenthüre.

„Verstehen Sie mich?" ruft der Geistliche der Alten zu. Sie schaut ihn kurze Zeit mit einem wachen, feindseligen Blicke an. „Es ist den Menschen bestimmt zu sterben und Jeder sollte gerüstet sein, daß ihn der Tod jeden Augenblick überraschen darf. Haben Sie stets so gelebt, daß Sie den Tod jetzt nicht zu fürchten brauchen? — Haben Sie mich verstanden?" — —

Die Alte rührt sich nicht.

„Haben Sie mich verstanden? — — — haben Sie stets die Gebote der Kirche treu befolgt," fährt er erregter und lauter fort, „haben Sie stets Ihre Pflichten erfüllt?" — — —

„Sie waren verheiratet, lebten Sie keusch in der Ehe, waren Sie Ihrem Manne treu?" — —

Die Greisin bewegt sich, schlägt aber die Augen nicht auf, sogleich ist Emma unter der Thüre.

„Spricht sie?" —

Der Priester schüttelt geärgert und erregt den Kopf.

„Sind Sie ihre Tochter? Sie war doch verheiratet, hatte sie keine Kinder? " bemerkt er ungeduldig.

„Einen Sohn in der Ehe und" — — —

„Und?" er wird aufmerksam. „Und?" drängt er nervös, sie ansehend. Das alte Jüngferchen wird dunkelrot, in seiner lang bewahrten Unschuld, vor dem Blick des Mannes.

„Ein Mädchen außerehelich. — O sie war noch blutjung," fährt sie schnell fort, sich überhastend in dem Gefühl, die Greisin am Sterbebette noch

für ihre Jugendsünde zu entschuldigen, „eine weit berühmte Schönheit, in unserer kleinen Universitätsstadt nannte man sie nur die schöne Walther-Toni, die schöne Professorin. Und er war noch Student, ein Graf — sie hatten sich sehr geliebt, — doch später" — ihre Stimme sinkt zum Flüstern herab, „wurde er Priester." —

Der junge Geistliche winkt ihr zornig abwehrend zu, aber sein Blick folgt dem ihren, der den ganzen Familienstolz und alle Traditionen über die schöne Tante ausspricht, nach ihrem Bilde über dem Bette und dann zur alten Frau, die Beide mit weit offenen Augen anstarrt. Dem Priester wird heiß, er bedeutet dem Fräulein zu gehen; am Kopfende des Bettes stehend, wischt er sich den Schweiß von der Stirne.

Die Alte hat sich gegen die Wand gedreht.

Dem Priester ist, als ob sie ihm im Sterben trotze, er kann sich nicht helfen, er meint sie kampfbereit liegen zu sehen. Ein Kampf mit höhnischem Ingrimm, mit den letzten Kräften. Er beugt sich zu ihr: „Sie müssen beten," schreit er aufgeregt, „machen Sie das Kreuz, — das Kreuz, hören Sie?" —

Die Greisin bewegt die Hand, wie um sie unter die Decke zu ziehen —

„Im Namen des Vaters" — er nimmt ihre Hand; der Arm macht eine zuckende Bewegung. Er wagt es nicht sie zu zwingen. — —

Ein fahlgelber Sonnenstrahl fällt durch das Gewittergewölke und ruht auf dem Bilde der schönen Walther-Toni. Wie viel Liebreiz liegt in dem halbgeöffneten, vollen Munde, ein schalkhaftes Besiegen, eine Überlegenheit zugleich; bewußter Trotz und eine starke Leidenschaft spricht aus der Linie des breiten Kinnes. Das weiße Mousselinkleid bedeckt die junge Brust halb und läßt die Arme von der Farbe einer halbgeöffneten, betauten Rose frei. —

Der Strahl verschwindet, um im nächsten Augenblick wieder über die Brust zu schleichen, einen sieghaften Glanz in die Augen zu zaubern, es ist wie wenn das Bild atme, locke — —

Wie ein Rausch kommt es über den Priester in der Schwüle des Zimmers, vor dem liebreizenden Bilde. Sein Fanatismus, seine Wut steigert sich, da die alte Frau einen Bundesgenossen in dem Liebreiz ihrer Jugend gefunden; seine großen Hände zittern, sein Kopf hämmert, laut betend geht er im Zimmer auf und ab, daß die Kerzen unwillig flackern, und hält nur inne, wenn die Greisin stöhnt.

„Im Namen des Vaters," beginnt er abermals, bei ihr stehen bleibend und ihre Hand fassend, um sie zur Stirn zu führen. Sie bleibt starr, mit Gewalt ausgestreckt.

Eine Raserei erfaßt ihn am Sterbebette und vor dem Bilde glückseliger, triumphierender, genießender Jugend; der Haß des Priesters

gegen das sündhafte Weib erwacht, der Zorn über seine Machtlosigkeit dem sieghaften Weibe gegenüber und steigert sich mit der Wut seines wachsenden Ohnmachtsgefühles.

Die Greisin röchelt.

„Sie sind eine Sünderin, Sie haben viel gesündigt, Sie hatten früher einen Liebhaber, leugnen Sie nicht, nein, nein, nein, leugne nicht, er hat Dich besessen, er war bei Dir, wie oft?" stößt er heraus, die alte Frau beim Handgelenk fassend.

Ihre Brust hebt sich wie im Krampfe, der Körper streckt sich, er rüttelt an ihrem Arm, „wie oft, wie oft?" schreit er heißer, besinnungslos. Ein paar Atemzüge, ein schwaches, müdes Ringen — —

„Wie oft" — ihm ist wie wenn er sie nicht sterben lassen könnte, wie wenn er den Tod aufhalten müsse, bis sich ihr Mund geöffnet, bis sie ihre Niederlage bekannt.

Er liegt mit dem halben Leib auf dem Bette, immer nur das eine wiederholend „wie oft" — —

Die Sterbende öffnet noch einmal die Augen, ein Blick wie aus einer andern Welt zurückkehrend — dann wie bewußt von Haß erfüllt, der Körper krümmt sich wie wenn er die Last abschütteln wollte, ein Schrei wie Ekel, tiefes Stöhnen, das schwächer und schwächer wird, die Augen brechen.

Der Priester taumelt auf, keuchend, mit fieberndem Kopf und irrem Blick, zerschlagen.

„Sie ist tot," sagt das kleine Fräulein unter der Thüre stehend und sieht ihn fest an, „sie war 92 Jahre alt, der Friede sei mit ihr." — —

Das Zimmer ist plötzlich von einem bedrückenden Halbdunkel erfüllt, es ist wie wenn das Bild der schönen Walther-Toni, das Bett, in dem die Greisin mit dem breiten, harten Kinn ruht, zerrinne in dem grauen Licht. Zu den Fenstern hängt der drohende Gewitterhimmel herein, von dem sich die roten Giebeldächer der Nachbarhäuser scharf abzeichnen.

Ein Windstoß schlägt einen Laden krachend zu, die Kerzen, die bei der Toten brennen, zucken auf, die eine erlischt.

Emma kniet vor dem Bette nieder, den Kopf mit den grauen Löckchen auf die Hand der Toten gelegt, sie leise, leise liebkosend. — — — — —

Der Priester geht wortlos, unsicher, von Grauen geschüttelt. Sieht ihm die Tote nicht triumphierend nach? — — — — — — — — — —

Wie sein weißes Chorhemd drunten in der mit gelbem Sand erfüllten Straße leuchtet, fährt der erste Blitz durch die Wolkenwand und das hastige, ängstliche Läuten des Sakristans übertönt der erste krachende Donnerschlag.

Wellington bei Talavera.

Ein Schlachtbild von Karl Bleibtreu.

(Charlottenburg.)

Die Sonne des 27. Juli 1809 ging auf über der Ebene von Talavera, diesem Städtchen inmitten Spaniens am nördlichen Ufer des Tajo. — Die höchsten Berge schienen gleichsam mit goldenem Schnee gekrönt; so dicht standen dort die südlich-alpinen Ginsltersträucher.

In der Ebene lagen Dörfer mit spitzen Strohdächern, zerstreute Gehöfte, Weinberge, Felder, ausgehauene Pinienwälder an sandigen, hügeligen Wegen. Talavera, von einem Blumenkranz violetter Berge und grüner Gehölze gekrönt, hob sich blendend weiß von dem durchsichtig blauen Himmel ab. Die prächtigen, dunkeln Alleen von Akazien, Ulmen und Pappeln säuselten ernste Romanzen aus alter Zeit, wo hier die Mauren mit Blut getauft. Die festen, hohen Mauern des üppigen Getreides durchschnitten Maulbeerpflanzen. Blühende Citronenbäume dufteten zärtlich in der weichen, goldigen Beleuchtung.

Längs der Häuser Talaveras mit flachen Dächern, von Balustraden umgeben, vor den Fenstern durch seine geflochtene Stroh-Matten gegen die Hitze geschützt, tiefen Hecken von Geranium-, Granat- und Oleandergebüsch in flammender Blüte. Weinreben woben Guirlanden um die Balkone, hinter deren Gittern sonst das Klimpern von Guitarren und das Klirren von Kastagnetten sich hören ließen.

Die Landschaft stieg von hier aus wellenförmig an, von Hügel zu Hügel bis in die Berge hinein, und zwar allmählich. Unten Orangen- und Blumengärten in der Fülle rankender Rosen und Nelken, drüber Weinberge und darüber sich fortsetzend Felsen von kahlem Gestein. Hier und da nickten Feigen- und Maulbeerbäume oder Cypressen und Akazien, in Wiesen oder Thalfurchen eingesprengt. Wie ein silbernes Strumpfband legte sich das Flüßchen Alberche um den Fuß der Bergfläche.

Durch die glühende Atmosphäre des Sommertags rieselten erfrischende Luftströme vom Gebirg her. Sie legten tiefe, kühle Schatten über all den Glanz und das farbige Funkeln der grün gewellten Ebene. Die zahlreichen Winzerhäuschen bargen sich in steile Schluchten mit wilden Rosen eingefaßt. Durch diese Hohlwege kletterten jetzt die Truppensäulen der Verbündeten, der Spanier unter Cuesta und der Britten unter Sir Arthur Wellesley, zur Hochebene empor. —

Auf einem Hügel am nordwestlichen Ufer des Flüßchens Alberche, das von Nordosten her bei Talavera in den Tajo strömt, hielt ein Reiter und sah sich um. Vermißte man hier auch die Pflanzen Valencias und Andalusiens: den langen, blaugrünen Blütenschaft der Aloe mit herauszüngelnder gelber Blüte, die purpurfarbenen und violetten Blumen der Pelargonienhecken — so hoben doch die Granatbüsche ihre feurigen Fackeln aus ihrem zarten Laube. Lauer Wind schüttelte die schattenspendenden Lorbeerbäume, durch welche fern der Tajo glitzerte, auf dem die Sonnenstrahlen in blitzenden Sternen hinhuschten. Wohlgeruch quoll aus Kräutern und Pflanzen.

Aber der Reiter achtete nicht darauf, sondern nur auf das kriegerische Gewimmel zu beiden Seiten der Alberche. Jenseits des Flüßchens befand sich das

spanische Heer, offenbar in größter Unordnung. Einige Regimenter desselben, besonders die Reiterei und Artillerie, meist in gelben und grünen Uniformen, gehörten zur alten stehenden Waffenmacht des Königreichs. Ein Teil aber bestand aus Milizen von Estremadura und Andalusia, welche die Central-Junta in Cadix gegen die fremden Eroberer und den Antichrist Napoleon aufgeboten. Ihre Tracht fiel malerisch auf. Bei Vielen flatterten die leinenen Beinkleider weit und lose bis zum Knie, wo der buntfarbige Strumpf begann, an den sich eine Sandale anschloß. Die baumwollene Weste zierten versilberte Knöpfe. Den Leib umwand eine hochrote, wollene Schärpe, die als Waffengürtel für Pistolen und Dolchmesser diente. Über buntausgenähte Tuchjacken trugen sie Shawls von buntgestreiftem Wollenstoff (Manta). Als Kopfbedeckung sah man teils spitze, schwarze Hüte, teils rote Mützen, welche nach hinten sackähnlich herabfielen. — Die Vornehmeren unterschieden sich durch zierliche Stickerei-Arabesken an Ärmel und Kragen oder Filigranarbeit an der Scheide des anderthalb Fuß langen, in der Mitte anderthalb Fuß breiten und spitz zulaufenden Dolchmessers (Navaja). Andere trugen Gamaschen von gelbem Leder, mit Seide von derselben Farbe ausgenäht, mit buntfarbigen Seidenblumen über und über bestickt. Den schönen andalusischen Rennern der Offiziere baumelte vor der Brust eine lange, hochrote Troddel, Mähnen und Schweif waren mit bunten Bändern durchflochten. An den Samthüten, deren Schirm von Filz, staken zwei Pompons; das machte sich zierlich und verwegen.

Diese Braunjacken, nur durch rote, gelbe und blaue Litzen unterschieden, hatte die Landesverteidigungs-Junta zur Uniform erhoben. Ob aber den in Reih und Glied marschierenden Bauern dadurch der soldatische Geist eingeflößt, blieb sehr die Frage.

Diesseits der Alberche lagerte das englische Heer; weithin sichtbar strahlten im Sonnenschein die roten Waffenröcke; ganz vorn die Division Sherbrooke, bestehend aus der deutschen Legion und der englischen Garde.

Der einsame Reiter, offenbar zur englischen Armee gehörig, trug keine eigentliche Uniform, sondern einen einfachen, blauen Überrock ohne Abzeichen, weiße Beinkleider, weiße Halsbinde, einen gewöhnlichen, dreieckigen Hut, mit einem weißen, unten roten Federbusch, zwischen den Hutkrempen niedergebogen, und eine schwarze Kokarde. Der leichte Stoßdegen an seiner Seite wurde nicht einmal durch Pistolen im Halfter seines Rosses flankiert. An deren Statt hing ein Portefeuille nebst Schreibzeug. Um sich auf alle Fälle einzurichten, war hinten am Sattel ein kleiner Mantelsack aufgeschnallt, worin die notwendigsten Gegenstände zum Wechsel des Anzugs enthalten. So konnte er für einen Londoner Gentleman gelten, der nicht als Kombattant, sondern als Amateur dem Kriege beiwohnte. Dieser unscheinbare Mann war kein Geringerer, als der Chef aller englischen Streitkräfte in Spanien und Portugal, Sir Arthur Wellesley (später Herzog von Wellington), dessen Tüchtigkeit bereits Portugal befreit und den Marschall Soult, bis zur teilweisen Vernichtung der Invasionsarmee, nach Asturien zurückgetrieben hatte.

Er schien auf Jemand zu warten. Bald darauf näherten sich in goldstrotzender spanischer Generalsuniform zwei Reiter auf feurigen andalusischen Hengsten, deren unruhiges Drängen zu der stillen, ruhigen Zucht des englischen Vollblutrenners einen bezeichnenden Gegensatz bildete: Es war, als ob selbst die Pferde die Charakterverschiedenheit der verbündeten Nationen und ihrer Feldherrn ausprägen wollten. Die beiden spanischen Generale grüßten mit steifer Grandezza, der Eng-

länder dankte mit vornehm-kühler Gelassenheit und wechselte einige verbindliche Phrasen in französischer Sprache. Indem man diese Akte der Höflichkeit austauschte, traten Sir Arthurs anmutige Formen und die Würde seines Behabens vorteilhaft hervor. Seine ausdrucksvollen, scharfmarkierten Züge stellten sich durch die Einfachheit seiner Kleidung noch mehr ins rechte Licht. Wellesleys Äußeres entsprach dem Bilde, das man sich von ihm gemacht, zwar keineswegs. Er besaß jene Art von Gestalt und Gesicht, in welcher man auf den ersten Blick nichts Außerordentliches entdeckt, die jedoch ein tiefres Interesse abnötigt, je länger man beobachtet. Sein Wuchs erhob sich knapp zu mittlerer Höhe, doch war er wohl gebaut, hager und befähigt zu zäher Ausdauer. Seine eiserne Konstitution ertrug leicht große Strapazen, denen er sich öfters wie ein Gemeiner unterwarf. Seine Züge, nicht ganz regelmäßig, gewannen Reiz durch den Charakter, der sich in ihnen aussprach. Seine Adlernase, ein wohlgeöffnetes, schnell und scharf blickendes graues Auge wirkten mächtig auf Diejenigen, die ihn in entscheidenden Momenten sahen. Sein kluger und kühner Geist blitzte dann mit kaltem Feuer aus diesen stählernen Augen. Und sprach er, bedächtig und kühl, aber mit der Autorität des Talents, so fand er stets den Schlüssel zu englischen Seelen. Auf andre Truppen möchte seine wenig soldatische Erscheinung, in der Kleidung den „Gentleman" markierend, welchem das Kriegshandwerk als etwas minder Vornehmes galt, eher abstoßend als einnehmend gewirkt haben. Englische Truppen aber imponierte grade dies unnahbar eisige „Gentleman"-Herausbeißen des stolzen Patriziers, wie denn jeder bedeutende „Commander" einen nationalen Typus darstellt. Die beiden Spanier schienen gar verschieden. Der Eine: General der Kavallerie, Herzog von Albuquerque, ein hitziger und nicht unfähiger Mann. Der Andere: Der Generalissimus Cuesta in eigner Person, ein Graukopf von unangenehmem Äußern, mit tückisch blinzelnden Augen und brutaler Kinnlade.

„Nun, Don Cuesta," hob Sir Arthur an, „haben Ew. Excellenz sich endlich entschlossen?"

„Zu der That, zu Ihren Diensten," gab Jener hochherab zurück. „Ich bleibe bei dem, was ich gestern gesagt: Ich will fechten, wo ich stehe."

„Ich hoffte, daß die Nacht Sie reiflicher erwägen ließ, nachdem Sie noch gestern Abend meine Vorschläge ablehnten," erwiderte der Engländer kühl, obschon es in seinem Gesicht zuckte. „Wir können von Glück sagen, daß der gestrige Tag nicht schlimmer endete."

„Noch schlimmer! Der 26. Juli sei ewig vermerkt als ein Unglückstag!" rief Albuquerque mit theatralischer Gebärde.

„Ei? Sie vergessen, Herzog, daß dies Jahr schon viele solche Tage für die spanischen Waffen bescherte," bemerkte Wellesley trocken. „Und geht das so weiter, so können Sie noch mehr im Kalender anstreichen. Ich hatte Ihnen vorhergesagt, Don Cuesta, daß der Rückzug Marschall Victors von hier nach Toledo nur eine Finte war und daß König Josef Napoleon selbst —"

„Verdammt sei der Usurpator!" schrie Cuesta dazwischen.

„Ja, ja, schon gut! — daß Josef also selbst mit der Garde und Reserve von Madrid her anrückt und das Korps Sebastiani ebenfalls von Toledo herkommt."

„Letzteres ist unmöglich!" rief Albuquerque. „Steht doch General Venegas mit 25 000 Mann in seinem Rücken!"

Wellesley zuckte die Achseln. „Sebastiani wird ihn täuschen, hat wohl bei Toledo nur ein Detachement zurückgelassen und sich jetzt bereits mit dem König ver-

einigt. Ich weiß es positiv von Spionen und Spähern. Daraufhin machte natürlich das Korps Victor wieder Kehrt und warf gestern Mittag bei Alcoban Ihre Vorhut über den Haufen. Ich gestehe, daß die Affaire sehr unrühmlich für die spanische Armee verlief: sobald der Feind bis Olalla verfolgte, wo Ihr Gros lag, verbreitete sich die Panik und Ihre ganze Armee floh hier bis an die Alberche. Hätte nicht der Herr Herzog von Albuquerque, dem ich hiermit mein Kompliment zolle, mit seiner Reiterdivision etwas Front gezeigt, so war Alles verloren. Die Franzosen begingen den groben Fehler Halt zu machen. Sie mußten unaufhaltsam vordringen, dann wär' bei der allgemeinen Deroute Ihr ganzes Heer draufgegangen."

„Sennor Don Wellesley," Cuesta nahm eine gravitätische Pose an, „Sie irren. Wir wären gefallen, wo wir standen."

„Oder wo wir lagen," ergänzte der Engländer mit beißendem Spott. „Wie bei Medellin, wo die Grenadiere Victors ganze Bataillone niedermachten, die sich wie tot auf den Boden geworfen hatten, um dem Kampf zu entgehen. Nein, Don Cuesta, wöre nicht General Sherbrooke in aller Eile vorgerückt und hätte sich vor dies fliehende Heer geschoben, so stieg die Gefahr bis aufs Höchste. Und auch jetzt noch, ist sie geschwunden? Wie viel Mann haben Sie gestern verloren?" wandte er sich an Albuquerque.

„4000 Mann teils durchs Schwert, teils durch Zersprengung!" gestand Jener mürrisch zu.

„So? Nun, Ihre Leute sind ermüdet, verwirrt, entmutigt. Und mit solchen Geschlagenen wollen Sie eine so unglaubliche Stellung halten, wie diese? Sehn Sie sich doch um! Zwischen dem Tajo rechts von uns, der Alberche hinter uns, den Höhen von Salinas vor uns, auf einem engen Flecken niedrigen Flachlands — wollen Sie Schlacht anbieten? Wahrhaftig, schon für einen Rückzug scheint das Terrain recht ungünstig . . . Doch ich werde mein Möglichstes thun."

„Sie . . . immer Sie . . . ja Sie werden . . . Doch auch wir werden unsere Pflicht thun wie alte Römer," stotterte der eitle Greis hervor. „Meine braven Krieger würden ihren herzhaften Mut einbüßen durch weiteren Rückzug."

Da lächelte der Engländer ihm geradezu ins Gesicht: „Ihre braven Truppen, mein Freund, sind überhaupt nur fähig, in einer starken Defensivstellung einen Choc auszuhalten . . . vielleicht . . . wenigstens nach dem, was ich bisher zu sehen den Vorzug hatte. Eine solche Stellung aber hab' ich bereits entdeckt und vorbereitet. Sie erwartet Sie, Don Cuesta, sobald Sie nur die Gewogenheit haben wollen, in sie einzumarschieren?"

„Und wo wäre das?" fragte Jener mit dem überlegenen Air eines Strategen.

„Ich nehme Talavera als Basis und Angelpunkt," erläuterte Wellesley, „und lehne so meine Rechte an den Tajo. Dort werden Sie sich in zwei Linien aufstellen, Ihre Linke auf einen Hügel mit einer großen Feldredoute gestützt. Ihr Rücken wird gedeckt von einem Vorwerk im Walde, vorzüglich geeignet, um im Fall der Niederlage den Rückzug zu decken, auf den Hauptstraßen von Talavera nach Arzobispo und Oropesa."

„Ah, ich verstehe vollkommen," fiel Albuquerque ein. „Sie wollen die Hügelkette besetzen, die sich parallel zur Alberche und vertikal zum Tajo nordöstlich von Talavera hinzieht."

„So ist's. Mein linker Flügel wird durch ein tiefes, rauhes Thal gedeckt, wo

jenseits nördlich wieder einige runde, aber steile Hügel ansteigen. Vielleicht laß ich auch diese noch besetzen. Meine Front aber wird gedeckt durch eine Schlucht, die ein Gießbach durchströmt, sehr tief vor meiner Linken, allmählich aber sich in dem Blachfeld vor meinem Zentrum verlierend. Ich sage schon direkt: Vor meinem Zentrum. Denn ich, Don Cuesta, warte jetzt nicht länger, sondern suche diese Stellung auf. Entscheiden Sie sich!"

„Ich bleibe. Sie überreden mich nicht," trumpfte der alte Hidalgo wie ein unartiger Knabe auf, aber seine Stimme zitterte. Doch in diesem Augenblick rief der lebhafte, rege Albuquerque, auf die Höhen vor ihnen (die sogenannten Höhen von Salinas) deutend: „Da sind sie!" Und siehe da, durchs Fernrohr zeigten sich deutlich französische Reiterpatrouillen. Bei diesem Anblick verlor Wellesley die Geduld: „Sherbrooke soll sich zum Abzug anschicken. Fechten Sie also zu Ihrem eigenen Schutz, Herr!" Aber sich rasch besinnend, rief er dringend: „Ich beschwöre Ew. Exzellenz, auf meine Bitten zu hören!" Da ließ sich der edle Spanier endlich herab: „Sennor Caballero, ich willige ein!" Damit entfernte er sich feierlich, um dem Engländer die Sorge der Ausführung allein zu überlassen, konnte sich jedoch nicht enthalten, Albuquerque zuzuraunen: „Sie sehn, Don Fernando, der Engländer mußte mich erst auf den Knieen bitten." Damit war ja freilich die Ehre Spaniens gerettet.

Es bewies viel Selbstvertrauen des Briten-Feldherrn auf sich und sein Heer, wenn er mit einem solchen Koadjutor wie diesem Cuesta und seinen zweifelhaften Truppen den heranrückenden Veteranenlegionen des fränkischen Cäsar die Schlacht anbot. Freilich ahnte er nicht, daß sein gefährlichster Gegner, Marschall Soult, das II., V. und VI. Korps in seinem Rücken gegen Plasenzia dirigierte, um ihn so zwischen zwei Feuer zu bringen. Doch befand sich das Heer König Josefs in gleicher Lage, da auf seiner Rückzugslinie Toledo-Madrid das spanische Heer des Generals Venegas stand. Sowohl Wellesley als sein Gegner hätten also eher die Schlacht vermeiden müssen.

Sir Arthur befahl nun Sherbrooke, den Rückzug zu decken, um später von General Mackenzies Division abgelöst zu werden, nebst einer beigegebenen Brigade leichter Reiterei. Der Rest des verbündeten Heeres befand sich bald in vollem Marsch nach den Höhen von Talavera, etwa sechs englische Meilen rückwärts. — Mittlerweile erreichten die Franzosen die Höhen von Salinas.

Das I. Korps Viktor war auf dem französischen rechten Flügel versammelt worden. Dasselbe sollte in Masse die Alberche überschreiten und sich auf der jenseitigen Höhenlinie festsetzen, die Reiterdivision Latour Maubourg dahinter das Fußvolk unterstützen. — Englischerseits stand also auf dieser etwas ausgedehnten Linie die Division Sherbrooke nebst der deutschen Legion, weiterhin die Division Mackenzie. Überall konnte man hier rechtzeitig genügende Kräfte zur Abwehr vereinigen. Zudem blieb die englische Stellung immerhin durch die Alberche gedeckt, welche infolge Regenwetters Hochwasser führte. Die französische Infanterie fand jedoch hierin kein unüberschreitbares Hindernis, obschon das Gelände dem Angreifer viel weniger günstig, als dem Verteidiger. Die Division Ruffin setzte sich zuerst in Bewegung, die Division Vilatte sollte später ablösen.

Es mochte 1 Uhr geworden sein. Der Marschall Victor zögerte, sobald er den Staub des feindlichen Rückzugmarsches bemerkte, nicht lange und Ruffin griff sofort an. Unter dem stärksten Artilleriefeuer den Fluß Alberche durchwatend, stürmte seine

Vorhut gegen die Uferhöhen an und erstieg tollkühn den Rand des buschigen Plateaus. Die angelsächsischen Bataillone ließen die Stürmenden hoch herankommen und leisteten heldenmütigen Widerstand, wobei ihnen zustatten kam, daß die Franzosen nur mit Mühe den Fluß überschritten. Ein scharfer Kampf entbrannte. Einige Zeit behauptete sich Ruffins Vorhut, wurde aber schließlich umfaßt und räumte die erstiegenen Ufer. Die Engländer versuchten nun verfolgend vorzubrechen, wurden aber durch heftiges Geschützfeuer vom jenseitigen Ufer zurückgetrieben. Division Mackenzie nahm nun Sherbrooke auf, welcher in seine ihm bestimmte Position östlich von Talavera abrückte. Divisionen Hill und Campbell standen dort bereits in Stellung und die Spanier marschierten hin und her, um sich in der von Wellesley ausfindig gemachten Position zurecht zu finden.

General Mackenzie räumte, unter persönlicher Überwachung Wellesleys, der bei der Nachhut blieb, teilweise das Ufer der Alberche und ging bis zu einem Platz, genannt „Casa des Salinas" zurück. Dies Vorwerk lag an der Wegkrümmung einer Zweigstraße, welche von dem sogenannten „Königsweg" nach Talavera (nahe am Zusammenfluß von Tajo und Alberche, direkt in vertikaler Richtung von Süd-Südosten auf die Stadt zulaufend) nordwestlich absprang und dann von Casa Salinas aus direkt nördlich, zu Wellesleys linkem Flügel leitete. Diese beiden Wege boten ganz bequeme Routen auch für Artillerie. König Josef selbst marschierte mit der Hälfte seiner Armee (IV. Korps Sebastiani und Reserve) auf dem Königsweg. Das I. Korps Victor (Herzog von Belluno) aber folgte naturgemäß dem Weg nach Casa Salinas.

Um diesen Weg zu erreichen, mußte man eine Furt in der Alberche benutzen und links nordöstlich von der Casa zwei Kilometer durch Gebüsch und Gehölz marschieren. Der Herzog von Belluno vermochte zwar von den Höhen von Salinas aus nicht die Lage und Verteilung des Feindes zu erkennen. Denn ein Wäldchen bekleidete die Ebene vom Tajo bis nah an den Fuß der ersten Höhenkette und maskierte alle Truppenbewegungen der Verbündeten, als sie in ihrer Stellung sich einrichteten. Aber Marschall Victor kannte das Gelände sehr wohl, weil er schon früher hier gegen Cuesta operiert hatte, und erriet daher augenblicklich die wahre Sachlage. Da in der Nähe von Casa des Salinas Staub aufstieg, so zeigte dies die vermutlich dortige Anwesenheit von Truppen an. Infolge dessen erteilte der Marschall seinem besten Divisionär Lapisse schleunig den Befehl, in aller Stille und Hast vorzudringen und den Posten zu überrumpeln.

Die Alberche-Niederung wurde von dem östlichen Thalrand beherrscht, den die dichten Waldungen bedeckten, wo die französischen Kolonnen sich den Weg bahnten. Wegen des großen Baumreichtums waren die gebüschbewachsenen Ufer jedoch schwer zu übersehen. Dieser Thalrand begleitete die Alberche in ihrem Lauf, sprang jedoch jenseits auf das westliche Ufer über, wo sich die Hochfläche der englischen Stellung bildete und sich verbreiternd mit schluchtartigen Einschnitten hinzog.

Casa des Salinas, dicht hinter der Alberche auf der Ebene vor Wellesleys Höhenstellung liegend, eignete sich für eine Verteidigung ziemlich gut, weil massig gebaut. Allein der dort postierte britische Heerteil bewies eine unverzeihliche Nachlässigkeit, umso seltsamer, als der Feldherr selbst sich in der Casa befand. Die beiden Brigaden der Division Mackenzie, 3700 Mann, standen im Gehölz, eine beigegebene leichte Reiterbrigade in der Ebene. Aber keine Patrouillen, zur Front gesandt, unterrichteten über den etwaigen Übergang des Feindes. Dieser Vorfall ungenügen-

der Sicherheitsmaßregeln wurde empfindlich gestraft, beweist aber zugleich, wie dergleichen auch bei sorgsamen germanischen Truppen und nicht nur bei leichtfüßigen Galliern vorkommen kann.*)

Das leichte Fußvolk Victors fand eine Furt in der Alberche und marschierte entschlossen auf die Casa los, um in dies Wespennest hineinzustoßen. Es mochte 3 Uhr vorüber sein, Lapisses und Ruffins Gros folgte mit aller Eile in zwei großen Kolonnen. Die französische Vorhut traf plötzlich auf die britischen Vorposten und kam so jählings über sie, daß sie überrascht und mit leichter Mühe fluchtartig geworfen wurden. Beinah fiel also Wellesley selbst in Feindeshand. Die französische Avantgarde nahm die Casa weg und setzte sich sofort fest, von heftigem Musketfeuer überschüttet. Bald wurden größere Kräfte beiderseits verwendet und es gelang, die Engländer zurückzudrücken. Vergeblich wurden die nächst zusammengerafften Bataillone gegen die blitzschnell nahenden Kolonnen Victors eingesetzt. Die eine Brigade mußte in Unordnung weichen, während die andere glücklicher focht. Aber das Gefecht stand jetzt so gut für den unternehmungslustigen Lapisse, der hier kommandierte, daß er aufs hitzigste vordrang, umsomehr er seine Überlegenheit erkannte. Er folgte ungestüm den Weichenden auf dem Fuße und trennte als Keil die beiden englischen Brigaden. Da diese hauptsächlich aus jungen ungeübten Rekruten bestanden, so trat bald eine heillose Verwirrung ein. Ein Teil feuerte auf den andern und das Ganze geriet in Unordnung. Trotzdem setzte Mackenzie den Kampf unter obwaltenden Umständen erfolglos fort. In diesem Augenblick erschien jedoch überraschend weiter rechts die Spitze der Kolonne Ruffin, stürzte sich in die Alberche und gelangte mit außerordentlicher Schnelligkeit in die Flanke der Engländer, überrannte sie und suchte ihnen den Rückzug abzuschneiden. Das schien nur noch gefehlt zu haben, um die Division Mackenzie in allgemeine Flucht aufzulösen. Zugleich ließ Lapisse am Flußufer eine Batterie auffahren, deren Kugeln und Granaten in den dichten Haufen gehörig aufräumten. Vergeblich stürzte sich zur Hand befindliche Reiterei auf den Feind, die Briten mußten immer weiter zurück.

In diesem Augenblick erschien Sir Arthur selbst unter den Kämpfenden. Das 45. Regiment, eine alte kernige Truppe, und einige Kompagnien der 60er, behielten in Mitte der auseinandergejagten Sprengsel ihre Geschlossenheit. Als sich nun der Feldherr persönlich zu ihnen begab, stemmten sie sich in vollkommener Ordnung dem Feinde entgegen und stellten das Gefecht wieder her. Aus diesem Chaos vorzubrechen schien wahrlich keine leichte Aufgabe. Desto glänzender löste sie das Regiment. Sobald es glücklich hindurch gelangt, fegte es die kaum zum Aufmarsch gelangten Franzosen vor sich her. Dies gab den anderen Truppen neuen Mut. Alles machte wieder Front und der Kampf zog sich so standhaft hin, daß Lapisse in Schach gehalten wurde.

Teilweise bis an und hinter die Alberche zurückgetrieben, stutzten die Franzosen; beinahe ging sogar Casa Salinas wieder verloren. Nun trafen aber auch für sie Verstärkungen ein und sie ermannten sich. Der neue Angriff erfolgte jedoch zu spät, Mackenzie hatte ohne Verlust seine unhaltbare Stellung geräumt. Gedeckt von zwei Brigaden Kavallerie, die Wellesley heranbeordert, durchschritt er rasch die Ebene

*) Vittoria 1813, Laon-Athis 1814, Beaumont 1870 sind markante Fälle dieser Art; im kleineren Stil haben sich zwei sonst vorzügliche Untergenerale, Girard und Latour-Maubourg, 1812 in Estremadura von General Hill in unverantwortlicher Weise überfallen lassen.

und gewann wieder Anschluß an Zentrum und linken Flügel der Armeeposition. Doch betrug sein Verlust über 400 Mann.

Der Feldherr wies dem aufgenommenen Truppenteil unverzüglich seinen Posten an, indem er ihn teilte. General Mackenzie selbst mit der einen Brigade kam als zweite Linie ins Centrum hinter die Garde, zugleich bestimmt, im Notfall den ersten Flügel zu unterstützen. Die andere Brigade aber, kommandiert von Oberst Donkin, wurde auf den äußersten linken Flügel verwiesen, hinter welchen man auch die gesamte Kavallerie zurücknahm, um sich in Marsch- und Angriffssäulen daselbst zu formieren. Oberst Donkin, ein geschickter Offizier, fand den Hügel zu seiner Linken unbesetzt, zog dort hinauf und vervollständigte so die Position.

Unterdessen blieb auch Marschall Victor nicht müssig, den sein entschiedener Erfolg anfeuerte. Er brachte auch seine dritte Division, Vilatte, ins Treffen und häufte all seine Streitmittel, auch die Artillerie und leichte Kavallerie, bei Casa Salinas an, das nun endgültig in seinem Besitz blieb. Dann brach er plötzlich aus den deckenden Gehölzen vor, durchmaß im Laufschritt die Ebene und näherte sich, mit Entfaltung schöner militärischer Bewegungen, dicht der Linken des Feindes. So bemächtigte er sich schleunigst eines vereinzelten Höhenrückens, genau in Front von Donkins Stand, und eröffnete unverzüglich eine schwere Kanonade gegen diese Brigade.

Inzwischen rückte das französische IV. Korps Sebastiani nebst den Reserven und Garden König Josefs viel langsamer vor. Der Höchstkommandierende Marschall Jourdan, Sebastiani und der König erklärten sich bei ihrem Rekognoszierungsritt unfähig, die wirkliche Lage des Cuestaschen Heeres zu entdecken. Infolge dessen wurde die leichte Kavallerie vorgezogen und nahe herangesandt, um jenen General zur Enthüllung seiner Linien zu zwingen. Sobald eine geschlossene Masse vereint, bewegten sich die leichten Reiter vor: grüne Jäger-zu-Pferd, blaugelbe polnische Lanziers,*) rote Husaren — darunter auch die trefflichen Nassauischen reitenden Jäger, welche zur deutschen Division des IV. Korps gehörten und sich jetzt bei der gesammelten Reiterei des General Paris befanden.

Die leichten Reiter benahmen sich sehr gewandt. Sie ritten kühn gegen die feindliche Front an, zersprengten spanische Schützenschwärme, die sich überfallen ließen, und begannen mit Karabinern und Pistolen ein allgemeines Scharmützel. Die Spanier antworteten mit einer Generalsalve des Kleingewehrs auf der ganzen Linie. Die französische Reiterei griff hierauf sehr brav an, aber ohne jede Artillerievorbereitung würde sie nicht haben wagen können, aus dem Defilée weiter hervorzubrechen, wenn nicht das jämmerliche Benehmen der Spanier es ermöglicht hätte. Nach den ersten mattherzigen Versuchen des Widerstandes löste nämlich der größte Teil der Infanterie ihre Reihen auf und flüchtete zur Nachhut, indem sie die Flinten wegwarf. Die ganze Artillerie ahmte dies Beispiel nach. Die Leute ließen ihre Geschütze im Stich und galoppierten auf den Bespannungspferden davon. Cuestas Adjutant-General Odonoghue in eigener Person befand sich unter den ersten der Flüchtlinge, ja Cuesta selbst begab sich zur Nachhut. Die Panik verbreitete sich weiter und weiter.

Die Franzosen hätten gern attakiert, aber sie hatten zu wenige Kräfte im Gefecht. In diesem Augenblick erschien Sir Arthur selbst mit einigen englischen

*) De la ligne, zu unterscheiden von denen der Garde mit karmoisinroten Aufschlägen.

Schwadronen, kaum aus dem Treffen bei Casa Salinas zurückgekehrt. Er erkannte schnell die Schwäche der Angreifer und bestrafte diese Voreiligkeit der feindlichen Avantgarde, deren energischer Anlauf sich gegen die große Straße nach Talavera und die daneben ansteigende Hochfläche richtete. Der englische Feldherr aber war gleich bei der Hand, die Straße mit seinen Reitern zu flankieren, und die Gräben auf der andern Seite machten das Land unpassierbar für die französischen Schwadronen. Außerdem setzten einige brave Abteilungen des spanischen Fußvolks den Kampf fort und verstärkten sich allmählich durch bessere Elemente, die sich von der Panik frei erhielten. Das Musketfeuer wurde also von jenen Truppen Cuestas, die in der Position übrig blieben, erneuert und der Angriff abgeschlagen. Durch Wellesleys kaltblütige Anordnungen, vorzüglich durchgeführt, wäre der Feind glänzend geworfen und zurückgejagt worden, wenn er nicht nach Verlust einiger Leute vorgezogen hätte in Unordnung zu retirieren.

Da das französische IV. Korps noch ganz im Anmarsch blieb, also das Mißgeschick Cuestas nicht benutzen konnte, so dauerte die Gefahr für Wellesley nicht lange. Dennoch stand die heutige Schlacht entschieden günstig für die Franzosen. Sie hatten die Engländer an der Alberche überall siegreich verdrängt, letztere waren im Kampfe unglücklich gewesen und hatten scheinbar bedeutend Boden verloren, wenn auch nur eine vorgeschobene Bastion ihrer Höhenfestung. Marschall Victor verfolgte von dem Hügel, wo er seine Batterie formiert, gespannt die Vorgänge bei Cuesta, wo der zunehmende Wirrwarr ihm nicht entging. Er beschloß daher, ehe der Feind Zeit gehabt habe, sich wieder zu ordnen, respektive englischerseits von dem ungünstigen Eindruck zu erholen, die Brigade Donkin zum Rückzug zu zwingen.

Der von Donkin besetzte Hügel auf der äußersten Linken des britischen Heeres bildete den Schlüssel der Position. Derselbe war steil und zerrissen auf der Seite, welche den Franzosen zugekehrt, und schien noch unersteiglicher durch die Schlucht, die sich zu seinem Fuß in der Tiefe hinzog. Hingegen bot er auf der englischen Seite einen sanften Anstieg. Victor bemerkte, daß der eigentliche Gipfel unbesetzt geblieben und daß Donkins Brigade nur sehr schwach an Zahl sei. So faßte er denn den Plan, den Hügel durch plötzlichen Handstreich mit Sturm zu nehmen.

Das blutige Ringen sollte also heut noch nicht enden, nur eine Pause darin eingetreten sein. Die Sonne sank und das Zwielicht dünkte dem Marschall so günstig für seinen Vorsatz, daß er, ohne den König zu benachrichtigen, selbständig ohne Zaudern seine Vorkehrungen traf. Rasch damit fertig geworden, warf er seine drei Divisionen auf den Feind. Und zwar leitete Ruffin den Sturm, Vilatte folgte als Unterstützung und Lapisse sollte im Zentrum auf die deutsche Legion fallen, um eine Diversion zugunsten Ruffins zu bewirken, ohne sich aber auf Ernstliches einzulassen. — Daß bei so weit ausholenden, etwas erkünstelten Maßnahmen die Sache nicht recht klappen würde, ließ sich freilich voraussehn.

Der Ansturm geschah schnell und kräftig. Die Engländer erwarteten zu dieser Zeit keinen Angriff mehr. Das Tätenregiment Ruffins, 9. de la ligne, nahm in glänzendem Angriff den untern Teil der Hochfläche, begnügte sich jedoch nicht mit diesem Erfolg, sondern griff den Gipfel selbst in dichten Schwärmen an. Oberst Donkin vereitelte dies durch außerordentlich heftiges Kartätsch- und Gewehrfeuer und ging sogar angriffsweise entgegen, da die Bodenformation dichtes Herankommen begünstigte. Jedoch zeigte sich seine Streitmacht zu schwach, alle Punkte zu vertei-

digen. Der Feind umging seine Linke und erstieg in seinem Rücken den Berg, in kühner Auffassung der Lage.

Wellesley, der sofort zur Stelle eilte, befahl jetzt dem Divisionär Hill, Donkin zu verstärken. Ersterer erschien mit dem 48. Regiment, das sich alsbald nach dieser Richtung wandte. Indem Hill dem Obersten dieses Truppenkörpers seine Ordre erteilte, gegen den Berggipfel vorreitend, wurde plötzlich auf ihn gefeuert. Es war noch nicht ganz dunkel und man entdeckte einige Truppen auf der höchsten Spitze, von denen dies Feuer herrührte. „Das können nur Versprengte aus unsern Reihen sein!" dachte Hill und ritt daher aufwärts, begleitet von seinem Brigade-Major, Fordyce, um das vermeintliche Versehen aufzuklären. Im nächsten Augenblick fand er sich inmitten der Franzosen. Fordyce wurde sofort getötet und Hills Pferd von einem Grenadier verwundet, der unverzüglich vorsprang und den Zügel ergriff. Aber der tapfere General verlor, von Feinden umringt, nicht seine Geistesgegenwart. Er spornte das Tier bis aufs Blut, durchbrach so den Griff des Mannes und galoppierte den Abhang hinab. Hier traf er zum Glück das 29. Regiment, welches ebenfalls die Rückseite des Berges hinanstieg. Ohne Verzug rief er die Leute an: „Auf sie, Jungens!" In Person die Bajonettattake leitend. Und so feurig fiel diese aus, daß der Feind den Stoß nicht ertragen konnte und der Berggipfel wiedergewonnen wurde. Alsbald marschierten all diese englischen Truppenteile auf, auch das erste Bataillon of Detachements wurde vorgeführt, um in Verbindung mit Brigade Donkin eine furchtgebietende Verteidigungsfront zu bilden.

Es war die höchste Zeit, denn die zurückgeschlagenen Truppen bildeten nur einen Teil der Ruffinschen Avantgarde. Die beiden andern Regimenter dieser Division hatten ihren Weg bei der zunehmenden Dunkelheit in der Thalschlucht verloren. Jetzt aber schoben auch sie sich allmählich zwischen die Fechtenden ein. Der Angriff hörte nicht auf, sondern ebbte nur einige Zeit. Aller Ballast, der nicht recht mitwollte, verkrümelte sich in der Schlucht. Aber was blieb, lauter alte bewährte Truppen, welche den Ruhm ihrer Adler hochhielten, formierten sich wieder in eine Masse und ließen Sturm auf Sturm folgen mit verdoppelter Lebhaftigkeit. Auch die Engländer schlugen sich durchweg gut und das beiderseitige herzhafte Fechten tobte sich wütend aus, wobei jeder Felsvorsprung den Schauplatz blutiger Einzelkämpfe abgab. In der Dunkelheit zeigten die sich kreuzenden Blitze der Salven, mit welcher Entschlossenheit man gegeneinander rang, denn die Streiter tauschten oft in nächster Nähe ihre Schüsse aus. Auch englische Artillerie wirkte wacker mit und nährte den Schlachttumult.

Lapisse befand sich mittlerweile, sobald das Gewehrknattern von rechts zu ihm herüber schallte, in voller Bewegung und eröffnete bald nachher sein Feuer gegen die deutsche Legion. Deren Vorhut, überrascht und schon durch den Anblick der feindlichen Übermacht erschüttert, leistete keinen energischen Widerstand und auch bei weiterm Vordrängen machte er einigen Eindruck auf General Alten's Schützen.

Unterdessen währte der Kampf zur Rechten mit Erbitterung weiter. Es kam thatsächlich zum Handgemenge. Endlich aber erlahmte die Angriffswut der Franzosen. An den letzten Gefechtszuckungen nahmen noch andere Bataillone Hills teil, und was französischerseits kämpfte, gehörte wesentlich nur den Bataillonen des 9. Regiments an, nicht den andern Regimentsverbänden, die jenseits der Alberche am Nachmittag gefochten. Denn Victor hatte, infolge der Meldungen Ruffins über den Gang des grimmen Straußes, bereits den Rückzug beschlossen. Inzwischen wurde

die Übermacht Hills groß und als englischerseits sich alles Gefechtsfähige zu einem letzten, aber desto wuchtigern Vorstoß anschloß, hörte man bald den wohlbekannten Siegesruf des britischen Soldaten den Waffenlärm übertönen und des Feindes gebrochene Masse wurde nochmals kopfüber in die Schlucht hinunter gerollt.

Verfolgt wurde nur etwa 100 Schritt von einigen Abteilungen, im Ganzen machte Hills Linie keinen Schritt nach vorwärts. Erst als Lapisse unmittelbar nach diesem Mißerfolg seiner arg bedrängten Waffengefährten seinen Scheinangriff einstellte, wuchs bei den Briten das Siegesgefühl. Erschöpfung und Dunkelheit machten so dem Schlachttag des 27. Juli ein Ende. Beiderseits hatten die Schützenschwärme, nicht die Kolonnen den Ton angegeben, wobei sich denn freilich die Franzosen weit gewandter in Benutzung des Geländes zeigten, als die vielen ungeübten Rekruten der Engländer. Musterhaft war die höhere Führung Ruffins gerade nicht, seine Leute kamen rasch genug in Unordnung. Hill hingegen handelte rasch und energisch, er kannte und beurteilte die Gefechtslage richtig und erzielte damit unter keineswegs günstigen Umständen einen Erfolg. Da die französischen Veteranen in der Feuerdisziplin überlegen, so trugen Hills Truppen ihr Feuer auf ganz nahe Entfernung heran, schossen dann, soviel sie nur irgend konnten, oder führten auch Bajonettangriffe aus, die man hier keineswegs nur bildlich nehmen darf. Auch die Franzosen hatten jedenfalls den Geist der Offensive, sie wollten an den Gegner heran und ließen sich auf kein Feuergefecht in weiterer Entfernung ein. Ihre Artillerie bereitete diesmal den Anlauf nicht wirksam vor, weil Alles eben auf eine Überraschung angelegt war.

Die Franzosen hatten durch das Hin- und Herziehn viel Zeit verloren und waren sehr auseinander gerissen worden, so daß ihre Schlachthaufen mehrfach die Verbindung mit einander verloren. Alles kreuzte sich, vorgehende und zurückgehende Truppen, und Ruffin konnte dem neuen Andrängen nicht mehr widerstehen. Der Marschall verzweifelte daran, dem Gefecht heut noch eine günstige Wendung zu geben. Alle Angriffsversuche scheiterten und die umfassenden und gleichzeitig vordringenden Bataillone Hills hätten durch passende Benutzung des Bodens einzelnen gallischen Harsten eine Katastrophe bereiten, sie aufreiben können. Der Marschall befreite diese aus der Gefahr durch Vorziehn der Reserven noch eben zur rechten Zeit; um sein Korps vor schwerer Niederlage zu retten, ließ er Ruffin sich wieder durch die Ebene hindurchziehn und die jenseitigen Höhen krönen.

* * *

Gegen Abend meldete sich der Herzog von Belluno beim König, der mit seinem Stab und seiner Garde-Leibwache im Centrum angelangt war, und aus der Ebene den Kampf beobachtet hatte. Auch der Höchstkommandierende, Marschall Jourdan, kam hinzu und es entspann sich eine lebhafte Controverse.

Victor. Ich bedaure allerdings, Ew. Majestät diesen Fehlschlag rapportieren zu müssen. Aber meine Ansicht wurde damit nicht wankend.

Josef. Wie das?

Victor. Nun, wir haben einige Gefangene gemacht und ich nahm die Bursche scharf vor. Da erfuhr ich die genaue Stellung der Spanier, die bisher all meinen Generalen verschlossen blieb.

Josef. Nun? und?

Victor. Der spanische Flügel bei Talavera, an den Tajo gelehnt, kann nur mit Mühe geworfen werden. Auch verspricht dies keinerlei Resultate von Belang. Wir müssen Wellesleys Linke schlagen. Alles hängt daran, den Berg auf seiner Linken, wo das Thal unbesetzt blieb, wegzunehmen. Heut ists zu spät, aber ich schlage vor, bei Tagesanbruch einen zweiten Versuch zu machen.

Josef. Mit Ihrem Corps, mein lieber Marschall, allein? Was sagen Sie, Jourdan?

Jourdan. Ich bin gänzlich dagegen. Das IV. Korps ist noch zu weit zurück und kann erst Morgen Mittag ins Gefecht treten.

Victor. Erlauben Sie, das I. Korps genügt.

Jourdan. Möglich! Aber das wird nur eine Teilunternehmung, die nimmer zu großen Ereignissen führen kann.

Victor. Ich muß Ew. Excellenz widersprechen und bitte Sie, Sire, meine ganze Autorität als Marschall von Frankreich zum Pfande zu nehmen, daß ich das Rechte will.

Josef (schwankend, bedenkend, daß Jourdan nur „altes Eisen“, Victor dagegen ein neuer Paladin des Empire — Marschallspatent 1807 —). Natürlich, Herr Herzog von Belluno, vertrauen Wir unbedingt Ihrem erprobten militärischen Genie. Allein die Bedenken des Marschall Jourdan sind doch sehr einleuchtend.

Victor. Mit nichten! Erlauben Sie mir, Sire, zu versichern, daß ich das Terrain dieses Schlachtfeldes, auf dem ich schon vor Wochen kampierte und manövrierte, aufs Allerintimste kenne.

Jourdan. Ob Sie Ihre Vorstellungen auch darauf stützen, Marschall, so nimmt dies kein Tütelchen davon weg, daß vereinzelte Attaken nie Segen bringen. Se. Majestät der Kaiser schärft dies stets besonders ein.

Victor (spitz, mit dem Bewußtsein, daß er ein Hausfreund der Tuilerien, Jourdan nur ein Kaltgestellter). Mir sind die Vorschriften des Kaisers nicht unbekannt und vielleicht in weiterem Maße, als Ew. Excellenz. Allein ich darf wohl die Behauptung wagen, daß meine Auffassung hier die Allerhöchste Billigung finden würde. Noch hat Wellesley seine Schlachtlinie nicht verlängert, noch ließ er das Thal unbesetzt. Sollen wir warten, bis er seinen groben Fehler erkennt? Es gilt einen kühnen Handstreich.

Jourdan. Und einen gewagten!

Victor. Ew. Excellenz erinnern sich wohl, daß Se. Majestät der Kaiser in seinen Instruktionen stets auf kühnes Wagen hinweist. Ich will nicht weiter in Sie dringen, Sire, werde aber an den Kaiser zu berichten nicht verfehlen, daß ohne meine Schuld eine günstige Gelegenheit . . .

Josef (von der Drohung mit seinem schrecklichen Bruder überwältigt). Genug, genug, mein teurer Marschall. Sie stellen die Sache so dringlich und — hm — so scharfsinnig dar, daß ich meine Einwilligung nicht versagen kann.

Victor. Danke gehorsamst, Sire, und werde unverzüglich meine Vorkehrungen treffen für morgen früh.

Jourdan. Halt, darf man wenigstens, Herr Herzog, nach Ihren Dispositionen fragen?

Victor (steif). Ich habe seit lange die Ehre, selbständig mein Korps zu führen, Herr Major-General.

Jourdan (heftig). Sie sind mir untergeben, mein Herr, für diesen Feldzug!

Josef (begütigend). Bitte, bitte, meine Herren, vergessen Sie sich nicht! Auch ich möchte wohl wünschen, Herr Marschall . . .

Victor. Sie haben nur zu befehlen, Sire. Meine Dispositionen sind also einfach folgende. Ich formiere die ganze Artillerie des I. Korps in eine Masse; sie nimmt Stellung auf dem Höhenzug, der mit demjenigen korrespondiert, wo Wellesleys Linke mir gegenübersteht. Diese große Batterie wird durch ihre günstige Position fähig sein, das Thal auf meiner eigenen Rechten zu beherrschen, den Gipfel des feindlichen Hügels in der Front zu verheeren und nach einander die ganze britische Linie zu bestreichen, — so weit bis zu dem Vereinigungspunkt der Rotröcke mit dem spanischen Gesindel.

Jourdan. Gut und weiter? Soll Ruffin wieder die Vorhut nehmen?

Victor. Ja freilich und Vilatte bleibt hinter der Artillerielinie als Rückhalt, Ruffin aber hält ein Regiment während der Nacht dicht an der Schlucht.

Jourdan. Und Lapisse?

Victor. Greift vorerst nicht ein. Hält das niedrige, abgedachte Tafelland inne gegenüber dem englischen Zentrum, das er im Notfall beschäftigt.

Josef. Und Ihre Kavallerie?

Victor. Latour-Maubourg bildet Reserve für Lapisse, Beaumonts leichte Reiter für Ruffin.

Jourdan. Nun, meinethalben! Meinen Segen haben Sie!

Josef. Adieu, mein lieber Herzog von Belluno! Gott nehme Sie in seinen heiligen Schutz!

* * *

Mit dieser stereotypen Unterschriftphrase des Napoleonischen Geschäftsstils entlassen, galoppierte Victor davon. Bald wurde es bei ihm lebendig und es herrschte in seinem Lager ein geheimes, emsiges Treiben die ganze Nacht hindurch, sowohl auf dem Höhenrücken, wohin man die Geschütze hinaufschaffte, als auch an der Schlucht, wo sich allmählich die Vorposten in dichten Schwärmen heranschlichen und die Bataillone folgten. Die Leute Ruffins schliefen in Schlachtordnung auf der Erde, Gewehr zur Hand, um sich bei Tagesanbruch in Sturmkolonnen zusammenzuschließen.

* * *

Bei den Verbündeten sah es mittlerweile nicht sehr behaglich aus. Die Panik der Spanier am Spätnachmittag hatte noch zugenommen und die Flucht sich immer weiter ausgebreitet, hauptsächlich, als am Abend Victors neue Kanonade begann. Die Spanier flohen unaufhaltsam. Karren und Geschütze drängten sich und quetschten die fliehenden Reiter. Ab und zu klatschten verirrte Kugeln in die dicken Massen und platzende Granaten, so daß die blutbespritzen, wüsten Haufen sich verzweiflungsvoll preßten. Wenn unter zurückgehendes Fuhrwerk Sprenggeschosse einschlagen, nimmt es gewiß nicht Wunder, wenn ein buntes Durcheinander entsteht. Alles stürzte und stöhnte rechts und links in wirrem Knäuel.

Der größte Teil der Ausreißer eilte so weit wie Oropesa. In ihrer kranken Memmenphantasie sprengten sie überall in den Dörfern aus, die Verbündeten hätten eine völlige Niederlage erlitten und die Franzosen verfolgten hitzig. So spielten sich denn in der Nachhut Szenen unglaublicher Unordnung ab. Die Intendantur-Kom-

missarien gingen auf und davon mit ihren Maultieren, die Zahlmeister schleppten die Kassenwagen weg, die Bagage zerstreute sich und der Alarm verbreitete sich fern und nah. Ja, man verhehlte sich nicht, daß auch einige englische Offiziere ihre Uniform bei dieser Panik entehrten. Indessen, Cuesta erholte sich von seinem ersten Schreck und geriet nun in wilden, unvernünftigen Zorn, wie es die Art halber Feiglinge. Er schwor, die Fliehenden decimieren zu lassen, und sandte mehrere Reiterregimenter, um sie mit Gewalt einzubringen.

Die Nacht verstrich über diesen Maßregeln, deren Durchführung wirklich einen Teil der Artillerie und Infanterie vor Tagesanbruch wieder heimführte. Allein, am Schlachttag fehlten 6000 Spanier an der Soll-Stärke und die große Redoute im Centrum blieb zum Schweigen verdammt aus Mangel an Geschützen.

Ein Teil der Flüchtigen erreichte Malpartida de Plasencia und stieß dort zu ihrem Staunen auf ein Biwak englischer Truppen. Es war General Robert Crawford, der mit dem 43., 52., 95. (oder Rifle-) Regiment nach einem Marsch von 20 Meilen von Portugal her anlangte. Sobald der entschlossene General von der angeblich mißlichen Lage seines Feldherrn gehört, erlaubte er seinen Truppen ein paar Stunden zu rasten. Dann entließ er 50 Mann der Schwächsten aus den Reihen und begann seinen Marsch aufs Neue mit dem Entschluß, nicht anzuhalten, bis er das Schlachtfeld erreichen würde. — —

* * *

Ehe er sich zur Ruhe begab, prüfte und untersuchte Sir Arthur noch einmal seinen rechten Flügel, weil dort so unzuverlässige schlechte Truppen standen. Auf Cuesta zählte er überhaupt nicht. Ebenso unwissend als General wie die andern spanischen Führer Blake, Palafox und Romana, besaß er weder deren persönliche Furchtlosigkeit noch ihren angebornen Mutterwitz.

Aber sein Rundgang befriedigte den Feldherrn. Er hatte alles so gut geordnet und abgewogen, daß die Spanier gar nicht ernstlich angegriffen werden konnten und ihre Stellung fast uneinnehmbar erschien. Die Front war geschützt durch Gräben, Erdwälle, Brustwehren und gefällte Bäume, auch durch ein stark verrammeltes Kloster. Weiterhin zur Linken, wo sich Campbells Division anschloß, lag die große Feldredoute, die man auf dem Hügelhalbkreis aufgeworfen hatte. Hier bei einem Olivenwäldchen, wo die Stellung Campbells einen Winkel bildete, konnte man ein kombiniertes Kreuzfeuer gegen die Stürmer vorausberechnen.

Wellesley schritt weiter dem Zentrum zu. Bei dem 9. Regiment, Hochschotten, hielt er an. Die Pfeifer bliesen hier, wie Hornisten bei den andern Truppen, die Abendreveille — kunstgerecht wie nur je die berühmten Mac Rimmons, die Erbpfeifer der Häuptlinge von Mac Leod daheim im Hochlande. Die Bergpfeifen der Dudelsäcke quitschten durch die Nacht wie ein schwermütiger Gruß aus der fernen nordischen Heimat des Nebels, hier im Lande des Lichts. Ein Pibroch erscholl, so ernst und düster wie „Mac Gregors Klage“ und andere berühmte Trauerlieder, als gelte es einen Coronach (Grablied) für alle, die morgen zu fallen bestimmt.

Rings lagerten die Hochschotten auf ihren Plaids. Leute mit dunkelm Teint und schwarzem Haar, behend, lebhaft und jähzornig, von kleiner Statur — und daneben rothaarige Riesen mit vorstehenden Backenknochen — beides der unveränderliche wechselnde Typus der gälischen Rasse. Neben den Tschakos und roten mit weißen Bandeliers gekreuzten Waffenröcken der andern, wobei nur die kaffeebraunen

Spenser mit krepproten Raupen-Epauletts und dem leichten Raupenhelme der Artillerie auffielen, stach die schottische Tracht vorteilhaft ins Auge. Auf den rotgrünen Mützen wehte eine Menge schwarzen Gefieders, meist Adlerfedern. Die Tartans, schwarz und dunkelgrün, mit Scharlach gewürfelt, flatterten wie Frauenunterröcke über den nackten Knien und Schenkeln der Beine, welche erst an der Wade lange weiß und hochrot karrierte Strümpfe von starker Wolle (eine Art Gamaschen oder Pantalons, „trows“ genannt*) mit hochroten Bändern, inmitte der Wade befestigt, gegen die Witterung schützten. Das lange Dolchmesser (Dirk) stak an den dreizipfligen Felltaschen, welche vorn unterhalb des Bauchs zwischen die Oberschenkel herabhingen. Am Gurt klirrte freilich nur ein gewöhnliches Seitengewehr, nicht mehr das Breitschwert, unter dem Namen „Claymore“ gefürchtet von allen Southerners und Sassenachs**) jenseit des Tweed und im kaledonischen Niederland seit ältesten Zeiten. Lange Flinten mit Bajonett vollendeten diese seltsame Equipierung, zu welcher früher noch die runde Tartsche von leichtem Holz gehörte, lederüberzogen und kupferbeschlagen, mit einer stählernen Spitze in der Mitte.

Es war so still, als hörte man den Mond oben am Himmel rollen. Auf den Bergen blitzte und verlöschte ein erster Lichtschein, dann flammten auf der ganzen Berglehne die Wachtfeuer auf. In der Ebene desgleichen. Dort verschmolzen vielfältige Stimmen in ein allgemeines deutliches Vive l'Empereur! Hier und da Pferdetrappeln, das Stampfen vorjagender Pferde. Da knallte ein Schuß, dann Schüsse von allen Seiten. Die Rosse spitzten die Ohren, scharrten mit dem Huf die Erde.

Die nervösen Spanier, beunruhigt durch einige streifende Vedetten in ihrer Front, eröffneten um Mitternacht ein üppiges Feuer sowohl von Musketen als Geschützen. Und dieser abscheuliche Wahnwitz dauerte volle zwanzig Minuten ohne irgend ein Ziel und Objekt. Ja, während der ganzen Nacht wurde die Linie wiederholt in der Ruhe gestört durch verirrte Salven, aufs geradewohl abgegeben, auch von englischen Soldaten, wodurch mehrere Offiziere und Gemeine ihren Tod fanden.

* * *

Auf alle Fälle war das verbündete Heer in sich versammelt, so daß man den weitern Ereignissen ruhig entgegensehn konnte. Auf Seite der Engländer wurde die Division Hill besonders konzentriert und die Reiterei zur Linken dieses Truppenteils massiert. Der Artilleriepark und die Hospitäler wurden rückwärts im Schatten des Berges aufgestellt, zwischen der Kavallerie und der Division.

Sir Rowland Hill, dem hier der schwerste Posten anvertraut, nimmt unter den Paladinen Wellingtons nach Fähigkeit und Charakter die erste Stelle ein. Er zeichnete sich schon in diesem Jahre aus bei Braga und beim Übergang über den Douro. Später gelangen ihm bei selbständigem getrenntem Kommando zwei geschickte Unternehmungen: Der Überfall von Almaraz und der Überfall von Aroyo Molino (1811, gegen den sonst so tüchtigen Girard), 1814 schlug er allein gegen Soult die blutige schwere Schlacht von St. Pierre und kämpfte mit bei Toulouse, 1812 aber gewann er sich selbst einen Akt edler Selbstverleugnung ab, indem er Drouet nicht Schlacht anbot, obschon ihm der Sieg winkte, — weil dies die Gesamtoperationen seines

*) Früher trugen nur die Edelleute (Duinhevassels) dies Kleidungsstück.

**) Südländer: Engländer, Sachsen: Niederschotten.

Oberfeldherrn geschädigt hätte. Eine selbstlose tapfere Seele, ein englischer Held von dem Geschlecht der Codrington und Gordon, nicht der Nelson und Marlborough.

* * *

Zwischen den Heeren, welche sich messen sollten, bestand kein großer Unterschied an Zahl.

Nach den englischen „Head — Quarter States“ betrug die englische Armee, Hauptquartier Talavera, am 25. Juli 1809: 19846 Säbel und Bajonette, darunter 1500 Artilleristen, 30 Kanonen (6- und 9-Pfünder), wobei jedoch die Offiziere und Nicht-Kombattanten nicht mitgerechnet. Die Spanier konnten nach ihrer vorhergehenden Niederlage nur 34000 Mann ins Feld stellen; doch besaßen sie 70 Geschütze. Die vereinigte Armee bot daher die Schlacht an in der Stärke von ca. 54000 Mann, worunter fast 10000 Reiter, darunter 3500 englische, und 100 Kanonen.

Die Franzosen aber kamen heran mit 80 Kanonen und fast 50000 Mann, inklusive der königlichen Garde, dabei über 7000 Mann Kavallerie, alles harte Veteranen. Und zwar, wenn wir die kaiserlichen Musterrollen mit der Signatur des Prinzen Neufchatel zurate ziehn, betrug das I. Korps Victor am 15. Juli 1809: Drei Divisionen Infanterie: 33 Bataillone, von denen unter den Waffen nach Abzug der Verluste und Detachierten: 18000 Mann. (Die Division Lapisse dieses Korps, welche unter ihrem talentvollen Divisionär mehrfach zu selbständigen Operationen verwendet, betrug, laut einer Musterrolle vom 1. Februar 1809, davon zwölf Bataillone: 7600 Mann.) 2 Divisionen Kavallerie: 18 Schwadronen = 3780 Mann. (Ursprünglich noch am 1. Juni sollten sie 27 Schwadronen = 4200 Mann, zählen.) 48 Geschütze mit 2500 Artilleristen und Train.

Im ganzen: 25000 Mann.

Die Divisionen der Infanterie kommandierten: Lapisse, Vilatte, Ruffin; die Dragonerdivision: Latour-Maubourg; die leichte Reiterei: Beaumont, vermutlich hauptsächlich bestehend aus der Brigade Maupetit, welche früher der Division Lapisse auf ihrem Streifzug bei Salamanca beigegeben. Das IV. Korps Sebastiani hatte die eine seiner drei Divisionen, die polnische Division, hinter sich bei Ciudad Real zurückgelassen, um gegen die Armee der La Mancha den Rücken zu decken. Nach Abzug dieser 5000 Polen (nach Ausweis vom 1. Oktober 1808 sollten es 6800 Mann sein) zählte das Korps 17000 Mann Infanterie, laut Rapport vom 25. Juli, und wir wissen aus andern Spezialnachrichten, daß die französische Division Sebastiani 8000 Mann, die sogenannte deutsche Division aber nur etwas über 4000 (ursprünglich 6067) Mann betrug. Somit stellte dieser Heerteil dar: 12000 Mann Fußvolk und Artillerie, 3000 Reiter, 30 Geschütze. Die schwere Reiterei führte Milhaud, die leichte Paris. Die sogenannte Division der Reserve unter General Desolles betrug (laut Stammliste vom 15. Juli) noch 7700, 10 Bataillone = 6800 Mann, und die Garde des Königs (welche nie in den Musterrollen der Großen Armee mit aufgeführt wurde) 5000 Mann von allen Waffengattungen. (6 Bataillone Grenadiere, Füsiliere, Voltigeure, das spanische Regiment Kastilien und das Fremdenregiment Royal Etranger; ferner 12 Eskadrons Chasseurs, Husaren, Chevauxlegers.) Die Geschützzahl der Reserve und Garde ist nicht bekannt. Rechnen wir die notwendigen Abzüge seit dem 15. ab, und die Reserve (Desolles und Garde) zu 12000 Mann,*)

*) Ob die Infanteriedivision Rey, des spätern heldenmütigen Verteidigers von San Sebastian, welche nachher bei Ocaña zur Reserve gehörte, bei Talavera mitfocht, läßt sich nicht ermitteln.

so würde sich demgemäß für die beiden französischen Korps eine Stärke ergeben von 30000 Mann Infanterie, 6000 Reiter und ca. 4000 Mann Artillerie und Train. Da aber nach Abzug des Schlachtverlustes, den wir genau kennen, die beiden Korps nur über 20000 Mann Infanterie behielten, so muß auch die Armee Jourdans wohl etwas niedriger veranschlagt werden, etwa auf 46000 bis 48000 Mann. Und da die Engländer, wie schon oben erwähnt, nicht wie die Franzosen ihre Offiziere, Sergeanten, Stab, Trompeter, Trommler, Train und Nichtkombattanten mitrechneten, so müssen wir das verbündete Heer nach französischem Maßstab auf 58000 bis 60000 Mann annehmen, wovon freilich nur 20000 Mann tüchtige Soldaten.

Chef des Generalstabes der Königlichen blieb in den ersten Jahren des Krieges General Belliard. Dieser war jedoch nicht anwesend, weil mit 3000 Mann im Retiro bei Madrid zurückgelassen.*) Die Artillerie kommandierte General Senarmont.**)

Beide Heere begannen ihre Schlachtordnung zu formen. Wellingtons Ordre de Bataille zu ermitteln, ist außerordentlich schwierig, weil keine speziellen Akten („Generaladjutants Returns") darüber vorliegen und gleich nachher in Portugal die Armee ganz neu organisiert wurde, in vier Divisionen und einer leichten Division (Crawfurd), wozu später im Laufe des Feldzugs durch Untermischung mit portugiesischen Truppen noch eine sechste und siebente Division kamen. Die spätere leichte Division (bestehend aus den später so berühmten Regimentern 43, 52, 95) befand sich jetzt auf dem Marsche zur Armee, nicht minder das 40. Die vier andern späteren Divisionen (Spencer, Hill, Picton, Cole), welche laut einem andern Rapport 41 Bataillone ausmachten, waren ebenfalls in 4 Divisionen geteilt, in welchen auch die zwei Brigaden der Garde (Royals) inbegriffen, in Garnisonstärke 2400 Mann, jetzt im Feld aber wohl kaum 2000 Streiter. Die britische Ordre de Bataille zählte im April 1809 unter Sir John Cradok 9 Brigaden, während unter Sir John Moore 35 Bataillone in 11 Brigaden gedient hatten. Die Brigade umfaßte höchstens vier, oft nur zwei Bataillone im englischen Heere, da auch die Regimenter oft nur aus einem Bataillon bestanden. Aus den Versprengten der Armee und andern Überresten war ein besonderes Korps gebildet worden von 1[illegible] Mann, unter dem Titel „Detachierte Bataillone" in die Brigaden eingereiht.

Die so formierten vier Infanteriedivisionen und drei Brigaden Kavallerie (unter Kommando von Generallieutenant Payne) wurden folgendermaßen aufgestellt:

Division Nr. 4 unter Brigadegeneral Campbell verlängerte die Schlachtfront, dort wo bei der großen Redoute der spanische linke Flügel endete. Hinter der Redoute wurde eine Brigade leichter Kavallerie postiert. Division Campbell bestand aus zwei Brigaden, 2900 Mann, vermutlich den Regimentern 97, 36, 6, 32 (die „Detachement-Bataillone" waren unter die Brigaden verteilt). Daran schloß sich im Centrum die Division Nr. 1 unter Generallieutenant Sherbrooke, bestehend aus den zwei Gardebrigaden, der deutschen Legion unter General Alten (vier Bataillone, anfänglich 3000 Mann, jetzt wohl geringer an Zahl) und eine englische Brigade der Regimenter 5, 9, 38. — Dies ergab 6000 Mann. Während Campbell, die spanische Linke berührend, sich in zwei Linien formierte, mußte der nächststehende Sherbrooke

*) Laut Napier, vol. 1, pag. 371.

**) Vermutlich — da er dies später bei Ocana that. (Nicht „Lenormant", wie einige Schriftsteller fälschlich schreiben und auch ich in „Deutsche Waffen in Spanien" angab.) Siehe „Geschichte der Fremdtruppen" von Eugene Fieffé.

eine einzige Linie bilden, weil er die längste Strecke zu verteidigen hatte und die Division Nr. 3 unter Major-General Mackenzie zur Verstärkung als zweite Linie bestimmt wurde, dessen erste Brigade, Regimenter 45 und 60, hinter die Garden zu stehn kam. Die andere Brigade, Oberst Donkin, Regimenter 74, 88, blieb auf dem Hügel zur äußersten Linken. Hier schloß die Division Nr. 2 unter Major-General Hill die Kette: zwei Brigaden, 3900 Mann, Regimenter 29, 48, 50, 71, 82, 66.*) Die beiden übrigen Kavalleriebrigaden wurden hier am Thalabhang aufgestellt. Die Artillerie (6 Brigaden à 5 Geschütze unter Major-General Howorth) wurde zweckmäßig bei den Divisionen verteilt. (Fortsetzung folgt.)

Unser Dichteralbum.

Stunde des Glückes.

„Es ist kein Mensch so arm, daß nicht
Ihm schlägt des Glückes Stunde—"
So predigt Ihr, weltweise Herrn,
Mit salbungsvollem Munde.

Gewiß, die Stunde kommt, wenn auch
Zu unbestimmter Frist;
Nur schad', daß bei den meisten sie
Zugleich die letzte ist.

München. Georg Schaumberg.

Sangesblumen.

I.

Stimmen.

Ich bin die Blume, welche heimlich blühet,
Ich bin der Wind, der rauschet in den Zweigen,
Ich bin der Stein, der schläft in ew'gem Schweigen,
Ich bin die Flamme, welche leuchtend sprühet.

Ich bin die Flut, die auf und ab sich mühet,
Ich bin der endlos weite Sternenreigen,
Ich bin, o Glanz, so sonnenhaft und eigen,
Ich bin das Auge, welches ewig glühet ...

Von wannen weht die schmeichelnd ernste Weise?
Sie hallt wie Sang von todeswunden Schwänen
Auf eines Teiches mondlichthellem Kreise. —

Was wir im tiefsten Traum zu hören wähnen
So lieblich klar, geheimnisvoll und leise,
Erfüllt die wachen Augen uns mit Thränen.

*) Später waren auch noch die 13. und 14. Dragoner dem Korps Hills fest attachiert.

II.

Sphärenklänge.

Einsam sinnend blick' ich aufwärts
In die duft'ge Juninacht:
Wie aus abertausend Augen
Mir der Sternenhimmel lacht!

Wie sie aus der blauen Höhe
Lieblich winkend niederschau'n,
Gleich als wollten ein Geheimnis
Sie mir heimlich anvertrau'n!

Horch, da tönt aus nahen Gärten
Zu mir leises Geigenspiel:
Sternenhell seh' ich erschimmern
Menschenaugen, ach so viel.

Selig tanzet Paar um Pärchen
In dem dürftig engen Raum,
Und kein einz'ges sieht die Sterne
Über sich im Himmelsraum.

Keines sieht, wie sie auch schweben
Hin in leicht bewegtem Tanz;
Keines hört, wie auch der Sterne
Schön geschlung'ner Riesenkranz

Folgt denselben lichtentsproß'nen,
Zauberhaften Melodie'n —
Die ein träumend Herz zur Stunde
Ach, wie wonnevoll durchzieh'n!

III.

Das Geistereiland.

Siehst Du das Eiland leuchten,
So überirdisch klar,
Mit Bäumen, goldig schattend,
Mit Früchten, wunderbar?

So weltentrückt, so einsam,
Von Purpurreiz umschmiegt,
Es sich im blauen Meere
Wie eine Rose wiegt.

Welch sonnig ew'ger Friede!
Kein Schwert und keine Faust
In dieses Thal der Seelen
Verwüstend niedersaust.

Auf diesem Wundereiland
Voll himmlischer Musik
Erprangt in reichster Blüte
Die Geisterrepublik.

Auf diesem Wundereiland
Im weiten, großen Meer,
Versammelt sich allnächtlich
Das große Seelenheer,

Das hält der Tag, der strenge,
Im dumpfen Totenland,
In engumschränkten Ländern,
In Büchern auch gebannt...

Hier sammeln sich des Geistes
Heroen aller Zeit,
Umblüht vom immergrünen
Kranz der Unsterblichkeit.

Auf diesem Wundereiland
Ihr heilig Wort erklingt,
Das gleich wie Sonnenschimmer
Siegreich die Nacht durchdringt.

Ein Hauch, ein leuchtend Tönen,
Als wie die Welt uralt,
Verständlich allen Seelen,
Von ihren Lippen schallt.

Indessen auf dem Eiland
Dies Zauberwort ertönt,
Ein dumpfes Donnergrollen
Von Land zu Lande dröhnt...

IV.

Bajaderenweise.

Deine Augen glühen
Tigerkatzenhaft:
Brennt Dir so im Busen
Liebesleidenschaft?

Blaß sind Deine Wangen,
Folge mir zum Hain,
Komm! mit Zauberschnelle
Heil' ich Deine Pein.

Dort am blauen Strome,
Wo der Lotus blüht,
Wo durch kühle Schatten
Sterngeflimmer sprüht,
Breit' ich Dir ein Lager,
Zart und schwellend weich,
Zwischen meiner Arme
Himmelweitem Reich.

Wer der Liebe Heilgift
Hat und spendet nicht,
Kann der Gott ihn lieben
Hoch im höchsten Licht?
Lächelnd, fromm, geduldig,
Liebster, harr' ich Dein —
Sterb' in Wonneschauern
Deiner Sehnsucht Pein!

V.

Frage und Antwort.

Sage mir dunkelgelockte, schöne Zauberin,
Wie kommt es, kommen die Sterne, daß sich mir wandelt der Sinn?
Mein Herz pocht sehnsuchtsvoller, heißer wallt mein Blut,
Indessen das Mondlicht schimmert so sanft, so lieblich, freundlich gut?

„O wisse, die vielen Küsse, die allnächtlich gehn
Flammend von Mund zu Munde, daß heißer die Lüfte wehn,
O wisse, die vielen Küsse, sie haben, ausgetauscht
Als Pfand urewigen Liebens, auch Deine Seele süß berauscht!"

Berlin. Oscar Linke.

Im Staub der Scholle.

Wohl zu den Sternen irrt Dein Traum,
Verlockt von holdem Himmelslichte —
Manchmal, da fühlst Du nicht am Fuß
Die schweren irdischen Gewichte.

Doch bricht ein Sturm den Thyrsus leicht,
Und Deiner Lyra Saiten reißen; —
Auf unerreichbar ferner Höh'
Der Sonne Purpurstrahlen gleißen.

Du änderst nichts. — Und wie der Sand
Im Stundenglase auch verrolle:
Im Alltagsschritte zieht das Heer
Durchs Leben in dem Staub der Scholle.

Der Tropfen.

Wenn manches Jahr ein Tropfen fließt
Auf einen Felsenstein,
Ob es gleich nur ein Tropfen ist,
Er gräbt so tief hinein.

Hat Mancher harten Kämpfersinn
Wohl um sein Herz gelegt,
Doch eine Thräne tropft darin,
Wie mutig es auch schlägt.

Der Tropfen höhlt den Felsen aus; — —
Von einem Herzen gräbt
Die Thräne alles Glück heraus,
Wofür es kämpft und lebt.

Görz. Otto von Leitgeb.

Reue.

Im Walde war es. Der Morgentau
Hing glitzernd an Blatt und Zweigen,
Der Himmel strahlte in tiefem Blau,
Weit ringsum heimliches Schweigen!
Versteckt unter Sträuchern im weichen Moos
Da sind wir traulich gesessen!
Ich hielt sie umschlungen auf meinem Schoß,
Und die Welt um uns lag vergessen.
Es schlug ihr Herz so rasch in der Brust —
Wie funkelnder Tau in der Sonne,
So strahlte ihr Auge vor Glück und Lust
Und seliger Liebeswonne.
Und ihr Mund, ihr herziger, roter Mund,
Verriet mir der Seele Glühen,
Er lachte mir zu: O lasse die Stund',
Das Glück, das Glück nicht verblühen!
Wie war sie so rein, so schön und jung,
So lockend, dahinzusinken,
In glühender Liebesbegeisterung
Der Seligkeit Becher zu trinken. —
Wir wurden so still, so still wie der Wald,
Doch laut ihrer Augen Flehen,
Wohl hab' ich's vernommen, doch mit Gewalt
Wollt' ich es nicht verstehen! — —

Sie wandte sich ab mit stillem Groll
Von mir, dem Strengen, dem Kalten,
Und den Strom, der mächtig überschwoll,
Ich konnt' ihn warnend nicht halten.
Ein andrer kam, der schöner, als ich,
Der klüger und besser erfahren,
Und sehnend ans Herz ihm warf sie sich,
Ich konnte sie nimmer bewahren.
Und als er gehabt, was er gewollt,
Ihrer Unschuld Duft und Schimmer —
Da ließ er sie! Mochte sie noch so hold
Ihm lächeln, er sah sie nimmer!
Dann hat sie geweint und heimlich geklagt
So schmachvoll gefallen zum Schlechten,
Und Kummer hat ihr am Herzen genagt
In bangen, durchwachten Nächten. —
O heimliche Stimme heil'ger Natur,
Ich hatte dein Rufen verstanden,
Doch es drängte mich ab von der rechten Spur
Mein Geist in der Knechtschaft Banden.
Und es schmerzt mich noch immer, daß es so kam,
Daß Einfalt, Liebe und Reinheit
Sich triumphierend zum Opfer nahm
Die kalt überlegte Gemeinheit.

Weinheim. W. Platz.

Mein Weg.

Hatt' einen großen Anlauf genommen,
Wollt' gern eine Strecke vorwärts kommen,
In Sprüngen das hohe Ziel erreichen,
Das winkt mit seinen leuchtenden Zeichen.

Da blieb ich verschnaufend einmal stehn,
Prüfend vor- und rückwärts zu sehn.
Gleich sank der Mut mir. Sei nicht dumm,
Dacht' ich, und kehre wieder um.

Soll's deinen kurzen Beinen gelingen,
Mußt all dein Lebtag laufen und springen.
Schone die Lunge und gehe hübsch sacht,
Wie es der große Haufe macht.

Auf einmal aber fängt's an zu zwicken,
Zu reißen, zu zerren wie mit Stricken,
Daß ich wieder, als gält's mein Heil,
Mit allem Eifer vorwärts eil'.

So hab' ich's denn noch weiter getrieben,
Und bin manchmal stehen geblieben,
Stets hat ein inneres Zerren und Reißen
Mich von der Stelle packen heißen.

So bin ich denn, alles in allem genommen,
Eine gute Strecke vorwärts gekommen,
Schier ohne Verdienst und halb geschoben,
Da ist denn weiter nichts zu loben.

Hamburg. G. Falke.

Der Künstler.

Weißt Du, was Du bist?
Weißt Du, wie ich Dich liebe?

Ich schuf Dir Schwingen, wolkenflüchtige,
Adlerstarkes Sturmgefieder,
Und mit feigem Giftpfeil
Schoß ich der Sehnen Spann Dir entzwei,
Daß Du Dich wändest, ein ekler Wurm
Unter Würmern,
Fluglahm, sonnensüchtig,
Im zuckenden Herzen die Sonnenliebe,
Unter Würmern
Ein Staubgesell!

Ein Schwert schweißt' ich Dir,
Blutgleißende Waffe,
Wider Schächer und Würmer,
Deines Liebeslenzes Neidgewalten . . .

An meinem Spere
Ließ ich's zerspellen;
Dein Blut tranken
Die Würmer im Staube!

Eine Harfe gab ich Dir
Mit zerklirrten Saiten,
Draus wilde kranke
Wahnklänge rauschen.

Du weißt nicht, wie ich Dich liebe!

Ich kämpfe mit Dir
Und schleife Deinen Leib
Hinter keuchenden Rossen
Im Staub ihrer Hufe
Um die Mauern der Stätte,
Die Du liebtest,
Deiner Heimatsgötter!

Mannestrotzig schmiedet' ich Dich,
Deinen Trotz zu höhnen
Mit Bubenläst'rung.

Liebesfähig wob ich Dein Herz:
Eigner günstiger Gottkraft
Umfingst Du glühend
Seetiefen und Sternhöhen;
Und ich schändete Deine herrliche Liebesnot
Und verschnitt Deine Brunst,
Daß Du Dich wälztest
In Schlammpfützen;

Einem Nachtfalter gleich
An einem Kerzenlicht
Das Hirn Dir versengtest,
Ein Qualenerbe
Verwehter Ahnengeschlechter
Mit Dir schleppend
In all Deiner Selbstigkeit
Und Knospenschönheit,
O Psyche!

Das that ich, weil ich Dich liebte,
Und mich nach Dir sehne
Im Jammer meines Wesens,
Wie lange? ich weiß nicht;
Im Irrjammer meines Wesens,
Zeitfremd und raumöde
Und grundlos.

Dankst Du mir nicht?

Ich hab' Dich verwundet
Ins Mark Deiner Seele.
Ich zerfraß Dein Hirn
Mit blödem Schauder,
Das Kreuz lad' ich Dir auf,
Den Fluch der Geschaff'nen,
Bis Du erliegend
Ein heiliges Fluchlied singest,
Scheinerlösung . . .

Höher hinauf!
Tiefer hinein
In Deines Herzens
Nachthegenden Urgrund
Zwingt Dich meine Liebe.

Sahst Du am Bach
Millionen Mücken
Aufstäuben im Sonnenflimmer?
Eine Stunde spann sie hervor
Aus einer keimsaftigen Uferscholle,
Die ein Sonnenkuß befruchtet
Zu lichtschwangerem Schwellen —
Eine Stunde atmet sie hinweg,
Als wären sie nicht gewesen,
Hätten nicht gelitten
In einer Stunde,
Jede der Millionen,
Die Schuld von Millionen,

Seiender, Vergangner,
Und noch Ungeborner,
Die sich zum Leben drängen,
Lebend gesühnt
In sinnloser Qual,
Und noch immer nicht abgebüßt,
Du Erbarmungsloser . . .

Das Alles bist Du,
Bin ich!
Wer zwang sie zu sein?
Der Dich zwingt,
Dich ins Leben stößt
Aus dem seligen Nichts —
Der eisigen Nachtflut,
Drin noch kein Weckerstrahl
Verfluchten Goldes
Frevelglimmer entzündet
Den Fluch der Geschaff'nen —
Der Dich zwingt,
Immer erneut,
Tausendfach
In sinnloser Qual
Dich zu leben zwingt,
Nur um mich anzuschaun,
Tausendfach,
Mich leidend zu schaun
In sinnloser Qual,
Daß ihres Sinnes Entschleierung
Mir Sonnensücht'gen
Herbstleuchtend tage,
Eine Mitternachtssonne
Ewigen Schlummers . . .
Mich entgegenzuquälen
Diesem nachtwonnigen
Todeswunder — —
Bis ich hinsinke
In taumelnder Sättigung
Und aufschreie zu mir,
Aus meiner siechen Brust
In mein wahnwundes Hirn
Gellend aufschreie
Die heiligste Frage,
Das Erwählungsgeheimnis:
Willst Du noch? — — — Ja? —

So zwinge ich Dich weiter
Durch alle Wesenstiefen
Und Schauenshöhen,
Und quäle Dich hindurch
Durch Millionen Geburten,
Vorwärts und rückwärts,
Hier und allwärts,
Durch des Regentropfens
Lebenstolles Gewimmel,
Und durch Sternenkreise,
Wo der Raum selbst sich krümmt
In qualvoller Beugung,
In sich selbst sich verbeißt
Mit wütendem Ingrimm,
Und die Zeit aufbäumt
In Todessehnsucht,
An sich selbst zersplittern will
Das müde Gefäß der Schmach,
Mit des Menschensohnes Blute gefüllt —
Hörst Du?
„O Haupt voll Blut und Wunden" . . .
Horch . . . was das Haupt singt . . .
Die Tristan-Klage
Von Todessehnsucht,
Von nachtwonnigem
Todeswunder —
Willst Du noch?
Du ewiger Weltenrichter?

Ja! Tausendmal ja!

Und dennoch lieb' ich Dich
Und sehne mich nach Dir,
Nach dem einzigen Nein,
— Um dessen willen
Je ein Ja gesprochen ward . . .
Gäbe es kein Nein,
Alles Ja war vergeblich —
O endlos rasend unfaßlicher Jammer!

So liebe ich Dich,
Mit endlos rasend unfaßlicher Liebe,
Und Du sollst immer größer werden
Und leidenstiefer,
O mein Geliebter,
Mein Erlöser!

Leipzig. Heinrich Burkhard.

Dein Kuß.

Wenn ich sehnend komm' gegangen,
Leg die teuern Hände mir
Auf die gluterhitzten Wangen,
Stillen Dank dann nick' ich Dir.

Neig' zu mir den holden, süßen
Mund, und voller Lust und Leid,
Lang und heiß will ich Dich küssen
Stumm, in All-Vergessenheit.

Weiß ich auch, daß Du die Seele
Küssend nimmst aus meinem Leib, —
Machtlos bin ich! Nimm die Seele,
Küß' und töt' mich, süßes Weib!

Görz. Otto von Leitgeb.

Alice.

Ich küsse so heiß Deinen schwellenden Mund,
Alice, Du wilde Alice!
Komm, küsse das zitternde Herz mir gesund,
Daß fröhlich drin blühe und sprieße
Die Liebe, die mich mit gewaltiger Macht
So selig, so glücklich, so elend gemacht,
Alice, Du wilde Alice!

Ich küsse die schneeigen Arme Dir,
Alice, Du wilde Alice!
Den schneeweißen Arm um den Nacken leg mir
Und neige das liebe, das süße,
Von goldigen Wellen umgebene Haupt
An die Brust mir, aus der Du die Ruhe geraubt,
Alice, Du wilde Alice!

Ich küsse den wogenden Busen Dir,
Alice, o wilde Alice!
Dämonisches Feuer entfachst Du in mir,
Wenn bebend ich fest Dich umschließe,
Wenn sengend die Glut Deiner Augen mir sprüht,
Wenn glühend mein Herz an dem Deinen erglüht,
Alice, o wilde Alice!

Und nun laß uns schwelgen in seligem Glück,
Alice, Du wilde Alice!
Wir schauen nicht vorwärts, wir schaun nicht zurück;
Die Losung sei: „Heut' noch genieße!"
Was kümmert die Welt uns, was Zeit uns und Ort,
Komm, küsse die quälenden Sorgen mir fort
Alice, Du wilde Alice!

Und wenn wir, des Lebens einst müde und satt,
Alice, Du wilde Alice!
Uns wieder begegnen in anderer Stadt,
Dann, Jugendtraum, dann zerfließe.
Dann sehe ich sie, die dereinst ich geliebt,
Am Arme des Andern, des Andern,
Und stehe verlassen und weine betrübt
Und neide und hasse den Andern
Um sie, die dereinst ich so glühend geliebt,
Um die wilde, die wilde Alice!

Bernburg. F. Schulze.

Theodora.

Sie war ein Weib von freien Sitten,
Man sprach ihr nicht viel Gutes nach:
Sie hatte ungescheut beschritten
Den Weg der Schande und der Schmach;

Die Wollust sei an ihren Brüsten,
Sie buhle mit dem schönen Leib
Und fröhne sonst verbot'nen Lüsten —
Sie aber war des Kaisers Weib!

An seiner Seite war sie züchtig
Und lieh ihm ihres Geistes Macht,
Wenn sich der seine wankend, flüchtig,
Verlor in bangen Zweifels Nacht.

Da griff sie kräftig nach dem Zügel,
Der seiner schwachen Hand entsank,
Und trat mit festem Fuß den Bügel
Und lenkt' das Staatsroß frei und frank.

Und als nun der Empörung Wogen
Den kaiserlichen Thron umtobt,
Der Pöbel schon das Schloß umzogen
Und Truppen wanken, die erprobt;

Und sich in zager Furcht der Kaiser
Der Hinterpforte zugewandt,
Da riß sie ihn, von Zorne heiser,
Zurück mit willensstarker Hand:

Willst Du in feiger Flucht verzagen?
Verteid'ge, was das Glück Dir gab —
Wer je den Purpur hat getragen,
Der leg' ihn nur im Tode ab!

München. Ferdinand Wilferth.

Versunken.

Plätschernd strömt der Regen nieder,
Unterm Schirme wandeln wir —
Du schaust mich an, ich schau wieder
Selig froh ins Auge Dir.

Ziehen so auf unsern Wegen,
Still und glücklich, wie bethört,
Merkten nicht, daß schon der Regen
Lange, lange aufgehört.

Berlin. Paul Voigt.

Bei Deinen heißen süßen Küssen.

Hörst Du das Laub im Frühlingswinde flüstern?
Das ist der Liebe sel'ge Maienzeit —

Siehst Du die Sterne durch die Nacht erglühen?
Das ist der Lieb' heimliche Zärtlichkeit —

Hörst Du im Hain die Nachtigallen weinen?
Das ist der Liebe Weh und Schmerz und Leid —

Fühlst Du im Sturme Gottes Stimme rollen?
Das ist der Lieb' allmächt'ge Ewigkeit —

Und Nachtigallenschluchzen, Laubgeflüster,
Und Sturmesbrausen, heimlich Sternenglühen
Fühl' ich bei Deinen heißen süßen Küssen
Mir herzberauschend durch die Seele ziehen . . .

Wiesbaden. Paul Poppe.

Weißt Du, wie auf verschwieg'ner Bank
Wir eng umschlungen saßen?
Wie wir in süßem Liebesdrang
Die ganze Welt vergaßen?

Ich denke dran. Doch Du hast mich
Längst treulos hintergangen,
Hast mit Aug' und Mund und Seele Dich
An einen Fant gehangen.

Ich kenne den Wicht! Eine kurze Zeit
Er schwelgt in Deinen Armen,
Dann wirst Du verdorben und entweiht
Verstoßen ohne Erbarmen!

München. Menghius.

Traum.

Ich fahr' empor aus wild phantast'schem Traume. —
Ich hab' geträumt, Du säßest neben mir.
Nun sucht mein Auge Dich im nächt'gen Raume,
Und meine Arme sehnen sich nach Dir. —

Noch träum' ich halb. — Es raunt ein süßes Flüstern
Durch das Gemach, als weiltest Du darin. —
Mich dünkt, ich höre Deines Kleides Knistern,
Und weiß, daß ich vom Traum betrogen bin.

Wo bist Du? — Meine Hand greift in das Leere. —
Gegangen bist Du, wie der lichte Tag. —
Ach wenn ich doch mit Dir gestorben wäre,
Und ausgepocht hätt' meines Herzens Schlag —

Durchs Fenster zuckt des webenden Mondes Flimmer
Plötzlich herein. — Was will sein blasser Schein? —
Mein Blick verliert sich in dem öden Zimmer,
Und so im Halbtraum denk' ich sinnend Dein.

Ich sinne, bis das Mondenlicht geschwunden,
Und dunkle Nacht mich wiederum umgiebt.
Ich denke unsrer süßen Plauderstunden,
Wie sehr ich Dich — wie sehr Du mich geliebt. —

Schlaf senkt sich endlich auf die müden Lider.
Allein das Bild, das ich zuvor geschaut,
Bringt keiner mir der wirren Träume wieder —
Sie weben nur Bilder, daß dem Herzen graut.

Berlin. Heinz Tovote.

Sommertag.

Mit dem Bädeker in der Hand
Bin ich durch eine Stadt gerannt,
Die weithin thät nach allen Enden
Ihre Straßen und Züge senden.
Auf den Zeilen und Märkten und Plätzen und Brücken
Konnt' ich mich kaum durch die Menge drücken.
In all dem Gewühle, in all dem Gesuche
Lief ich umher mit dem roten Buche,
Bis ich mich unter dem heißen Himmel
Gänzlich verlor im Volksgewimmel:
Karroussel und Affentheater,
Pudeldressur und gelehrte Kater,
Seiltänzer, Schießbuden, Mechanik,
Orgelgedreh, Musikantengequiek:
Gelangweilt halb, halb angeregt,
Hab' ich mich im Gewoge bewegt,
Ließ mich treiben und ließ mich schieben,
Bin hier gegangen und dort geblieben,
Und war endlich zufrieden und froh,
Als ich dem Zetermordio
Den Rücken wandte; doch halt noch einmal,
Da gab's noch einen Zaubersaal.
Sehnsüchtig harrten der Kinder viel
Und sähen zu gerne das Puppenspiel.
Und wie's so geht, ich lüfte mein Geld,
Und ließ sie hinein in die Wunderwelt.
Das war ein Jauchzen und war ein Jubel —
Nur eine wagt es nicht im Trubel
Mit zu drängen im polternden Heer,
Und auch, sie war ein Kind nicht mehr:
Ein Mädel von siebenzehn, achtzehn Jahren,
Mit braunen Augen und blonden Haaren,
Die sandte mir Blicke, ich wär' nicht von Stein,
Ob sie nicht auch dabei könnte sein.
Gewiß, nur zu, und ich geh' mit,
Und halte mit ihr den gleichen Schritt.
Und während sich zeigten Adam und Eva,
Hanswurst, der Pfalzgraf und Genofeva,
Blieb fast stetig mein Auge hangen
An meiner Nachbarin weichen Wangen.
Wie zart und blaß war ihr Gesicht,
Die hat im Leben viel Freude nicht.
Einen Hauch schon entdeckt' ich der täglichen Sorgen,
Den die Angst ihr gab vor dem nächsten Morgen.
Sie aber fühlte nicht meine Gedanken,
Sah auf der Bühne dem Keifen und Zanken

Voll Neugier zu, und lacht und klatscht,
Wenn Kasperl den bösen Teufel klabatscht.
Der Vorhang fällt, das Stück ist aus,
Und Alles strömt in's Freie hinaus.
Das Dirnlein aber, das süße Kind,
„Die hat was in mir angezünd't."
Ich nahm bei der Hand sie und bat sie fein,
Ich wär' in der Stadt hier ganz allein,
Sie möchte mit mir den Tag genießen,
Es sollte sie wahrlich nicht verdrießen.
Und stell' ihr's vor, und Arm in Arm
Tauchen wir unter im Menschenschwarm.

Wie haben den Tag wir uns amüsiert,
Sind viel gefahren und viel spaziert,
Haben gegessen und gut getrunken,
Und sind uns in die Arme gesunken,
Wenn der Kellner nicht sah und die werten Gäste
Ihre Gläser verließen und Speisereste.
Und allerlei schenkt' ich dem jungen Blut,
Natürlich zuerst einen neuen Hut.
Den Bädeker hab' ich vergessen wo,
Was schiert's mich, ich war so frisch und froh,
Was soll mir die Kunst heut, die lass' ich stehen,
Was Kirchen, Paläste, Musik und Museen.

Des Abends schritt ich mit ihr nach Haus,
Das lag in ärmlicher Vorstadt drauß.
Hat keiner sich weiter um uns geschoren,
Und Amor zog's Nachtmützchen über die Ohren.

Einmal erwacht' ich, die Glocke schlug zwei,
Da hört' ich Wiegen und Kindergeschrei
Und Hundegeheul und Katzenmiau,
Und einer schalt wütend auf seine Frau.
Ein Betrunkener stolpert fluchend herauf
Und stößt die Treppe beinahe zu Hauf.
Und diese ganze Nachbarschaft
War meiner Seele so grauenhaft.
Das Mädel indessen schlief unbewegt,
Hat einen Arm um den Hals mir gelegt,
Und lehnt ihr Haupt an meine Brust,
Und hat nichts von Streit und Lärm gewußt.
Und über ihr Herz ein Traum sich spann:
Du guter, du lieber, du bester Mann,
O halte mich sicher, o halte mich fest,
Dann hab' ich ein Leben, dann hab' ich ein Nest,
Dann leid' ich nicht Hunger und leide nicht Not,
Hab' immer mein Linnen und habe mein Brot.

Des Morgens, die Sonne schien schon herein,
Mach' ich mich fertig, der Abschied muß sein.
Die Kleine, gebückt auf meinen Schuh,
Bindet geschäftig die Bänder ihm zu.
Und über den leuchtenden Flechtenschimmer
Schaut' ich mich um in ihrem Zimmer.
An der Wand die Bilder: Ein Wasserfall;
Von der Säule das goldene Kalb schlägt Lassalle
In tausend Trümmer mit wuchtigen Hieben,
Ein Vorderhuf nur noch war stehen geblieben;
Ein gütiges greises Kaisergesicht;
Daneben im Rahmen ein Glückwunschgedicht.
In der Ecke stand öde die Nähmaschine,
Des Blondchens geizige Honigbiene.

Noch einmal küßt' ich das junge Ding,
Daß ihr und mir der Atem verging.
Ein leises Zittern, ein flüchtig Erblassen,
Dann hab' ich entschlossen das Mädchen verlassen.
Nur nicht gezögert beim Lebewohl,
Sonst hängt sich Blei an Sattel und Sohl'.
Und bald schon saß ich im nächsten Zug,
Der rücksichtslos in die Ferne mich trug.

Leg' ich zuweilen im Abendschein
Auf dem Lebensstrome die Ruder ein
Und lasse mich treiben, stütz' ich mein Kinn,
Dann zieht mir Vergangnes durch den Sinn
Und, ich fühl's an meines Herzens Schlag,
Auch dieser lustige Sommertag.

Kellinghusen, Holstein. Detlev von Liliencron.

Erwartung.

An liebender Erwartung sah ich den Abend nahn . . .
Wie ein Geheimnis ging die Sonne blutend unter. —
So an den Strand der Nacht treibt der geborstene Kahn,
So hin durch der Gedanken Gewühl ein Traum, ein bunter,
Wie ich, der blindverliebte, der junge, gedankenlose . . .
Es war die Zeit der Veilchen. Ich — sehnte mich nach der Rose!

Hier, wo die Nacht beginnt, erwarte ich Dich nun
In einer Vorstadt-Schenke. Mein Ohr hört das Gelächter
Der Tiefe. — Wenigstens etwas in müßiger Stunde zu thun
Nehm' ich den Stift zur Hand. Wir Alle sind müde Fechter
Mit jener grauen Ahne des Lebens, der Langeweile,
Wir unterliegen oder: wir siegen. Es hat keine Eile.

Wir halten vierzig Jahre dies Spiel der Kräfte aus,
Ich glaube länger selten. Dann überkommt wie Wehen
Des Abends Ruhe-Sehnsucht die Seele und nach Haus
Verlangen wir stürmisch! — wie als Kind einst möchten wir gehen
Zur Mutter . . . Wir haben zu lange auf vergängliches Glück gewartet.
Ihr waret Narren alle, die Ihr es wie ich erharrtet!

Es kommt ja doch nicht! Stunde auf Stunde die Glocke schlägt:
Das Herz klopft immer stürmischer. Sein unerfülltes Sehnen
Hat keine Hoffnung, welche es durch das Leben trägt,
Tonlos sind seine Schläge und bleiern seine Thränen!
O warum kommst Du nicht! Ich fühle schon umschleichen
Mich irren Wahnsinns Wunsche — jedoch — ich will nicht weichen!

Nein, ich will Dich erwarten! — Der Morgen, wenn er graut,
Er soll, wenn Du nicht kommst, mich hier am Tisch erblicken:
Umflort das Auge, das sich müde nach Dir schaut,
Die fahle Stirn gesenkt, von Angst gequält — ersticken
Wird mich die Sehnsucht, und um mich ist es geschehen . . .
Ich muß besitzen Dich — daß ich Dich mußte sehen!

Dort! Dreht die Thür sich nicht?! — Du bist es!! — Du trittst herein,
Den feinen Kopf gesenkt, die Lippen lächeln leise,
Du schreitest auf mich zu . . . ich halte Dich! Du bist mein! . . .
„O Thor! O seliger Träumer!“ klingt um mein Ohr die Weise . . .
Wir wollen fort? — Gewiß! Wozu das kindische Schreiben?! —
Auf! — um vereint mit Dir dem Glücke zuzutreiben! —

München. John Henry Mackay.

Preßfreiheit!

Es herrscht in Deutschland Preßfreiheit!
Drum wenn Dein Herz voll Bitterkeit
Ob all der feilen Heuchlerbrut:
Was brütest Du in dumpfer Wut? —
Es herrscht in Deutschland Preßheit!

Drum preß' zusammen Deinen Mund,
Bis Dir davon die Lippen wund,
Und presse schweigend Deinen Schmerz
Zurück ins übervolle Herz!
Nur darfst, mein Freund, kein Wörtlein sagen,
Sonst wirst Du hübsch aufs Maul geschlagen.
Es lebe unsre Preßfreiheit!

München. C. E. Graßl.

Einsam.

Auf dem Rodeland am Berge
Liegt des Winters stummer Traum,
Dorten hat die Axt vergessen
Einen alten Eichenbaum.

Seine fahlen Blätter rauschten
Traurig heut im Windeswehn.
Was sie rauschten, was sie klagten,
Mußte auch mein Herz verstehn.

Hin ist seiner Heimat Zauber,
Fremd ward ihm die eigne Welt
Und von jetzt an wird er einsam
Stehn im kargen Stoppelfeld.

München. Heinz Offer.

Tragische Kunst.

Von Emil Mauerhof.

(Berlin.)

Eine höchst wundersame Erscheinung in unserer dramatischen Litteratur ist Friedrich Hebbel. Die Maria Magdalena dieses Dichters ist ohne Frage ein Werk von seltenem Werte, aber eine wahrhaftige Tragödie ist dieselbe nicht, da sie an zweien Gebrechen leidet, die eine tragische Wirkung beeinträchtigen oder gar unmöglich machen. Der Grund, von dem der Bau anhebt, ist keine That der Leidenschaft, sondern deren völliges Gegenteil, eine Unbegreiflichkeit, ein rein ausgeklügeltes Problem. Ein streng- und wohlerzogenes, sittsames, tugendhaftes, edelmütiges, kluges und leidenschaftlich empfindendes Mädchen, das in Liebe und Ehrfurcht an ihren braven Eltern hängt, giebt sich ihrem heimlich Verlobten, der ihr gleichgültig ist, auf freiem Felde — es mag im Garten gewesen sein — gerade in der Stunde hin, in welcher sie ihren Jugendfreund, den sie liebt und von dem sie wiedergeliebt, wiedersieht; — giebt sich dem ungeliebten Manne nur aus dem Grunde hin, um sich damit in die Zwangslage zu versetzen, diesen zu Gunsten des Geliebten nicht aufgeben zu dürfen; — giebt sich hin nicht im Liebesrausche, nicht bestürmt und verführt — sondern ergiebt sich, da sie innerlich einem Andern angehört, nicht bloß kalt und gleichgültig, sondern vielmehr mit Ekel und Widerwillen im Herzen. Solches ist unverständlich, ist unnatürlich, und nur als Krankheit oder Wahnsinn möglich. Was will das besagen, daß unter Millionen vielleicht ein einziges weibliches Geschöpf einer ähnlich

absurden Regung folgen könnte: für die ganze übrige Menschheit bleibt dergleichen ganz unbegreiflich und für die Poesie darum auch unverwertbar. Wir vermögen wohl einen Kranken zu bedauern, aber wir sind außer Stande mit ihm zu leiden, um das letztere zu können, müßten wir die Ursache seines Leids nicht bloß kennen, sondern dieselbe innerlich miterlebt haben, d. h. jene Ursache muß mehr oder weniger allgemeine Geltung besitzen. Welcher Art auch immer die That sein mag, sie darf nie einer rein augenblicklichen und völlig unerklärbaren Stimmung entspringen — immer muß dieselbe ihren Ursprüngen nach ganz klar, verständlich, mit anderen Worten schlechthin gesund sein: der mitfühlende Zuschauer darf nicht einen Augenblick an ihrer Gesundheit wie an ihrer Notwendigkeit zweifeln. Anderfalls wird er das Leid ebensowenig begreifen, wie er die Quelle desselben begriff, er wird darum in der Folge nicht mitleiden, sondern nur darunter leiden; anstatt die Seele zu befreien, werden die jammervollen Vorgänge dieselbe nur noch mehr belasten: denn der Eindruck eines unverstandenen Leids kann nie anders als peinvoll und schrecklich sein. Das tragische Ereignis soll nicht bloß geschaut, es soll mit empfunden werden, und damit letzteres unausbleiblich eintrete, muß der Dichter jenes auf das sorgfältigste vorbereiten. Und auch in diesem Punkte läßt Hebbel es an Allem fehlen: sein Trauerspiel ermangelt der ersten Hälfte, selbst die That liegt noch vor dem Beginn des Stückes. Freilich dem tollen Einfalle des jungen Mädchens gegenüber hätten alle Künste versagt; aber für jenes dramatische Kunstwerk gilt es sonst als erstes und unverläßliches Gesetz, daß der Zuhörer allmählich und mit überredender Gewalt dem Hauptschlage der Handlung entgegengeführt werde, oder sein Mitgefühl versagt, er soll durchaus mithandeln, durchaus in allen Stürmen der Leidenschaft vorher zugegen gewesen sein, um das tötliche Leid seelisch ganz zu dem seinigen machen zu können und tragisch wie der Held zuletzt zu enden. Auch in seinem Genusse ist der Mensch an ganz bestimmte und umwandelbare Bedingungen gebunden; solche, wie die vorher bezeichneten sind es im tragischen Sinne: diese müssen erfüllt werden oder man genießt nicht. Mit einer anderen Voraussetzung und vollauf begründet wäre die „Maria Magdalena" ein vollkommenes Gebilde geworden; so aber, wie sie in Wirklichkeit ist, rechtfertigt sie das letzte Wort des alten Tischlermeisters: „ich verstehe die Welt nicht mehr" — das Tragische ist ganz im Gräßlichen untergegangen.

Ähnlich diesem Hebbelschen Stücke geht auch der „König Lear" Shakespeares von keiner Leidenschaft, vielmehr von einer bloßen Stimmung aus. Doch ist die Voraussetzung in dem letzteren Drama weniger absonderlich und darum auch die abschließende Wirkung eine reinere. Die Handlungs-

weise des Mädchens in der „Maria Magdalena“ ist nicht bloß unbegreiflich, sie ist auch so widerlich, daß wir die innere Kälte gegen ein derartiges Wesen niemals zu überwinden verstehen. In „Lear“ sehen wir dagegen nur einen wunderlichen Alten, der je nach Laune huldvoll, liebreich und nicht verständlich, daneben höchst ungerecht zu handeln vermag. Ein ruhig besonnener Mensch könnte allerdings nie in jener Weise entscheiden; er müßte zu diesem Zwecke, da seine Ungerechtigkeit gerade die geliebteste Tochter treffen soll, in der denkbar übelsten Laune sein; aber alsdann wird aus eigener Erfahrung ein jeder von uns die Möglichkeit des Verfahrens zugeben dürfen, wenngleich wir auch in diesem besonderen Falle nichts Näheres über den Grund zu einer so unheilvollen Gemütsverfassung zu hören bekommen. Es ist also eine unerklärt gebliebene Laune, aber doch immerhin eine Allerweltslaune, während man die That der Klara wohl schwerlich anders als nur Krankheit nennen kann. Es kommt hinzu, daß „Lear“ zwar einerseits irrig ein Unrecht begeht, dafür aber andrerseits die schönste kindliche Ergebenheit und Dankbarkeit beanspruchen darf! Wird ihm, der Alles nur Liebe halber that, schlecht gelohnt, so muß dies gerade in Anbetracht seines Irrtums und in Anbetracht der Verworfenheit seiner Töchter unser tiefstes Mitleid wachrufen, aber die Klara in Hebbels Trauerspiel hat nicht geirrt, sie hat etwas gethan, was sobald keine Andere ihr nachthun wird und wir sehen ihrem ganzen Treiben bis ans Ende wie etwas Unwirklichen mit halbem Befremden zu. Was wir dann zuletzt empfinden, ist kaltes Entsetzen.

Das Tragische in der Welt beruht auf dem Kampfe der idealen Menschlichkeit mit der abgefallenen Gesellschaft und in dem leidvollen Untergange der ersteren. Die ideale Menschlichkeit bedeutet aber immer vollkommene Natur, und muß als solche selbstverständlich auch im höchsten Sinne gesund sein. Natur wiederum ist nichts anderes als Leidenschaft. Ist diese nun, gleichviel warum, nicht imstande, sich rein auszuleben, so leidet darunter die Gesundheit des Ideals; dasselbe kränkelt, welkt hin und will sterben: und das ist tragisch. Hebbel dagegen erkennt die Tragik des Lebens erst in allem, was sich gleichmäßig von der idealen, wie von der gesellschaftlichen Menschlichkeit entfernt, und in dem, was danach folgt: ihm gelten, da er von der Gesundheit — der Leidenschaft also nichts wissen mag, lediglich die Absonderlichkeiten innerhalb der Gesellschaft und deren traurige Folgen als tragische Lebenserscheinungen. Alles aber, was sich von der gesellschaftlichen Unnatur scheidet, und sich dabei nicht als Leidenschaft ausweist, ist noch etwas anderes als Lüge — ist Krankheit. Es sind demnach in Wahrheit die eigentlichen Helden der Hebbelschen Gedichte mehr oder

weniger fast alle verrückt, die einen zeitweilig, die andern dauernd; und werden sowohl von der Natur wie von der Gesellschaft gleich entschieden ins Irrenhaus verwiesen. Ein Wahnsinniger vermag aber nicht zu handeln: er ist unzurechnungsfähig und zugleich unberechenbar; er kann auch nicht unter den Folgen seiner Handlungsweise seelisch leiden, es sei denn, er habe lichte Augenblicke; noch können je Andere ihm seelisch nachempfinden, es sei denn, deren Geist krankte zufällig genau in derselben Art. Die Thaten des Wahnsinns können unter Umständen ein großes Unglück verursachen, oft genug Entsetzen und Schauder erregen, aber sie können kein Mitgefühl erwecken bei Allen, die gesund sind. Wer sich beispielsweise der Judith des gleichnamigen Trauerspieles nachzufühlen bemüht, wird bald genug die Stelle finden, wo er sich von ihr trennen muß. Ein Weib haut einem Manne den Kopf ab — das ist die That; diese kann scheußlich, erhaben, närrisch und noch vieles andere sein: es kommt Alles darauf an, wieso die Frau es that. Ähnlich der idealen Natur, die nur die großen, einfachen, durchsichtig klaren Züge kennt, giebt auch die biblische Erzählung die Erklärung in unübertrefflicher Weise. Holofernes, der gewaltige Eroberer und Feldhauptmann des Königs Nebukadnezar, bekriegt das Volk Israel, um dasselbe zu unterjochen und die Altäre Jehovas zu zertrümmern. Er lagert vor Bethulien, das in Bergen gelegen ist. Die Wasserleitung ist zerstört, die letzten Brunnen vor den Thoren sind in den Händen der Feinde. Die Not in der Stadt steigt aufs höchste; die Menschen verschmachten, sterben hin. Das Elend ist nicht länger zu ertragen und wenn Jehovah nicht in fünf Tagen hilft, so soll der Platz übergeben werden. Davon hört die schönste Frau des Landes, die fromme Witwe des reichen Manasse; und ihre Seele faßt einen kühnen Entschluß: ehe ihr Volk leiblich und seelisch verkomme, mag das eigene Dasein völlig verwüstet werden; sie ist bereit, Leben, und was dem tugendhaften Weib noch mehr gilt als dieses, ihre weibliche Ehre dem großen Zwecke zu opfern. Sie begiebt sich in das Lager des Holofernes; an ihrer Schönheit entzündet sich dessen Begier, er ladet sie zum Mahle und betrinkt sich so viehisch dabei, daß die Frau in der Lage ist, ihn zu töten, ohne von dem gottlosen und verabscheuten Heiden auch nur berührt zu werden. Darauf kehrt sie in ihre dankbare Stadt zurück, lebt weiter einsam und tugendhaft wie zuvor und stirbt endlich hochbetagt, verehrt und vielbetrauert. So berichtet das Buch Judith; und es ist sofort klar, daß der Vorgang selbst nichts Tragisches enthält: denn tragisch wäre nur der Untergang des Ideals; hier aber ist der vollkommenste Sieg desselben: das Schicksal verzichtet sogar auf jedes Opfer und läßt sich an dem Willen genügen — Judith rettet das Land und darüber noch diesem seinen Gott — alles ist lauter Herrlichkeit und

Lust; und wollte man das Ereignis zu einem Drama verbrauchen, so könnte daraus einzig ein Lustspiel werden. Unsere angeblichen Tragiker suchen eifrig alle Kämmerchen der Sage und Geschichte ab, wo sie einen Mann oder ein Weib finden möchten, die nicht im Krankenbette gestorben wären; und wenn sie dann ein solches Wesen aufgestöbert haben, so meinen sie, die Tragödie wäre gemacht. Die guten Leute täuschen sich fast ausnahmslos. Der Tod als rein äußerliches Ende des tierischen Lebens vermag in keiner Gestalt tragisch zu wirken, auch als Folge von Mord und Todschlag nicht; tritt der letztere Fall ein, so kann er unter Umständen ein trauriges, ein schreckliches, in Beziehung auf Holofernes sogar ein freundliches Aussehen gewinnen. Es ist mehr unsere Einbildungskraft, die oft vor der unnatürlichen Todesart erschrickt, als das Mitgefühl mit dem Toten, was uns bewegt; denn keine Stunde des Lebens vermögen wir je zu vergessen, daß ein solcher damit nur zahlte; was wir Alle einmal zahlen müssen: den Tribut der Sterblichkeit.

Es war vielleicht traurig, früh und unverhofft zu sterben, entsetzlich so umkommen zu müssen — das ist alles; tiefer können wir nicht bewegt werden, weil an einem solchen Tode nur der reine Zufall, aber der Mensch selbst nicht beteiligt erscheint. Allein eine jede menschliche Kreatur empfindet das Leben als ein unschätzbares und ihr anvertrautes Gut, das ihr bis zu seiner natürlichen Grenze auszunutzen als Recht, Pflicht und süßeste Gewohnheit obliegt: wenn nun ein Mensch dazu gelangt, ein derartiges Gut für nichts mehr zu achten, wenn es ihm zu einem Fluche wird, zu einer Last, die er kaum mehr zu tragen vermag, zu einer seelischen Qual, für die er einzig im Tode ein schmerzloses Ende erblickt, und wenn er ein solches herbeisehnt aus den Tiefen seiner Seele und in der vollen Gesundheit seines Geistes — so haben wir zum erstenmale einen Zustand, der ein tragischer genannt werden darf, und von dem allein die Tragödie den Stempel der Wahrheit empfängt. Alles andere ist tragikomischer Hokuspokus. Es ist völlig unmöglich, die Thatsache, daß Arnold von Winkelried sich ein Dutzend Spere der Feinde absichtlich in den Leib rannte, um damit der Freiheit eine Gasse — und seinen Landsleuten einen Sieg zu gewinnen, zu einer Tragödie auszubauen: denn die Handlungsweise des Mannes ist der vollkommenste Gegensatz der tragischen Weltanschauung und bedeutet den Triumpf des Ideals. Aber ebensowenig sind andrerseits die Neronen, Zäsaren und ähnliche historische Ungeheuer für den tragischen Zweck zu gebrauchen, denn diese fallen zumeist mehr wie das liebe Vieh; sie werden abgestochen! Schicksalstücke! Der Held einer Tragödie muß aber seelisch, bewußt oder unbewußt, innerhalb einer tragischen Weltanschauung stehen und so auch dem

Tode entgegengehen; muß, gleichviel, wie er fällt, in dem Ende seines Lebens zuletzt das Ziel seines innigsten Wunsches sehen, — oder er ist kein tragischer Held. Die biblische Judith bleibt von derartigen Gedanken ganz unberührt. Aber nicht das war der Grund, warum Hebbel in seinem Trauerspiele zu einer Änderung der überlieferten Gestalt schritt. „Die Thatsache," schreibt er in seiner Vorrede, „daß ein verschlagenes Weib vor Zeiten einem Helden den Kopf abschlug, ließ mich gleichgültig, ja empörte mich in der Art, wie die Bibel es zum Teil erzählt." Es geht natürlich nicht an, von der Judith der Bibel nichts weiter zu sagen, als daß sie ein „verschlagenes" Weib war. Sie war dies — selbstverständlich, aber sie war zu allererst etwas ganz anderes und höchst Wertvolles und jenes nur nebenher. Hebbel konnte vielleicht es sich selbst nicht eingestehen, was ihn zumeist an dieser Frau verdroß — sie war in Wahrheit für seine Empfindungsweise zu einfach, zu natürlich; sie war eben gesund. Nun ist es ja richtig, daß dieses biblische Weib tragisch nicht zu verwenden ist; wollte man es gleichwohl mit ihr versuchen, so müßte man zuerst ihren Charakter und alsdann noch den Stoff ändern. Und das kann geschehen, wie folgt. Judith sei kühn, hochsinnig, menschenfreundlich und fromm, dazu wollüstig, aber noch ganz keusch. Was die Judith Hebbels sagt: „ein Weib ist ein Nichts, nur durch den Mann kann sie etwas werden; sie kann Mutter durch ihn werden — muß auch in der anderen, jedoch nur als Ahnung leben. Kein Mann habe bisher ihre Wünsche erregt, weil eben noch Keiner von allen ihrem geistigen und dann auch ihrem sinnlichen Traumbilde entsprach. So in jedem Sinne jungfräulich gehe sie dem Holofernes entgegen, einzig mit dem Gedanken beschäftigt, denselben zu töten, weil das allgemeine Elend nicht länger zu ertragen ist, und das Vaterland gerettet werden muß. Sie sehe, sie höre Holofernes, und sie liebe zum erstenmale; sie verliere sich an ihn — und sie wird dadurch erst recht unfähig werden, ihren Vorsatz auszuführen: denn hier behielte wieder der Hebbelsche Holofernes recht, wenn er sagt: „um mich vor Dir zu schützen, brauch' ich Dir bloß ein Kind zu machen!" Und damit begönne der tragische Kampf. Bald von ihrer Liebe, bald von den göttlicheren Kräften ihrer Natur umstürmt, gebe sie in einem Augenblicke, in welchem Gott und Vaterland sie gleichmäßig bis zur Verzweiflung verklagen, endlich Holofernes und nach diesem auch sich den Tod. So gefaßt müßte die Fabel zu einer Tragödie werden. Wozu ist aber unter der Prägung des deutschen Dichters die Judith der alten Überlieferung entartet? Eines fällt sofort in die Augen: an dem Hebbelschen Weibe ist auch nicht eine Faser von Unschuld zu entdecken; schon mit 14 Jahren weiß sie nichts mehr von Scham. Als sie der verstorbene Manasse ins

Brautgemach führt, ist er ihr nicht flink genug: komm, komm! ruft sie ihm ungeduldig vom Bett her zu. Der aber scheint wunderliche Dinge zu schauen und geht weder diese noch eine andere Nacht. Die junge Frau ist außer sich, umsomehr, als eben ihr ganzes Sinnen lediglich von dem einen Gedanken ausgefüllt wird: wie in aller Welt nur anzufangen, um ja nicht länger Jungfer zu bleiben. Der Ehemann stirbt nach 6 Monaten, und sie hätte jetzt reichlich Gelegenheit, es noch anderweitig zu versuchen. Allein sie thut es nicht. Wie es den Anschein hat, paßt ihr keiner. Man dürfte vielleicht darüber streiten, was ihr denn eigentlich an den Männern des Landes nicht genügte, ob es bloß der Geist war, oder nicht vielmehr noch der Körper — eines jedoch ist ganz klar: sie verlangt nach einem kolossalen Mann. So denke man sich nun ein blutjunges Weib, das seine Einbildungskraft unablässig mit den wollüstigsten Bildern nährt und dabei auf den Rechten noch immer wartet. Kaum eine Minute, nachdem Holofernes ihr endlich den Gefallen gethan, weiß sie ihrer Dienerin folgendes anzuvertrauen: „Mirza, Du bist ein Mädchen. Laß mich hineinleuchten in das Heiligtum Deiner Mädchenseele. Ein Mädchen ist ein thörichtes Wesen, das vor seinen eigenen Träumen zittert, weil ein Traum es tötlich verletzen kann, und das doch nur von der Hoffnung lebt, nicht ewig ein Mädchen zu bleiben. Für ein Mädchen giebt es keinen größeren Moment als den, wo es aufhört, eines zu sein" — sollte man es für möglich halten, daß die so redende Person den großen „Moment genau in derselben Stunde erst und nicht schon vier Jahre früher durchkostet habe? Genug! derart innerlich vorbereitet, hört die Hebbelsche Judith von Holofernes und dessen ungeheuerlichem Treiben: und sofort steigt ihr die Glut in den Hals. „Ich möcht' ihn sehen!" ruft sie laut aus; und in ihrem Innern spricht es: der soll es sein! Und nun beginnt das schlaue Weibchen sich über die Art, wie solches zu machen, mit ihrem Herrgott auseinanderzusetzen — denn Gewissen hat ja auch diese Judith, wenngleich nur ein dressiertes. Lieber Gott, so betet sie, du siehst doch selbst ein, daß kein anderes Mittel übrig ist, wenn dein Volk und auch du selbst noch erhalten bleiben sollst. Ich muß dem gottlosen Holofernes Liebe gewähren und hinterher ihm den Kopf abhauen. Zwar führt dieser Weg durch die Sünde, aber er ist der einzig mögliche; und da er der einzige, so ist er auch dein Weg, und die Wege, die du wandelst, o Herr, sind alle rein. Der Dichter hatte die biblische Frau verschlagen gescholten — sie ist das keineswegs, und das Urteil ist abgeschmackt falsch — aber hat man je von einem durchtriebenern Weibe gehört als diese Hebbelsche Judith in Wahrheit ist? Unbändige Wollust und innigste Frömmigkeit vermögen recht wohl in ein

und demselben Herzen zu wohnen — einträchtig schwerlich, und wenn zwieträchtig, dann doch sicherlich ohne alle Schwindeleien von Seiten der letzteren. Die Judith der Bibel sagt: ich muß das Land retten, aus mir möge dabei werden, was da wolle; diejenige Hebbels sagt: ich will endlich einmal den „großen Moment" durchleben, aber der heiklen Sache muß man notwendig ein schönes Mäntelchen umhängen, denn ich will nicht hinterher als Hure ausgeschrieen werden. Als Holofernes sich die Hebräerin zuführen läßt, findet sein loderndes Gemüt gerade noch Zeit zu nachstehendem Ergusse: „Nirgends fühlt ein Mann so sehr, wie viel er wert ist, wie an Weiberbrust. Ha, wenn sie seiner Umarmung entgegenzittern, ein Kampf zwischen Wollust und Schamgefühl; wenn sie Miene machen, als ob sie fliehen wollten, und dann auf einmal, von ihrer Natur übermannt, an seinen Hals fliegen, wenn ihr letztes bischen Selbständigkeit und Bewußtsein sich aufrafft und sie, da sie nicht mehr trotzen können, zum freiwilligen Entgegenkommen antreibt; wenn dann durch verräterische Küsse in jedem Blutstropfen geweckt, ihre Begierde mit der Begierde des Mannes in die Wette läuft, und sie ihn auffordern, wo sie Widerstand leisten sollten — ja das ist Leben, da erfährt's man, warum die Götter sich die Mühe gaben, Menschen zu machen, da hat man ein Genügen, ein überströmendes Maß! Und vollends, wenn ihre kleine Seele noch den Moment zuvor von Haß und feigem Groll erfüllt war, wenn das Auge, das jetzt in Wonne bricht, sich finster schloß, als der Überwinder hereintrat, wenn die Hand, die ihn jetzt schmeichelnd drückt, ihm gern Gift in den Wein gemischt hätte! Das ist ein Triumpf, wie keiner mehr, und den hab' ich schon oft gefeiert. Auch diese Judith — zwar ist ihr Blick freundlich, und ihre Wangen lächeln wie Sonnenschein, aber in ihrem Herzen wohnt niemand als ihr Gott, und den will ich jetzt vertreiben! In meinen Jugendtagen hab' ich wohl, wenn ich einem Feind begegnete, statt mein eignes Schwert zu ziehen, ihm das seinige aus der Hand gewunden und ihn damit niedergehauen. So will ich auch diese vernichten; sie soll vor mir vergehen durch ihr eigenes Gefühl, durch die Treulosigkeit ihrer Sinne. Übersetzt man das eben Vernommene in das Weibliche, so hat man die Hebbelsche Judith, wie sie leibt und lebt. Es giebt keine zwei Menschen in der Welt, die besser zu einander passen würden, als dieser Holofernes und diese Judith. Und nun sage einer, daß ein solches Weib einem solchen Mann nach dem soeben durchkosteten „großen Moment" den Kopf abzuschlagen vermöchte! Zwar schändet er sie mehr, als daß er sie liebt — aber gerade das ist es. Von ähnlicher Gewalt ist der Schwindel, als sie zuletzt die Ältesten schwören läßt, sie zu töten, falls sie es einmal selbst

verlangen sollte. „Ich will dem Holofernes keinen Sohn gebären," sagt sie zu ihrer Dienerin, „bete zu Gott, daß mein Schoß unfruchtbar sei." Ihrer Art gemäß hätte sie nur sprechen können: dein Wille, o Herr, ist auch mein Wille — aber laß es wenigstens einen Jungen sein! Wie ersichtlich, geht das Stück nur bis zur Mitte einer Tragödie. Es ist ein ganz eigen Ding um Hebbel und dessen Dichtungsweise. Seine Dichtungen erfüllen fast ausnahmslos die erheblichste Bedingung eines dramatischen Gerippes, sie haben einen festen Mittelpunkt, auf den Alles hindrängt; und so scharfsinnig und vortrefflich ist die gesamte Entwickelung eingeleitet und weitergeführt, daß selbst der anspruchsvollste Verstand sich für befriedigt erklären muß. Die Mache scheint unübertrefflich — und das Kunstwerk gelungen zu sein — wenn wir nur etwas dabei empfänden. Und leider die Empfindung bleibt gänzlich aus, und dieselbe muß darum ausbleiben, weil das, was da geschieht, nicht Thaten der Gesundheit, sondern solche der Krankheit sind. Es liegt allerorten eine seelische Trübung vor. Hebbels Menschen wollen alle etwas, aber sie verfolgen nicht ihr Ziel auf dem geraden und offenen Wege, den sonst die Leidenschaft geht, sondern suchen Verstecke auf und machen allerlei Seitensprünge, nur damit niemand dahinter komme, um was es sich eigentlich handele, auch sie selbst nicht. Wenn aber die Leidenschaft schon anfängt, sich selbst über ihre Beweggründe zu täuschen, so muß sie selbstverständlich krank sein. Golo in der Genovefa wünscht ehebrecherisch seine schöne Herrin zu besitzen. Um zu beweisen, daß nicht sowohl er, wie gerade der Himmel dies will, stürzt er sich in allerhand lebensgefährliche Wagnisse, und da er unversehrt bleibt, folgert er:

Der Himmel will, daß ich ein Schurke sei! also in Gottes Namen ans Werk. In „Herodes und Marianne" gerät der erstere außer sich bei dem Gedanken, daß sein verführerisches Weib später vielleicht noch einem Andern angehören möchte; er giebt darum den Befehl, ihr den Kopf abzuhauen, sobald er im Kriege oder anderweitig umkommen sollte. „Es war meine Liebe zu Dir," sagt er hinterher. „Als liebende Frau würdest Du Dir auf meinen Tod hin ja selbst gleich das Leben genommen haben; und nur, um das zu verhüten, habe ich jenes Urteil hinterlassen. Denn da mir Dein Leben tausendmal wertvoller als das meinige ist, so habe ich alle uns Menschen möglichen Künste gebraucht, um auch mich zu erhalten, was sonst bloß meinetwillen wohl nicht geschehen wäre." Und als auf diese Rede hin die Königin den derart zärtlich besorgten Gatten mit ziemlich verwunderten Blicken mißt, stellt sich derselbe recht gekränkt. Der König Kandaules — Gyges und sein Ring — fühlt, daß die ehelichen Freuden, in der Einsamkeit genossen, allmählich an Reiz verlieren: er braucht Zu-

schauer. So bringt der feinfühligste der Menschen, der zärtlichste Gatte einer schamhaften Frau in den Gastfreund, des Nachts im Schlafgemache zugegen zu sein, damit dieser endlich wisse, was weibliche Schönheit sei. Die Judith bildet sich ein, ihr Volk nicht anders retten zu können, als indem sie vorher entjungfert werde. Die Tochter des Tischlermeisters Anton — Klara — fürchtet sich so sehr vor der Liebe zum Geliebten, daß sie ihre Unschuld dem Ungeliebten opfert — nur um diesem ihr Versprechen halten zu müssen. Sieht man solchen Dingen recht auf den Grund, so wird man als die eigentliche Triebkraft der Handlungen überall die Wollust finden; ihrem ganzen Gebahren nach an all den Stellen eine Leidenschaft, die sich zu schämen scheint, mit der Sprache nicht offen heraus will und sich darum zu allerlei Vorspiegelungen bequemt. So hätten wir demgemäß eine Leidenschaft, die zur Befriedigung drängt und doch zugleich ein außerhalb der Sache liegendes, fremdes, weniger verfängliches Ziel zu erstreben vorgiebt. Daß ein solcher Zustand ein vollauf krankhafter ist, liegt auf der Hand; und es bleibt uns keine andere Wahl, als die handelnden Personen im entscheidenden Augenblick entweder für ungeheuerlich verkommen oder schlechtweg für verrückt zu erklären. Es tritt damit das Gegenteil von dem ein, was die gesunde Leidenschaft, die immer wahrhaftig und offenherzig sein muß, sonst unter allen Umständen erzielt: von tragischen Erscheinungen ist nirgends die Rede. Das ganze Trachten Hebbels geht nun darauf hin, diese versteckte Leidenschaft und das offenbare, aber falsche Ziel derartig mit einander in Verbindung zu setzen, daß sich die erstere in der gewählten Verkleidung nach Herzenslust austobt, ohne daß ein Anderer den Schwindel merke; und es ist begreiflich, daß er in dem Bestreben, die Täuschung so vollkommen wie möglich zu machen, alle Mächte seines wundervollen Scharfsinnes aufruft, um aus Lüge — Wahrheit, aus Irrsinn — Gesundheit zu machen. Natürlich wird er den Stumpfen dabei vollständig verblüffen; aber auch derjenige, den ein ganz unbeirrbares Gefühl gegen alle Überraschungen einer spitzfindigen Kunst führt, wird nicht umhin können, einzugestehen, daß die letztere von einem höchst eigentümlichen Zauber ist. Dieselbe ist immer voller Geist, und gerade der Umstand, daß sich Tiefsinn und Unsinn fortwährend ineinander verstecken, macht sie für die Dummen so gefährlich, und spannt das Interesse der Klügeren ins Ungemessene. Dazu ist die Sprache, deren sie sich bedient, so scharf geschliffen, zwar ohne Wärme, aber doch voller Glanz und von so geschmeidiger Eleganz — ein schimmernd und eben fließender Strom — daß selbst der Verwöhnteste sich von ihr, wie im ungewöhnlichsten Genusse forttragen läßt. Der Zauber findet leider ein jähes Ende, sobald unsere Betrachtung sich den Gestalten zuwendet: diese sind

ohne alles Leben. Einzig dazu bestimmt, einem grüblerischen Verstande, der an der Lösung eines unlösbaren Problems arbeitet als „für" und „wider" zu figurieren, tragen sie ihre Rede und Gegenrede vor, ohne selbst etwas dabei zu empfinden. Auf alle Äußerlichkeiten sind sie wundervoll eingeübt. Sie gleichen schönen Bildsäulen, die auf einmal anscheinend lebendig geworden. Wie sie gehen und stehen, sich bewegen und sprechen, nehmen sie alle unsere Sinne gefangen, sobald wir ihnen aber auch noch seelisch näher zu kommen trachten und mit ihnen Blicke zu tauschen beginnen, schaudern wir vor dem glasigen Ausdrucke ihrer Augen zurück. Weniger fruchtbar, dafür aber erfolgreicher, wenn auch lediglich mit einem Stücke, ist Hebbels Zeitgenosse Otto Ludwig gewesen. Der Erbförster ist zwar nur eine unvollkommene Tragödie, aber doch immerhin die beste in deutscher Zunge nach Kleists „Penthesilea". Die treibende Leidenschaft des Dramas tritt in außerordentlicher Bestimmtheit und Schärfe hervor, und das ohne jeden abschwächenden und schwindelhaften Firlefanz. Es ist die Redlichkeit. Dem stumpferen und vor allem dem gemeineren Sinn wird die Sache vielleicht gar nicht oder doch nur unter tausend Vorbehalten einleuchten, weil es sich in der Angelegenheit bloß um die Wohlfahrt von Bäumen handelt: eine solche von Menschen etwa würde durch die näher liegende Anwendung allgemein verständlicher geworden sein. Aber die wahre Redlichkeit kennt kein viel und wenig, sie bleibt Redlichkeit auf alle Dinge hin bezogen, dieselben mögen in den Augen der Gesellschaft Bedeutung haben oder nicht. Gerade das ist der auszeichnende Vorzug dieser Tragödie, daß sie sich in ihrer herben Schönheit dem scheinbar Geringfügigen zuwendet. O! man kann auch im kleinsten ein großer Schurke sein! Ein halber, oder besser noch ein vollkommener Narr, den es kitzelt, seinen Willen demjenigen des Freundes gegenüber, sich selbst zum größten Schaden, durchzusetzen, verlangt, daß der schönste Wald weit und breit durchforstet, gegen Mitternacht und Abend offengelegt und damit vollständig verwüstet werde. Der Erbförster verweigert dies. Verführe derselbe anders, so würde er ein Elender sein. Wenn ein Gutsherr in einer wahnsinnigen Laune seinem Verwalter anbeföhle, das Schloß anzuzünden oder sämtliche gesunde und kräftige Pferde mit eins abzustechen, und der letztere käme einem solchen Befehle nach, so könnte diesen keine, wie immer geartete Entschuldigung vor der Verachtung aller jener schützen, die das Herz noch auf dem rechten Flecke haben. Der Gutsbesitzer Stein entsetzt den klugen und redlichen Förster ob der Weigerung, eine offenbare Schurkerei zu begehen, sofort seines Postens, um ihm in einem versoffenen Taugenichts einen gefügigeren Nachfolger zu geben. Der Erbförster aber ist seit 40 Jahren im Dienst — der Großvater und

Vater hatten schon dieselbe Stelle inne, er selbst hat gleichsam, wie in einem erblichen Amt, sein Hab' und Gut zum Besten des Waldes verwandt, er hat auch jetzt lediglich seine Pflicht gethan und ist darum der Meinung, daß er nur verdientermaßen abgesetzt werden könne. Der Mann ist durchaus im Recht. Derselbe hat vornehmlich in Anbetracht aller Umstände das sittliche Gesetz ganz auf seiner Seite, und sollte diesem auch das gesellschaftliche widersprechen, so bliebe er dennoch in seinem Gewissen zu Gegenhandlung befugt. Eine Untersuchung, ob er weltlich gut oder übel fahre, wenn er sich widersetzt, ist angesichts der reinen Idee völlig überflüssig. Der Förster mag sich der Gewalt unterwerfen, wenn es ihm beliebt; in Frage steht immer nur, ob er im Geiste Recht hat, einem offenbaren Unrecht entgegenzutreten. Da nun aber nach sittlichen Begriffen der gesellschaftliche Zustand, von dem er sich bedroht sieht, ein unmoralischer ist, so hat auch der Alte die vollste Berechtigung, seine Stellung mit allen Mitteln der Notwehr zu wahren. Die Gesellschaft schützt ihn, den Gerechten, nicht, so muß er es thun. Bis dahin hat sich die Tragödie prächtig entwickelt. Aber leider spielt zum Schaden des Kunstwerkes der „heimliche“ Grund des dritten Aktes, der mit seinem unheimlichen Reize so hervorragend die Phantasie des Lesers beschäftigt, an Stelle jener erwarteten That der sich entladenden Leidenschaft allerlei Tücken des Zufalls aus. Die Folge davon ist, daß sich die Redlichkeit zuletzt hinter der verwandten Gerechtigkeit verbirgt, damit auch diese dem schlimmen Spiele des Ungefährs unterliege. Der alte, irrig berichtete Förster will den angeblichen Mörder seines Sohnes erschießen und tötet seine Tochter — ein Augenblick von höchster tragischer Gewalt! nur schade, daß er an unrechter Stelle und auf Grund eines anderen als des ursprünglich führenden Motives eintritt. Gleichwohl hat die Tragödie und trotz aller Ausstellungen Anspruch auf hohe Ehren. Die Gestalten sind sämtlich lebendig geschaut, allen voran der Förster, dessen Charaktertypus durchweg die Hand des ersten Meisters erkennen läßt. Wie sich die Leidenschaft zuerst nur leise, gleichsam scherzweise meldet und dann immer dämonischer und heroischer nach ihrem Rechte verlangt, haben die beiden ersten Akte in unnachahmlicher Weise dargestellt: vornehmlich der zweite atmet die volle Schwüle des nahenden Ungewitters. Szenen, wie diejenigen, in denen die Frau ihre Trennung von dem Manne vorbereitet, die Tochter von dem Vater Abschied nimmt, werden kein menschlich empfindendes Herz ungerührt lassen. Ganz insbesondere aber kann der Schlußakt des Dramas dreist die höchsten Vergleiche herausfordern. Die visionäre Empfindung des Alten, an Stelle des gesuchten Mörders, sein Herzblättchen getötet zu haben, muß den ergreifendsten Vorführungen der tragischen Bühne beigerechnet werden.

Den wenigen Tragödien, die Deutschland gezeitigt, ist endlich noch die Emilia Galotti Lessings beizuzählen. Dieses Stück ist bemerkenswerter als tragische Dichtung denn als als Drama. Eine Handlung ist nicht vorhanden. Wir haben nur eine nackte Intrigue vor uns, und insoweit wird auch alles geleistet, was von Seiten des erfahrenen Weltverstandes verlangt werden muß. Die handelnde Hauptfigur des Stückes ist nicht Emilia Galotti, sondern Marinelli, und auch dieser handelt nicht, er — spinnt. Man hat dieser Tragödie nachgerühmt, daß sie kein Wort zuviel enthielte. Es würde unstreitig von größerem Kunstverständnis gezeigt haben, hätte man gesagt, daß dieselbe um ganze Szenen zu kurz gekommen sei. Um für das Endurteil den richtigen Standpunkt zu erhalten, muß man sich die Emilia Galotti als tragischen Charakter denken: Der Kampf zwischen Wollust und Frömmigkeit sollte in ihr anschaulich gemacht werden. Da bleibt es dann freilich aufs höchste zu bedauern, daß der Dichter uns diesen eigentlichen Nerv der ganzen Sache gleichsam nur wie durch Schleier schauen, und bloß dunkel ahnen läßt. Die Tochter des Odoardo soll und will den Grafen Appiani heiraten, während ihre erregte Sinnlichkeit um die Person des schönen Prinzen schweift. Wir hören nur, nur dies von ihr selbst, daß der Letztere sie absichtlich in der Kirche traf und sie dadurch — erschreckte; und ähnlich erfahren wir ganz am Schlusse, daß ihre Sinne in der üppigen Gesellschaft der Grimaldis zum erstenmal Feuer fingen. Beides hätten wir durchaus im einzelnen blühend ausgeführt sehen und miterleben müssen und dies in der ersten Hälfte des Stückes — so verlangt es wenigstens das Drama. Wenn wir davon nur flüchtig vernehmen, so erscheint uns die Tugend der jungen Dame viel zu gesichert, um nicht befremdet zu sein, wenn der Vater zu deren Schutz den Dolch verwendet. Man kann nicht gerade sagen, daß die tragische Empfindung darum ganz ausbleibe: sie stellt sich ein, aber von peinlichen Vorstellungen begleitet. Reiht man den drei letztgenannten Tragödien etwa noch den „Götz von Berlichingen" bei, so schließt sich nach ihm die tragische Bühne der Deutschen. Was diesen vier Stücken den Vorrang vor allen übrigen ähnlichen Strebens zuweist, ist die unbeirrbare Vernunft, welche alles Einzelne in reiner Stimmung zu einem Ganzen bewirkt, und die makellose Wahrhaftigkeit, die allerorten im Kleinsten wie im Größten, in Gestalt wie Sein schöpferisch lebendig ist.

Schillers Ehegeschäft.

Auch eine Säcularbetrachtung von Bruno Kraft.

(Blasewitz-Dresden.)

Schillers Habilitierung in Jena als Philosophie-Professor war nicht Selbstzweck, sondern Mittel zum Zweck; es war eine Veranstaltung darauf, sich eine gesicherte Existenz und einen eignen Herd zu gründen. Wenn es wahr ist, daß der Zweck das Mittel heilige, dann wollen wir zwar gern zugestehen, daß das Gedächtnis an Schillers Professur vor hundert Jahren in Jena feiernswert gewesen — doch warum wollen wir dann nicht viel lieber gleich den Endzweck selber feiern? Schon bevor er nach Jena übersiedelte, war er mit sich selbst völlig einig, möglichst bald sein Lebensglück in der Ehe zu suchen; im vorigen August vor hundert Jahren hatte er sich für Eine entschieden und mit der Auserkorenen still verlobt, und im zweiten Monat unseres neuen Jahres wurde sein Ehebund perfekt gemacht. Daß es lohnt, das hundertjährige Gedächtnis an dieses Ereignis in Schillers Leben durch eine letzte gründliche und wenn möglich abschließende Betrachtung zu feiern, davon möchten am liebsten folgende Ausführungen selbst ein Zeugnis ablegen.

Schiller war wenig über dreißig Jahre alt, da er ein Ehegatte ward. Sein Leben war innerhalb der letzten zehn Jahre vorher ein reichbewegtes gewesen; besinnen wir uns nur, in welch verschiedenartigen Ortschaften und Umständen er es verbrachte: Stuttgart, Mannheim I., Oggersheim, Bauerbach, Mannheim II., Leipzig-Gohlis, Dresden-Loschwitz-Tharandt, Weimar I., Volkstädt, Rudolstadt, Weimar II., Jena. Es enthielt diese Epoche der Wanderung wenig Tage ungetrübten Glückes, unbesorgter Gemütsstimmung. Nicht nur die äußere, sondern auch die innere unstete Verfassung ward ihm die Quelle beinahe endloser Betrübnis. Zur Unsicherheit seiner ökonomischen Lage und zu der seines künftigen Berufs kam die Unbestimmtheit seiner Liebe. Über Schillers Jugendzeit sind wir nicht gründlich durch persönliche Urkunden aufgeklärt und werden es schwerlich jemals werden, doch so viel wissen wir gewiß, daß auch er sich am Gängelbande gemeiner, sagen wir, allgemeiner Leidenschaft befand. Es gab eine Zeit, da auch er seine Mannbarkeit nur zu einer Quelle vorübergehenden Genusses werden ließ; da er nur naschte und nicht aß, die Speise nur als Zungenreiz und nicht als die Erhalterin des Lebens sich zuführte. Er rühmte sich zwar früh seiner Manneswürde, doch wir zweifeln, ob er auch so früh schon in erreichter Vaterschaft wirklich

einen Stolz, oder nicht vielmehr eine Schande würde gefühlt haben. Beinahe in jedem der vorhin genannten Orte hatte er ein andres weibliches Wesen, dem er sich mehr oder weniger innig zugesellte; wo er länger verweilte, nach einander auch mehr als eins. Nur in den ersten Jahren ging er in der gegenwärtigen Glückseligkeit beinahe besinnungslos und reuelos auf. Als er leiblich völlig ausgereift war und auf derjenigen Höhe des Lebens stand, von welcher aus man nicht mehr wachsen kann außer in seinen Nachkommen, da kamen eine zunehmende Unruhe und Unzufriedenheit mehr und mehr über ihn. Schon während seines zweiten Aufenthaltes in Mannheim hatte er periodisch wie einen Ekel gegen das ziellose Umhertreiben der Leidenschaft; er wehklagte in seinen Briefen, daß er freud- und freundlos, einsam und ohne Führung sei ungeachtet seiner vielen Bekanntschaften, daß er in seinem ganzen Leben noch kein ganzes Glück genossen habe. Er schmachtet nach jemand, der ihm die tausend kleinen Kümmernisse abnähme, welche seinen Geist und alle dichterischen Träume zerstreuten, der sich mit warmer, herzlicher Teilnehmung um ihn beschäftigte. Schon wähnte er sich einmal auf dem Wege dazu, solch einen Jemand zu gewinnen. Und der Freund, dem er's schrieb, erwiderte ihm, daß er schon gerüchtweise vernommen, er werde „ein gewisses Frauenzimmer in Mannheim", die Tochter seines wohlbegüterten Verlegers wählen. Was es verhinderte, daß die dauernde Verbindung mit Fräulein Margarete Schwan zustande kam, ist nicht ganz deutlich einzusehen; jedenfalls war die Hauptsache, daß der Wille noch nicht mächtig genug war, daß Schiller selbst noch nicht felsenfest davon überzeugt war, daß nur in der Ehe des Menschen Glück zu suchen und zu finden sei. Solche Unbestimmtheit verriet er deutlich gegen Frau v. Wolzogen in Bauerbach; ihr schrieb er einmal auch um diese Zeit von Mannheim aus, er trage sich schon eine Zeitlang mit dem Gedanken zu heiraten, obgleich er noch nicht im Geringsten gewählt habe. Trotz letzterem springt auf einmal im nächsten Satze eine regelrechte Brautwerbung aus ihm heraus um die Tochter dieser Freundin: „Fände ich ein Mädchen, das meinem Herzen teuer genug wäre! oder (—!!) könnte ich Sie beim Wort nehmen und Ihr Sohn werden. Reich würde freilich Ihre Lotte nie, aber gewiß glücklich." Und schließlich bezeichnet er wieder diese halb ernstliche Brautwerbung als einen närrischen Einfall, den ihm die Beste so gut wie die vielen vorigen verzeihen werde. Ein unbestimmter Trieb nach Veränderung irrt noch im Gefilde schwärmerischer Träume umher. Zuweilen trug er sich z. B. mit dem Lieblingsgedanken, zurückgezogen von aller Welt in philosophischer Stille sich selbst, seinen Freuden und einer glücklichen Weisheit zu leben, und oft sehnte er sich wieder nach seinem einsamen

Bauerbach zurück, in dem er sich vorher nach der Zerstreuung der Welt gesehnt hatte. Als er auf einmal ganz unerwartet von Leipzig her von Körner und Genossen jene erhebende Freundschafts-Bekundung erfuhr, erwachte allmählich die Vorstellung in ihm, daß auch eine herzinnige Freundschaft zu seiner völligen Beglückung ausreiche. Daß er in Leipzig von diesem Wahn wieder genaß, bezeugt die definitive Brautwerbung, welche er von dort nachträglich bald an Herrn Verlagsbuchhändler Schwan in Mannheim abgehen ließ. Der erstrebte Schwiegerpapa lehnte höflichst ab, ließ seinem Töchterlein gar kein Wort davon vernehmen und machte dadurch weder ihn, den Werbenden, noch sie, die Geworbene, im geringsten unglücklich. Hätte Herr Schwan die Bitte des Herrn Schiller erhört, welchen ganz andern Lebenslauf hätte dadurch der Letztere wahrscheinlich genommen!

Es ist erbärmlich, wenn man vom kleinlich lokalen Standpunkte aus, das Leben Schillers in Sachsen verhimmelt: es steht vielmehr fest, daß sich niemals sein Kraftbewußtsein und seine Geistesbethätigung auf einem niedrigern Niveau befanden als in Leipzig-Dresden-Tharandt. Er hatte Momente in jener Zeit, da er kaum einen leidlichen Brief zustande brachte, da ihn Langeweile und Stimmungslosigkeit fast verzehrten, und nirgends erfuhr er solche Demütigungen als in Sachsen. Schon die angeblich „verflucht hübschen" Briefe von seinen Freunden machten ihm den Kopf ganz verwirrt; die Klugheit und Beredtsamkeit Körners ließen ihn kaum zu Wort und Atem kommen. Es war sogar ein Akt der Selbstrettung, als er sich gewaltsam von dessen ihm die That- und Wahnkraft lähmenden Nähe losriß. Solches erhellt aus folgendem späteren Bekenntnis: „Warum müssen wir getrennt von einander leben? Hätte ich nicht die Degradation meines Geistes so tief gefühlt, ehe ich von Euch ging, ich hätte Euch nie verlassen, oder hätte mich bald wieder zu Euch gefunden. Aber es ist traurig, daß die Glückseligkeit, die unser ruhiges Zusammenleben mir verschaffte, mit der einzigen Angelegenheit, die ich der Freundschaft selbst nicht zum Opfer bringen kann, mit dem innern Leben meines Geistes, unverträglich war. Dieser Schritt wird mich nicht gereuen, weil er gut und notwendig war; aber es ist doch eine harte Beraubung, ein hartes Opfer für ein ungewisses Gut." Jene Geschichte braucht nur halb wahr zu sein, daß einst in Dresden eine altadlige Dame Schiller ermutigt habe, ihrer schönen Tochter den Hof zu machen, nur um durch ihn die mangelnde Aufmerksamkeit und Eifersucht der vornehmen Cavaliere auf sie zu lenken: welche ungeheure Demütigung läge darin für unsern — Dichterfürsten! Und wenn man die grenzenlose Bitterkeit dazu betrachtet, mit welcher er später stets über die Dresdner Gesellschaft urteilte, so scheint sie durchaus nicht so ungereimt. Vielleicht denken die

guten Dresdner endlich einmal ein wenig gerechter über ihren Lieblingsdichter, wenn sie erfahren, wie er über sie gedacht. Einst schrieb er von Weimar seinem künftigen Weibchen über Freund Körner:

„Freier als er von Anmaßung ist niemand; aber er braucht einen Freund, der ihm seinen eigenen Wert kennen lehrt, um ihm die so nötige Zuversicht zu sich selbst, das was die Freude am Leben und die Kraft zum Handeln ausmacht, zu geben. Er ist dort in einer Wüste der Geister. Die Kursachsen sind nicht die liebenswürdigsten von unsern Landsleuten, aber die Dresdener sind vollends ein seichtes, zusammengeschrumpftes, unleidliches Volk, bei dem es einen nie wohl wird. Sie schleppen sich in eigennützigen Verhältnissen herum und der freie, edle Mensch geht unter dem hungerigen Staatsbürger ganz verloren, wenn er anders je dagewesen ist. Zuweilen begegnet man einem verstümmelten Ausdruck oder vielmehr Ruine, die ehemals Geist oder Herz beseelte. Aber die fatalen Verhältnisse haben beides verheert und zertreten, so daß wir, um das Gleichnis fortzusetzen, nur noch aus einer stehengebliebenen Säule den Geist des Meisters und die Ordnung erkennt, in der das Gebäude aufgeführt worden."

Der Edelmut der Dresdener ist wirklich rührend, daß sie dennoch allen voran mit Begeisterung jeden kleinen Anlaß benützten und benützen, Schiller zu preisen und zu feiern. In Dresden war's, wo am hundertjährigen Geburtstage der Gedanke der Schillerstiftung zu Licht und Leben gerufen ward, und als vor ein paar Jahren das Säkulum sich vollendete, vor dem einst der Dichter in Dresden und Umgebung weilte, welch' freudiges Geräusch wurde allenthalben im Sachsenland vernommen! Sein Schätzchen Lotte von Lengefeld vermutete gleich richtig, daß jener Brief nur ein Ausfluß übler Laune gewesen. War es ein Wunder, daß er sich angesichts dieses adeligen Fräuleins jenes Unfalls mit dem sächsischen Edelfräulein erinnerte und darüber die Zuversicht und gute Laune verlor?

Die höchste Fülle des künstlerischen Genusses mit dem gegenwärtigsten Genuß des Herzens zu verbinden, war immer das höchste Ideal, das Schiller vom Leben hatte, und beide Genüsse zu vereinigen, hielt er bei sich auch für das unfehlbarste Mittel, jeden zu seiner höchsten Fülle zu bringen. Also durfte er sich nicht resigniert seinem Unglück überlassen, sondern er nahm mutigen Aufflug, sich seinem unbehaglichen Zustande in Dresden zu entheben; zunächst gelangte er nur bis Tharandt, zwei Stündchen westwärts der sächsischen Kapitale, wie schon von einem unbewußten Triebe den ersten Schritt Weimar entgegengetragen. Trotz der landschaftlichen Schöne dieses Ortes, trotz der Nähe lieber Teilnehmender und doch dabei ungestörten Alleinseins, trotz endlich einziehenden holden Frühlingswetters blieb seine Gemüts-

stimmung eine unzufriedene. Einmal drückte er die Ursache derselben recht unverhohlen aus ungefähr mit folgenden Worten: „Um mich her ist heitrer Frühlingstag, alles liebt und paart sich, und nur ich sitze traurig in meiner Einsamkeit.“ Er hielt es nicht länger aus. Als er sich von Sachsen und vom Freundeskreise nach Weimar begab, sollte die Trennung angeblich nur vorübergehend sein und zu dem Zwecke geschehen, Frau Charlotte v. Kalb, welche allein in und bei Weimar weilte, als Schillers Gattin nach Dresden einzuholen, um sie dem alten Kreise einzuverleiben.

Sein Aufenthalt in Weimar war zuerst recht heiter und glücklich, nicht nur weil sich seine Meinung von sich selbst im Verkehr mit den dortigen „Riesen“ nur verbesserte, sondern auch weil er in Frau v. Kalb eine gar angenehme Umgangsgenossin fand, in deren Nähe er seines Mangels vergaß. Er strebte vorübergehend ihren gänzlichen Besitz an und that mit ihrer Zustimmung Schritte, den abwesenden Gatten zur Verzichtleistung auf sie zu bewegen. Es ist schwer einzusehen, was diese Hoffnung endlich wieder verblassen oder scheitern machte. Das Verhältnis ward bald weniger innig. Schiller erwog ohne Charlottes Mitwissen, ob sich die zweite der Töchter Wielands zu einer Frau für ihn schicken würde. In dem „Monolog seiner Vernunft“ ist noch ein eigentümlich wirres Übergangsstadium zu beobachten. Er sehnt sich nach einem braven Weib, das ihm allein gehört, und doch traut er sich nicht die Fähigkeit und Würdigkeit zu, ein solches zu besitzen. Er kennt diese Tochter Wielands nicht, noch fühlt er einen Grad von Liebe, weder Sinnlichkeit noch Platonismus und hat, unbegreiflich! gleichwohl die innigste Gewißheit, daß es ein gutes Wesen sei, welches tief empfindet und sich innig attachieren kann. Er weiß ferner, daß sie zur Frau vorzüglich erzogen, äußerst wenige Bedürfnisse und unendlich viel Wirtschaftlichkeit hat; ist auch überzeugt, daß ihm Wieland seinen Liebling nicht vorenthalten würde, selbst schon jetzt nicht, da er noch nichts besaß; nur deshalb wagt er nicht, sie sich zu gewinnen, weil er bezweifelt, daß er, „das Weltkind“, in diesen Kreis gehöre und daß er darin ewig ausharren könne. Es ist, als ob er sich noch in der Ehe das Reservatrecht habe wahren wollen, seine Begeisterung und Leidenschaft für alle Frauenzimmer zu entzünden. Es giebt noch heute genug solcher Thörichter, welche vor Eigennutz zögern, sich mit dem Besitz einer Einzigen zu bescheiden und zu beglücken, um schließlich ganz leer und verödet durchs Leben zu gehen. Schiller sagte in diesem Moment von sich, es sei sonderbar, er verehre, er liebe die herzlich empfindende Natur und doch könne ihn eine Kokette, jede Kokette fesseln. Jede habe eine unfehlbare Macht auf ihn wegen seiner Eitelkeit und Sinnlichkeit. Er habe hohe Begriffe von häuslicher Freude und doch nicht ein-

mal soviel Sinn dafür, um sie sich zu wünschen. (Wie kann man hohe Begriffe haben und nicht einmal einen Sinn davon? Das ist echt ideal.) Er werde ewig isoliert bleiben in der Welt, er werde von allen Glückseligkeiten naschen, ohne sie zu genießen. Bei einer ewigen Verbindung, die er eingehe, dürfe Leidenschaft nicht sein. Darum habe er bei jenem Falle schon so lang verweilt. Freund Körner soll sich ihm darüber hören lassen, ob er auf diesen Umstand einer Vermählung mit Fräulein Wieland denken solle, ob alle Erfahrungen, welche der Freund, welche die andern über ihn gemacht hätten, sich mit der Idee reimten, daß er eine Frau habe, und ein ihm so entgegengesetztes Wesen, eine unschuldige Frau. — Wahrhaftig, ein Monstrum von einem Vernunfts-Monolog! Im Einzelnen ist Wahrheit, das Ganze ist Unsinn, weil der Denkende noch nicht zur Übereinstimmung mit sich selbst gelangt ist. Gleichsam sein gesunder Instinkt sagt ihm: Entschließ dich zur Ehe, denn nur in ihr ist wahre Glückseligkeit des Lebens. Sein Verstand, sein Kalkül läßt ihn bedenken, ob er seinem Glück solche Opfer bringen dürfe. Der schwärmerische Jüngling, welcher noch als glücklicher Ehemann singt: „Ach! des Lebens schönste Feier endigt auch den Lebensmai, mit dem Gürtel, mit dem Schleier reißt der schöne Wahn entzwei," er mußte natürlich Wunder wie viel Entsagung auszuüben wähnen, wenn er sich für ewig ganz an Eine vergäbe.

Freund Körner, der einflußmächtigste Mensch Schillers damals, betrug sich betreffs dessen Verheiratungsplänen durchaus nicht zu unserer Zufriedenheit. Er erscheint hierin noch viel ideeller, d. h. unreeller angelegt als selbst unser „idealster Dichter". Statt ihn zu ermutigen, macht er Einwände. „Ich zweifle, ob Du Talent zu häuslicher Glückseligkeit hast". „Daß Du bei Deinem Streben nach bürgerlicher häuslicher Glückseligkeit von den Vorteilen Deiner schriftstellerischen Existenz nicht wenig aufopfern mußt, bin ich überzeugt." Solche Dämpfer sandte er, der glückliche Ehemann, dem sich nach der Ehe Sehnenden zu. Natürlich mußten sie dem letzteren sehr unwillkommen sein; wenn sie es ihm manchmal ganz verleiteten, noch ferner darüber gegen den Freund sich auszuschütten, so bewogen sie ihn doch anfangs auch, alle Mittel aufzuwenden, dem Freund, dessen Urteil er in allem so hochschätzte, zu Gemüt zu führen, daß auch für ihn die Ehe nötig und heilsam sei. Auf die Eröffnungen bezüglich der Tochter Wielands hatte ihm der Freund erwidert, er sei noch nicht überzeugt, daß sie ein Fund sei, den er sich nicht dürfe entgehen lassen. Davon war der Dichter selbst durchaus nicht überzeugt gewesen. Er konnte berechtigt jenem entgegnen, daß er wegen Wielands viel zu konsequent geschlossen habe. Es war ein hingeworfener Gedanke, der weiter nichts dokumentierte als das Verlangen nach

einem Weib. Es sei wohl möglich, daß ihm ein interessanteres Mädchen aufgehoben sei; aber das Schicksal lasse es ihm vielleicht erst in sechs, acht Jahren finden, und nach dem dreißigsten Lebensjahre sei er Willens, nicht mehr zu heiraten. Ja, das war sein fester Vorsatz: „Nach meinem dreißigsten Jahre heirate ich nicht mehr". Da er bereits im neunundzwanzigsten stand, als er dies niederschrieb, hatte er wahrlich Ursache, sich mit der Brautschau zu sputen. Wer weiß, ob ihm nicht schon damals das interessantere Mädchen vor Auge gekommen war. —

Herr v. Kalb hatte nicht seine Einwilligung zur Scheidung geschickt, sondern traf friedfertig und sanftmütig selbst in Weimar ein. Um einer ersten Begegnung mit ihm auszuweichen, begab sich Schiller im November dieses Jahres zu Besuch seiner Schwester Christophine, seines alten Freundes und neuen Schwagers Reinwald und seiner wohlthätigen Freundin Frau v. Wolzogen nach Meiningen und Bauerbach. Von dort ritt er rückwegs mit seinem alten Schulkameraden Herrn v. Wolzogen zu dessen „superklugen Cousinechen", den Schwestern v. Lengefeld in Rudolstadt. Hören wir wörtlich, was er, nach seiner, sagen wir, ersten Begegnung mit seinem künftigen Eheweibchen von ihr berichtete: „In Rudolstadt habe ich mich auch einen Tag aufgehalten und wieder eine recht liebenswürdige Familie kennen gelernt. Eine Frau v. Lengefeld lebt da mit einer verheirateten und einer noch ledigen Tochter. Beide Geschöpfe sind, ohne schön zu sein, anziehend und gefallen mir sehr." Wir sehen, sein Urteil über dasselbe war von Anbeginn nicht ungünstig: aber mit jenem thörichten romanhaften ersten Augenaufschlag und sterblichen Verliebtsein hub selbst beim leichtentzündlichsten Dichter die Ehe nicht an. In demselben Briefe hatte er nun des Ferneren zu berichten, wie es mit seinem Verhältnis in Anwesenheit des Gatten zur Frau v. Kalb stand. „Ich fühle in mir schon einige Veränderung, die weiter gehen kann." Diese Erklärung ist unbestimmt genug abgefaßt und doch hinlänglich verständlich. Des Menschen Neigung ist nicht so sehr von seiner Willkür unabhängig, als durch phantastische Dichter in uns die Einbildung erweckt wurde. Ferner: Es ist auch die idealste Zuneigung zwischen Menschen zweierlei Geschlechts nicht losgelöst und unberührt vom Leiblichen. Oder wie Dühring in andrer Verbindung sagt: „Die Lebensluft hat in der tierischen Sphäre (in welche der Mensch selbstverständlich inbegriffen) ihren Gipfel in denjenigen Empfindungen, die mit dem Geschlechtsleben verbunden sind. Dieser Satz gilt auf jeder Sprosse der Stufenleiter und behält auch noch da seine Bedeutung, wo der durch die Kultur bereits in höherem Grade vergeistigte Mensch auf den Abweg gerät, die unterste Grundlage des Hochgefühls der Liebe verkennen und leugnen zu wollen." Zu dieser Verkennung und Verleugnung

neigte niemand mehr als Freund Schiller, und gleichwohl — jene Veränderung ging allerdings weiter. Schiller konnte sich nicht mit dem Besitz Einer begnügen, die schon einem Andern gehörte, noch dazu mit Einer, die nicht uneigennützig genug war, um ganz ihrem Geliebten sich zueignen zu können. Die eheliche Verbindung Schillers mit Charlotte v. Kalb würde schwerlich zu des Erstren Glück und Ruhm gediehen sein. Ihr berauschender, entzückender Geist hätte bei einer stetigen Berührung sein eigenes Bewußtsein und eigene Produktivität gedrückt und beeinträchtigt. Es war ebenfalls ein Akt ideeller Selbstrettung, daß er diese Verbindung lockerte; er konnte sich so wenig ihr vermählen als Goethe etwa einer Frau v. Stein oder Bettina Brentano. Wenn er sagte: „Eine Frau, die ein vorzügliches Wesen ist, macht mich nicht glücklich, oder ich habe mich nicht gekannt." Hatte er da mehr die moralische oder mehr die intellektuelle Vorzüglichkeit im Auge? Hören wir, wie er über Frau v. Kalb urteilte, da er sich aus ihrem Bannkreise schon ein gutes Stück fortbegeben hatte: „Die Kalb ist ein geistvolles, edles Geschöpf — ihr Einfluß auf mich ist aber nicht wohlthätig gewesen." Sie machte später alle Anstreugungen, von ihrem Mann loszukommen, um Schiller besitzen zu können; als sie erfuhr, daß dieser schon mit einer andern sich heimlich verlobt hatte, verfiel sie vor Eifersucht und Wutschnauben in schwere Krankheit und bezeugte aufs deutlichste ihren unbändigen Egoismus. Schiller traute ihr selbst das Allerschlimmste zu, so daß er sein Bräutchen zur Vorsicht gegen sie gemahnte.

Es wäre nicht wahrheitsgemäß, wollte man schließen, daß die erwachende Neigung zu seiner künftigen Gattin die Liebe zu jener Freundin nach und nach erstickt habe. Schillers Herz blieb vorerst lange ein unbeschriebenes Blatt. In seiner Natur ruhte, wie in jedem Eisen der Magnetismus, ein Zug nach dem andern Geschlechte, nach ihrer, seiner Natur, Ergänzung; allein die Moleküle in ihm waren gleichsam noch nicht gerichtet. Er hatte nach der Begegnung mit Lotte v. Lengefeld keineswegs sogleich eine Verehelichung mit ihr fest ins Auge gefaßt. Weil er in einer Epoche stand, da er sich nach Ehe sehnte, gleichsam darnach hungerte, mag dahin gestellt bleiben, ob er sich nicht von Anfang auch bei ihrer Bekanntschaft die Frage vorgelegt und sich beantwortet hat: Möchtest du sie zu deinem Weibe haben? Es ist sogar möglich, daß es eine Folge dieser Begegnung war, daß er mit einer förmlichen Arbeitswut nach Weimar zurückkehrte: er wollte sich mit Aufbietung aller Kräfte zu einer Lage erheben, die ihn endlich würdig machte, jedem Fräulein und selbst einem Edelfräulein die Hand anzubieten. Solchem Ziele zu Liebe vermochte er's über sich, wider innern Beruf und Neigung zu handeln und eine Weile, „dem Pöbel und den Weisen zu Willen", das Gründliche und Unterrichtende

auf Kosten des bloß Schönen und Unterhaltenden zu traktieren, mit einem Wort, statt Dichter zu bleiben, Historiker zu werden. Als er sich deswegen bei Körner zu rechtfertigen gedrungen fühlte, mußte er, nachdem er das Mittel gelobt hatte, natürlich auch den Endzweck zu rechtfertigen suchen. „Aber ich muß dabei eine Frau ernähren können, denn noch einmal mein Lieber, dabei bleibt es, daß ich heirate." Mit diesem Satz leitete er von Einem aufs Andere über. Und nun raffte er noch einmal alle Kräfte und Gründe zusammen, den Andersgesinnten davon zu überzeugen, daß ihm die Ehe eine Notdurft sei. Wir schicken unbedenklich diese längst gedruckten Briefstellen nochmals unter die Presse, denn sie verdienen vielmehr noch hundertfältig gedruckt zu werden als viele Seiten seiner Dichtungen und zusammengestilter Abhandlungen. Viele thörichte Hagestolze könnten dadurch ihres unbewußten unglücklichen Zustandes noch rechtzeitig sich bewußt werden.

„Könntest Du in meiner Seele lesen, wie ich selbst, Du würdest keine Minute darüber unentschieden sein. Alle meine Triebe zu Leben und Thätigkeit sind abgenützt in mir; diesen einzigen habe ich noch nicht versucht. Ich muß ein Weib um mich haben, das mir gehört, das ich glücklich machen kann und muß, an dessen Dasein mein eignes sich erfrischen kann. Du weißt nicht, wie verwüstet mein Gemüt, verfinstert mein Kopf ist — und alles dieses nicht durch äußeres Schicksal, denn ich befinde mich hier (in Weimar, Dezember 1787) von der Seite wirklich gut, sondern durch inneres Abarbeiten meiner Empfindungen. Wenn ich nicht Hoffnung in mein Dasein verflechte, Hoffnung, die fast ganz aus mir verschwunden ist; wenn ich die abgelaufenen Räder meines Denkens und Empfindens nicht von neuem aufwinden kann, so ist es um mich geschehen. Eine philosophische Hypochondrie verzehrt meine Seele, alle ihre Blüten drohen abzufallen. Glaube nicht, daß ich Dir die Laune eines Augenblicks gebe; so war ich schon bei Euch, ohne es mir selbst klar zu machen, so bin ich fast die ganze Zeit meines Hierseins gewesen, so kennt mich Charlotte seit langer Zeit, mein Wesen leidet durch diese Armut, und ich fürchte für die Kräfte meines Geistes. Ich bedarf eines Studiums, durch das ich die andern Freuden genieße. Freundschaft, Geschmack, Wahrheit und Schönheit werden mehr auf mich wirken, wenn eine ununterbrochene Reihe feiner wohlthätiger häuslicher Empfindungen mich für die Freude stimmt und mein erstarrtes Wesen wieder durchwärmt. Ich bin bis jetzt ein isolierter fremder Mensch in der Natur herumgeirrt und habe nichts als Eigentum besessen. Alle Wesen, an die ich mich fesselte, haben etwas gehabt, das ihnen teurer war als ich, und damit kann sich mein Herz nicht behelfen. Ich sehne mich nach einer bürgerlichen und häuslichen Existenz, und das ist das Einzige, was ich

jetzt noch hoffe. Glaube nicht, daß ich gewählt habe. Was ich Dir von der Wieland schrieb, war, wie gesagt, nicht mehr als hingeworfener Gedanke. Ich glaube, daß ich nicht glücklich wählen würde; aber niemand als ich kann für mich wählen. Hier ist ein Fall, wo ich sehr viel anders bin als andre Menschen, und keiner meiner Freunde würde sich einen Fehlgriff in meiner Glückseligkeit vorwerfen wollen. Übrigens bin ich noch ganz frei und das ganze Weibergeschlecht steht mir offen." — Man mag mit Recht sehr viel an Schillers Dichtungen heutigen Tags auszusetzen haben, seine Natur und Empfindung waren gesunder als Goethes. Seinen unglücklichen Zustand fühlt' und schilderte er tief und wahr; aber wie und warum nur ein Weib ihm daraus helfen konnte, sah er selbst nicht klar ein.

Es ist ordentlich zornreizend, wenn man auch jetzt noch Körners Widerspruch vernehmen muß. Der Freund hatte es ihm ausdrücklich auf die Seele gebunden, daß er sein Bekenntnis nicht für eine Augenblicksgrille zu nehmen habe und dennoch: „Deine mißmutige Laune hat mir weh gethan. Geh ihr herzhaft zu Leibe!" Wir müssen uns darüber wundern, daß nicht schon jetzt dem Dichter die Lust verging, Körner noch einmal zu erwidern. Er that es außerordentlich prägnant, wuchtig schlagend, Punkt auf Punkt wie Schlag auf Schlag. „1. Ist es wahr oder falsch, daß ich darauf denken muß, wovon ich leben soll, wenn mein dichterischer Frühling verblüht ist?" so hebt er an. Wiederholt verriet er, daß er den Dichterfrühling mit dem Liebesfrühling im Menschen zusammenfallend wähnte. Gegen das Ende wurde er doch wieder breiter und beredter, den Freund zu rühren und zu überzeugen. „Ich habe seit vielen Jahren kein ganzes Glück gefühlt — und nicht so wohl, weil mir die Gegenstände dazu fehlen, sondern darum, weil ich die Freuden mehr naschte als genaß, weil es mir an innerer gleicher Empfänglichkeit mangelte, die nur die Ruhe des Familienlebens, die Übung des Gefühls in vielen und ununterbrochenen, wenn auch nur kleinen und schwachen geselligen Empfindungen giebt. Doch ich kann Dir wirklich keinen Schatten von dem beschreiben, was ich empfinde." Das glauben wir wohl, weil, wie schon gesagt, seine Empfindung viel tiefer war als seine Einsicht. Die Gründe, worin er das Unglück ehelosen Zustandes und die Hoffnung eines glücklicheren Ehelebens liegen wähnte, waren äußerst schwächlich und unzulänglich. Ganz ausgezeichnet dünkt uns, wenn er wie ahnungsvoll fortfährt: „Ich bin nicht so sonderbar, als Du vielleicht aus meinen Äußerungen für mich schließt: just dieses würdest Du aus allgemeinen Menschengefühlen am leichtesten erklären." Hier hebt er mit Recht die Gültigkeit des vorigen auf, wo er sich in Frage der Ehe als von besonderer Wesenheit hinstellte; er scheint wenigstens zu ahnen, daß es eine allgemeine

reinmenschliche Beschaffenheit sei, daß wie derjenige, welcher nicht ißt, hungert und verhungert, so derjenige, welcher die ihm eingepflanzten Keime der Zukunft nicht rechtzeitig zu Leben und Wachstum erwachen sieht, unglücklich leben und sterben muß.

Auf Körners nächste vage Entgegnung hatte Schiller allerdings keine Antwort mehr; vielmehr ist aus der ungewöhnlich langen Briefpause deutlich eine Verstimmung gegen den starrköpfigen Freund herauszufühlen. Er verzichtete von nun gänzlich auf dessen Beirat in seiner Ehefrage; als er künftig beiläufig wieder darauf zu sprechen kam, bedeutete er ihm nur ganz entschieden, daß er auf seinem Entschluß verharre und nicht mehr nach des Freundes Rat sondern nur nach dessen Gebet begehre. „Eine Frau habe ich noch nicht; aber bittet Gott, daß ich mich nicht ernsthaft verplempere." Man betrachte nebenbei das interessante Widerspiel, denselben Gedanken, demselben Gehirn entsprungen, in zweierlei Form dargeboten: „Drum prüfe, wer sich ewig bindet, ob sich das Herz zum Herzen findet!" und „Bittet Gott, daß ich mich nicht ernsthaft verplempere." Poetisch und prosaisch! Wir sehen, was die Schale wirkt. Eine gewisse Hast, bald zu einer Entscheidung zu kommen, springt aus dieser prompten Vermeldung deutlich heraus. Ohne Zweifel war sie mit eine Folge der neuen Bekanntschaft Lottchens v. Lengefeld, welche er unversehens am 5. Februar 1788 auf einer Redoute in Weimar wieder vor sich erblickte. Der Dichter gesteht es so gut wie selbst, indem er im nächsten Briefe schreibt: „Neuerdings ließ ich zwar ein Wort gegen Dich fallen, das Dich auf irgend eine Vermutung führen könnte — aber dieses schläft tief in meiner Seele, und Charlotte (Kalb) selbst, die mich fein durchsieht und bewacht, hat noch gar nichts davon geahnt." Das ist allerdings eine Stimme, wie die echte tiefe Leidenschaft zu erwachen pflegt. Da Lotte noch einige Wochen der Wintersaison bei einer Verwandten in Weimar verlebte, hatte Schiller noch etliche mal Gelegenheit, sie zu sehen. Der Ton der Billetchen, die sie gegeneinander austauschten, war gleich von Anfang überaus zart und duftig, vertraulich rückhaltend und naiv freundschaftlich. Man begreift, daß Schiller Wohlgefallen an diesem lieblichen naiven Wesen finden konnte; denn man verliebt sich wirklich selbst in die kleine Lotte, schon wenn man ihre Briefchen liest. Als sie Anfang April zu den lieben Ihrigen nach Rudolstadt zurückkehrte, fiel beiden die Trennung recht schwer, so wenig sie auch die bisher genossene Nähe scheinen ausgenutzt zu haben. Er schrieb ihr sogar schon zum Abschied, den er seiner Traurigkeit halber nicht persönlich nahm: „Lassen Sie das kleine Samenkorn nur aufgehen; wenn die Frühlingssonne drauf scheint, so wollen wir schon sehen, welche Blume draus werden wird." Dann war

er wieder beunruhigt, daß das, was seine „höchste Glückseligkeit“ ausmachte, ihr nur ein vorübergehendes Vergnügen gäbe. Die Schwestern hatten ihm auf seinen Wunsch beim freundlichen Kantor in Volkstädt eine Wohnung ausgesucht. Da der Frühling gerade dieses Jahr ziemlich spät im Lande heimisch ward, kam er erst Ende Mai dahin. „Kopf und Herz sehnen sich nach der Einsamkeit,“ schrieb er an Körner. Und der Freund: „Ist nicht auch ein Interesse des Herzens dabei?“ Von dort kam die Antwort: „In der Stadt habe ich an der Lengefeldschen und Beulewitzschen (die ältere, kleinere Schwester Caroline war zuerst mit einem Herrn v. Beulwitz verheiratet) Familie eine sehr angenehme Bekanntschaft, und bis jetzt noch die einzige, wie sie es vielleicht auch bleiben wird. Doch werde ich eine sehr nahe Anhänglichkeit an dieses Haus, und eine ausschließende an irgend eine einzige Person aus demselben sehr ernstlich zu vermeiden suchen. Es hätte mir etwas der Art begegnen können, wenn ich mich mir selbst ganz hätte überlassen wollen, aber jetzt wäre es gerade der schlimmste Zeitpunkt, wenn ich das Bischen Ordnung, das ich mit Mühe in meinen Kopf, mein Herz und in meine Geschäfte gebracht habe, durch eine solche Distraktion wieder über den Haufen werfen wollte.“ Körner bestärkte ihn sehr beifällig: „Freilich ist's für Deine Arbeiten besser, wenn Du eine ausschließende Anhänglichkeit an ein Wesen vermeiden kannst.“ Wir können uns nicht dazu aufschwingen, dies alles für eine eitle trügerische Vorspiegelung des Freundes dem Freunde zu halten. Es war gewiß Schillers ernstlicher Vorsatz, in Zukunft sein Herz vom Kopf zu zügeln; daß nicht zuweilen noch sein Herz dem Kopfe durchging, wagen wir nicht zu behaupten. Das Verhältnis zu dem Schwesterpaar ward bald ein zutraulich inniges, aber es blieb auch bald auf ein und demselben Punkte ruhen. Die künftigen Gatten konnten so schwer sich finden, nicht nur weil er so sehr sich hütete, sondern auch weil sie über die erste besinnungslose Liebe hinweg war. Charlotte v. Lengefeld war kaum in die Zwanziger eingetreten und gleichwohl war ihr Herzchen schon zweimal in Fesseln geschlagen worden. Das erste Mal bei einem Aufenthalt in der Schweiz mit Mutter und Schwester, da sie sich zur Vorbereitung als künftige Hofdame das Französisch perfekt aneignen sollte, verliebte sie sich in einen jungen angenehmen Franzosen. Die zweite viel tiefere Wunde, die ihrem Herzen ein edelmütiger und liebenswürdiger Engländer, Kapitän Henry Heron, geschlagen hatte, erst im vorigen Winter in Weimar, war noch kaum vernarbt. Voll seliger Melancholie dachte sie wohl noch oft zurück an ihn, der, seine Liebe bezwingend und seiner Pflicht gehorchend, nach Ostindien ausgefahren war. Zu dem war noch Schillers Neigung geteilt auf beide Schwestern. So lange er nicht über der Gegen-

wart die Zukunft gänzlich zu vergessen vermochte, konnte sein Glück kein ganz vollkommnes werden; immer stand ihm das Ende des schönen Zusammenlebens, der plötzliche Abbruch der innigen edlen Gemeinschaft schaudernd vor der Seele. Die Hindernisse einer Verehelichung schienen auf beiden Seiten unüberwindlich. Darum geht durch alle die schönen Tage des Sommers 1788 bei Rudolstadt ein verhalten elegischer Zug. Er stand in Unterhandlungen wegen Übersiedlung nach Hamburg oder nach Berlin oder wer weiß sonst wohin. Es war lange sein schmerzliches Bewußtsein, daß mit dem Ende des Sommers auch die liebe Gemeinschaft ein schroffes Ende nehmen müsse. Als er spät, der Sommer war längst aus dem Thal gewichen, doch wieder von Rudolstadt nach Weimar zurückkehrte, war sein Abschied durch die Hoffnung erleichtert, daß mit dem nächsten Sommer das schöne Leben von neuem beginnen werde; er hatte sich endlich entschlossen, noch ferner in Weimar zu bleiben und mit den Erdbeeren wieder bei Rudolstadt einzuziehen. Es kam anders.

Schiller war kaum in Weimar eingetroffen, so gestand er Körner, daß er ein sehr wertes Band der Freundschaft geschlossen habe. Eine gewisse schwärmerische Ansicht der Welt und des Lebens, wie er sie liebe, habe ihn für die Schwestern eingenommen, doch sein Herz sei frei geblieben. Die Abschiedsbriefe an Lottchen wollen diesen letzten Satz allerdings nicht sehr erhärten, wenngleich es zu einem ganzen Geständnis und Gelöbnis zwischen beiden in der That nicht gekommen war. Auf einmal ward ihm die Berufung als Professor nach Jena. Nun stürzte er mit einer wahrhaft unsinnigen Wut über gelehrte, historische Studien her; es kam vor, daß er gleich zehn Tage lang sein Studierzimmer nicht verließ. Selbst der Briefverkehr mit Rudolstadt stockte zuweilen und wenn er einmal schrieb, teilte sich seine gedrückte, griesgrämige Stimmung nicht selten seinen Briefen mit. Ihm wird bei diesen wütigen Anstrengungen, sich eine Existenz zu gründen, freilich mehr als im vorigen Winter der Besitz der kleinen Lotte v. Lengefeld als belohnende Hoffnung vorgeschwebt sein, aber daß sie ihm schon entschieden als die Einzige galt, die ihn in der Ehe beglücken könnte, davon haben wir keine unumstößliche Gewißheit. Oder sollten wir alle jene Briefstellen, in welchen er seine Freiheit des Herzens bezeugte, für eitel Vexiererei halten? Im dritten Monat des Jahres 1789 forderte er Körner sogar auf, für ihn den Kuppler zu machen: „Könntest Du mir innerhalb eines Jahres eine Frau von 12 000 Thalern verschaffen, mit der ich leben, an der ich mich attachieren könnte, so wollte ich Dir in fünf Jahren eine (Fridericiade) Fridericiade, eine klassische Tragödie und, weil Du doch so darauf versessen bist, ein halbes Dutzend schöner Oden liefern." Körners Vorschlag

der Mamsell S. verfing nicht, wahrscheinlich war er auch nicht ernst gemeint. Bevor er nach Jena einzog, schilderte er seinen Zustand: „Dafür stehe ich Dir nicht, daß ich mich nicht bald irgendwo engagierte, wenn die Umstände sehr günstig sind. Ich habe auf dieser Welt keine wichtigere Angelegenheit als die Beruhigung meines Geistes — aus der alle meine Freuden fließen. Kann ich zu sehr eilen, dieses höchste Interesse zu befördern? Ich muß ganz Künstler sein können, aber ich mag nicht mehr sein.“ Das ist brav von ihm, daß er über dem Künstlertum nicht das Menschentum verleugnet wissen will. In Jena fand er trotz eingehender Musterung nichts. „Es ist noch dürres Land um mich her, so gern ich es gesehen hätte, wenn ein Geschöpf auf mich hätte wirken können . . . Weißt Du übrigens eine reiche Partie für mich, so schreib mir immer; entweder sehr viel Geld oder lieber gar keins, und desto mehr Vergnügen im Umgang.“ Nach einer Antwort zu schließen, scheint Schiller schon Wieland früher einmal als Heiratsagenten angerufen zu haben. Die betreffende Stelle in Wielands Brief vom 2. Juni 1788 lautet: „Von Ihrem innern Beruf haben Sie mich, mein Bester, in Ihrer beinahe allzu ernsten Deduktion so vollkommen überzeugt, daß, wenn ich über ein hübsches Mädchen mit 20 000 Thalern zu disponieren hätte, ich heute noch einspannen lassen und sie Ihnen zuführen wollte.“ Ob Schiller diese Worte den Schwestern v. Lengefeld zu lesen gab, bei denen er schon wohnte, als er sie empfing? Es fehlte nur noch, daß wir eine Heiratsofferte von ihm — wenn sie damals schon üblich gewesen wären — in irgend einer Zeitung nachweisen könnten. Geflissentlich verschwiegen bis jetzt unsere verehrlichen Forscher solche Stimmen aus Schiller, weil sie sich doch gar zu schlecht mit dem idealsten Dichter zusammenreimten; oder man faßte sie als durchaus scherzhaft auf, wie es z. B. auch der in seiner Art treffliche und ziemlich ehrliche Palleske gethan.

Also, was uns die Hauptsache dünkt, Schillers Herz war noch nicht unbedingt gefangen, vergeben und verkauft, daß nicht, wenn sich die Umstände so gefügt hätten, er noch in ein anderes Verhältnis und Bündnis hätte eintreten können. Die Schwestern sorgten nun aber schon selbst, daß das Band nicht wieder locker, sondern fester wurde. Da er wegen seiner Amtspflicht nicht zu ihnen nach Rudolstadt kommen konnte, besuchten sie ihn zuweilen in Jena. Auf einer Reise nach dem Bad Lauchstädt bei Halle und nach Leipzig kam es durch Carolines Vermittlung endlich zu einem Geständnis zwischen Schiller und Lotte. Körner, dem das verlobte Pärchen auf einmal unversehens fertig vor Augen stand, konnte sich nicht so schnell entschließen, zum bösen Spiel ein freundlich Gesicht zu machen. Es ist, als ob er von des Freundes Wahl nicht durchaus befriedigt gewesen wäre; es

trat für einige Zeit eine stille Entfremdung zwischen den Freunden ein, denn rückhaltslos abzureden wagte Körner nicht mehr. Die Verlobung war ganz in der Stille geschlossen worden; Frau v. Lengefeld in Rudolstadt, welche als Hofmeisterin der fürstlichen Töchter fungierte, wurde erst nach vier Monaten darein eingeweiht. Die Verbindung ward nun schnell so innig, daß beide bald vom süßen Wahn beseligt wurden, daß nur sie für einander geboren und aufgehoben gewesen wären. „O gewiß, der Dir das Leben gab, rechnete auf mich und übertrug es mir, Dir dieses Leben zu verschönern.“ Das scheint bei Gott nun auf einmal Schillers selige Gewißheit. Allerdings war diese Wonnezeit noch reichlich mit Wermut versetzt. Zeitweilig wollte er sein künftiges adliges Weibchen nicht in die „fatalen Jenaschen Verhältnisse“ hineinziehen und sorgte sich deshalb um eine andere bessere Lebensstellung. Eben da sich die beiden gefunden hatten, machte die Kolb die heftigsten Anstrengungen, um von ihrem Mann los- und an Schiller heranzukommen. Auch Lottes Schwester Caroline v. Beulwitz strebte die Lösung ihres Ehebundes an, um ganz mit in der Gemeinschaft Schillers leben zu dürfen, denn derselbe hatte sich keineswegs für die Eine entschieden, um auf die Andere zu verzichten. Und was sollte die Frau Mama, die chère mère, dazu sagen?

Lotte war so klug, ihre vertraute Freundin Frau v. Stein in alle Geheimnisse einzuweihen, und sie scheint nicht unbeträchtlich zur Lösung des schwierigen Knotens beigetragen zu haben. Sie vermittelte, daß bald der Frau v. Kalb reiner Wein eingeschenkt wurde. Sie überredete, daß Caroline v. Beulwitz zunächst von ihrer Ehescheidung abstand, damit vorerst nur ein richtiges Zugeständnis der arglosen chère mère brauchte abgenötigt zu werden. So wickelte sich denn auch die Sache bald ganz glatt ab. In Rücksicht auf seinen Vater und die künftige Schwiegermama sah Schiller vorläufig vom Weggange von Jena ab und bat im Dezember 1789 die chère mère um die Hand ihrer noch einzig ledigen Tochter. Die Einwilligung fiel über Erwarten edelmütig aus; es fällt mir schwer, ihre vortreffliche Antwort nicht hersetzen zu dürfen. Man kann es ihr nicht verdenken, daß sie nur ein Wort über des künftigen Schwiegersohnes Existenz-Fähigkeit wissen wollte. Nun wurde natürlich eifrigst an der Vorbereitung zur Vollendung des Bundes gearbeitet. Man machte sich den Anfang so leicht wie möglich. Schiller behielt gleich seine Wohnung bei seinen Jungfern bei und mietete nur noch ein paar Zimmer der Etage dazu. Auch die Beköstigung vom Morgen bis zum Abend für monatlich etwa 12 Thaler wollte man fortgenießen. Natürlich mußte man für beide Schwestern die Wohnung berechnen. Schillers Schlaf- und Arbeitszimmer blieben unverändert; außer-

dem waren vorläufig nur noch zwei Zimmer übrig, so daß er darum Sorge hatte, daß sich „eine von beiden Schwestern" gefallen ließe, daß zwei Betten für beide in ihrem Zimmer hinter einer Tapete gestellt würden. Für die Schwiegermutter war weder ein Raum noch ein Bett übrig. Am 22. Februar 1790 in Wenigenjena wurde das „heilige Geschäft", wie es Schiller oder Lotte selbst nannte, so kurz und gut wie möglich abgemacht, zum Glück, ohne daß seine Kollegen und Hörer etwas davon erfuhren. Kurz vor der Verbindung konnte der Bräutigam von sich rühmen: „Ich weiß wohl, daß unter zehn, die heiraten, vielleicht neun sind, die ihre Frauen um andrer willen nehmen; ich wähle die meinige für mich." Es hätte früher leicht anders kommen können. Körner war endlich so klug, dem Freunde seinen Segenswunsch nicht länger vorzuenthalten. Allein noch immer vermochte er nicht seine thörichte Überzeugung zu verschweigen, als ob der Dichter mit dem Schritt zur Ehe eine gewisse Selbstverleugnung ausübte: „Du bist nicht fähig, als ein isoliertes Wesen bloß selbstsüchtigem Genuß zu leben." Als ob ein isoliertes Sein und Streben, selbst wenn es mit Erfolgen gekrönt wäre, welche die Menschen als die höchsten zu achten und zu preisen pflegen, von einem wahrhaften und dauernden glücklichen Lebensgenuß begleitet sein könnte. Auch ein ewiger Name, der sich etwa an unsere Werke knüpft, wiegt das Unglück bei weitem nicht auf, gattenlos und nachkommenlos leben und enden zu müssen.

Das Eheverhältnis gestaltete sich bald zu einem völlig gesunden und naturgemäßen; ohne Schmerz- oder Entsagungsgefühle zurückzulassen, schied Caroline nach einem Monate aus dem häuslichen Kreise der beiden aus und der Gatte fand auch im Geist volle Genüge an dem ihm angetrauten Weibchen. Hören wir, wie er selbst sein glückliches Dasein schilderte: „Was für ein schönes Leben führe ich jetzt! Ich sehe mit fröhlichem Geiste um mich her und mein Herz findet eine immerwährende sanfte Befriedigung außer sich, mein Geist eine so schöne Nahrung und Erholung. Mein Dasein ist in eine harmonische Gleichheit gerückt, nicht leidenschaftlich gespannt, aber ruhig und hell gingen mir diese Tage hin. Ich habe meiner Geschäfte gewartet wie zuvor, und mit mehr Zufriedenheit mit mir selbst." Und auch da ein Vierteljahr vergangen und Caroline von ihm gewichen ist, fühlte er noch: „Es lebt sich doch ganz anders an der Seite einer lieben Frau als so verlassen und allein — auch im Sommer. Jetzt erst genieße ich die schöne Natur ganz, und mich in ihr. Es kleidet sich wieder um mich herum in dichterische Gestalten und oft regt sich's wieder in meiner Brust." Diese Regungen erstickten jetzt allerdings zumeist noch im Akten- und Auditorienstaube. Und da er noch nicht ein volles Jahr im Eheglück verlebt hatte, verfiel er in schwere Lungenkrankheit, die schon das junge Glück zu

zerstören drohten. Sein Geist blieb heiter und alles Leiden, das er fühlte, verursachten allein der Anblick und Gedanke an seine Lotte. Schon Körner vermutete, daß Schiller schwerlich diese Krankheit überstanden hätte, ohne der Gattin treue, aufopfernde Pflege. Erst als er, eine glückliche Folge dieser Krankheit, dem Jenaschen Professorentum entwichen war; erst als er sich durch die engen Maschen des bestrickenden Kantischen Ideennetzes glücklich ein Loch gebissen oder gerissen hatte, erst da er durch jene preiswürdige Kopenhagener Unterstützung in eine geruhige, sorgenfreie Existenz sich versetzt fühlte: erst dann gelangte er dazu, von seinem Lebensglück, das er sich durch die Ehe gegründet hatte, in dichterischen Gestalten Zeugnis abzulegen. Er hatte sich wirklich nicht getäuscht in der Hoffnung, daß er in die Ehe zu seiner Jugend zurückkehren und sein inneres Dichterleben zurückerhalten werde. Schiller hatte nie zuvor in einer andern Zeit so viel Großes gewirkt, als da er, von Existenz- und Amtssorgen befreit, am geruhigen Herd von den im Innern umhertreibenden Leidenschaften und zehrenden Sorgen um die Vergänglichkeit genesen war.

Mit der Zeit sollte der Dichter auch mehr und mehr zur Erkenntnis geführt werden, wodurch eigentlich die Ehe zur dauernd beglückenden Institution des Menschen wird. Nur einmal war er infolge seiner Kurzsichtigkeit nahe daran, auch in der Ehe in Trübsinn und Verzweiflung zu sinken. Seit seiner Krankheit mit ihren schlimmen Nachwehen waren etwa zwei Jahre verflossen. Sein Organismus erlangte lange nicht wieder eine nur leidliche Festigkeit. Jetzt mußte er es auch noch erleben, daß sein teures Weib anfing, kränklich und schwächlich zu werden, und der ehemalige Mediziner erkannte nicht an der ihm zu nahe stehenden, teuern Person die verheißenden Anzeichen künftiger Mutterschaft. Erst da das beglückende Ereignis schon nahe bevorstand, sah er's voraus. Jetzt fühlte er auf einmal nichts mehr von allem Leid. Was kümmerte ihn der eigene Lebensablauf, da er ihn in der Zukunft schöner sich verjüngen sah! Nur hier noch wollen wir ihn selbst reden lassen: „Ich brauchte oft den ganzen Beistand der Philosophie, um bei dem Anblick meiner leidenden Lotte und beim Gefühl meiner eigenen verfallenden Gesundheit frischen Mut zu behalten. Jetzt bin ich die Hälfte meines Leidens los, und aus der andern, die mich selbst betrifft, mache ich mir jetzt auch viel weniger. Es ist mir, als wenn ich die auslöschende Fackel meines Lebens in einem andern wieder angezündet sähe, und ich bin ausgesöhnt mit meinem Schicksal." Wir wissen keine Stelle in allen seinen Dichtungen, die uns so befriedigte, als diese Darstellung seines eigenen Lebensgefühls im Angesicht seines ersten sich ankündigenden leiblichen Nachkommens.

Wir hoffen, man wird es uns nicht mehr verübeln, daß wir Schillers Ehe als Geschäft benannten und betrachteten, da wir nicht hinderten, es deutlich zur Erkenntnis kommen zu lassen, wie sich selbst in diesem Dichterleben die Ehe als das über alles wichtigste Lebensgeschäft herausentwickelte und sich uns darstellt. Uns scheint, bei allen Menschen, bei denen sie nicht etwa schon im ersten Jugendrausch zum Vollzug gelangte, stellt sich die Eheverbindung, zumal in ihren ersten Phasen, als ein gewisses nüchternes und nützliches Lebensgeschäft dar.

Schillers Entschließung zur Ehe, welche vor hundert Jahren stattfand, ist einer dankbaren Erinnerung wert; denn daß dieser zweite große Dichter unsers Volkes in die gesetzliche Ordnung der Ehe eintrat, war ein hohes Glück nicht nur für ihn selbst, sondern infolge der ungeheueren Autorität, zu welcher er sich aufschwang, für die ganze nachfolgende Generation. Wer noch auf dem Standpunkte sich befindet, die Ehe für eine naturgemäße und heilsame Institution zu betrachten, die Ehelosigkeit hingegen für eine Thorheit und ein Unglück, der sollte unbedingt wenigstens dafür gegen Schiller Dank und Verehrung empfinden, daß er durch sein Beispiel die Ehe stützte und ehrte und nicht, wie viele Seinesgleichen, in den Nachgeborenen den Wahn erwecken half, als ob Ehelosigkeit das Privilegium der Denker und Dichter sei und der alleinige Weg und die Vorbedingung zu Ruhm und Ehre, zum Fortleben, statt in Kindern des Fleisches, in denen des Geistes.

Carl Du Prel.

Von C. Deinhardt.

(München.)

> „Zwei Dinge erfüllen das Gemüt mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt: Der bestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir."
>
> Kant, Kritik der praktischen Vernunft. — Beschluß.

I.

Neben Dampf und Elektrizität, den unser Jahrhundert beherrschenden Naturkräften, beginnt seit einigen Jahrzehnten in unserm Kulturleben noch ein anderes Agens von noch geheimnisvollerer Natur als die letztere aufzutreten und in das leibliche und geistige Leben der Völker umwälzend

einzugreifen. Vor Jahrtausenden schon den Völkern des fernen Ostens in seinen Wirkungen auf den Menschen in physischer, wie psychischer Hinsicht bekannt, spielt dieses Agens in der Geschichte der occidentalischen Welt — wir brauchen nur an die Orakel und den Tempelschlaf der alten Griechen zu denken — eine ganz hervorragende Rolle. — Ein dunkles Blatt in der Geschichte des Mittelalters, das Hexenwesen und der damit zusammenhängende Teufels- und Dämonen-Glaube steht mit demselben in engstem Zusammenhang und erst dem wissenschaftlich geschulten Geist der Aufklärungsperiode war es vorbehalten, dieses geheimnisreiche Etwas, das wir heute animalischen Magnetismus nennen, endlich dem Dienste der europäischen und später auch der amerikanischen Kulturwelt methodisch zu unterstellen. —

Unser großer deutscher Humorist Jean Paul schrieb im „Museum" I. § 1: „Schwerlich hat irgend ein Jahrhundert unter den Entdeckungen, welche auf die menschliche Doppelwelt von Leib und Geist zugleich Licht werfen, eine größere gemacht, als das vorige im organischen Magnetismus, nur daß Jahrhunderte zur Erziehung und Pflege des Wunderkindes gehören, bis dasselbe zum Wunderthäter der Welt aufwächst." (Jean Paul war es eben nicht bekannt, daß dieses Wunderkind bei den Ägyptern und Indern seit den urältesten Zeiten jene Erziehung und Pflege genossen hatte, bevor es unsere abendländische Welt wieder entdeckte.) Beinahe gleichlautend schrieb Schopenhauer in „Parerga u. P. I. 280: „Der animalische Magnetismus ist — freilich nicht vom ökonomischen und technologischen Standpunkt aus betrachtet — die inhaltschwerste aller jemals gemachten Entdeckungen, wenn er auch mehr Rätsel aufgiebt, als er löst; er ist wirklich die praktische Metaphysik, wie schon Baco von Verulam die Magie definiert."

Was aber vom ökonomischen und technologischen Standpunkt aus betrachtet, interesselos erscheint, ist der Gegenwart überhaupt gleichgültig. Und sich mit Fragen über das Jenseits zu beschäftigen, dazu hat man keine Neigung, die wilde Jagd nach Geld, Stellung, Ruhm schließt jedes Besinnen über das Dasein überhaupt aus und unter den scheußlichsten Verbrechen und einer offenbar wachsenden Selbstmordmanie geht das Alltagsleben freudvoll und leidvoll weiter.

Inzwischen aber hat — besonders seit längerer Zeit in Frankreich — und seit wenigen Jahren auch in unserm immer vorsichtigen deutschen Vaterland die ärztliche Welt sich jenes Wunderkindes erbarmt: es wurde streng wissenschaftlich erzogen und hat im sogenannten Hypnotismus begonnen, jene ihm prophezeiten Wunderthaten zu verrichten. In den ärztlichen Vereinen und Zeitschriften wird dessen weitere Ausbildung immer eingehender besprochen.

Hypnotisierende Ärzte sind heute bereits keine Seltenheit mehr und die hypnotische Praxis gewinnt an Umfang und Bedeutung. Auch die Psychiatrie hat mit Erfolg hypnotische Kuren begonnen; es ist aber hier, wie in der Pädagogie, welche versuchsweise in schwierigen Fällen das magnetische Agens zu Hülfe zog, bis heute eine wichtige Frage offen geblieben, nämlich die, ob auch bei magnetischer Behandlung der Psyche des Menschen im allgemeinen entschiedene Dauererfolge erzielt werden können, da die Erfahrungen sich nur über wenige Jahre erstrecken.

Wer sich über den Hypnotismus kurz orientieren will, dem sei die vortrefflich geschriebene Broschüre von Dr. von Lilienthal „Der Hypnotismus und das Strafrecht" empfohlen. Die darin auf Seite 15 gegebene Definition des vielfach unverstandenen Wortes Suggestion lautet: „Suggestion ist das Hervorrufen gewisser Erscheinungen bei einer Person durch Einwirkung auf ihr Vorstellungsleben. In diesem weitesten Sinne ist Suggestion eine alltägliche Erscheinung; jeder Befehl, der ausgeführt wird, jede Überredung, die gelingt, enthält eine Suggestion, die ganze Erziehung beruht auf ihr. Die hypnotische Suggestion aber hat das Besondere, daß die Einwirkung ohne Vermittelung des bewußten Willens sich vollzieht, ja daß sie zum teil Erscheinungen hervorruft, welche der bewußte Wille zu erzeugen unvermögend sein würde."

Ich kenne kein Buch unter der riesig angewachsenen hypnotischen Litteratur, welches in so klarer übersichtlicher Weise die körperlichen Erscheinungen im Hypnotismus schildert, unter Anführung der von den französischen Ärzten Charcot, Bernheim, Beaunis, P. Richet, Binet, Féré und Gilles de la Tourette gemachten und in deren Veröffentlichungen besprochenen Erfahrungen.

Was aber uns besonders interessiert, sind die von dem Juristen Lilienthal — er ist Prof. der Rechte in Zürich — gezogenen Schlüsse aus der vorhergegangenen Schilderung hypnotischer Zustände für das Strafrecht. Nachdem er einige Fälle von hypnotischen Sittlichkeitsverbrechen angeführt, kommt er zu folgendem Schluß: „Der Hypnotisierte erscheint also vom strafrechtlichen Standpunkt aus entweder 1. als willenlos oder bewußtlos, oder 2. als der freien Willensbestimmung oder besser gesagt, der Thätigkeit der normalen Selbstbestimmung beraubt." Diese Schrift, sowie die von dem französischen Rechtslehrer Professor Liégois: „De la Suggestion hypnotique dans ses rapports avec le droit" (Nancy 1888) soll deshalb allen deutschen Gerichtsärzten und Kriminalisten aufs wärmste empfohlen sein.

Im allgemeinen kann man wohl nur mit Bedauern von der Kenntnislosigkeit und von dem Vorteil gegenüber diesen Thatsachen, welche heute noch im Deutschen Reiche in allen Gesellschaftsschichten walten, Akt nehmen. Be-

weis dafür die Haltung der Tagespresse. Der Hypnotismus wird zwar anerkannt und breitgeschlagen, aber mehr von seiner gefährlichen Seite betrachtet, statt dessen hervorragende Bedeutung als Heilverfahren anzuerkennen. Der Magnetismus wird totgeschwiegen, der Somnambulismus (Hellsehen) und Spiritismus als Gelegenheit behandelt, die albernsten witzig sein sollenden Bemerkungen dran zu knüpfen, man denke an den neuerdings vorgekommenen Spuk von Resau und die Berichte darüber in Blättern, wie den Münchener „Neuesten Nachrichten“. Durch alle diese Besprechungen giebt sich wie ein roter Faden die stillschweigende Voraussetzung: Wer am Ende des 19. Jahrhunderts n. Chr. an Geistererscheinungen glaubt, ist entweder ein Schwachkopf oder ein Narr. — Jean Paul war anderer Meinung. In den „Flegeljahren“ sagt er: „Ganze Jahrhunderte voll Überlieferungen von Geistererscheinungen, Ahnungen und Gespenstergeschichten und ganze Foliobände voll schriftliches über Orakel, Weissagungen, Hexenprozesse und Teufelspuk liegen als halbverfallene Schachte nun aus und sind des neuen Befahrens durch einen Mann der Wissenschaft ebenso würdig als bedürftig.“ Dieser von Jean Paul gewünschte Mann der Wissenschaft schien dem deutschen Volk der Wiederaufrichtung des Reiches zunächst in dem Astrophysiker Professor Zöllner erstehen zu wollen, dessen philosophischer Wahrheitsdrang auf gleicher Höhe in demselben Maße unsere Bewunderung verdient, wie sein edler selbstloser Charakter. Das Studium Kants hatte ihn auf die Hypothese einer 4. Raumdimension geführt, — ein Gedanke, über den allerdings der gewöhnlichste Zeitungsschmierer jetzt erhaben ist — und seine spiritistischen Experimente mit dem Amerikaner Slade schienen ihm diese Hypothesen zu stützen. Leider bilden Zöllners Schriften, vor allem seine „Wissenschaftlichen Abhandlungen“, worin er gegen vielerlei wissenschaftliche Vergehen seiner Zeit wie gegen den Mißbrauch der Vivisektionen, ferner gegen das Cliquenwesen und die herrschende übergroße Eitelkeit seiner Amtskollegen aufs Energischste Front machte, ein solch' unverdauliches Konglomerat von strengwissenschaftlichen äußerst wertvollen Aufsätzen, polemisierenden Angriffen, poëtischen Visionen und umfangreichen Citaten aus der belletristischen Litteratur, die eigentlich gar nicht zur Sache gehören, daß sie, um genießbar zu werden, zunächst gekürzt und umgearbeitet werden müßten. Zöllners krankhaft überreiztes Gemüt spiegelte sich in seinen Werken in einer Weise, daß die seinen edlen Bestrebungen ferner stehenden ihn für irrsinnig geworden hielten, und nun sozusagen das Kind mit dem Bade ausschütteten, indem sie den Experimenten Zöllners auf spiritistischem Gebiet absolut keinen Glauben beimaßen. Dies gilt selbstredend in der deutschen Gelehrtenwelt noch heutzutage. Man nimmt das bequemste und nächstliegende, obgleich

ganz unerwiesene an, Zöllner und seine Herren Kollegen, die mit ihm experimentierten, worunter bekanntlich der große Physiker Wilhelm Weber und der Begründer der Psychophysik Fechner gehörten, seien von dem schlauen Amerikaner Slade einfach dupiert worden, ohne es zu merken. Damit ist die Sache abgethan. Aber der von unseren Jean Paul so sehnlichst gewünschte Mann der Wissenschaft, der jene mittelalterliche Rumpelkammer des Gespensterglaubens betreten soll, um daraus Schätze des wahren Wissens zu heben, wo bleibt der? In Zöllner, wenn er eine ruhigere Feder geführt, und ihm ein längeres Leben beschieden gewesen wäre, hätte sich diese Sehnsucht realisiert. Aber giebt es keinen Schriftsteller in der Gegenwart, der im Jean Paulschen Sinne diese Aufgabe zu erfüllen übernommen hat? Blicken wir uns um, unter den — glaube ich — 15 000 Namen, die das Schriftstellerverzeichnis Kürschners aufweist. „Wer wagte es Rittersmann oder Knappe (Naturwissenschaftler oder Philosoph) zu tauchen in diesen Schlund?" Unter den Herren Physik- oder Physiologie-Professoren, oder unter den akademischen Lehrern der Philosophie, neben deren philosophischen Esprit ein Schopenhauer sich wie ein Riese unter Zwergen vorkam, vielleicht Einer? Nein. Dazu gehört vor allen Dingen Mut, ja mehr noch ein Heroismus, der im Entwicklungsgange des deutschen Berufsgelehrten, welcher eine akademische Laufbahn zu durchwandeln beginnt und dessen Devise sich in das Wort: Rücksichten! kleiden muß zu einer höchst schädlichen Eigenschaft würde, also erstickt werden muß. Aber ist dieser gesuchte Taucherjüngling für die Charybdis des Gespensterwesens nicht zu finden? Doch ich behaupte ja, er ist gefunden und auf seine Charybdis scheint das Schillersche Wort:

„Und der Mensch versuche die Götter nicht
„Und begehre nimmer und nimmer zu schauen
„Was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen."

insofern gar nicht zu passen, als er noch immer trotz Nacht und Grauen mutig hinuntertaucht. Und dieser Taucher ist Dr. Carl Du Prel, den Lesern der „Gesellschaft" vorteilhaft bekannt durch sein „weltliches Kloster" (eine Vision) im ersten Jahrgang dieser Zeitschrift. Wir wollen uns den Verfasser dieser geistreich erfundenen „Vision" etwas näher ansehen und seinen Entwicklungsgang nachforschen, um zu erfahren, wie er zu dem Gebiet gelangte, was er selbst zum Unterschied von englischen und französischen Schriftstellern konsequent „Mystik" nennt, worunter jene etwas ganz anderes verstehen. Seine Gründe für diese abweichende Anwendung des allbekannten Wortes Mystik, die er bisher seinen Lesern schuldig, beabsichtigt er demnächst — wie ich höre, in der Zeitschrift Sphinx (Herausgeber Dr. jur. Hübbe-Schleiden) auseinanderzusetzen.

Carl Du Prel trug in seiner Jugend den Rock seines Königs. Aber schon in dem jungen bayerischen Leutnant erwachte, geweckt durch das Studium Schopenhauers, das metaphysische Bedürfnis, die philosophische Verwunderung, in einem Grade, daß er seine freie Zeit philosophischen und naturwissenschaftlichen Studien und feuilletonistischen Arbeiten widmet, welch letztere meistenteils einem metaphysischen Problem zu Leibe rücken. So entstanden damals „Die Metaphysik der Geschlechtsliebe in ihrem Verhältnis zur Geschichte," ein Problem, das ja bekanntlich auch Schopenhauer, sowie E. v. Hartmann beschäftigt hatten. Ferner eine philosophische Abhandlung über die Intelligenz des Zufalls und die Berechenbarkeit des Glückes. Endlich eine Verteidigungsschrift von E. v. Hartmanns Philosophie des Unbewußten, bei deren erstem Erscheinen unter dem Titel: „Der gesunde Menschenverstand vor den Problemen der Wissenschaft". Wie nun der Schillersche Taucher, bevor er den Sprung in die Tiefe wagt, den Körper befreit zu ungehinderter Bewegung

„Und den Gürtel wirft er, den Mantel weg"

so legt Du Prel den Rock seines Königs ab, entledigt sich vom Drucke dienstlicher Pflichten, um ungehindert seinen Geist in die so Vielen unergründlich scheinende Tiefe spekulativer Forschung unterzutauchen.

Zunächst begegnen wir ihm auf dem Gebiete der Astronomie. Naturwissenschaftliche Studien hatten ihn dazu geführt, den Darwinschen Gedanken der indirekten Auslese des Zweckmäßigen auf die Himmelskörper anzuwenden. Das Buch, womit er als Begründer einer spekulativen Astronomie auftrat, nachdem das Altertum eine beschreibende, Kopernikus eine rationelle und Newton eine physische Astronomie geschaffen hatten, führte in seinen zwei ersten Auflagen den Titel: „Der Kampf ums Dasein am Himmel", in der dritten Auflage „Entwickelungsgeschichte des Weltalls" (Leipzig 1882, Ernst Günther).

Das von Darwin zunächst nur für das Reich des Organischen entwickelte eben angeführte Gesetz wendet Du Prel hier als Erklärungsprinzip für die gegenwärtig bestehenden Zustände im astronomischen Gebiet an. Die im Organischen diese Auslese besorgenden Kräfte sind die Entwickelungsfaktoren, welche die unzweckmäßigen Individuen beseitigen, wodurch die Anpassung an die natürlichen Feinde der betreffenden Species erreicht wird; die Kraft dagegen, welche im astronomischen Gebiet diese Auslese besorgt, und das mechanische Gleichgewicht zwischen den einzelnen Gestirnen herstellt, ist die Gravitation. Es ist zu unterscheiden zwischen den Gesetzen der Bewegungen der Gestirne und der dieselben bewegenden Kraft. Erstere stellte Keppler auf, für letztere gab Newton den Schlüssel durch Entdeckung der

Gravitation. Du Prel widerlegt nun ebensowohl Leibniz, der bekanntlich den Satz aufstellte, unsere Welt sei die beste unter den möglichen, indem er nachweist, daß dieselbe diesen zweckmäßigen Endzustand teils durch konservative Anpassung der Planeten, teils durch progressive Anpassung der Kometen erst einst erreichen wird, als auch Schopenhauer, welcher behauptete unsere Welt sei die schlechteste unter den möglichen. Das letztere wäre nur dann richtig, wenn es sich in der Natur um das Maximum der Zweckmäßigkeit handelte, während dieselbe überall auf das Minimum der Existenzfähigkeit hinsteuert. Aus der Kritik des Sonnensystems endlich, welche eine rein materialistische Erklärung nicht zuläßt, in welchem nur Stoß und Gegenstoß vorkäme, sondern welches von Gesetzen beherrscht erscheint, die irgendwie intelligent gedacht werden müssen, wie das Gesetz der indirekten Auslese, folgert der Verfasser, daß die Unvernunft nicht Weltprinzip sein könne. Da sich in einer Welt der Unvernunft nicht aus chaotischen Urnebeln Weltkörper mit intelligenten Bewohnern zu entwickeln imstande sind, so können wir, so folgert Du Prel, nur Theisten oder Pantheisten sein. — An Originalität dem angeführten Gedankengang ebenbürtig erscheint das Kapitel: „Bewegung und Empfindung der Materie". Die indirekte Auslese zweckmäßiger Bewegungen im Entwickelungsprozesse siderischer Systeme kann — wie wir gesehen haben — nur auf der Basis unveränderlicher Gesetze eintreten. Ein Grundphänomen der Materie ist ihre Gesetzmäßigkeit. Wenn wir uns das anfängliche Chaos vergegenwärtigen und dann überlegen, daß daraus durch Akkomodation und zweckmäßige Kombination ein Zustand des Gleichgewichtes resultierte, so wird uns die Sache nur dadurch verständlich, daß wir der Materie eine Art von Empfindungsfähigkeit beilegen. Mit Schopenhauer, der alle Kraft Wille nannte, müssen wir also suchen, den Makrokosmos durch den Mikrokosmos zu erklären, und die in den mechanischen Vorgängen der Natur sich äußernde Kraft identifizieren mit der in uns selbst sich als Wille vorfindenden. Causalität und Wille sind darnach dem Wesen nach ein und dieselbe Naturkraft, jene das Merkmal aller äußeren Veränderungen, und diese das aller innern. „Alle Arbeitsleistungen der Naturwesen" — sagte Zöllner in der ‚Natur der Kometen' — „werden durch Empfindungen der Lust und Unlust bestimmt, und zwar so, daß die Bewegung innerhalb eines geschlossenen Gebietes der Erscheinungen sich so verhalten, als ob sie den unbewußten Zweck verfolgten, die Summe der Unlust auf ein Minimum zu reduzieren", und Du Prel kommt durch seine Betrachtungen zu dem Resultat, daß die Naturwissenschaft es nicht nötig habe, zur Erklärung der Veränderungen an den Erscheinungen des Himmels um extramundane Prinzipien bei der Volksmetaphysik betteln zu gehen.

Ob unsere Astronomen von Fach an dieser spekulativen Astronomie Gefallen finden? Der französische Physiker Arago führte in seiner Biographie Keplers dessen Worte an, die derselbe nach Entdeckung der seinen Namen tragenden Gesetze genannt haben soll: „Der Würfel ist gefallen, ich schreibe das Buch; was liegt mir daran, ob man es jetzt, oder in später Zukunft liest; es kann auf seine Leser warten! Hat nicht Gott 6000 Jahre auf den gewartet, der einen Einblick in seine Werke thun sollte?“ So wird sich Du Prel der Gleichgültigkeit seiner Zeitgenossen gegenüber auch sagen. Mit metaphysischen Spekulationen erringt man keinen buchhändlerischen Erfolg, wenn man jede Reklame durchaus verschmäht. Die unvergleichlichen Erfolge der Philosophie des Unbewußten beweisen allerdings vielleicht das Gegenteil. Um übrigens den Standpunkt des „Philosophen der Zukunft“, als welcher E. v. Hartmann 1887 in der „Gesellschaft von Oskar Link gepriesen wurde, gegenüber dem obigen, Du Prelschen inbezug auf das bewährte Thema zu kennzeichnen, ist eine Stelle aus dem Aufsatz „Das Komische“ des genannten Philosophen (Gesellschaft 1887, Seite 612) charakteristisch: Sie lautet: „Auch der Prozeß des Welt-Ganzen ist ein Ringen und Mühen um Nichts und Wieder-Nichts, bei dem Nichts herauskommt. Der Zweck des Prozesses ist eben der, dem Willen die Zwecklosigkeit seines Wollens ad oculos zu demonstrieren, d. h. ihn so drastisch als möglich durch sich selbst ad absurdum zu führen“. Zu einer solch katzenjämmerlichen Philosophie bekennt sich Du Prel allerdings nicht. Er gehört eben auch — wie E. v. Hartmann sich in seinem Aufsatz „Religiöse Wandelungen“ (Gesellschaft 1888 Seite 580) ausdrückte — zu denjenigen Individuen, denen es in unserer weltlichen Zeit noch Ernst ist mit transcendenten Bestrebungen und die dabei noch nicht durch den Pessimismus so weit geläutert sind, um das Erlöschen der eigenen Individualität im Tode als Ziel ihrer Hoffnungen zu erfassen, und deshalb eher im Spiritismus u. s. w. ihre Rechnung finden“. Wir werden später sehen, ob der Individualismus Du Prels nicht weit tröstlicher, ethisch wirksamer ist, als der durch den Pessimismus „geläuterte“, aber in der Sackgasse des Unbewußten festgefahrene Pantheismus E. v. Hartmanns.

Den Faden der Du Prelschen Geistes-Entwickelung wieder aufgreifend, haben wir uns zunächst mit dem Inhalt eines sich eng an das vorhin angeführte anschließenden kleinen Buches zu befassen, welches unter dem Titel: „Die Planetenbewohner und die Nebularhypothese“ 1880 erschien.* Um dem Philosophen in seinen kühnen Deduktionen über die Natur jener hypothetischen Wesen folgen zu können, müssen wir uns daran erinnern, daß unsere Sinne mit Heraklit zu reden, Lügenschmiede sind, daß die von uns vorgestellte Welt lediglich ein Phänomen ist, dessen Beschaffenheit mit unserer

Organisation steht und fällt. Aus einer erkenntnistheoretischen Untersuchung über die Relativität der menschlichen Raum- und Zeitanschauung schließt Du Prel auf die einer andern Raum- und Zeitanschauung, als der menschlichen entsprechende mögliche geistige Natur der Planetenbewohner. Um auch die Frage nach der möglichen körperlichen Natur derselben zu beantworten, verwertet er in geistvoller Weise die Resultate der 1877 erschienenen „Grundlinien einer Philosophie der Technik“ von Ernst Kapp, worin der Beweis geliefert wird, daß die Erfinder der wichtigsten menschlichen Werkzeuge Hammer, Zange unbewußterweise menschliche Organe (Arm und Faust, Zähne) nachbildeten. Wenn dementsprechend dem Erfinder des Klaviers ihm selbst unbewußt das sogenannte Cortische Organ im menschlichen Ohr vorschwebte, so schließt daraus Du Prel, daß organisch höher, als wir Menschen, entwickelte Planetenbewohner Organe haben werden, für welche wir bis jetzt nur die technischen Gegenstücke besitzen. Denken wir beispielsweise an das Spektorskop, bekanntlich ein äußerst wertvoller Apparat zur stofflichen Untersuchung einer Lichtquelle, so könnte bei den Planetenbewohnern das Auge ein entsprechend organisches Vermögen besitzen, oder es ist in hohem Grade mikroskopisch oder teleskopisch und so fort. „Wollen wir uns also — sagt Du Prel — eine Vorstellung über die physische Natur der Planetenbewohner bilden, so müssen wir im Buche der Erfindungen nachschlagen.“ Ich möchte noch beifügen, möglicherweise sind Planetenbewohner das, was wir im Sinne des Freiherrn v. Reichenbach (Der sensitive Mensch) sensitiv nennen, Wesen, die für magnetische Kraftlinien — ich spreche hier von anorganischem Magnetismus — eine Empfindung haben. Der Darwinismus belehrt uns nur über die Vergangenheit des Menschengeschlechts. Du Prel sucht auf induktivem Wege einen Blick in dessen Zukunft zu werfen. Man kann also sagen, das Buch über die Planetenbewohner ist gewissermaßen als spekulatives Teleskop in zeitlichem Sinne zu gebrauchen für die Zukunft unseres Geschlechts. Einmal angelangt im Garten der Spekulation über die Zukunft unseres Geschlechts, konnte es unserm Denker nicht entgehen, daß die ganze Geschichte der Erdbewohner angefüllt ist mit Berichten über Erscheinungen eines außergewöhnlichen Seelenlebens, welchen zwar die moderne offizielle rationale Psychologie eine gewisse Geringschätzung entgegenbringt, indem sie sie entweder ignoriert, oder als pathologisch in die Psychiatrie verweist, und es mußte die unerbittliche Logik seines Forschens ihn von selbst auf das — vor dem Forum der heutigen Naturwissenschaft verrufenste aller Gebiete führen, auf den sogenannten Somnambulismus und Spiritismus.

Ehe ich die litterarischen Früchte hier zu erörtern versuche, welche die Sonne einer ungewöhnlichen philosophischen Begabung auf jenem bis dahin

im philosophischen Sinne eigentlich noch jungfräulichen Boden zu zeitigen vermochte, muß ich zunächst einige allgemeine Bemerkungen über die Terminologie voranschicken. Man darf ja sicherlich einem bedeutenden Schriftsteller die Berechtigung nicht absprechen, sich seine eigene Terminologie zu bilden. Es ist oben schon angedeutet worden, daß Du Prel die Worte Mystik und mystisch in seinen sämtlichen Schriften in ungewöhnlicher Bedeutung auffaßt. Er denkt dabei nicht an geistiges Streben nach Vollendung — wie die eigentlichen Mystiker des Mittelalters, sondern an die Erscheinungen des übersinnlichen Phänomenalismus. Unter Mystik fallen also nach Du Prel alle Erscheinungen der Gedankenübertragung, Telepathie, animalischer Magnetismus (Hypnotismus, Somnambulismus, Spiritismus). Die Franzosen, Engländer, Nordamerikaner in ihren zahlreichen Zeitschriften und Werken einschlägigen Inhaltes haben für dieses Gesamtgebiet die Bezeichnung Okkultismus eingeführt. Du Prel hat sich demnach von der gesamten übrigen — allerdings zum Teil geradezu schauderhaften außerdeutschen Litteratur durch seine Terminologie isoliert. Der Titel des in Deutschland so gut wie unbekannten, hervorragendsten Du Prelschen Werkes „Philosophie der Mystik“ wäre demnach im Sinne außerdeutscher Schriftsteller umzuwandeln in „Der Somnambulismus in seiner Bedeutung für Psychologie und Metaphysik“, wie E. v. Hartmann in der Kritik jenes Buches in seinen „Modernen Problemen“ vorschlägt. Noch viel wichtiger aber als dieser Streit um die Bedeutung des Wortes Mystik scheint mir die Thatsache zu sein, daß das Buch, bevor es eigentlich seine Leser in Deutschland fand, bereits ins Englische übertragen wurde. Man wird es vielleicht erst bei uns einer eingehenderen Aufmerksamkeit würdigen, nachdem die Engländer und Nordamerikaner dessen Bedeutung schon erkannt haben.

Die deutsche Philosophie ist, wie es scheint, gegenwärtig noch immer ganz starr über die Kühnheit eines philosophischen Schriftstellers, dessen Begabung sie anerkennen und den sie nicht, wie Zöllner, für irrsinnig oder wie W. Weber zur Zeit der Zöllnerschen Versuche für altersschwach erklären kann, welcher sich, wie Du Prel es thut, öffentlich für einen Spiritisten erklärt. Für E. v. Hartmann ist deshalb Du Prel, sein einstiger Verteidiger und Mitkämpfer gegen den Materialismus, bedauerlicherweise „in den Spiritismus verrannt, und deshalb der wissenschaftlichen Kritik entrückt“. Die Universitätsphilosophie ist über den Standpunkt Kants zu diesen Fragen noch immer im Ungewissen. Wie sind dessen „Träume eines Geistersehers“ auszulegen? Über diese Frage besteht eine Verschiedenheit der Auffassung, welche auch die von Du

Prel veranlaßte und mit einer Einleitung versehene neue Auflage von „J. Kants Vorlesungen über Psychologie“ (Leipzig, E. Günther 1889) — erste Auflage 1821, herausgegeben von Ludwig Poelitz, wohl schwerlich heben wird. Die Fachphilosophen berufen sich mit ihrer Mißachtung jener Gebiete auf den Schlußsatz jener Kantschen Vorlesungen über Psychologie: „Allgemein führen wir noch an, daß es ganz und gar nicht hier unsere Bestimmung gemäß ist, uns um die künftige Welt viel zu bekümmern; sondern wir müssen den Kreis, zu dem wir hier bestimmt sind, vollenden, und abwarten, wie es in Ansehung der Künftigen sein wird. Die Hauptsache ist: daß wir uns auf diesem Posten rechtschaffen und sittlich gut verhalten, und uns des künftigen Glückes würdig zu machen suchen. Ebenso, wie es ungereimt wäre, wenn man im Soldatenstande den niedrigsten Posten bekleidet, und sich um den Zustand des Obersten oder Generals bekümmert. Alsdann ist's erst Zeit, wenn man dazu gelangt.“

Diesen Ausführungen Kants stellt Du Prel die Behauptung entgegen, daß ein Geist, wie Kant, ohne Zweifel den Thatsachen des transcendentalen Phänomenalismus — wie er dies in dem Briefe über Swedenborg an Fräulein von Knobloch bewiesen hat, das lebhafteste Interesse entgegenbrachte, und sie gewiß experimentell geprüft hätte, wenn dies damals verhältnismäßig so leicht gewesen wäre, wie heutzutage, und sicherlich möchte ich hinzufügen, hätte er sich wohl gehütet, eine Brochüre über den Spiritismus zu veröffentlichen, ohne wie E. v. Hartmann die Thatsachen zuvor experimentell erforscht zu haben. Man merkt der von letzterem mit dem ganzen Aufwand seiner dialektischen Virtuosität verfaßten Schrift „Der Spiritismus“, worin er nicht gegen die Thatsachen, wohl aber gegen deren Erklärung durch die Geisterhypothese zu Felde zieht, wohl an, wie unbequem ihm diese letztere Hypothese sein mußte, da dieselbe in das v. Hartmannsche philosophische Lehrgebäude schlecht hineinpaßt. Gleichwohl fordert er zur gründlichen Durchforschung des ganzen Gebietes durch offizielle Vertreter der Wissenschaft auf. Die letzteren aber beneiden Zöllnern so wenig um seine Märtyrerkrone, daß sie die Sache beharrlich weiter ignorieren, höchstens ihre Verwunderung darüber zu äußern sich herbeilassen, wie ein offenbar so klarer und geistreicher Kopf, wie Du Prel, sich mit einem solchen Wust befassen kann, und wollen Nichts weiter davon hören, nachdem so grenzenloser Schwindel gerade auf diesem Felde, wie nirgends, schon getrieben und aufgedeckt worden sei. Und zu bloßem Entlarven von Betrügern will sich niemand hergeben.

Ehe wir in einem späteren Aufsatz den Kern der Du Prelschen Philosophie aus seiner monistischen Seelenlehre herauszuschälen suchen, möchte ich denjenigen Lesern, welche seine kürzeren Arbeiten älteren Datums kennen

lernen wollen, hier eine kleine Blumenlese derselben bieten, mit dem Bemerken, daß seine Schriften jüngern Datums vom Jahre 1886 an in den bis jetzt erschienenen 8 Bänden der „Sphinx" zu finden sind.

„Das Gedankenlesen" und „Ein Problem für Taschenspieler" in „Nord und Süd", Juni und August 1885 und Separatabdruck im Verlag von Schottländer — Breslau.

„Die Wasserprobe der Hexen, ein Beitrag zur Ehrenrettung des Mittelalters". Gegenwart, 1885, 11.

„Lebendig begrabene Fakire", Über Land und Meer 1885, 47.

„Die Seherin von Prevorst" (zum 100jährigen Geburtstag von Justinus Kerner mit vortrefflichen Zeichnungen von Prof. Gabriel Max) — Griebens Verlag, Leipzig.

„Das zweite Gesicht" — Breslau 1882.

„Psychologie der Lyrik". Ein Beitrag zur Analyse der dichterischen Phantasie — (Brochüre) Leipzig, 1880.

„Über die seelische Thätigkeit des Künstlers", 1888.

„Ungelöste Probleme bei mystischen Vorgängen". Vorträge in der Psycholog. Gesellschaft — München.

1. Die störende Wirkung des Lichtes, 2. Die räumlichen Umkehrungen, 3. Die Kopfuhr. Expedition der Sphinx — Gera-Reuß.

„Die Mystik im Irrsinn", III. Aufl. 1889.

„Die Pflanzen und der Magnetismus". Über Land und Meer 1886. II. Aufl. 1889 in der Sphinx.

Überblicken wir diese stattliche Anzahl von kleineren und größeren Arbeiten, die alle jenem Teufels- und Hexenschacht entstammen, dessen Befahren durch einen Mann der Wissenschaft Jean Paul, so dringend wünschte, so kann die Frage, ob der Verfasser von Dr. Katzenbergers Badereise wohl heute zufrieden wäre, wohl kaum anders als bejaht werden.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Wormser Theaterreform.

Ein Bericht über die Eröffnungsfeier des Spiel- und Festhauses zu Worms.

Von Karl Muth.

(Worms.)

Reform! Reform! Die Lippen des Historikers kräuselt ein gutmütig-verächtlich Lächeln. „Nicht organisch gewachsen," sagt er, den Kopf schüttelnd, und wendet sich andern Dingen zu. Der Schauspieler murrt: „Warum Reform? Sind die bestehenden Verhältnisse nicht gut genug? Warum also Reform?" Und auch er geht, Zorn und hochfahrendes Lächeln in den Mienen zu „wichtigeren" Fragen über. Der Dichter aber steht sinnend, in Erwartung der Dinge, die da kommen sollen. Und aus der Ferne schwillt dumpf erbrausend ein mächtiges Stimmengewirre. Eine schaulustige Volksmenge erscheint auf dem Plane, in Ausdruck und Geberde wilde Vergnügungslust, Neugierde und stumpfe Betäubungsgier zur Schau stellend.

Wohin sollen wir uns gesellen? — Ohne den Standpunkt des Einzelnen zu vertreten, wollen wir zuvörderst einmal das Wormser Unternehmen in seiner ganzen Anlage, in seinen Mitteln und Zielen betrachten, um dann Einzelnes genauer prüfend, die ersprießliche Seite jener Bestrebungen schärfer ins Auge zu fassen.

Schon in der baulichen Anlage des Theaters zeigt sich eine fühlbare Abweichung von der herkömmlichen Art. Der romanische Stil, der wohl nur höchst selten bei Theaterbauten zur Anwendung kam, wurde mit großem Glücke angewendet. Die stimmungsvolle Ruhe und echt deutsche, von tiefem Ernste getragene Gelassenheit befördert das Gefühl der Würde des Ortes, mutet schon von Außen mit jener gemütstiefen Deutschheit an, wie sie auch von der Bühne aus die Herzen der Zuschauer mit heißer Vaterlands- und Stammesliebe durchglühen soll. Es ist die hehre, erhabene Weihe des Tempels, nicht die nervenreizende Atmosphäre des Salontheaters der Bourgeoisie, welche dem Herantretenden entgegen weht.

Eine imposante Kuppel überwölbt den Zuschauerraum. Mit Absicht vermied der Architekt, alle Räumlichkeiten unter ein Dach zu bringen. Betreten wir das Innere durch den an die Arena angeschlossenen Stirn- oder Portalbau, in welchem sich die Sängerbühne mit der Orgel befindet, so liegt uns gerade gegenüber, außerhalb der von der Kuppel überspannten Fläche, auch von außen einen eigenen, angegliederten Bau darstellend, die

Bühne mit ihrer abweichenden Einteilung. Sie besteht aus zwei Teilen: einer Vorder- und Hinterbühne, welch' erstere in den Zuschauerraum, die ideale Gemeinsamkeit der Spielenden und Zuschauenden zum Ausdruck bringen soll. Während die Vorderbühne gegen den Zuschauerraum nicht abgeschlossen werden kann, ja sogar mit demselben durch Freitreppen in Verbindung gebracht ist, sind Hinterbühne und Vorderbühne durch einen Vorhang getrennt, durch welche Anordnung der durch die Mannigfaltigkeit des Schauplatzes bedingte Szenenwechsel, ohne Unterbrechung des Laufes der Handlung oder gewaltsame Zerstörung der bewirkten Stimmung in unmittelbarer Folge stattfindet. Durch diese Änderung wird der vielbeklagte Mißstand beseitigt, welcher besonders bei Inszenirung von Dramen Shakespeares und jener Dichter, die ihre Technik bei dem großen Briten erlernten, durch Zerfetzen der Akte, gewaltsame Zerstörung der einheitlichen szenischen Erscheinung unangenehm störend hervortritt. Die schon auf der Bühne angestrebte Übersichtlichkeit der Handlung (die Vorderbühne ist 14 m breit, bei einer Tiefe von 4,20 m. die Hinterbühne hat eine Öffnung von 9 m, die Bühne selbst ist 21,40 m breit und 9 m tief) wird durch die zweckmäßige, amphitheatralische Verteilung der Plätze im Zuschauerraum befördert.

Nach dem Wortlaute des Theaterprogrammes soll das Wormser Spiel- und Festhaus „eine Kunstanstalt sein, in deren Betrieb die Würde der Kunst das oberste Gesetz ist. Auf seiner Bühne sollen hauptsächlich deutsche Werke zur Aufführung gelangen, und zwar Schauspiele und Volksschauspiele ernster sowohl als heiterer Art; ausgeschlossen sollen sein alle Stücke und Aufführungen, welche ohne Kunstwert sind, oder in welchen durch ihre ganze Behandlungsweise die Verletzung der Sittlichkeit wie etwas Erlaubtes, Gleichgültiges oder von selbst Verständ- liches erscheint."

Sind dies Alles aber mehr oder minder Neuerungen, die doch nicht mehr so ganz neu sind, da ja selbst die zweiteilige Bühne in dem Münchener Shakespeare-Theater bereits zur Anwendung gelangte, so muß man die kundgegebene Absicht, durch Beschränkung der Dekorations- und Illusionskünste dem Dichterwerke wieder zu seinem vollen Rechte zu verhelfen, um so freudiger begrüßen. Zwar lehrt uns ein Blick in die Geschichte der Schauspielkunst, das auch unsere größten Dramaturgen stets mit den einfachsten Mitteln die höchsten Wirkungen erzielten, und besonders Tieck und Immermann mit den triftigsten Gründen, unterstützt von den gelungensten Erfolgen, auf eine Vereinfachung des szenischen Apparates drangen.

„Alle echten Mittel der Kunst, namentlich der szenischen, sind höchst einfach und kosten kein Geld, sondern erfordern nur Verstand. Goethe wußte mit einem alten Lappen, den er irgendwo aufgetrieben, Wunderdinge aus-

zurichten. Die heutigen Intendanten aber meinen, das, wofür sie nicht Geld ausgeben, sei überhaupt nichts wert. Und mit diesen wenigen Worten ist der ganze Vorfall deutscher Bühnenkunst beschrieben zugleich und erklärt." Dies ist die Meinung eines unserer größten Dramaturgen, Immermanns. —

Und in den Plänen aller tüchtigen Förderer des Bühnenlebens taucht wieder und immer wieder der Gedanke an jene Reform der entarteten Regiekunst zu gunsten des Geistig-Poetischen im dichterischen Kunstwerke von neuem auf. Aber fast allen jenen Reformatoren gebrach es an einem willig hinnehmenden, verständnisvollen Publikum, an den fügsamen schauspielerischen Kräften und vor Allem an einer größeren Zahl gleichgesinnter, einflußreicher Zeitgenossen.

Ich will nicht untersuchen, ob all' diese Mängel für Worms nicht bestehen, es genüge vorderhand die Thatsache, daß man bereits anfängt, einzusehen, jene unsinnige Verschwendung aller Dekorationskünste müssen notwendig dem Gedichte zum Nachteile gereichen, das Falsch-Illusorische die poetische Wahrheit übertäuben, die Bevorzugung der szenischen Ausstattung die künstlerische Wirkung des dramatischen Ideengehaltes abschwächen.

Auf einem also vereinfachten, aber große Enthaltung und Bewegung, sowie raschen, die Stimmung nicht alterierenden Szenenwechsel ermöglichende Bühnenapparat ging am 20. November dieses Jahres das eigens von Hans Herrig zur Eröffnungsfeier gedichtete Schauspiel „Drei Jahrhunderte am Rhein" in Szene. Der Großherzog von Hessen wohnte der Feier bei. Ein Orgelvorspiel vertrat das sonst übliche Orchester. Und in der That, es machte einen würdig-erhebenden Eindruck, als die Orgelklänge mit den feinsten, hingehauchten Tönen beginnend, nach und nach anschwollen bis zu feierlich brausenden Akkorden und endlich ein Harmoniensturm über den Häuptern der Lauschenden macht- und klangvoll dahinbrauste. Die Seele war weich, und jene weihevolle Stimmung wohl geeignet, dem Dichter in andächtiger Stille zu lauschen. —

Das Stück begann mit einem von einem Gesangvereine unter Orgelbegleitung mehrstimmig vorgetragenen Liede: „Am grünen, deutschen Rheine liegt eine alte Stadt".

Hierauf nähert sich vom Zuschauerraum aus, der Bühne ein Fremder, den Bädecker unterm Arme, und betritt durch die Freitreppe die Vorbühne.

Fremder: Das Lied verklingt. Ich bin am Ort,
Zuschauer hier, die Bühne dort;
Hab' mancherlei davon gelesen,
Doch bin ich nicht überzeugt gewesen.
Volksbühne wird das Ding genannt 2c.

Vater Rhein tritt auf.

Fremder: Das scheint der Ehrenhold zu sein, rc.

So beginnt ein Dialog, in dem unter Anderem der Fremde die Frage an den Vater Rhein stellt: „Hast manches Jahr wohl schon gelebt oder ist Dir der Bart nur angeklebt?" und weiter:

„Und Ärmster, also spielst Du nur, 'ne allegorische Figur?"

Und einige Zeilen weiter sagt Vater Rhein:

„Davon steht nichts in meiner Rolle,
Nimm mich in meiner Wirklichkeit!"

Welche Stellung würde Lessing zu derartigen naiven Andeutungen an die nackte Bühnenwirklichkeit nehmen, wenn er schon die bekannte Stelle aus Maffei: Merope: Welch' wunderbare Begebenheit, wunderbarer, als sie jemals auf einer Bühne erdichtet worden," mit den Worten tadelt: „Hier scheint es zwar, als ob Maffei die Illusion eher noch bestärken wolle, indem er das Theater ausdrücklich außer dem Theater annehmen läßt; doch die bloßen Worte ‚Bühne und erdichten' sind der Sache schon nachteilig und bringen uns geraden Weges dahin, wovon sie uns abbringen sollen."

Ein Vorspiel als solches jedoch, das die rechte Mitte innehält, in dem, was es verschweigt, und dem, was es über das Stück, das tragische oder komische Geschehniß andeutet, erinnernd an den Chorus der Griechen oder auch an jene kurzen Prologe, wie sie Shakespeare öfters in seinen histor. Dramen oder z. B. Romeo und Julie vorausschickt, können das Publikum zu Gunsten des Kommenden nur in größere Spannung und Erwartung versetzen und jene zur würdigen Hinnahme eines Spieles so oft vermißte geistige Atmosphäre vorbereiten. Das fühlte ich dunkel heraus; als nun das „Schauspiel" seinen Anfang nahm. „Schauspiel!" Es hieße wohl zutreffender: „historisch-dramatische Bilder" (aus drei Jahrhunderten am Rheine nämlich), wodurch auch von vornherein eine jede Enttäuschung derjenigen ausgeschlossen bliebe, die ein dramatisch aufgebautes, sich nach dem Gesetze der Dramatik abwickelndes Drama erhofft hatten. Denn es sind in der That nur die drei bedeutendsten histor. Ereignisse, die das alte Worms vom 17. Jahrhundert an bis zur Neuzeit enge berührten, die Zerstörung im Jahre 1689 durch die Franzosen, die Französierung der Rheinlande während der großen Revolution und die Wiederaufrichtung des einigen Kaiserreiches, welche uns in bewegten lebenden Bildern zur Anschauung gebracht werden. Ohne Zweifel begegnen uns einzelne Auftritte von unläugbarer Schönheit, besonders da, wo sich dem Dichter Gelegenheit bietet, seine lyrisch-didaktische Begabung zur reicheren Entfaltung zu bringen. Aber alles in allem genommen, können wir nicht wünschen, daß jene Art von

„Schauspielen" in Schwung kommen. Denn es ist doch ein Anderes, sich an historischen Begebenheiten, wenn auch von vaterländischem Interesse, in vorgeführten, lebenden Bildern, patriotisch erwärmen zu lassen, ein Anderes, den tiefen Offenbarungen eines Dichters zu lauschen, der uns in rasch dahinrollender Handlung Aufschlüsse giebt über die höchsten Lebensfragen und Geschicke der Menschheit.

Gespielt wurde im Ganzen recht gut, obwohl sich die Agierenden bis auf zwei derselben aus Dilettanten rekrutierten. Ein tiefergreifendes Urteil zu fällen, erlaubt die Neuheit des Versuches vorerst nicht.*) Bei dem Charakter des Stückes war die ganze dekorationslose, nur mit braunen Stoffen bespannte Bühne wenig günstig. Die dekorationslose, nur mit dem Notwendigsten versehene Bühne hat ihre unläugbar hohen Vorzüge. Wie mancher Dichter, der einen Teil seines Erfolges, wenn nicht gar den ganzen Erfolg dem Regisseure, dem Maler und Ingenieur zu danken hat, mußte die dekorationslose Bühne fürchten. Wie mancher andere würde mit Genugthuung bemerken, daß die Schönheiten seiner Dichtung in der schlichten Umrahmung der untergeordneten Szene voll und ganz zur Geltung kämen. Ja, könnten es unsere Dichter machen, wie die Maler, sich selbst den Rahmen zu dem verfertigten Kunstwerke wählen, es griffe der Dichterling nach dem von Gold und Reichtum der Formen strotzenden, um über die Schwächen seines Produktes zu täuschen, der selbstbewußte Künstler zu der einfachen, anspruchsloseren, damit die Vollendung des Bildes sich glänzend erweise.

Denken wir uns einen Auftritt, in welchem ein vom Gewissensfluche Beladener in einer tobenden Gewitternacht umherirrt, und während mit täuschender Naturwahrheit das grelle Aufleuchten der Blitze unser Auge blendet, der dumpfrollende Donner und das Gebrause der niedergehenden Sturzbäche unser Ohr umtosen, seinem von schwüler Angst geschnürten Innern in psychologisch tiefen Monologen Luft macht, denken wir uns dies Alles, mit dem Aufgebote aller „Zauberkünste" inszeniert, und fragen wir uns, ob es wohl möglich ist, die Aufmerksamkeit dauernd auf die Dichtung zu lenken? Nie und immer. Und so ist es ein trauriges, aber charakterisierendes Zeichen unserer Zeit, daß ein Publikum so von der Schönheit einer „Dichtung" (!) hingerissen wird, daß es zur Bekundung seiner Begeisterung den — Maschinisten zitiert. —

Wir haben oben bereits der Orgel Erwähnung gethan. Bei der Orgel befindet sich eine Sängerbühne.

*) Vergleiche über diese Frage den Aufsatz „Das Volk auf der Bühne" in der Festschrift zur Einweihung des Spiel- und Festhauses zu Worms, herausgegeben von Carl und Fritz Muth (im Selbstverlag) zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Von hier aus soll von Zeit zu Zeit der Gesang ertönen, „als der ideale Ausdruck der Stimmung des Zuschauers". Er soll den Chor vertreten, den Schiller so sehr herbeisehnt. „Der Chor verläßt den engen Kreis der Handlung, um sich über Vergangenes und Künftiges, über ferne Zeiten und Völker, über das Menschliche überhaupt zu verbreiten, um die großen Resulate des Lebens zu ziehen und die Lehren der Weisheit auszusprechen. Aber er thut dieses mit der vollen Macht der Phantasie, mit einer kühnen lyrischen Freiheit, welche auf den hohen Gipfeln der menschlichen Dinge mit Schritten der Götter einhergeht — und er thut es, von der ganzen sinnlichen Macht des Rhythmus und der Musik in Tönen und Bewegungen begleitet" (Schiller). Dieser neuen Anordnung liegen jedenfalls fruchtbare Ideen zu grunde. Wie dieselben poetisch nutzbar gemacht werden können, kann uns hier nicht weiter beschäftigen. Auch fehlt uns ja vorderhand noch die Dichtung, welche jener Neuerung Rechnung getragen hätte. Was uns Herrig in seinem Eröffnungsstücke Bezügliches geboten, ist keinenfalls das, was wir darunter verstehen.

So bietet eben das Wormser Unternehmen vieles Neue, das aber wegen seiner Neuheit noch kein endgiltiges Urteil gestattet. Jedenfalls verdient aber jene angestrebte Reorganisation die Beachtung aller für das Bühnenwesen begeisterten Männer. Diese Beachtung gefördert zu haben, soll das Verdienst vorstehender Zeilen sein. Möge sich schon recht bald die Ersprießlichkeit der Neuerung erweisen und der Weizen von der Spreu gesondert werden. —

Charakterköpfe.

Von Fritz Hammer.

(München.)

1. Dr. Karl Baron Du Prel.

Gegen Mitte der siebziger Jahre lag ich einige Monate zur Auslüftung und Durchsonnung auf der Insel Capri. In die wonnesame, denkfaule Einsamkeit der schönsten Golflandschaft der Welt flatterte eines Tages ein deutsches Wochenschriftchen „Pantheon" — natürlich „Pantheon", es giebt nichts Deutscheres für den Deutschen als das Fremde! — und in diesem Wochenschriftchen stand ein Aufsatz, der mich plötzlich aus aller Beschaulich-

keit scheuchte und mein Kämpferblut in Aufruhr brachte: „Bekenntnisse eines Freigeistes".

Mir wurde ganz vesuvisch, vulkanisch, eruptiv zu Sinn. Was für ein Feuergeist sprach aus diesem Freigeist! Aber daß er sprach, sanft sprach, fast gemütlich sprach, das erregte mich am meisten. Warum lohte, prasselte, sprühte, spie er nicht, wie drüben mein alter Feuergeist Vesuvius? Die verwegensten, furchtbarsten Gedanken, vorgetragen wie ein süßes Adagio auf dem Cello!

Freiherr Du Prel nannte sich der sonderbare Schwärmer mit dem verhüllten Feuer kühnster Freigeistigkeit. Ich hörte diesen Schriftstellernamen zum erstenmal. Und ich machte mir ein Bild: hohe, schlanke Gestalt, von wallendem Lockenhaar — germanisch-blond selbstverständlich — umrahmtes bleiches Gesicht, in dessen zartbleichem Oval zwei dunkle Augen verzehrend brannten. Der Evangelist Johannes verschmolzen mit dem jungen Dämon Franz Liszt — so ohngefähr.

Andere Anregungen, Reize, Sorgen, Begierden überfielen mich. Tiefer und tiefer vergrub ich mich in Arbeit. Ich dachte nicht mehr an den Freiherrn Du Prel. Jahre waren vergangen. Das Gestade der Sirenen und Zyklopen hielt mich noch immer in seinem Zauberbann. Nun fliegt mir ein Büchlein auf den Tisch: Du Prel, Unter Tannen und Pinien!

Der Freigeist? Derselbe und doch nicht mehr ganz der Nämliche. Nachdem ich das entzückende Büchlein wiederholt durchgeprüft, nahm ich am Bilde des Autors einige Veränderungen vor: der Kopf mußte weniger johannesmäßig, dafür runder und derber, die Gestalt gedrungener und muskulöser sein. So groß war der Eindruck des Schriftstellers, daß hinter seiner Schrift seine sichtbare Menschenfigur vor mir auftauchte, und daß der Mensch mir so interessant wurde wie sein Buch. Hinfort wollte ich beide nicht mehr aus dem Auge lassen, denn sie hatten, was man so selten trifft, geistigen Charakter, künstlerische Eigenart, Rasse.

Vom Jahre 1880 an folgten die Du Prelschen Bücher Schlag auf Schlag, lauter feine Leckerbissen für den Freund origineller Geistigkeit: Psychologie der Lyrik zunächst, dann über Planetenbewohner, dann . . . noch dies und jenes, dann ein Schwung . . . und der Autor schwebte mitten im Reich der Mystik! Vom Freigeist bis zum Geisterseher, welch' eine interessante Entwickelungskurve!

Als ich mich gegen Mitte der achtziger Jahre an der rauschenden Isar angesiedelt und in das Münchener Wesen einigermaßen eingelebt hatte, fragte ich einen Bekannten nach dem Baron Du Prel.

„Den sollst Du sehen, sobald er aus den Bergen zurück, wo er den

größten Teil des Jahres mit Weib und Kind einsiedelt, falls er nicht auf weitläufige spiritistische Entdeckungsreisen ausgezogen."

„Du kennst ihn schon lange — persönlich, meine ich?"

„Und ob! Wir dienten im nämlichen Regiment, er war damals Hauptmann, ich Oberlieutenant. Wir gingen auch so ziemlich um die gleiche Zeit in Pension. Wir verloren uns dann lange aus den Augen. Endlich führte uns der Zufall wieder zusammen, bei Gabriel Max, mit dem Du Prel eng befreundet ist."

Ich horchte auf und machte große Augen. Mein einstiger Freigeist von Capri mit den wallenden Locken und der hohen Evangelistengestalt und dem feuerigen Schwärmerblick in der Uniform eines königlich bayerischen Infanterie-Hauptmanns! „Wie sieht er aus?" forschte ich eilig.

„Er hat sich eigentlich wenig verändert. Freilich, seit er unter die Mystiker und Spiritisten gegangen, scheinen mir seine Backen nicht mehr so rot, seine Augen nicht mehr so lachend, als damals, wo wir zusammen Zither gespielt, Schnadahüpfl gesungen und mit manchem lustigen Dirnlein gescherzt haben."

„Habt Ihr das? Merkwürdig — und da sage noch einer, der Stil sei der Mensch! Auf die Bücher ist wirklich kein Verlaß mehr. Aber sprich, wie sieht denn der Du Prel sonst aus, ich meine, von Erscheinung, Gestalt und so?"

„Sehr zierlich, von kaum Mittelgröße, aber ebenmäßig, feinsehnig, elastisch. Kurz, eine elegante Figur, eine elegante Erscheinung, auch in der Kleidung . . ."

„Genug, genug! Sag' noch: die Augen blau, die Haare schlicht, blond allerdings, aber nicht üppig, deutsche Denkerstirn?"

Mein Freund lachte: „Stimmt! Aber was soll diese steckbriefliche Personalbeschreibung?"

„Und noch dies," fuhr ich fort: „Du Prel ist glücklich verheiratet, hat ein strammes Weib, vollsaftige Sprößlinge?"

„Mit einem Wort eine gesunde Familie, ja. Du kannst tagelang mit ihnen verkehren, Dich an ihrem klugen, vornehmen Geist erfreuen, ohne zu gewahren, daß, wie sag' ich nur gleich, daß . . ."

„Daß sie mit der Welt der Geister auf du und du stehen. Ich danke Dir für die Aufklärung."

* * *

Eben ist der Baron Doktor Karl Du Prel von mir gegangen. Der so und so vielste Besuch, seit wir uns persönlich nähergetreten, vor drei, vier Jahren. Wir haben von allerlei Geistern und Ungeistern gesprochen,

von Detlev v. Liliencron und Gregor Samarow, von der realistischen Dichtung und der Verlotterung der Litteratur durch die Schmiererei der sogenannten Idealisten, wir haben uns den Zorn und Ärger von der Brust geredet über das verrohte, weibisch-weibliche, heldenschauspielernde, ästhetisch-genüsselnde, vereinsmeierische Zeitalter . . .

Du Prel ist ein lieber, ernster, schlichter Mensch, furchtlos und treu. Ein Mystiker? Wohl. Jedoch ohne Träumerei und ohne einen Schatten von Charlatanerie. Sein Blick ist fest, klar, falkenhaft, seine Stimme von hellem Klang. Am ganzen Mann und Wesen nichts Weichliches, Verschwommenes.

Als Geistergläubiger ein Freigeist in seiner Art heute noch, der da weiß, daß alle Wissenschaft menschliche Selbstbethätigung, Ausfluß und Reaktion der Natur, verschieden nach der Besonderheit des Kopfes, und daß keine Wahrheit geringer wird durch Entstellung oder Unglaube und kein Irrtum wahr gemacht wird, weil sogenannte Gelehrte für ihn eintreten.

Freie Bühne.

Von Ernst von Wolzogen.

(Berlin.)

Die dritte Darbietung des Vereins „Freie Bühne" hat denjenigen Mitgliedern, welche das kurz vor der Aufführung in einer Übersetzung von Fritz **Mauthner** erschienene Drama*) „**Henriette Maréchal**" nicht gelesen hatten, eine große Enttäuschung, zum mindesten Verwunderung bereitet. Und diejenigen, die das Buch schon kannten, werden ihre Erwartungen nur in einer Hinsicht übertroffen gefunden haben: in Hinsicht der — Langeweile nämlich! Ja, da hilft nun alles nichts, es muß grad heraus gesagt werden: es war ein herzlich öder, für den litterarischen Zweck des Vereins gänzlich unfruchtbarer Vormittag, den wir da am 17. November miteinander verloren haben! Daß der Verein seine erste Spielzeit mit den schon aufgeführten und litterarisch hinreichend gewürdigten **Gespenstern** eröffnete, war eine Anstandspflicht gegen den großen Bahnbrecher des Realismus auf der Bühne, gegen Henrik Ibsen, der nicht nur für sein engeres Vaterland, sondern für die ganze germanische Welt mit Recht als der kennzeichnende Dramatiker der „Moderne",

*) Bei S. Fischer in Berlin, Preis 1 Mark.

oder zum mindesten doch der revolutionären Übergangszeit gilt; wer aber möchte eine gleich dringende Anstandspflicht gegenüber den Brüdern de Goncourt für uns Deutsche anerkennen? Für die französische Litteratur sind die Verfasser von „Germinie Lacerteux“ neben Balzac und Flaubert von unzweifelhafter Bedeutung geworden; trotzdem aber würde wohl ein französisches Théâtre libre sich durchaus nicht genötigt fühlen, ihre verunglückten Theaterstücke aufzuführen. Dann blühen uns wahrscheinlich auch noch die fast eben so verunglückten Theaterversuche Zolas und Daudets, bevor man es wieder einmal mit einem Landsmann wagt! Das sind wahrlich schlimme Aussichten für die Zukunft der „Freien Bühne“, wenn sie, wie es den Anschein hat, gewillt sein sollte, sich im Auslande die Zeit zu vertreiben, damit unterdessen daheim erst die würdigen Werke von vielversprechender Polizeiwidrigkeit geschrieben werden können. Sollte es sich denn wirklich so gar nicht der Mühe verlohnen, die zahlreichen unaufgeführten Werke der einheimischen Realisten einmal daraufhin durchzusehen, ob nicht doch das eine oder andre darunter sei, welches das Licht der Lampen vertragen könnte? Gegen einen Mann wie Bleibtreu z. B., der, man mag sonst über seine Dichterkraft denken wie man will, durch sein kräftiges Dreinschlagen ungemein viel dazu beigetragen hat, den Urwald der Gedankenlosigkeit zu lichten, in dem das deutsche Volk in seiner Eigenschaft als Publikum für die deutsche Dichtung so zufrieden hockte, gegen einen solchen Landsmann hat eine deutsche „Freie Bühne“ doch wahrhaftig eher eine Anstandspflicht zu erfüllen, als gegen jene Franzosen, die in ihrer Heimat selbst niemand als Dramatiker ernst nimmt! Ein Dichter von dem künstlerischen Ernst und der riesigen Schaffenskraft eines Bleibtreu hat sich das gute Recht erworben, zum mindesten ein oder das andre seiner Dramen vorgespielt zu bekommen, sei es auch nur zu seiner eigenen Belehrung. Die „Freie Bühne“ erleidet ja keinen Schaden dadurch, wenn ein solches Werk ausgezischt werden sollte: je ärger der Lärm, desto besser amüsieren sich ja die Herren von der Börse, die doch einen so großen Teil des Vereinspublikums ausmachen! Also daraufhin könnte man es ruhig wagen.

Mauthner giebt in seiner Vorrede zu „Henriette Maréchal“ eine interessante Geschichte der Schicksale dieses Dramas. Da erfahren wir, daß die Prinzessin Mathilde Bonaparte die Aufführung am Théâtre français durchzusetzen wußte, daß die Kaiserin Eugenie höchstselbst dagegen intrigierte, daß es nicht nur am ersten, sondern an allen sechs Abenden einen derartigen Entrüstungsspektakel gab, daß man auf der Bühne eine Pantomime zu sehen vermeinte, weil die Schauspieler sich nicht mehr verständlich machen konnten. Zwanzig Jahre später, 1885, wurde das Stück vom Odéon-Theater wieder aufgenommen und fand hier lebhaften Beifall, der aber auch mehr den be-

rühmten Romandichtern gegolten haben mag. Mauthner giebt selbst die mangelhafte Technik des Stückes zu und erklärt, daß zumeist die „unvergleichliche Sprache", deren so ganz ungewohnte Natürlichkeit einst das akademisch bezopfte Publikum der Bühne Molières so empört, ihn vornehmlich zu dem Versuche einer Übersetzung gereizt habe. Gerade diesem Vorzuge aber — zugegeben, daß er im Original wirklich vorhanden sei — vermag sicherlich keine Übersetzung gerecht zu werden; denn die Natürlichkeit eines fremden Idioms kann nur durch selbstschöpferische Nachdichtung aus dem Geiste der eignen Sprache heraus zur Vorstellung gebracht werden. Mauthner scheint mit ernstem Bemühen etwas dergleichen versucht zu haben und ich traue es seinem Geist und Geschmack ohne Bedenken zu, daß er seine schwere Aufgabe so gut wie das eben möglich ist, gelöst habe; aber auch unter dieser Voraussetzung vermag ich, außer einigen Naturalismen, wie „Quatsch!" u. dergl. in den losen Reden der Masken auf dem Opernball, nichts so auffallend Natürliches zu entdecken. Die längeren Reden der Hauptpersonen sind sogar völlig in dem herkömmlichen, beredten Feuilletonstil gehalten, der von Frankreich aus auch unser jüdisch-deutsches Salonstück infiziert hat. Ich finde nur, daß die Dumas und Sardou, die Lindau und Blumenthal diese sogenannte geistvolle, pikante Sprache viel geschickter handhaben als die Goncourts! Ich kenne die französische gebildete Gesellschaft nur in einigen wenigen Vertretern, kann mir daher kein Urteil darüber erlauben, ob der feine Franzose wirklich eine so glatte Satzfügung, so glänzende Metaphern und geistvoll gewählte Epitheta in der häuslichen Umgangssprache zur Hand habe. Deutsche, die sich einige Zeit in Paris aufhielten, behaupten das bisweilen, die Franzosen, die ich danach frug, verneinten es entschieden und behaupteten, die Sprache aller französischen Bühnendichter entferne sich von der des wirklichen Lebens mindestens eben so sehr wie die deutsche Theatersprache. Nein, ich meine im Gegenteil, daß selbst die konsequentesten französischen Naturalisten in bezug auf sprachliche Stilächtheit von deutschen und skandinavischen Realisten weitaus übertroffen worden sind. Selbst in Germinal und la Terre sprechen die Arbeiter und Bauern kein echtes Provinz-Französisch, sondern ein theatralisch aufgeputztes Pariserisch, eine Sprache also, die in ihrer Art gerade so unwahr ist, wie das Schwäbisch der Bauern Auerbachs. Gerade dem Publikum der „Freien Bühne", das erst am letzten Spieltage zum erstenmale die vollkommen und unanfechtbar naturwahre Sprache Gerhart Hauptmanns kennen gelernt hatte, konnte also dieses übersetzte, angebliche Natur-Französisch gar nichts bedeuten!

Was ist denn aber sonst Merkwürdiges an diesem Stück? Doch nur die wahrhaft rührende Unbehilflichkeit der Technik. Gleich das erste Auftreten

des Brüderpaares Pierre und Paul de Bréville wirkt auf ein modernes Theaterpublikum, das gerade von den Franzosen sehr geschickte Expositionen gewöhnt ist, geradezu chinesisch. „Höre einmal, mein lieber Freund und Bruder," redet der welterfahrene Pierre seinen kleinen Bruder auf dem Opernballe an: „weißt Du auch, Du zwanzigjähriger Schlingel, ich bin 35 Jahre alt. Wir haben keine nahen Verwandten mehr! Du bist mein Bruder, ich aber bin ein Bischen Dein Vater!" So geht es über eine ganze Seite lang fort, und wir erfahren auf die bequemste Art die ganze Bildungsgeschichte des kleinen Paul, die ganze Vergangenheit des großen Pierre! Das ist doch reizend einfach! Dann giebt es einen kleinen Monolog Pauls — auf dem Opernballe!! Von Monologen der grausamsten Art wimmelt es überhaupt in diesem Drama. Im zweiten Akt, wenn die Verfasser eine Szene zwischen Frau Maréchal und Paul brauchen, lassen sie einfach jemanden den Vorschlag machen, ein wenig spazieren zu gehen und alle die bei der folgenden Szene überflüssig sind, zum mitgehen auffordern! Der letzte Akt ist der einzige, der von solchen argen Ungeschicklichkeiten frei ist. Nun aber zum Inhalt.

Thema: eine Frau in reifem Alter knüpft ein ehebrecherisches Verhältnis mit einem grünen Jungen von 20 (im Original 18!) Jahren an, den ihre erwachsene Tochter heimlich liebt. Der Ehemann kommt dahinter, will die Sünderin töten, die Tochter, die alles gewußt und nichts gesagt hat, wirft sich dazwischen, fängt den Schuß auf und nimmt sterbend die Schuld auf sich. — Schön — warum nicht? Die Geschichte ist sehr pikant; sie könnte aber auch psychologisch sehr reizvoll dargestellt werden, wenn äußere Verhältnisse und innere Veranlagung die Frau zu solcher häßlichen Verirrung trieben, wenn die Beziehungen zwischen Mutter und Tochter derartig problematisch verzwickt wären, daß der letzteren heroische Aufopferung überzeugend begründet werden könnte. Nun ist aber Frau Maréchal, nach dem was wir auf der Bühne von ihr sehen und hören, eine herzlich gewöhnliche, etwas phlegmatische Dame, die zwar ihren nicht besonders gebildeten oder gar amüsanten Gatten, einen ehrlichen, durchaus nicht plumpen oder gemütsrohen Emporkömmling, nicht eben feurig liebt, aber doch mit der Zeit nur immer aufrichtiger hochachten lernte. Aus purer Langeweile, ja man kann sagen, aus gemeiner Beschränktheit und dummer Lüsternheit läßt sie sich von dem dreisten Bengel verführen. Und die Tochter, Henriette — denn sie, nicht die sündige Mutter ist die Titelheldin! — ist der ganz gewöhnliche, schrecklich langweilige französische Bühnenbackfisch, der jeden Morgen in die Messe läuft und unglaublich lieb und artig zu Papachen und Mamachen ist. Es wird von ihr gesagt: sie sei ganz Empfindung, ganz Liebe — und solche

weiche Naturen seien gefährlich. Sie spricht kaum zehn Worte in dem ganzen Stücke; daß sie Paul liebt, erfährt man auch nur durch Erzählung. Und dieser Engel mit Schlagsahne opfert sich schließlich für eine so unentschuldbar gemeine Mutter und einen frechen Burschen, der nichts von ihr wissen will! Soll das eine Verherrlichung reiner Kindesliebe sein? Oder nur die schärfste Form der gerechten Strafe für die schamlose Mutter? So grenzenlos langweilig und jeder fesselnden Eigenart bar, wie die Dichter uns diese Menschen geschildert haben, wirkt diese Lösung nur wie ein äußerst roher Vorstadttheater-Knalleffekt! Ein moralisches Problem, eine moderne gesellschaftliche Frage ist damit doch wohl nicht gelöst — oder bin ich zu einfältig, um die tiefere Bedeutung einsehen zu können? Jedenfalls haben dann sehr viele ebenso einfältige Menschen am 17. November im Lessing-Theater gesessen.

Trotz der bodenlosen Langweiligkeit fand das Schauspiel doch eine demonstrativ beifällige Aufnahme von seiten der Pfui-Schreier vom letzten Sonntag! Es war doch wenigstens ein Ehebruchsstück, doch wenigstens französischer Quark, kein deutscher, ehrlich stinkender Mist! — Die Darstellung war übrigens auch recht mäßig, die Inszenierung des Opernballes ärmlich. Gut waren nur der „Herr im Frack“, der biedere Maréchal und ganz besonders der elegante, witzige Pierre (Herr Nissen vom deutschen Theater); aber das will auch nicht viel besagen, denn es giebt fast kein französisches Stück, in dem diese drei Typen, der witzige Schwerenöter, der heraufgekommene Biedermann und der geistvolle, gewandte „Mittler“ nicht vorkämen und gut gespielt würden. Nur neue, eigenartige Stücke bringen neue, eigenartige Leistungen der Schauspieler hervor. So war „Henriette Maréchal“ auch noch dieser Richtung völlig ergebnislos. Schon heute spricht niemand mehr darüber, während „Vor Sonnenaufgang“ sich anschickt, eine Gastreise durch Deutschland anzutreten. Unglaublich, aber doch wahr: das ziemlich langweilige, aber so hoch bedeutsame Drama, ist in seiner polizeilich kastrierten Gestalt am Belle-Alliance-Theater in Berlin von einer tausendköpfigen, zu jedem Unfug aufgelegten Menge mit lautem Jubel aufgenommen worden, der nur am Schlusse heftigen Widerstand fand, da man sich mit Alfred Loths bornierter, fischblütiger Prinzipientreue durchaus nicht befreunden konnte. Das Stück soll von dieser Gesellschaft, deren Zierde die geniale Elsa Lehmann ist, von hier aus in die Provinzen getragen werden. Der Hohn, der Skandal, die ohnmächtige Wut der Presse wird ihm auf Schritt und Tritt folgen; aber es wird doch viele bekehren und zum Siege der guten Sache ganz Erhebliches beitragen!

Münchener Kunstleben.

Von M. G. Conrad.

(München.)

Im stillen Revier der Schauspielergenossenschaft des Münchener Hoftheaters ist ein fahrender Meister erschienen, dessen geniales Ungestüm und trotziges Niedertreten aller konventionellen Schranken nicht geringes Aufsehen erregte. Seit Jahren war es keinem der zahlreichen Gäste, die gekommen und gegangen, zum teil auch im Verbande des Hoftheaterpersonals sitzen geblieben sind, beschieden, bei den Kollegen, bei Publikum und Kritik so aufrüttelnd, so kräftig kritikerzeugend zu wirken, wie dem Herrn Friedrich Mitterwurzer. Sein Gastspiel umfaßte nur vier Rollen seines riesigen Repertoires: Franz Moor, Hamlet, Shylok und Konrad Bolz (in Freytags „Journalisten") — allein was er mit diesen Rollen bot, war eine Offenbarung des Höchsten, was die darstellende Kunst überhaupt zu geben vermag: die Verkörperung eines dichterischen Charakters in einem durchaus originell erfaßten, mit genialer Folgerichtigkeit und Energie durchgeführten, bis ins Feinste individualisierten Lebensbildes.

Ob der Darsteller dabei dem vom Dichter im Urbilde geschauten Charakter bis aufs I-Tüpfelchen nahegekommen, ist eine müssige akademische Frage. Denn niemand kann sagen, so und nicht anders muß diese und jene Figur im Sinne Shakespeares, Schillers u. s. w. dargestellt werden. Nur die öden, steifen Konventionalisten und Schablonenanbeter haben ihre festen Maßstäbchen und Lehrsätzchen und überlieferten Kniffe, nach welchen sie ihre Hantierung einrichten und die Leistung der anderen, welche sich um diese Normen und Schablonen nicht kümmern, verdammen. Wer aber seine Maßstäbe nicht aus dem Schulschrank, sondern aus dem wirklichen Leben, nicht aus der Tradition, sondern aus der Entwickelung des ursprünglichen Kunstgeistes nimmt, der wird auch dem eigenartigsten, überraschendsten und kühnsten Künstler gerecht zu werden und an seinen originellen Schöpfungen, selbst wenn sie allem Überlieferten ins Gesicht schlagen, seine helle Freude zu haben vermögen. Mitterwurzer ist ohne Frage einer der genialsten und interessantesten Schauspieler der Gegenwart, genial und interessant selbst in seinen Bizarrerien und Extravaganzen.

Ich will nicht von seinem Franz Moor reden, auch nicht von seinem Konrad Bolz. Moor, als Ganzes genommen, ist eine der unmöglichsten, lächerlichsten Figuren in einem vollkommen absurden, kindisch unreifen Trauerspiel unseres klassischen Repertoires. Bolz ist ein liebenswürdiger Schwerenöter, dessen humorvolle Lustigkeit ohne Tiefe und Umfang ist. Da giebt's keine Probleme zu lösen, keine unbekannten Welten zu entdecken. Aber Hamlet, aber Shylok!

Ich habe Hamlet von dem großen Ernesto Rossi gesehen und von seinem kleineren Bruder am Teatro dei Fiorentini in Neapel — das ist schon vierzehn, fünfzehn Jahre her —; ich habe Hamlet von Ernst Possart und Max Grube gesehen. Wohlan, Mitterwurzers Hamlet schlägt sie alle. An echter, überzeugender, erschütternder Menschlichkeit, an Tiefe, Einheit, Kraft und Schlichtheit reicht kein anderer Hamlet an denjenigen Mitterwurzers heran. Am nächsten steht ihm die Schöpfung Max Grubes, am fernsten die Schöpfung Possarts. Possart läßt zu sehr den be-

wußten Schauspieler durchfühlen, zuviel Absichtlichkeit, zuviel Koketterie, während bei Mitterwurzer selbst das Ausgeklügeltste niemals den Schein momentaner Menschlichkeit und blutvoller Echtheit zu stören vermag. Seine Spiel- und Täuschungskunst ist einfach verblüffend. Sodann ist er darin der reine Gegensatz zu Possart und zu sämtlichen besseren Darstellern der älteren Richtung, daß er niemals für Schönspielerei, für Süßmeierei, für die Effekte der Lasur, des Chik und der Eleganz zu haben ist. Also kein Schauspieler nach dem Herzen der Weiber, keine Marlitt der Bühne, kein zuckeriger Weihnachtsroman in fleischfarbigen Trikots...! Sogar die berühmte, ihren Effekt niemals verfehlende Hamletlocke verschmäht er! Schauderbar, höchst schauderbar! Und wie geht er mit den vielbewunderten Monologen um, die sonst mit allem Stimmenzauber als Perlenschnüre aus dem Ozean der Weisheit vorgetragen zu werden pflegen, ohngefähr wie ein vorwagnerischer Operntenorist seine Bravour-Arien vorträgt, daß es Männlein und Weiblein wollüstig-schauerlich über den Rücken läuft, während ihnen vor lauter klingender Geistreichigkeit der Verstand stille steht! Kein wohlabgezirkelter Rhythmus pathetischer Leidenschaftlichkeit, keine Majestät der Gesten, keine Salon-Tanzmeister-Grazie! Schauderbar, höchst schauderbar! Diese Gewöhnlichkeit, diese Natürlichkeit, diese gemeine Wirklichkeit in allem, diese ordinäre Logik, die jedes darzustellende, d. h. vorzulebende Menschenkind im Zentrum seines Eigenwesens packt und festhält durch alle Phasen seiner Entwickelung, statt einer schönen Rolle ein Stück wirkliches Menschenleben vor uns hinstellt mit allen Härten und Kanten und tragischen Lächerlichkeiten der Natur!

Und Mitterwurzers Shylok — ein Held und ein Hanswurst zugleich, kein zusammengelogener, erhabener Rassentypus, sondern ein ganz ordinäres Individuum, mit allen Begierden, Widersprüchen und Seltsamkeiten eines solchen, tragisch und komisch zugleich!

Das ist Mitterwurzers Größe: er ist moderner Künstler durch und durch; er ist der geniale Naturalist der Darstellung, wie Shakespeare und Zola die genialen Naturalisten der Dichtung sind; er ist immer neu, immer fesselnd, immer zum Nachdenken reizend, wie die uralte ewige Natur selbst. Er hat Tiefe, Weite, Fülle, Atmosphäre, Horizont — und darum ist er der Schrecken aller Altmodischen, aller Eingeschnürten, aller Gekünstelten.

Es ist ein gutes Zeichen für das Münchener Künstlerpersonal, daß es mit wenigen Ausnahmen im ganzen und großen recht gut mit diesem gefährlichen Ausnahmekünstler zusammenspielte, ohne die überzeugende Einheitlichkeit des Gesamtbildes zu gefährden.

Mitterwurzer war die größte künstlerische Novität im Theaterleben des verflossenen Jahres. Was daneben die letzten Monate noch an dichterischen Novitäten auf den Theatern aufmarschieren ließen, kann für die ernsthafte Kunstchronik kaum in Betracht kommen. „Die Brüder" von Karl v. Perfall in Köln, „der Schatten" von Paul Lindau in Berlin sind Schreiberstücke, die weder mit der Litteratur, noch mit der Kunst des deutschen Volkes etwas zu thun haben. Ob solche Sachen gemacht und gespielt werden, ob sie einen Erfolg haben oder nicht haben, ist für die deutsche Geistesentwickelung in Litteratur und Kunst absolut belanglos. Perfalls Stück erzielte einen Mißerfolg und wurde nach der dritten Aufführung vor leerem Hause eingesargt, Lindaus Stück erzielte einen Erfolg und wird sich einer Reihe von Aufführungen versprechen dürfen, weil es weniger banal und langweilig ist,

als das Werk Perfalls. Sonst steckt nichts dahinter. Es ist völlig bedeutungslos. Die Kunst verspricht Glück, lehrt Stendhal — sie ist une promesse de bonheur. Lindaus Kunst verspricht, dem gelangweilten Publikum ein paar Abendstunden wegzuschwatzen. Man muß Mob und sehr anspruchslos sein, um dergleichen als Glück zu empfinden.

Eine Ausnahmestellung in der Münchener Novitäten-Reihe nehmen zwei Dramen ein: „Die Malteser" von Heinrich Bulthaupt und „Konradin" von Martin Greif, denn hier sprechen keine poetischen Fasler, sondern wirkliche Dichter zu uns. Und wenn das Leben, das sie uns vorführen, auch nicht durchaus Wirklichkeits-Leben ist, so ist doch kraft des heißen Dichterblutes die Fiktion stark genug, um eine edle künstlerische Wirkung hervorzubringen. Nur der letzte, vierte Akt der „Malteser" taugt nicht viel; er ist zu konventionell und zwingt auch die Schauspieler zu konventionellen Abgeschmacktheiten. Bulthaupt thäte wohl daran, diesen mißglückten Akt ganz zu streichen und das notwendige Endchen Lösung noch aus dem dritten Akte herauswachsen zu lassen. Auf Greifs „Konradin" kommen wir später noch zurück.

Aus den übrigen Kunstgebieten ist in den letzten Monaten wenig für weitere Kreise Interessantes zu berichten. Grützner, Gabriel Max und andere Meister des Kleinbildes sind mit neuen Werken hervorgetreten, welche für die längst anerkannte Tüchtigkeit ihrer Urheber wiederholt das beste Zeugnis ablegten, ohne uns eine neue Seite ihres künstlerischen Ingeniums zu offenbaren.

Dagegen dürfte es keine lokalpatriotische Übertreibung sein, wenn ich noch erwähne, daß der malerische Außenschmuck der Häuser, wie er sich in München mehr und mehr einbürgert, also die eigentliche große koloristische Kunst der Gasse, seit der Enthüllung der Trumpschen Fürstenhäuser einen in jeder Hinsicht bedeutenden und bedeutungsvollen Zuwachs erhalten hat.

Ich gebe dem ausführenden Künstler Prof. Ferdinand Wagner selbst das Wort zur Schilderung seines an Umfang und Schönheit bis jetzt weder in München noch sonstwo in Deutschland übertroffenen malerischen Fassadenwerkes.

Herr Prof. Ferdinand Wagner schreibt:

Die sechs Häuser, von Herrn Trump an der Schellingstraße erbaut, verteilen sich in drei Gruppen, wovon die erste, zunächst der Arcisstraße gelegene, zwei, die mittlere drei und die letzte, gegen die Luisenstraße ein Haus enthält. Dieselben sollten nach der Absicht des Erbauers sämtlich mit gemalten Façaden geschmückt werden.

Die Hauptschwierigkeit, welche der hiermit Beauftragte dabei zu überwinden hatte, bestand in der sehr kurzen Herstellungszeit (April bis Oktober).

Bei der ungeheueren Ausdehnung (ca. 137 Meter) und der bedeutenden Höhe der Häuser galt es, auch einen entsprechenden Gegenstand zu finden und diesen wiederum so zu verwenden, daß die großen Flächen nicht unter Monotonie zu leiden haben sollten.

Durch das anerkennenswerte Entgegenkommen des Erbauers war es dem Beauftragten möglich, noch vor Erbauung der Häuser seinen Gegenstand wählen und ihn beliebig verwerten zu können, weil auch der Entwurf des Äußeren dieser Bauten in seine Hände gelegt war, wodurch derselbe (freilich unter voller Rücksichtnahme auf den Charakter der Häuser als vermietbare Wohngebäude) seine Flächen dem gewählten Gegenstande möglichst anpassen konnte.

Leitendes Motiv war ihm aber dabei namentlich eine einheitliche Anordnung und ein logischer Aufbau der umrahmenden, ihm unerläßlich scheinenden Architektur.

Die Wahl des Stiles ist ebensowenig eine zufällige und die zwischen den Häusern befindlichen großen Portale sind deshalb erbaut, weil sie den Zweck haben, die Gebäude untereinander verbindend, das farbige Element von dem einen auf das andere zu übertragen.

Wenn auch die Ausführung der einzelnen Gruppen bei der überaus kurzen Zeit vielfach zufällig rascher, oft sogar nur momentaner Stegreifarbeit anheimgestellt war, so ist doch die Anordnung des Ganzen aus logisch zwingenden Gründen hervorgegangen, entsprechend dem Prinzipe des Ausführenden, darin bestehend, daß die Bemalung einer Façade in allererster Linie den Zweck hat, die Fenster vergessen zu machen, gleichviel ob dieselben regelmäßig oder unregelmäßig in der Front stehen, und seiner Überzeugung nach stets ein Nonsens entstehen muß, wenn dieses Prinzip außer Acht gelassen wird, wenn z. B. Fenster ohne Vermittelung in einer Landschaft stehen oder gar frei in der Luft hängen &c. In diesem Sinne ist das Geleistete aufzufassen.

Was den gewählten Gegenstand: die Verherrlichung der bayerischen Regenten seit der Königsperiode betrifft, mußte, im Hinblicke darauf, daß bei einer Façade die malerisch-dekorative Wirkung in erster Linie maßgebend ist, bei der Stellung der Hauptfiguren von einer historischen Reihenfolge abgesehen werden, so daß die Façade der ersten beiden Häuser König Ludwig I. und seiner Regierungszeit, die Façade der drei geeignetsten Gebäude des Mittelbaues König Maximilian Josef I. und König Maximilian II. und ihrer Regierungszeit, und die Façade des letzten Hauses endlich König Ludwig II. und Sr. K. Hoheit dem Prinz-Regenten Luitpold gewidmet ist.

Nur auf diese Art konnte eine Gruppierung ermöglicht werden, welche durch die Art ihres Aufbaues das Wohnhaus vergessen macht und den Charakter des „Palazzo" erzielt.

Das erste Haus enthält eine Apotheose König Ludwig I.

Der König, von 4 Löwen gezogen, welche Munichia lenkt, und mit dem Lorbeer gekrönt von seinem über ihm schwebenden Genius, fährt unter einem römischen Triumphbogen hervor, und die beiden diesen Bau flankierenden Reiter stehen insoferne in enger Beziehung zu dieser Gruppe, als der Grieche (links) andeuten soll, was der König einesteils für das neuere Griechenland gethan und anderenteils, welche Kunstschätze derselbe zu Münchens immerwährendem Ruhme in seine Residenzstadt gebracht. Dasselbe bedeutet der Römer (rechts).

Griechenland und Rom also sind es, die beiden Ideale des königlichen Mäcenas, deren Geist er mit so hoher Begeisterung und so großem Verständnis nach München übertragen, dem neuen Isar-Athen!

Auf der oberen Galerie links sieht Rottmann auf den Griechen herab. Piloti und Schwind, rechts Cornelius und Schraudolph sollen andeuten, wie sehr der König die Kunst in all ihren Elementen gefördert hat; eine gleiche Andeutung sollen geben die Bronzestatuen: Architektur, Malerei, Bildnerei und Erzgießerei mit den ergänzenden Porträtmedaillons von Klenze, Kaulbach, Schwanthaler und Ferd. v. Miller.

Der sich unter der oberen Galerie hinziehende Amorettenfries enthält die sämtlichen Bauten König Ludwigs I., resp. deren Modelle.

Der Mittelbau behandelt linksseitig die Zeit König Maximilian Josef I. Der König sitzt unter einem offenen Portale, hinter welchem das Hoftheater sichtbar ist. Über die sich von der oberen Galerie bis zu des Königs Füßen herabziehende Treppe kommen, dem König huldigend, die verschiedenen Stände: oben der Geistliche, Krieger, der Beamte mit Frau und Kind, ein Student die Fahne senkend, ein Schulknabe, zwei Mädchen aus dem Bürgerstande und ein Lenggrieser Flößer mit seinem „Mädel". Max Joseph der Gütige hat ja bekanntlich dem Landvolke gar viel Gutes erwiesen und keiner, der sich an das gute Herz des Vater Max wendete, blieb ungetröstet. So ist hier die Idee ungefähr folgende: Diese armen Leute besitzen wohl schon ein Kind, es fehlt ihnen aber das Geld zum Heiraten! Der König verhilft ihnen zu einem Hausstand!

Der Mann jubelt dankbar dem König zu, und die zu seinen Füßen liegende Axt soll nicht nur seinen Stand andeuten, es liegt auch eine Reminiszenz an die Sendlingerschlacht und die stets bewiesene Treue des bayerischen Gebirgsvolkes ans Herrscherhaus darin! Würde es dem Könige nützen können, das Leben dieses Mannes wäre sein!

Die im zweiten Stocke liegenden, der oberen offenen Galerie architektonisch entsprechenden Felder, vielmehr Gänge, enthalten Gruppen von Gelehrten und Künstlern jener Zeit, welche namentlich unter des Königs Anregung wirkten und schufen.

Von links angefangen:

1) Fraunhofer und Utzschneider.

2) Senefelder und Mettenleitner mit der ersten lithographischen Presse.

3) Maler und Akademieprofessor Hauber, dem alten Bildhauer Eberhard, sowie dem Galeriedirektor von Mannlich und dessen Gattin Studien zeigend.

Die Medaillons von links angefangen enthalten die Porträts von: Reichenbach, von Westenrieder, Bürgermeister von Mittermayer, Lipowsky und von Baader.

Rechts im Mittelbau, architektonisch und symmetrisch dem linken Flügel entsprechend, sitzt: König Maximilian II. Hinter ihm erscheint das Maximilianäum. Dem Könige huldigt, als ihrem hervorragenden Beschützer, die Gelehrtenwelt und zwar dargestellt durch die „Fakultäten", welche ebenfalls der linken Gruppe entsprechend über die Treppe herabkommen. Ganz voran v. Pözl, v. Döllinger, v. Schafhäutl, v. Pettenkofer und weiter zurück v. Söltl, des Königs Biograph. Von der Höhe der Stiege kommend: Schelling, „der große Philosoph" (aus dem Grunde freistehend gehalten, weil die Straße, in welcher die Fürstenhäuser erbaut sind, nach ihm benannt ist), hinter diesem Gabelsberger — ersterer der Gedanke, letzterer der Verbreiter desselben mit Gedankenschnelle. Hinter den Beiden in der oberen Galerie tragen Diener eine Last von Büchern; diese sollen die alte Zeit auch in wissenschaftlicher Hinsicht charakterisieren, daher auch ihre Kostüme; sie folgen nur mühsam den beiden oben Genannten. Weiter rechts sehen herab: Herman von Schmid, der Schilderer der bayerischen Berge, und Maximilian Schmidt, derjenige des baierischen Waldes. In den Gängen unter der Galerie (wie linksseitig) folgende Gruppen:

1) Franz Lachner, der Schöpfer der „Catharina Cornaro", dessen bedeutendstes Wirken, jedem unvergeßlich, in die Regierungszeit Max II. fiel und Graf Pocci, der Dichterkomponist und Kinderfreund.

2) Justus von Liebig.

3) Die Maler Schlotthauer, Heß und Hiltensperger, der Schöpfer der Odyssee in der kgl. Residenz.

Die Medaillonporträts stellen dar: Geibel, Dingelstedt, Herm. Lingg Bodenstedt, Kobell.

Der dritte Bau behandelt die neuere und neueste Zeit mit dem Kolossalbildnisse König Ludwig II. in der Großmeistertracht des Hausritterordens vom hl. Georg. Links im Gang erinnern Richard Wagner und Liszt an des verewigten Königs Begeisterung für Musik. Ebenso ist der Blumenschmuck über und neben des Königs Figur symbolisch zu nehmen.

Rechts ist die Kolossalfigur Seiner Kgl. Hoheit des Prinzregenten Luitpold von Bayern in der Tracht des Hausritterordens vom hl. Hubertus.

Auch die aufgeblühten Sonnenblumen über dem Bildnis des Regenten sind symbolisch zu nehmen, ebenso der Fries mit den Amoretten, welche, auf Hermelin sitzend, die Insignien der bayerischen Königswürde tragen, links auch den Georgsschild, rechts den Hubertusschild. In der Mitte zwischen beiden Herrscherfiguren ist die Bronzestatuette der Patrona Bavariae.

Die Medaillons (von links angefangen) enthalten die Bürgermeister von Steinsdorf und von Widder, Dr. von Erhardt, Dr. von Widenmayer und Borscht.

Oben in der Mitte der Galerie befindet sich hier nur eine Figur: der kgl. Rat und Geheimsekretär Ernst von Destouches als Stadtchronist, in welcher Eigenschaft er dem Unterfertigten behufs Quellenangabe an die Hand gegangen ist, ihn auch unterstützt hat in Auffindung der Porträts. Da letztere fast alle nach einer Seite hin sehen, konnten sie nur ganz frei und willkürlich benützt werden.

Dem letztgenannten Herrn verdankt die Façade auch ihre sämtlichen Inschriften, welche durchwegs nur aus eigenen Worten und Aussprüchen der dargestellten Herrscher bestehen, deren Wahlsprüche auch an hervorragenden Stellen angebracht sind. Nur die vier, unter den Treppen des Mittelbaues als in weißen Stein gehauen behandelten Inschriften mußten sehr ruhig gehalten werden, um die über ihnen angebrachten Gruppen nicht störend zu beeinträchtigen, sind aber bei Betrachtung in größerer Nähe vollkommen deutlich zu lesen.

Die großen Portale enthalten oben in der Mitte die Porträts des Erbauers der Häuser, Herrn Trump und seiner Gattin, flankiert von Centauren, die vier Elemente darstellend, welche ja bekanntlich zur Baukunst in inniger Beziehung stehen. — — Soweit Professor Ferdinand Wagner.

Als Honorar für diese außerordentliche Leistung hat Herr Trump dem Maler den „Fürstenhäusern" gegenüber ein stattliches nach Wagners eigenen Plänen neugebautes Haus zum Geschenk gemacht!

Kritik.

Zur realistischen Bewegung.

Es liegt in der Natur der Dinge, daß wir in Deutschland noch kein abschließendes systematisches Werk über die moderne (realistische oder natürliche) Ästhetik besitzen. Eine Reihe von Vorarbeiten hierzu ist teils in Broschürenform, teils in Aufsätzen in der „Gesellschaft", in der „Täglichen Rundschau" u. s. w. erschienen. Zu den ersten und anregendsten kleinern Schriften gehören „Die naturwissenschaftlichen Grundlagen der Poesie" von W. Bölsche (Leipzig, Reißner), sowie die bekannten Arbeiten von Bleibtreu, Steiger und Merian über „Die Revolution der Litteratur" und „Die sogenannten Jüngstdeutschen". Sehr beachtenswert ist auch Albertis einschlägige Arbeit in den „Deutschen Zeit- und Streitfragen", sowie Harts kritische Untersuchungen im „Jahrbuch deutscher Kritik" (Hamburg, J. Richter).

Einen der glänzendsten Beiträge „Zur Kritik der Moderne" liefert Hermann Bahr im ersten Bande seiner unter diesem Titel gesammelten Aufsätze (Zürich, Schabelitz, 267 Seiten in eleganter Ausstattung, Preis Mk. 3,60). Bahr, einer der genialsten Originalköpfe und paradoxesten Individualisten von schneidendster Unabhängigkeit im künstlerischen Schaffen, Genießen und Urteilen, hat mit diesem Buche allerdings zunächst nur einen Meilenstein seines eigenen Entwickelungsganges aufgerichtet. Allein, genau betrachtet, hat er damit das Beste gethan, was sich im jetzigen stürmischen Fluß der ästhetischen Bewegung thun läßt: er hat den Lesern ein vollkommen zuverlässiges Dokument aus dem wirklichen, nach neuen Idealen leidenschaftlich und kampfestrotzig ringenden Litteratur- und Kunstleben der Gegenwart gegeben. Eine Unsumme von Anschauungen, Empfindungen und Bestrebungen auf allen Gebieten der schöngeistigen Bethätigung rollt Bahr in bestrickend geistvoller Sprache vor dem Leser auf. Die Dichtung, die Malerei, das Theater, deutsches und französisches Kunstschaffen und Kunstgenießen, die Herkunft der Weltanschauungen, die Krisis des Burgtheaters, der Pariser Salon — sie alle ziehen in bunter Reihe vor dieser lebensprühenden, lebenssüchtigen, voll höchster Schönheits-Leidenschaft erfüllten Künstlernatur vorüber und empfangen von ihr den farbenglühenden, schneidend umrissenen Stempel ihres kritischen Geistes aufgeprägt. Einige Stücke dieser wundervollen Sammlung sind von geradezu verblüffender Originalität und von einem Zauber der Darstellung, dem kein gebildeter Leser, stände er selbst auf dem entgegengesetztesten Standpunkte, wird zu widerstehen vermögen.

Fritz Hammer.

Romane und Novellen.

„Rache" und andere Novellen von Dito und Idem. Bonn, Verlag von Emil Strauß (Preis 5 Mk.). — Frisch, kräftig, kühn ist dieser Dichtwerke Sprache, was um so angenehmer überrascht, da sie aus hochadeligem Frauenmunde kommt. Es sind einzelne Töne darunter, denen sich ein Tolstoi nicht zu schämen brauchte, namentlich in der düsteren Dorfgeschichte „Rache". Eine sehr fein empfundene psychologische Studie ist „Wera", wie überhaupt das ganze starke Buch durchaus keine banale Unterhaltungslektüre ist, kein belletristischer Dilettantenkram, sondern ernste und ernsthafte Litteratur, vor der man Respekt haben muß. —

Von sämtlichen Schriftstellerinnen, die

mir bis jetzt auf dem Gebiete der Kunstnovellen, also nicht der journalistischen Erzählungslitteratur, vorgekommen sind, erachte ich die Damen Dito und Idem als die rasseächtesten, vollblütigsten. An der kraftvollen Kunst einer Dito und Idem könnten sich auch gewisse sanfte und geschniegelte Novellisten vom sogenannten starken Geschlecht spiegeln.

Ich stelle diese Schriftstellerinnen auch unendlich viel höher als die Neapolitanerin Serao, deren „Blüten der Leidenschaft" uns A. Friedemann (Breslau, Schottländers Verlag) verdeutschte. Zwar treiben sie alle drei gerne gewagte Psychologie, doch ist die von Dito und Idem immer glaubwürdiger und überzeugender, weil sie die gesündere und kräftigere ist, während die der Italienerin immer etwas Fabelhaftes, Bizarres, Krankhaftes an sich hat. Die blitzartig zündenden Geistesfunken, die ihre oft recht unbedeutende Kleinmalerei beleben, die packenden leidenschaftlichen Momente in der Führung der geringen Handlung, das wird wohl so ziemlich Alles sein, was der geschwätzigen Neapolitanerin zu dem bekannten und beliebten Namen bei ihren Landsleuten verholfen hat.

Die Übersetzung von Friedmann ist zwar für ein anspruchsvolles Ohr nicht immer schön, aber verständlich; die meisterliche Handhabung der Sprache, wie sie der Italienerin nachgerühmt werden muß, entdeckt man am deutschen Dolmetsch nur selten. Es ist offenbar flüchtigste Übersetzungsarbeit, an der das Auge und nicht das Ohr beteiligt gewesen. Von einem Wetteifer, die harmonische Fülle, Rundung und Schönheit der Ursprache, wenn auch nicht zu überbieten, so doch wenigstens immer zu erreichen, ist nichts zu spüren. Da Alfred Friedmann in einem umfangreichen Vorwort die Frage nach der Berechtigung und Nützlichkeit der Übersetzung gestreift hat, so müssen wir offen bekennen, daß wir im vorliegenden Falle diese Frage rund verneinen. Die „Fiori di passione" der Frau Mathilde Serao zu verdeutschen und sie so zu verdeutschen, wie dies Friedmann gethan hat, ist für deutsche wie für italienische Litteratur- und Kunstfreunde, für die Verbreitung besserer künstlerischer Einsichten wie höherer ästhetischer Genüsse gleich belanglos. Ein Buch mehr auf dem überfüllten deutschen Büchermarkt — das ist das ganze Ergebnis der Friedmann-Seraoschen Bemühung. Nur ein Buch mehr! Und zwar ein Buch, das sich mit ähnlichen Büchern deutscher Schriftstellerinnen — Boy-Ed, Ebner-Eschenbach, Kapff-Essenther u. a. — nicht entfernt auf die gleiche Linie belletristischer Bedeutung stellen kann. Die „Blüten der Leidenschaft" sind Paul Heyse gewidmet, ob von der Verfasserin oder vom Übersetzer ist aus der Widmung nicht ersichtlich — Paul Heyse sogar hat als novellisierender Belletrist einige bessere Sachen zustande gebracht, als seine jüngere neapolitanische Kollegin. Also ist auch für Herrn Heyse die Ehre nicht gar groß, diese Sammlung von zwanzig flüchtigen novellisierenden Feuilletonskizzen (mehr sind diese sogenannten „Novellen" nicht) zugeeignet zu erhalten.

Zum Schluß noch eine Anmerkung zu Friedmanns Vorwort. Es findet sich da folgende Phrase: „Die Phantasie sieht das Leben ganz anders, als der Naturalist; die Phantasie kann in der Gosse eine Blume erblicken; der Naturalist sieht in jeder Blume eine Gosse!"

Sprachlich, logisch und ästhetisch betrachtet, nimmt sich diese Friedmannsche Behauptung zwar wie eine, gelinde gesagt, Stilblüte aus. Allein die Behauptung steht einmal da und der Behaupter hat sie schwarz auf weiß einem wegen seiner relativen Wertlosigkeit und seiner fremdländischen Herkunft in Deutschland zu einer größeren Verbreitung und Be-

achtung berufenen Buche einverleibt. Als ehrlicher Kritiker ist Friedmann da nur Eins — die Hauptsache! — schuldig geblieben, den Beweis der Wahrheit!

Wir fragen daher den Herrn Dr. Alfred Friedmann in Berlin auf Ehr' und Gewissen: Welcher Naturalist „sieht in jeder Blume eine Gosse"? und erwarten, daß er uns mit Namen, Werken und genauen Belegstellen antwortet. Er ist in der schriftstellerischen Laufbahn alt genug geworden, um annähernd zu wissen, daß das Auszeichnende des Naruralisten darin besteht, die Wirklichkeit nicht zu fälschen, sondern die Blume als Blume, die Gosse als Gosse darzustellen. Herr Friedmann trete also den strikten Beweis seiner Behauptung an! Thut er das nicht, so stellt er sich in eine Reihe mit litterarisch-kritischen Fälschern, Brunnenvergiftern und Ehrabschneidern, in eine Reihe mit jenen reimenden Klopffechtern und ästhetischen Staudenhechten, die sich die Blumenthalschen Schimpfereien als Muster kritischer Inspiration leisten, z. B. Oskars neueste Lügenverse:

Die neue Schule.
Des Häßlichen rohes Konterfei,
Durchtränkt von dreistem Cynismus,
Auf Hochdeutsch heißt es Schweinerei,
Auf Fränkisch „Naturalismus".

Jungdeutschland.
Schönheit, Geschmack und Harmonie —
Die Jüngsten haben's verbannt,
Und statt der Leier tragen sie
Die Mistgabel in der Hand.

Bis zu diesem Grade der impotenten Schimpferei und unmännlichen Verunglimpfung ist die Kritik keines anderen Landes auch nicht in den schmählichsten Zeiten des Niedergangs jemals gesunken. In Deutschland scheint heute alles Freipaß in der Tagespresse zu haben gegenüber gewissen Richtungen in Litteratur und Kunst; die Unwissenheit darf im Bunde mit der Unehrlichkeit dreist die öffentliche Meinung fälschen und gewissenlos das beste Streben vaterländischer Schriftsteller und Künstler verhöhnen. Merkwürdiges Land! Hans Frank.

Hermann Heiberg hat in seinem neuen Roman „Schulter an Schulter" (2 Bände, Verlag W. Friedrich) seine große Kunst, die Klippen heikler Problem-Episoden aus dem Wirklichkeitsleben mit Anmut zu umschiffen, womöglich noch verfeinert. Ob er auch noch um die Gefahr herumkommen wird, schließlich ganz ins Kielwasser der Familienblätter-Klassiker gerissen zu werden mit seiner immer graziöser schaukelnden Fabulier-Barke, das muß die Zukunft lehren. Vorläufig versteht's keiner besser als er, die Rauhheiten und Kanten selbst des Kompromiß-Realismus abzuschleifen und dem empfindlichen Publikum die Sache so angenehm zu machen, daß es den Teufel gar nicht mehr merkt und in eitel Paradieseswonnen schwelgt. Freilich, die strengen Realisten, die sich kein X für ein U vormachen lassen, rücken allmählich mit dem Geständnis heraus, daß auch sie in den neuesten Heibergiana den Teufel nicht mehr spüren, daß nur die wundervollen humoristischen Szenen, namentlich wo die Kinder auf dem Plan erscheinen, noch die ganze frische und herbe Kraft des früheren realistischen Heiberg aus der ersten Schöpfungsperiode zeigen. Immerhin! „Schulter an Schulter" ist ein feines, fesselndes Werk des Kompromiß-Realismus, das den Ruhm seines Urhebers nicht mindern wird. Ignotus.

Auch Max Kretzer ist mit seinem neuesten Romane „Die Bergpredigt" (2 Bände, Dresden u. Leipzig, E. Pierson) dem Heilswege nicht mehr ferne, den Kollege Heiberg mit so entschiedenem Glücke wandelt. Es ist zwar soziale Anklagelitteratur, es ist auch noch in manchen Einzelheiten realistische Technik, was Kretzer in seiner „Bergpredigt" bietet, allein die rein dichterische Gestaltung

wird, wie die Herausarbeitung der Tendenz, mit Mitteln durchgeführt, die selbst für die schüchternsten Leser nicht mehr als naturalistisch wirken. Sodann wird noch zur Auflichtung der allzuschweren Schatten auf der einen Seite — Abteilung der Gottlosen — auf der andern Seite — Abteilung der Frommen — eine Lichtfigur aufgepflanzt, die mit der Kraft einer elektrischen Bogenlampe den wunderschönsten Zauberglanz der Romantik den Lesern blendend in die Augen wirft. Es ist also weniger das Dichtwerk als das Tendenzwerk, was diesmal die Herzen der Konservativen und Konventionellen beschweren und Herrn Kretzer den Eingang in das Himmelreich der litterarischen Allgemeingültigkeit und Allgemeinwohlgefälligkeit noch eine kleine Weile verhindern wird.

M. G. Conrad.

Frau Minne. Ein Künstler-Roman von Theophil Zolling (Leipzig, H. Haessel). Theophil Zolling ist ein feiner Sittenschilderer und das Berlin von heute seine Lieblingsdomäne. Erst jüngsthin hat er uns in seinem „Klatsch“ ein scharfes Spiegelbild der vornehmen Gesellschaft von Capua an der Spree geschenkt, und in seinem neuesten Roman „Frau Minne“ führt er uns mitten hinein in das anregende, aber in gewissen Sphären halt- und sittenlose Künstlerleben der deutschen Reichshauptstadt. Anklänge an den Prozeß Gräff: Modellabenteuer, Aktstehen, Erpressungsversuche und das ganze Elend gewisser der Kunst dienenden Hülfs- und Nebengewerbe, kurz ein gut Stück der brodelnden Abgründe des großstädtischen Lebens wird uns hier in einer vielfach bewegten Handlung vorgeführt, einer Handlung, in deren Mittelpunkt Franz Wittich, ein junger Maler, und Baronin Elenor Ruben von Kaminski stehen, er eine leicht entflammte, fein sensitive und naiv sanguinische Künstlerseele, halb ein Deutscher — väterlicherseits — halb ein Italiener — mütterlicherseits —, sie eine dämonisch bestrickende Polin mit grünen Augen und roten Haaren, eine abgefeimte elegante Kokette, faul, intriguant, lieblos, wollüstig. Die Formel des Romans läßt sich etwa in den Worten zusammenfassen: eine harmlose, ihrer selbst nicht sichere Natur, wenn sie in die Netze fremder Nachstellungen und den Strudel eigener Leidenschaft gerät, muß im Tumulte des Bluts und im Rausche des Augenblicks unfehlbar untergehn. Und in der That, nach einem Leben voll hohen künstlerischen Strebens, voll Versuchungen und Irrungen geht er tragisch unter, der liebenswürdige aber haltlose Held der „Frau Minne“, Franz Wittich: in einem Duell fällt er durch die Kugel seines Freundes und Kunstgenossen, Benno Volkarts, ohne zu ahnen, daß es der Halbbruder ist, der ihn tötet. Um den Maler und die Baronin gruppiert sich eine Reihe trefflich gezeichneter Menschenbilder, so Franz Wittichs zärtlich besorgte Mutter, Donna Grazia geb. Angelucci, die aus ihrer italienischen Heimat als schlichte Frau nach Berlin gekommen und dort ein Ladengeschäft für ff. Italienerwaren gegründet, die weichste und in gewissem Sinne sympathischste Gestalt des Romans, so ferner des jungen Wittichs Lehrer, der im höheren Lebensalter stehende, brave Professor Stocker, Maler, leichtlebig, jovial, immer geschäftig ums Brot arbeitend und von den zünftigen Akademieprofessoren vornehm über die Achsel angesehn, so alsdann Baron Ruben von Kaminski, der Gemahl der Heldin, ein kleiner häßlicher Börsianer, Ritter der Ehrenlegion und Roué vom reinsten, d. h. trübsten Wasser, so endlich der schon erwähnte Benno Volkart, ebenfalls Maler und dazu noch Kunstkritiker und Reservelieutenant, ein eitler verlogener jugendlicher

Streber, der sich seine Bilder von Franz malen, seine kunstkritischen Gedanken von Stocker einblasen läßt, ein Schuft in Folio. An diese Hauptgestalten aber schließt sich eine Anzahl scharfumrissener Nebenfiguren: Da sind zunächst die Eltern Bennos sowie Frau Professor Stocker, oberflächlich, genußsüchtig, Schablonen durch und durch; da sind sodann die Töchter Stockers, Ilse und Lotti, burschikos, gefallsüchtig, sinnlich; da ist ferner Bennos Schwester, Magda, prüde, fromm, gutherzig; da ist vor allem die Modellsteherfamilie Pägelow, Vater, Mutter und Töchter, durchaus realistisch gehaltene Typen, unter ihnen die meisterlich gezeichnete Julie, die sogenannte schwarze Jule, ein interessantes Gemisch von moralischer Verkommenheit und leise durchblickenden edleren Trieben, vielleicht die gelungenste Figur des Romans; da sind mehr an der Peripherie der Handlung Sam Meyer, der Bilder-Ausstellungsunternehmer, Klitz, der Volksanwalt, Salo Pulverstaub, der Besitzer des „Neuesten Blattes"; da sind endlich Offiziere, Gesandtschaftsattachés, vornehmes Gesindel und konfiszierte Gesichter aller Art — lauter Gestalten, denen gegenüber es einem ist, als spüre man unmittelbar ihren Hauch, ja geradezu ihre direkte Körperwärme. Ein echter Meister der Darstellungskunst, kennt und beachtet Zolling in der Zeichnung seiner Gestalten das Gesetz der Perspektive, wie das von Licht und Schatten; er erhöht und vertieft, aber niemals tritt er hinter den Koulissen aufdringlich hervor, um seine Charaktere zu explizieren und zu analysieren.

Bewunderungswert ist die Fülle von Spezialkenntnissen, die aus der „Frau Minne" spricht: Zolling kennt die Technik der Malerei wie die Geschichte der Malerei, ihre alten Repräsentanten wie ihre neuen Figuren; er kennt alle beruflichen Mittelspersonen der Kunst, Händler und Agenten, ihr Gebahren und ihre Allüren; er kennt die verschiedensten Kunstindustrien und ihren historischen Werdegang, die Porzellanfabrikation wie die Textilbranche; er kennt Italien und seine Bewohner, das Italienische und seine Dialekte — vor allem aber kennt er Berlin und die Berliner.

Das Hauptverdienst des Romans, der in seinem „Ersten Teil" eine konzise Komposition leider einigermaßen entbehren läßt und zu dessen Glanzpartien das die Exposition bildende Maskenfest, die Ateliersszenen mit der schwarzen Jule und Elenor, das das Duell einleitende Kapitel und die Szenen im Krankenhaus gehören — das Hauptverdienst des Romans, sage ich, ist das ebenso scharfe wie schonungslose Licht, das er auf die Berliner — wenn man will: auf die deutschen — Kunstzustände wirft. „Unsere Kunst ist krank. Unsere Berliner Schule leidet an der geschäftsmäßigen Bilderfabrikation. Die Bilder, von denen wir leben, sie leben nicht," läßt Zolling seinen Professor Stocker einmal sagen. Den Finger in die Wunden der Zeit zu legen, allgemeine Schäden, die jeder sieht aber die keiner anzugreifen den Mut hat, unerschrocken und freimütig zur Sprache zu bringen, wahrlich, das ist immer ein Unternehmen, der besten Geister würdig und der Kunst keineswegs unangemessen. Theophil Zolling, indem er seine „Frau Minne" in die Welt hinaussendet, darf im Sinne dieses Satzes mit Stolz ausrufen: „Ich hab's gewagt!"

Ernst Ziel.

Unehrlich Handwerk.

Die von Dr. Friedrich Lange vortrefflich geleitete Unterhaltungsbeilage zur „Täglichen Rundschau" in Berlin schrieb neulich gelegentlich der Besprechung eines neuen Schillerbuches:

„Eine Kritik, wie sie sein soll! Eine Kritik, welche das Werk, das sie beurteilt, zunächst aus sich selbst heraus zu

verstehen sucht, ohne es gegen Schöpfungen ganz anderer Art und anderen Geistes auf höheren oder minderen Wert hin abzuschätzen, eine Kritik, welche dem ästhetischen, ethischen und geistigen Gehalt des Werkes bis in seine Wurzeln nachspürt, jeden Satz, den sie aufstellt, aufs Eingehendste begründet, und schließlich das Werk seiner Bedeutung nach einreiht in den Gesamtschatz der Litteratur. Eine solche Kritik zu schreiben, bedarf es eines Buches; gottlob, daß noch dann und wann ein Trefflicher die Muße findet, solch ein kritisches Buch zu schreiben, und somit unsere Enkel nicht einzig nach den Zeitungskritiken unsere Urteilsfähigkeit abzuschätzen brauchen. Die Zeitungskritik hat weiter keine Aufgabe, als anregend zu wirken und zur Bildung eigenen Urteils anzureizen, — sie kann ihrer Kürze und Eintagsflüchtigkeit wegen keine andere haben. In die Tiefe zu steigen, Grund und Wesen litterarischer Erscheinungen zu erforschen, das vermag allein jene Gattung der Kritik, welche weit ausholen darf ..."

Die „Kölnische Zeitung" hat jüngst wieder einmal gezeigt, daß auch sie kritisch „weit ausholen darf" und dann zweien Romanen der „Neuesten" eine mehrspaltige Besprechung gewidmet, die in allen Stücken das schnurgerade Gegenteil von dem bietet, was in obiger Auslassung von einer guten Kritik gefordert wird. Es mag im allgemeinen dem Beurteilten schlecht anstehen, sich in das Urteil zu mischen, allein thatsächliche Irrtümer zu berichtigen, bewußte Fälschungen und persönliche Herabwürdigungen aufzudecken und zurückzuweisen und gegen eine schmachvolle Mißbrauchung und Schändung des öffentlichen kritischen Richteramtes feierlich Protest zu erheben, ist Pflicht eines jeden anständigen Schriftstellers.

In diesem Sinne klage ich hiermit die „Kölnische Zeitung" öffentlich der kritischen Fälschung meines Romanes „Die klugen Jungfrauen" und der durch nichts provozierten persönlichen Beleidigung und litterarischen Ehrabschneiderei an. Begründung dieser Anklage folgt im nächsten Heft.

M. G. Conrad.

Dichtungen.

„Peregrin". Ein Berliner Gedicht von Adolf Schafheitlin. Zweite, vermehrte Auflage. Wilh. Friedrich, Leipzig.

Ein neues Epos — doch erschrecken unsre Leser nicht: was ihnen da geboten wird, schillert in so vielen Farben, daß die Langeweile nicht zu fürchten ist!

Peregrin, wie sein Name andeutet, ein unermüdlicher Wanderer, ist der Sohn eines österreichischen (Wiener) Rittmeisters und einer Schauspielerin, und geboren im zweiten Viertel des Jahrhunderts —

> Des jetzigen, der Krone aller früh'ren!
> — (Historiographische Perrücken wundert's,
> Daß man bislang nicht kroch auf allen Vieren:
> So hoch sind über jene wir gestellt!) —
> Da kam Herr Peregrin ans Licht der Welt.

In ironisch-satirischer Weise wird das Labyrinth unserer Erziehungsmethoden beschrieben, das auch er durchirrt und sich darin verirrt, bis ihm eine moderne Ariadne, mit Namen Adeline, ihres Zeichens Komödiantin, den Weg in das wahre Schlaraffenland zeigt. Dahin enteilt er denn schleunigst mit seiner Befreierin unter den Schwingen Amors und landet in — Neapel. Vorher war er so klug, zwanzigtausend Gulden zu erben von einer neuen Tante-„Massabie". Wie ihm dann sein lockeres Adelinchen die gewöhnlichen Folgen dieser Art Lieben zu kosten giebt, d. h. mit einem reicheren Bewerber, einem „Inglese" entflieht — er hinterdrein, wie in Paris Versöhnung geschlossen wird, bis sie den armen Candide-Peregrin in diesem modernen Babel zur Verzweiflung bringt, so daß er sich thätlich an ihr vergreift und glaubt, sie getötet zu haben;

wie er, aus einer heftigen Krankheit genesen, sich in dem Kloster auf den Höhen des Simplon wiederfindet, wohin ihn die Verzweiflung getrieben — alles das, mit heißer Empfindung dargestellt, mit Humor und Satire gewürzt, giebt eine Geistesspeise, die grade recht ist für moderne verwöhnte und kritische Gaumen. Unser „Held" beschließt, seinen Willen zum Leben zu „verneinen", er will Klausner werden! Leider ist er bald wieder in den Schlingen einer Liebe gefangen, diesmal zu einem schlichten Naturkinde, dessen Vater Schmuggler. Die Geliebte wird ihm durch ein Verbrechen entrissen, er selbst aber für einen Schmuggler gehalten; und so wandert er ins Gefängnis nach Chillon. Hier hat er jahrelang Muße, lyrische und philosophische Betrachtungen über das wechselvolle Menschenschicksal anzustellen. Als er frei geworden, geht er nach Belgien, wird angestellt in einem Bergwerk und lernt das Arbeiterelend kennen. Er macht die Bekanntschaft eines kommunistischen Schwärmers. Da er selbst von heftiger Begier gepeinigt wird, das Leben in allen seinen Äußerungen kennen zu lernen, so lauscht er willig dessen Ideen. Er geht mit ihm nach Paris, wo gerade der Kommuneaufstand ausgebrochen, der in ebenso düstern, wie anschaulichen Bildern dargestellt wird. Zum Lohn für seine Weltverbesserungspläne kommt er in Gefahr, erschossen zu werden. Auf den Barrikaden findet er sein totgeglaubtes erstes Lieb wieder, Adeline — als Petroleuse! Sie wird vor seinen Augen von den Kugeln der Versailler niedergestreckt. Eine kleine Tochter, die sie mit sich geschleppt, adoptiert er. Ihm erscheint dieser Vorfall ein Fingerzeig des Schicksals, daß er, anstatt für die Verbrüderung der Menschen zu schwärmen, lieber erst den einzelnen Menschen erziehen solle. Es gelingt ihm zu entfliehen, er schifft sich mit seinem kleinen Schützling ein nach Amerika. Hier schließt der erste Teil des Buches.

Die Begierde, das Leben in den verschiedensten Lagen und Ländern zu ergründen, ist aber unüberwindlich in unserm neuen Saïs-Jüngling. Kaum in Amerika angelangt, folgt er wieder seinem dunkeln Drange. In Bildern voll scharfer Satire werden die Spiritisten, religiösen Schwärmer, die Vegetarianer e tutti quanti die Weltverbesserer vorgeführt, während zugleich der Verfasser Strophen heller Begeisterung findet für die freiheitliche Größe der nordamerikanischen Republik. Schließlich kehrt er, an Lebenskenntnis bereichert, auf sein Schiff zurück, wo er die Stelle eines ersten Ingenieurs bekleidet. Ihm kommt die Kunde zu von dem Unternehmen des kühnen Nordenskjöld, und er schließt sich ihm an, um den nordischen Meerweg nach Indien, diese große Rätsellösung, zu suchen. Sein Adoptivtöchterchen übergab er vorher der Obhut seines frühern Kapitäns. Die lange Einsamkeit ist für ihn eine Epoche innerer Läuterung; zum ernstern Manne gereift, kehrt er von dem geglückten Unternehmen heim. Seine kleine Mira, welche die Liebe eines italienischen Grafen errungen, läßt er in Neapel an der Seite des Gatten zurück, und kehrt in die Heimat. In Triest lebt er auf einer kleinen Villa, nachdem er seine alte Mutter zu sich genommen. Seine vielen Reisen und was er gesehen, lassen in seiner Seele das Bild eines Idealstaates allmählich entstehen. Anstatt nun dies Utopien didaktisch-trocken zu beschreiben, zieht es der Verfasser vor, unsern Helden dies Wolkenkukuksheim: Astralland im Südmeer entdecken zu lassen auf einer neuen Fahrt. Die Schilderung dieses neuen Edens in vollendet schönen Strophen gehört zu dem Besten des ganzen Buches, das zugleich in diesem Idealbild seinen Beschluß findet und seinen tiefern Sinn.

Humor, Witz, Satire, Lyrik, drama-

tische Szenen — kurz ein reiches Gemälde des Menschendaseins ist in dieses kleine Werk zusammengedrängt, das den Eindruck einer Lebensaufgabe des Dichters macht. Er selbst ist, wie wir hören, geboren in Pernambuco (Brasilien) 1852 von deutschen Eltern (Constanzer). Frühzeitig kam er nach Deutschland, Berlin und ins Breisgau, wo er durch längere geschäftliche Thätigkeit Gelegenheit hatte, das praktische Leben und die großen Fragen, die es bewegen, gründlich zu studieren, vor allem die soziale Frage. Aber daß er bei der Negation nicht stehen blieb, sondern sich eine positive Welt geläuterten Daseins aufbaut, kennzeichnet seinen Standpunkt als Poet. Seit acht Jahren bereist er Italien, wo auch sein Werk entstanden ist, dem er so manche Schilderung südlicher Landschaft eingewebt.

Das Gedicht ist in Sestinen geschrieben, die sich am Anfang noch mitunter als widerspenstige Zöglinge erweisen, während sie späterhin vollkommen beherrscht erscheinen. Eine echt vaterländische Empfindung zeigt den modernen Standpunkt des deutschen Poeten, wie aus diesen Strophen erkenntlich:

Ich habe nie gespielt mit deinem Namen —
(Und in der Fremde ahnt man deine Macht!) —
Als deine ersten Klänge zu mir kamen
Nach langer Fahrt: hab' ich geweint, gelacht,
Hab' ich geküßt dich aus dem Herzensgrund,
In stiller Brust, nicht mit dem lauten Mund. —

Mein Vaterland! — Einst floh mit kind'schem Grollen
Ich deine nordisch rauhe Lebensbahn;
Ich dürstete nach Sonnen, wonnevollen,
Ein lächelnd Glück sah ich aus Fernen nahn.
Ein Traum von Liebe, Lorbeer — weiß ich's wohl,
Was mich gelockt? — Kaum sagt' ich Lebewohl!

Dem Lichte war ich nah, doch fern der Liebe;
Die deckt ein Hügel nun — es war gerecht!
Allein, was ich erwählt, durch Trennungstriebe
Will ich's vollenden; doch am Ende möcht'
Auf Knieen ich noch küssen deine Hand
Mit letztem Kuß, du stolzes, treues Land!

Der erste Teil des Buches erschien vor zwei Jahren. Daß dieser bereits vergriffen, und schon eine zweite, nun vollendete Auflage nötig wurde, ist gewiß ein erfreuliches Zeichen. Am Titel „Berliner Gedicht" hatte sich damals die Kritik gestoßen, da freilich Berlin im Buche nicht vorkommt. Daß aber die Stimmung des Gedichtes, vor allem dies Schwanken zwischen Ironie und Enthusiasmus, kennzeichneud ist für den Berliner Charakter und also auch den Titel hinlänglich rechtfertige: darinnen können wir dem Verfasser billig beistimmen. Im übrigen fand der erste Teil damals von der Kritik eine äußerst wohlwollende Aufnahme (Vossische Zeitung, Berl. Börsenztg. u. s. w.). Das hinderte freilich nicht, daß sich auch ein paar kurz absprechende darunter fanden. Als ein Kuriosum diene, daß einer der Herren zu den Worten der absichtlich französisch radebrechenden Adeline: „Mon ami cher!" ausruft: „Und der Schriftsteller will Französisch verstehen!" Ja, er schließt die paar Zeilen, in denen er eine solche Arbeit bespricht, mit dem Wortwitz: „Ein Ollendorffsches Fremdwörterbuch!" — worüber der Verfasser sicherlich nicht weniger gelacht haben wird, als seine dichtungskundigen Leser. Die deutsche Kritik stünde nicht auf der Höhe ihres — verfehlten Berufs, wenn sie sich nicht dergleichen Blödsinnigkeiten leisten dürfte. Nichtwahr, Onkel Perfall von der „Kölnischen"? Erich Stahl.

Lothar. Ein modernes Epos in zehn Gesängen von Friedrich Lange. Hamburg 1889. Verlagsanstalt und Druckerei-Aktiengesellschaft.

Ein modernes Epos! — d. h. Lösung einer der schwierigsten, tiefsten Aufgaben, die sich der moderne Dichter stellen kann! Manchem mag es sogar als ein Widerspruch im Titel erscheinen, da sie — und zwar gerade sehr zünftige Litterarhistoriker — der Ansicht sind, das eigentliche moderne Epos sei der Roman; diese Ansicht ist allerdings durch Schöpfungen wie Byrons „Don Juan", Puschkins „One-

gin" u. A. widerlegt. Ich glaube, auch Friedrich Langes Dichtung ist eine Ehrenrettung des Epos (einer Dichtungsgattung, bei der Viele nur an die im Gymnasium durchgeseufzte Äneide des Pius Äneas denken).

Dieser „Lothar" ist zunächst in wirklich modernem Geiste geschrieben. Die Charaktere der Dichtung sind modern im guten und schlechten Sinne des Worts. Friedrich Lange gehört offenbar nicht zu Jenen, welche die Modernität nur in der Situation und Dekoration suchen; er geht tiefer. Im Vorwort heißt es: „Aus den Nöten und Irrgängen eines auf irdische Ziele gerichteten Idealismus ist diese Dichtung entsprossen; zu dem erlösenden, in sich selbst ruhenden Idealismus des Gottglaubens will sie ihren Helden und, wenn es geschehen kann, den Leser hinführen ..."

Der Held, Lothar von Sachsa, kennt kein andres Ideal als das Vaterland, die Liebe zum Reich — aber wie wenig geeignet ist dieses Ideal, seine zerrissene Seele auszufüllen! So geht sein Weg auch die dunkelen Pfade der Leidenschaften und des Skeptizismus. Selbst sein edles Weib Gertrud — einer der am schönsten durchgeführten Charaktere der Dichtung — vermag ihn nicht zu halten, bis ihn im Ampezzanerthal der Gedanke des Selbstmords dämonisch umkrallt. Die Schilderung dieser Seelenzustände, insbesondere der schicksalentscheidenden Krise, ist ein Meisterwerk. Wir fühlen den jagenden Puls Lothars, wie ihn die Verzweiflung von Fels zu Fels treibt, auf den kahlen Zacken des Thals des Todes sein verlorenes Dasein zu enden ... Das Wort l'amor, das lustige Burschen singen, erinnert den Unglücklichen an sein verlassenes Weib. Auch das Wiedersehen und die Freude Gertruds gehören zum Ergreifendsten, was in der an hohlem Pathos so überreichen modernen Litteratur geschrieben ist.

Dieser „Lothar" ist in der That ein fesselndes Buch — ein Buch, das weniger beim ersten Lesen, als beim wiederholten Wiederlesen und Durchdenken die Macht des Dichters offenbart. Meisterlich hingestellt ist der alte Hauptmann, ebenso der echt moderne frech-feige Wüstling Stadford. Fraglich bleibt nur, ob es dem Dichter gelungen ist, die Umwandlung seines Helden vom skeptischen Pessimisten zum deistischen Optimisten wahrscheinlich zu machen. Es ist dies ja keine bloß ästhetische Frage, die der Kritiker aus seiner Machtvollkommenheit beantworten kann, vielmehr eine psychologische, zu der jeder Leser seine besondere Stellung einnehmen wird.

Vielleicht hätte der Autor seinen Helden noch tiefer in die Tragik des modernen Lebens und Gedankens einführen können, in die wutknirschende Unzufriedenheit der in den Großstädten eingepferchten Massen, in die uferlose Gemeinheit des Strebertums, in die Skepsis und Trostlosigkeit der Philosophie — doch seien wir ihm dankbar für das, was er geboten. Freilich, das Publikum bleibt seinem Geschmacke treu und liest nach wie vor zu seinem weiblichen Teile die Familienromane — was Mann heißt im Deutschen Reich, spielt Skat. Wie wenig Frauen werden z. B. wohl dieses „moderne Epos" lesen, und doch stände für ein denkendes Weib genug in und zwischen den Zeilen! —

Nicht ganz ist Referent mit dem Rhythmus einverstanden. Der Reim ist gut durchgeführt; auch das Prinzip, den Jambus mit Anapästen abwechseln zu lassen, ist lobenswert. Dagegen muß unseres Erachtens bei aller Freiheit des Rhythmus die Einheit desselben gewahrt bleiben; dies ist nicht der Fall, wenn z. B. mitten im Jamben- und Anapästenschwarm isolierte Trochäen auftreten — also eine entgegengesetzte Melodie gespielt wird. Übrigens ist die Sprache, von einigen wenigen

Unklarheiten abgesehen, von lobenswerter Plastik und Prägnanz. Namentlich gelingt es dem Dichter oft, mit knappen Wortblitzen die Nacht menschlicher Gemütszustände zu erhellen. Wie wunderbar ist Gertruds verhaltener, aber desto tiefer gehender Gram über des Gatten Untreue geschildert, in Szenen, die in ihrer reinen Seelenkeuschheit wunderbar abstechen von der bloß äußerlichen — mithin innerlich durch und durch nichtsnutzigen, erlogenen Prüderie unserer „beliebtesten“ Salonbelletristen! Habeant sibi. Solange es noch ernst denkende Künstler in Deutschland giebt, werden sie nicht aufhören auch unter den ungünstigsten äußern Verhältnissen ein Werk nach dem andern, und womöglich immer ein besseres und wuchtigeres, herauszuschleudern, auf daß unsere Epigonen nicht sagen sollen, wir seien kampflos gefallen. —

Julius Brand.

Aus der Dornenhecke. Metaphysische Gedichte von Margaretha Halm. 1889. Keine Gedichte — Gesänge! Kein Getändel der Liebe — echtes Weib! Das will in unseren Tagen sehr viel sagen. Ein Weib, das noch ein Herz, ein Ideal hat! Wie es flammt und entzückt, in Begeisterung fortreißt mit walkürenhaftem Flug der Gedanken zu glanzreicher Höhe! Entzückendes Verheißen von Glanz und Wonne, Töne anmutsvollster Weiblichkeit, oft so neu und originell, daß sie, eben weil sie nicht gewöhnlich und banal und nur feinerem Sinne vernehmbar sind, nicht nachgeschrieben werden können. Viel Heroismus, Titanismus! Ganz und gar keine stillbeschauliche Dornenhecke, von der aus man von behaglich selbstgesponnenen Gedankenkreisen sich umsieht. Ein bezaubernder Reiz im Wechsel zwischen traumhaftem Empfinden, erwartendem Sehnen und Hoffen — Dornröschenmotiv — und dem tapferen selbstbewußten streitbaren Weib — Amazone! Also auch ganz burschikose Akzente, luzianische Scheltreden und Apostrophen, himmelstürmende Anklagen, die alle in Hallelujah-Oden aufgehen, einer neuen Weltordnung als echte Sonnenjungfrau lichtfroh entgegengejubelt. Man muß an diesem Buch seine helle Freude haben. So viel echtes Gefühl, Geist, Schwung und Seele finden sich selten vereint. Und wenn sie auch gelegentlich einem modernen Laffen eins versetzt oder sonst ein bischen renommierend über die Schnur gehauen wird — was schadet's? Sie ist eine Titanide. Und dann: es ist so gesund, so erlösend, so befreiend in unserer Zeit, wo das Echte sich nicht mehr zu rühren traut.

Eger. Alois John.

Dramen.

Das Halsband der Königin. Tragikomödie in 9 Bildern von Karl Bleibtreu. (Leipzig, W. Friedrich.) Dies Drama gründet sich auf die bekannte geschichtliche Wahrheit und hält sich jeder Tendenz fern, will den Thatsachen nach einfach „historisch“ genommen werden. Während heut die Freimaurer natürlich nur humanitäre Zwecke verfolgen, untergruben die damaligen Illuminaten notorisch das Bourbonische Königtum. Die eigentümliche Rolle, welche Cagliostro in der Halsband-Affäre spielte, wurde in diesem Drama durch Erfindung des hinter ihm stehenden „Unbekannten“ erklärt und erweitert. Den unglücklichen Kardinal Rohan, diesen freilich sehr weltlich gesinnten Würdenträger der Kirche, mit möglichster Decenz zu zeichnen, so daß man mit Rührung und Mitleid am Schluß von ihm scheidet, hielt der Verfasser für angemessen. Die Rolle der Königin und der Oliva soll gewiß von derselben Schauspielerin zugleich dargestellt werden.

Vermischtes.

Zwei hervorragende Lieferungsausgaben, die geeignet sind, das Interesse

aller auf Bildung Anspruch machenden Kreise zu erregen, beginnen soeben bei Wilhelm Friedrich in Leipzig zu erscheinen. In dem einen Falle handelt es sich um die zehnte, auf 3 Bände vergrößerte Auflage der „Philosophie des Unbewußten" von Eduard von Hartmann, die als billige Volksausgabe in 13 Lieferungen à 1 Mk. erscheint, in dem andern um die Ausgabe der „Gesammelten Werke" von Karl Frenzel, die in Lieferungen zu 1 Mk. erscheint und in rascher Folge die wichtigsten Werke Frenzels bringen wird. Eröffnet wird die Reihe mit aesthetischen Studien und litterarhistorischen Aufsätzen unter dem Collektivtitel „Einnerungen und Strömungen", später werden Romane und Novellen Frenzels folgen. Wir begnügen uns heute damit, die Aufmerksamkeit unserer Leser auf diese beiden hochbedeutsamen Lieferungswerke hinzulenken: wir sind überzeugt, daß beide bei dem gebildeten Publikum die denkbar beste Aufnahme finden werden.

Das 5. Heft der neuen Monatsschrift „Der neue Kosmos" betitelt, erschien soeben. Herausgegeben von L. Stein und F. v. Khaynach. Es ist charakteristisch, daß eine Zeitschrift sich ganz der Pflege des Auslandes zuwendet und speziell mit den Norwegern ihr Probeheft eröffnete. Das Bild Björnsons schmückte die erste Nummer; etwas zu bärbeißig im Ausdruck für nähere Bekannte des großen Dichters. Eine tiefsinnig geniale Novelle Björnsons „Staub" bildete die pièce de resistance. Weniger hat uns die Novelle von Jonas Lie angesprochen. Die Gedicht-Übersetzungen sind recht gelungen, so die des Björnsonschen „Molde, Molde tru som en sang", für den Glücklichen, der dies Blumenstädtchen am Golfstrom sah, stets wehmütige Erinnerungen weckend. Der kritische Teil enthält eine Epistel von Leo Berg mit Hieben gegen Wildenbruch und Kretzer, und eine sehr böse Verurteilung des früher anonymen Mackayschen Opus „Helene", dessen Autor wir freilich sofort aus besonderen Gründen erkennen mußten. — Sehr ansprechend wirkt der Versuch eines humoristischen Epos im Stil von Byrons „Don Juan", dessen anonymen Verfasser wir wohl im Herausgeber, Herrn v. Khaynach, suchen müssen. In äußerst scharfer Diatribe fällt derselbe dabei über zeitgenössische Poeten her, wobei er gegen Wildenbruch und Redwitz doch wohl allzu strenge loshaut, auch Graf Schack, Heyse, Julius Wolff allzu herbe verdammt. Doch zeugen besonders die pathetischen Partieen, trotz ungelenker und zerhackter Form, von Kraft und Schwung. Das gewählte Versmaß „Ottave Rime" paßt sehr gut für heftige Invektiven gegen Zeit und Zeitgenossen, à la Byron. Sei mir vergönnt, eine solche Stanze hier als Probe einzufügen, die sich mir jüngsthin entpreßte:

„Ihr faden Semmel dumpfer Bäckerstuben,
Ich salze euch, — und ob ihr Pa schreit
Und ob posaunen eurer Söldner Tuben
Der Heuchlerehre Unverletzlichkeit, —
Das Bild bleibt doch, ihr schellentauben Buben,
Das eure Heuchlerehre konterfeit.
Ihr wollet es mit Eselshuf zerschmettern,
Doch Wahrheit ewig strahlt in Flammenlettern.

Die folgenden 4 Hefte entsprechen dem ersten: Ausschließliche Fremdtümelei, weswegen wir von dem Unternehmen nun keine Notiz mehr nehmen. Leider wimmelten die Hefte von Druckfehlern. Das Überhasten des Produktionsfiebers geht heut so weit, daß es sich auch den Arbeitern mitteilt, welche ein Buch herstellen. Der Autor liest Hals über Kopf, um nur rasch auf den Markt zu kommen, die Korrekturbogen und der Korrektor läßt massenhafte Buchstabenfehler stehen. Der Autor würgt hinterher an dem Gedanken, daß unbefugte Revisionskorrektoren ausge-

fallene oder verschobene und falsch wiedereingesetzte Buchstaben hineingepfuscht hätten. Eigentlich dürfen wir heut ein Buch erst in der 2. Auflage beurteilen. Auch Shakespeare hat seine Dramen zwei bis dreimal umarbeiten müssen. Traurig, daß infolge des mangelhaften Absatzes heut dem Künstler die Gelegenheit entgeht, seine Werke später von Fehlern zu reinigen. Freilich hilft auch das nicht immer. Kürzlich fand ich in einer Volksausgabe von Napiers klassischem Geschichtswerk die tollsten Flüchtigkeiten, die also in 100 Auflagen stehen blieben!

Karl Bleibtreu.

Die zwei vom „Allg. Deutsch. Realschulmänner-Verein" preisgekrönten Arbeiten von Fr. Pietzler, Oberlehrer am Gymnasium zu Nordhausen, und P. Treutlein, Professor am Gymnasium zu Karlsruhe sind jetzt im Druck, in einem Bande vereinigt, erschienen. (Braunschweig, Otto Salle, 176 Seiten mit 24 Figuren im Text.)

Wir empfehlen diese Schrift — „Der Zudrang zu den gelehrten Berufsarten, seine Ursachen und etwaigen Heilmittel" — allen denjenigen, denen das Wohl unserer Jugend, die gesunde Entwickelung unseres Volks- und Staatslebens und, nicht zuletzt, die Stellung Deutschlands in der Weltkultur wirklich am Herzen liegt, zur gewissenhaftesten Beachtung. Mit unserem Mittelschulwesen darf's nicht mehr in der seitherigen Weise weitergehen. Die Bildungsfragen werden nicht mit „Durchfretten" und „Fortwursteln" aus der Welt geschafft. Wenn sich die deutschen Kultusminister der Einzelländer ihrer Aufgabe nicht gewachsen fühlen und vor der Schulreform zurückschrecken, so mögen die Herren ihr Portefeuille an tüchtigere, leistungsfähigere und entschlossenere Kräfte abgeben. Wie viel und schwer bei der seitherigen Wirtschaft gesündigt worden, legt die angezeigte Schrift ziffermäßig und thatsächlich dar; auch die Heilmittel erörtert sie in sachlich überzeugender Weise.

Im gleichen Verlage erschien die prächtige Schrift „Unser Gymnasial-Unterricht" von Alethagoras (52 Seiten, 60 Pf.). Diese „Bekenntnisse" eines Gymnasiallehrers gehören zum Allerbesten, was die Schulreformbewegung seither an gediegener Aufklärung des Volkes über Wert und Unwert unserer überlieferten und überlebten sogenannten „klassischen Bildung" hervorgebracht hat. Wir bewundern und bedauern diese Schulmänner, die, durch die soziale Notlage gezwungen, trotz ihrer überlegenen Einsicht und ihres hohen pädagogischen Ideals geduldig an dem verfahrenen Schulkarren mitschieben müssen in „des Dienstes ewig gleichgestellter Uhr". Das ist das Furchtbare und Demoralisierende unserer heutigen offiziellen Bildungszustände, daß wir das Bessere persönlich wissen — und das Schlechtere amtlich thun müssen. Wir alle sind heute Mitarbeiter und Opfer einer intellektuellen und moralischen Entartung, die nicht ihresgleichen hat in der Geschichte! M. G. C.

Daniel Sanders hat uns gelegentlich seines siebzigjährigen Geburtstages mit zwei Büchern beschenkt, die uns den erfreulichen Beweis geben, daß die Schaffens- und Geisteskraft des Greises nicht nachgelassen hat. In dem einen „Aus der Werkstatt eines Wörterbuchschreibers" plaudert er in liebenswürdigster Weise nach dem Muster Littré's über sein lexicographisches Arbeiten, das andere, das er als „Vermächtnis an das deutsche Volk" bezeichnet, enthält unter dem Titel „Bausteine zu einem Wörterbuch der sinnverwandten Ausdrücke im Deutschen" ein Ergänzungswörterbuch, das an Gediegenheit und wissenschaftlicher Gründlichkeit

den übrigen Arbeiten des berühmten Gelehrten in nichts nachsteht. Beide Bücher sind bei Hans Lüstenöder in Berlin erschienen. — Im gleichen Verlage ließ **Friedrich W. Ebeling** unter dem Titel „**Die Kahlenberger**“ einen weiteren Beitrag zur Geschichte der Hofnarren erscheinen. Er giebt darin zwei uralte Schwankdichtungen in neuer Gestalt heraus, die sehr mit Unrecht lange Zeit hindurch vergessen geblieben sind. Das Buch, das von der Verlagshandlung prächtig ausgestattet und reich illustriert ist, ist kultur- und litterarhistorisch von hohem Wert. — Sieben interessante kulturhistorische Aufsätze gab derselbe Verfasser im gleichen Verlage unter dem Titel „**Zerstreutes und Erneutes**“ heraus. Auch diese Arbeiten charakterisieren sich als wertvolle Gaben eines tüchtigen Schriftstellers, der ernst zu belehren und angenehm zu unterhalten gleich gut versteht.

Der Atticismus in seinen Hauptvertretern von Dionysius von Halikarnaß bis auf den zweiten Philostratus. Dargestellt von Dr. **Wilhelm Schmid**. 2 Bände. (Stuttgart, W. Kohlhammer.) Dieser Beitrag zur Entwickelungsgeschichte der griechischen Litteraturprosa ist vom ästhetischen wie philologischen Standpunkt gleich wichtig und empfiehlt sich durch die eingehende Behandlung, die der junge Verfasser seinem Thema zuteil werden läßt.

Deutsches Gesellschaftsleben im endenden Mittelalter. Von Dr. **Gustav von Buchwald** (Kiel, Ernst Hohmann). Diese interessanten Studien, die für die Kenntnis der deutschen Sittengeschichte vom Ausgange des Mittelalters hochwichtig sind, seien unseren Lesern ebenso empfohlen wie die „**Kulturhistorischen Erzählungen**“, die der obengenannte Kulturhistoriker im Verein mit Ina von Buchwald herauszugeben unternimmt und deren erster Band „**Der Heljäger von Waldbad**“ im gleichen Verlage erschien.

Dr. **Hermann Stohn. Litterarische Skizzen für die deutsche Frauenwelt.** 2 Bde. (Leipzig, Gustav Engel.) Allerlei Aufsätze über deutsche Litteratur und ihre Vertreter, zu Nutz und Frommen der heranwachsenden weiblichen Jugend niedergeschrieben. Da Herr Stohn seine Leser auch über die modernste Litteratur belehren will, so hat er auch ein Kapitel über das „jüngste Deutschland und — Paul Lindau“ geschrieben, das für den litterarisch nur halbwegs Gebildeten von gewaltig komischer Wirkung ist. Der trefflich orientierte Autor bespricht darin kurz das Verkehrte in dem litterarischen Streben der deutschen Nachtreter Ibsens und Zolas, die man gemeinhin das jüngste Deutschland nennt; ein weiteres Eingehen auf diesen Gegenstand hält er aber, wahrscheinlich im Interesse der Keuschheit seiner Leserinnen nicht für angezeigt, er begnügt sich damit, dem Führer dieser gottverlassenen Gesellschaft, Herrn Paul Lindau, der über dieses Avancement aber schwerlich sehr erbaut sein wird, etwas näher ins Gesicht zu leuchten. „Der hervorragendste Vertreter des ‚jüngsten Deutschland‘ ist der Berliner Schriftsteller Paul Lindau,“ sagt Herr Dr. Stohn kurz und knapp auf S. 157 des II. Bandes seines Buchs, „für das er, wie er im Vorwort sagt, das beste und zuverlässigste Material, welches unsere bedeutendsten Litteraturhistoriker in neuster Zeit geliefert haben, benutzt hat“. Nun, den Gedanken über das „jüngste Deutschland und Paul Lindau“ hat der originelle Litteraturforscher in seinen Quellen übrigens schwerlich gefunden, das ist seine ureigene Geistesthat und er hat allen Grund, auf diese originelle Idee stolz zu sein. Fürwahr, um dieses einen guten Einfalls willen, sei Herrn Dr. Stohn die öde Langeweile verziehen, die auf dem übrigen Inhalt der beiden Bände bleischwer lastet.

G.

Unser geschätzter Mitarbeiter Otto Ernst hat unter dem Titel „Offenes Visier!“ bei Conrad Kloß in Hamburg eine Sammlung von Essays erscheinen lassen, die wir der Aufmerksamkeit unserer Leser warm empfehlen möchten. Die hier gesammelten Aufsätze beschäftigen sich mit Litteratur, Pädagogik und Fragen des öffentlichen Lebens, die in geistvoller und stets anregender Weise behandelt werden. Es ist ein gutes Buch und verdient, gründlich gelesen und überdacht zu werden.

Von Lieferung zu Lieferung wird es klarer und eindringlicher, welch ein überaus verdienstliches Werk um das Geistesleben der deutschen Volksgemeinschaft der Freiherr Waldemar v. Biedermann mit seiner Sammlung „Goethes Gespräche“ (Verlag von F. W. v. Biedermann, Leipzig) auszurichten unternommen hat. Die Veröffentlichung ist jetzt bis zum vollendeten zweiten Bande fortgeschritten. Das ist kein akademisches Bibliothekbuch, das ist ein lebendiges Hausbuch, in welchem ewige Quellen der Erkenntnis und Weisheit aus dem Haupte des genialsten Deutschen rauschen. Wie wenige Deutsche wissen und empfinden, was sie an ihrem herrlichen, ruhmreichen Goethe haben! Wie wenige machen sich seinen unerschöpflichen Reichtum zu nutze, ihr eigenes und ihres Volkes Leben damit fruchtbringend zu bereichern und veredelnd zu schmücken! Ein einziger Band dieser „Gespräche“ birgt köstlichere Schätze in klar gemünztem Geistesgold, als ganze Bibliotheken der philologischen Maulwurfs-Gelehrsamkeit, als ganze Berge der Goethe-Kommentatoren. Gerade wir jüngeren Realisten in unserer vaterländischen Litteratur sind überglücklich, wenn wir unseren hohen Meister Goethe dem Volke immer inniger vertraut werden sehen. Wir finden daher auch nicht Worte genug, dem Freiherrn von Biedermann für sein verdienstvolles Unternehmen zu danken. M. G. Conrad.

Es kommt nicht bloß darauf an, daß man die Wahrheit spricht, sondern daß man sie auch zur rechten Zeit spricht. Eine rätselhafte Schwäche hat den guten, ehrlichen, braven Alfred Meißner sein Leben lang abgehalten, in seinem bösen Handel und Wandel mit einem gewissen Hedrich das erlösende Wort voll und frei in die litterarische Öffentlichkeit zu rufen und schurkischen Anschlägen mit den hellen Waffen lauten Bekenntnisses zu begegnen. So wurde der Schweigsame von seinem heimlichen Widersacher, Ausbeuter und Neider mit kalter Ausdauer in den Tod gehetzt: Meißner hat, kampfesmüde und der furchtbaren Verfolgung zu entrinnen, Hand an sich selbst gelegt und sein Lebensende freiwillig beschleunigt. Und noch über den Tod hinaus setzt der überlebende „Freund“ und „Mitarbeiter“ sein dämonisches Verfolgungswerk fort, das Meißner mit dem rechten Wort zur rechten Zeit aufs glücklichste hätte verhindern und dessen Urheber wie giftiges Gewürm mit einem herzhaften Stoß des Absatzes in den Staub treten können. Die 66 Seiten starke Schrift Robert Byrs, die bei G. Franz in München unter dem Titel „Die Antwort Alfred Meißners“ erschienen, gewährt erschütternde Einblicke in diese tragische Geschichte. Eins muß Robert Byr noch nachholen: Hedrichs Charakterbild muß er vor der deutschen Leserwelt in blutigen, brennenden Farben hinzeichnen, das ganze Charakterbild mit allen Einzelzügen!

M. G. Conrad.

Die natürliche Erziehung. Grundzüge des objektiven Systems von Dr. Ewald Hause. Meran, Elmenreichs Verlag, 1889. Was will der Verfasser? Grundzüge zu einem System der natürlichen, der allein wahren Menschenbildung geben, ausgehend von dem fundamentalen Gedanken: die Gesamtnatur

stellt einen in harmonischer Entwickelung begriffenen Organismus dar, die Erziehung des Menschen (als Glied des großen Naturganzen) hat sich daher auch auf das Prinzip der natürlichen Entwickelung zu gründen. Die natürliche Erziehung hat alle Sinne zu pflegen und durch die Sinne eine Summe von Wahrnehmungen und Empfindungen als gedeihliche Grundlage, als solides Baumaterial für die höhere geistige Ausgestaltung zu gewinnen. Der Kern der naturgemäßen Methode ruht in dem selbständigen und selbstthätigen Beobachten, Forschen und Arbeiten. Fühlen, Denken und Streben des Kindes ist durch die mit realen Bildungsobjekten schaffende Erziehung an die Natur gebunden. „Kindliche Phantasie und kindliches Gemütsleben werden nicht im Reiche des Unfaßbaren, Abstrakten und Nichtwahrnehmbaren gelassen, sondern auf den konkreten, sittlich vernünftigen Boden gestellt durch kulturelles Gestalten mit dem Materiale des wahren Idealismus." Religiöse Bildungspflege ist Sache der Religionsgesellschaft, der Kirche. Das Ziel der Erziehung liegt in der kulturellen Bethätigung und Gestaltung des sittlichen Fühlens und Strebens; nicht Intelligenz, sondern kulturelles Können soll die Menschenbildung erzeugen. Körperliches und geistiges Gedeihen heischen gleiche Sorge. Verbalismus und Mechanismus sind die natürlichsten Feinde des objektiven Erziehungssystems. Ganz selbstverständlich, denn die „natürliche Erziehung ist ein organischer Prozeß, welcher das entwickelungsfähige äußere Leben in entwickelungsfähiges inneres Leben verwandelt." Der lebendigen, produktiven Natur muß ein durch und durch produktives Arbeitsleben in der Schule entsprechen. Kurzum: „Die Erziehung muß real sein," wie der alte Baco lehrte; oder: „Meßt, wiegt, zählt, vergleicht!" wie Rousseau forderte; oder: „Anschauung ist das Fundament aller Erkenntnis," wie Pestalozzi sich ausdrückte; oder: „Der Unterricht muß zur Kultur führen," wie Fichte philosophierte. Das Hausesche Buch, 480 Seiten in Großoktav umfassend, ist ein gedankenschweres und — gedankenerzeugendes Werk, nicht zur gemütlichen Lektüre, sondern zu ernstem Studium bestimmt; es ist eine Erziehlehre von merkwürdiger Eigenartigkeit, erfaßt in naturphilosophischem Geiste, himmelweit verschieden von den zahlreichen Erziehungsvorschlägen und Erziehungsbüchern der Gegenwart, von Produkten, die meistens alte Gedanken in neuer Form und Gruppierung auftischen. Wir empfehlen das Buch allen Freunden der Menschenbildung zur Geisteserfrischung und Geisteserweckung.

Junker.

Ein sehr verständig angelegtes Werk ist das „Jahrbuch für Münchener Geschichte", begründet und herausgegeben von Karl v. Reinhardstöttner und Karl Trautmann. (Bamberg, Büchnerscher Verlag.) Der vorliegende dritte Jahrgang, ein stattlicher Band von 568 Seiten, enthält mancherlei, das auch für die Nichtmünchener von kulturgeschichtlichem Interesse, z. B. die Geschichte des Jesuitendramas in München, die Analyse eines Münchener Romans aus dem 17. Jahrhundert, Nachrichten über die Erwerbung von Raphaels Madonna Tempi durch Ludwig I., Bruchstücke einer Chronik von 1403—1731.

M. G. C.

Abhandlungen über Goethe, Schiller, Bürger und einige ihrer Freunde. Mit Knesebecks Briefen an Gleim als Seitenstück zu Goethes Campagne in Frankreich. Von Dr. Heinrich Pröhle. (Potsdam, Aug. Stein.)

Aus der reichen Flugblätterlitteratur, die sich mit den großen litterarischen und journalistischen Tagesfragen im Reich

beschäftigt, greifen wir heute zwei heraus, um die Aufmerksamkeit unserer Leser darauf zu lenken: „Das Quitzow-Ungetüm“, ein dramaturgisches Gespräch von E. G. Gnissel, Leipzig bei Alexander Danz (35 Seiten); „Der Wert der Berliner politischen Presse“ von Achajus, Berlin bei Brachvogel und Ranft (88 Seiten).

Beide Hefte sind außerordentlich gut und anregend geschrieben und machen auch auf den fernerstehenden, mit den Berliner Verhältnissen weniger vertrauten Leser den Eindruck strengster Ehrlichkeit. Sie sind unzweifelhaft von hochbegabten, rechtschaffenen Gesinnungsmenschen geschrieben, die ihre Probleme nicht mit säuerlicher Pedantenmiene, sondern mit gesundem Humore anpacken. In der Quitzow-Broschüre ist eine äußerst gelungene Figur, die zwischen die begeisterten und forschen Ausführungen der Tafelrunde, eine Art von „Ungespundeten“, immer die trockne Bemerkung wirft: „Aber es ist ein gutes Geschäft“. Dieses Wort läßt sich nicht nur auf gewisse zweifelhafte dramatische Waare, sondern wohl auch auf die meisten politischen Tagesblätter anwenden. Wert: — Geschäft: gut. Kampf für Wahrheit, Freiheit, Recht —! „Sagen Sie,“ fragte der verblüfft dreinschauende Manichäer, „wo bleibt da das Geschäft?“ Haben oder Nichthaben, das ist die moderne Hamletfrage. Alles fürs Geschäft!

M. G. Conrad.

Wo du nicht bist, Herr Organist ... Gegen die Dummheiten kämpfen nicht nur die Götter, sondern auch die Organisten vergebens. Ist da in Berlin ein königlicher Musikdirektor, ordentlicher und musikalischer Lehrer am städtischen Seminar und Organist an St. Marien, Otto Dienel mit Namen, wohnhaft im selbigen Berlin SW. Trebbinerstr. 15, und dieweil er seinen herrlichen Johann Sebastian Bach aus dem Fundamente versteht und traktiert mit den vollkommensten Hilfsmitteln der modernen Orgelbaukunst, der Not und Anfechtung von Seite der alten Schul- und Orgelzöpfe kein Ende und Entrinnen sieht. Er, der verständigere und größere Künstler, muß sich die Musterung und Zurechtweisung von den unverständigen und kleinen Künstlern gefallen lassen, daß seine Auffassung und sein Spiel des großen Johann Sebastian „unkirchlich“ sei, weil nicht dem Buchstaben und der geheiligten Überlieferung entspreche, was er auf der neuen Orgel Neues und Wundersames und doch so blühend Verständiges aus den alten Notenköpfen hervorzaubere. Ach, ihr kirchlichen Dummiane, die ihr das „echt kirchliche“ Kunstspiel der hochgebenedeiten Frau Musika nur im Verwaschenen, Monotonen, Langweiligen, Geistlosen sehet und höret! Ach, ihr Ölgötzen, die ihr die großen, ewigen Meister zu hüten und zu verherrlichen vermeint, indem ihr ihren Geist knechtet, ihr Feuer auslöscht, ihre Schönheit verhüllt! Ihr verdientet, öffentlich gestäupt zu werden — und Otto Dienel hat bloß eine kluge und liebenswürdige Abwehr geschrieben: „Die Stellung der modernen Orgel zu Johann Sebastian Bachs Orgelmusik“. Ich rate euch, lasset diese Broschüre ungelesen, denn sie kann eure Dummheit, die unheilbar ist, doch nicht kurieren. Und zum andern rate ich euch, nehmet an einem hohen Feiertage der Kunst euren solidesten Zopf und knüpft euch an der ersten besten alten Orgelpfeife auf, damit euer thörichtes Wesen ein seliges Ende finde. Amen. M. G. C.

Deutsche Geschichte.

Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I. Vornehmlich nach den preußischen Staatsakten von H. v. Sybel. Band 1 u. 2. München

und Leipzig, 1889. Druck und Verlag von R. Oldenbourg. Sobald das neue Werk Sybels angekündigt war, wurde es überall mit Spannung erwartet; wußte man doch, daß dem berühmten Geschichtsschreiber authentische Quellen zu Gebote standen, die seither verschlossen waren. Der Verfasser hat in der That auf Grund der preußischen Staatsakten urteilen und dadurch viel Neues bieten können. Daß er infolge dessen in erster Linie den Standpunkt Preußens vertritt, muß sofort begreiflich erscheinen; er war jedoch, wie die Vorrede sagt, bestrebt, „die im eigenen Lager vorgekommenen Fehler und Mißgriffe ohne Beschönigung einzugestehen, das Verhalten der Gegner aber gerecht und billig zu beurteilen, oder mit andern Worten, die Motive ihres Thuns nicht aus Thorheit oder Schlechtigkeit abzuleiten, sondern nach den historischen Voraussetzungen ihrer ganzen Stellung zu begreifen."

Die beiden ausgegebenen Bände führen die Erzählung bis zum Ausbruch des letzten dänischen Krieges und beginnen mit Rückblicken, in welchen viele wertvolle Gedanken zu finden. Der Verfasser sagt u. a.: Die Deutschen sind Partikularisten von Natur; das nationale Bewußtsein erscheint bei ihnen erst als Erzeugnis der fortschreitenden Bildung. Es war so in der ältesten Zeit und ist so auf allen Stufen unseres geschichtlichen Lebens geblieben. Ein langer pädagogischer Prozeß, auf politischem, ökonomischem und geistigem Gebiete, war erforderlich, ehe den Deutschen die Bildung eines deutschen Nationalstaats gelang. — Das Zeitalter Napoleons I. kurz berührend, tritt alsdann Sybel in die Besprechung des deutschen Bundes ein, wobei er den Bundestag eine durch die Paragraphen der Bundesakte organisierte Anarchie nennt. Von großem Interesse ist die Mitteilung, daß Prinz Wilhelm von Preußen, der spätere deutsche Kaiser, in einem Briefe vom 31. März 1824 sagt: „Hätte die Nation 1813 gewußt, daß nach elf Jahren von einer damals zu erreichenden und wirklich erreichten Stufe des Glanzes, Ruhmes und Ansehens nichts als die Erinnerung und keine Realität übrig bleiben würde, wer hätte damals wohl alles aufgeopfert, solchen Resultates halber?"

Das 2. Buch ist betitelt: „Erster Versuch der deutschen Einheit" und schildert zunächst die Märzrevolution von 1848. Über das Verhalten der Parteien im Vorparlament wird das harte Urteil gefällt: „Auf allen Seiten hatte man Freiheit und Einheit begehrt; was aber die Einheit betrifft, so blieb nur dadurch die Zwietracht verdeckt, daß man alle positiven Beschlüsse vertagte. Noch war die Klärung des Nationalbewußtseins nicht so weit vorgeschritten, daß sie unbedingt über die partikularen Gefühle und den politischen Fraktionsgeist triumphiert hätte. Die Einen wollten die Einheit — nur daß sie nicht monarchisch, die Andern wollten sie ebenso eifrig — nur daß sie nicht preußisch werde. So ergab sich Verneinung aller Orten." — Einzelne Persönlichkeiten, wie z. B. Heinrich v. Gagern, sind mit großen Strichen ganz vorzüglich gekennzeichnet.

Das 3. Buch behandelt das Scheitern des Einheitswerkes. Hier werden besonders über die Verhandlungen zwischen Preußen und Österreich neue und wichtige Aufklärungen geboten. Die Sitzung des preußischen Ministeriums, welche die Annahme oder Ablehnung der deutschen Kaiserkrone betraf, ist zum Teil nach dem darüber aufgenommenen Protokoll geschildert. Das Schlußwort zur Geschichte der deutschen Nationalversammlung verdient hier mitgeteilt zu werden: „So jämmerlich war das Ende des hoffnungsreich und imposant begonnenen Werks. Wir haben die Fehlgriffe bemerkt, wodurch die Nationalversammlung sich

an der Herbeiführung eines solchen Ausgangs beteiligte. Ebenso bestimmt jedoch müssen wir wiederholen, was wir schon beim Anfang ihres Wirkens betonten: die innere Unmöglichkeit der Lösung der Aufgabe bei dem damaligen Stande der politischen Bildung im deutschen Volke, wo hier radikale Bestrebungen, dort die Macht des Sondertums die Anziehungskraft des nationalen Gedanken noch überwogen. Allein keine Schande, sondern ein Ruhm ist es, seinen Zeitgenossen voraus zu sein, und deshalb zwar erfolglos in der Gegenwart zu bleiben, wohl aber den Samen einer großen Zukunft auszuwerfen. Dies hat die Nationalversammlung gethan und damit einen ehrenvollen Namen in der Geschichte behauptet."

Das 4. Buch ist der preußischen Union gewidmet und läßt das Schwankende im Wesen Friedrich Wilhelms IV. wie das Eingreifen Rußlands in die deutschen Verhältnisse aufs klarste erkennen. Das Auftreten des Kaisers Nikolaus wird am besten durch folgende Mitteilung beleuchtet. Bei einem Manöver in Warschau sagte er zum Grafen F. Dohna, dem Kommandierenden des 1. (ostpreußischen Armeekorps), er solle mit diesem auf Berlin marschieren und hier die Herstellung der absoluten Monarchie bewirken!

Der zweite Band bespricht zuerst die Sendung des Grafen Brandenburg nach Warschau und zerstört die Überlieferung, welche behauptet, daß Graf Brandenburg sich gegen seine Überzeugung den friedfertigen Wünschen des Königs gefügt habe und an gebrochenem Herzen gestorben sei; „in Wahrheit ist es gerade Graf Brandenburg, welcher der preußischen Politik im entscheidenden Zeitpunkt die Wendung zu nachgiebigem Frieden gegeben hat."

Über die Verhandlungen zu Olmütz und Dresden wird manch neuer Aufschluß gegeben und dann die Zeit der Reaktion besprochen. Die Anstrengungen, welche in Preußen gemacht wurden, um an der Verfassung zu rütteln, sind durchaus nicht verschwiegen. Im wiederhergestellten Bundestag wird uns Bismarck vorgestellt. „Er war ein Staatsmann von Geburt. Eine freigebige Natur hatte ihn mit allen Erfordernissen des Herrscherberufs ausgestattet, mit rascher und durchdringender Auffassung aller Verhältnisse, mit scharfer Erkenntnis der Stärken und Schwächen jeder Position, mit sicherem Blick für die Brauchbarkeit der verschiedensten Menschen zur Förderung seiner Zwecke. Mit einer unerschütterlichen Willenskraft in der Verfolgung seiner Absichten verband er eine niemals versagende Elastizität des Geistes in der wechselnden Anwendung des jedesmal zweckmäßigen Verfahrens; ohne jemals einen systematischen Unterricht durchgemacht zu haben, besaß er die Fähigkeit, welche Thucydides von Themistokles rühmt, durch die Macht seiner Natur in kurzem Nachdenken das Erforderliche sofort zu treffen."

Der Zeit des Krimkrieges ist eine tiefeingreifende Darstellung gewidmet. Darauf folgt im 7. Buch die Betrachtung der ersten Regierungsjahre Wilhelms I., und damit beginnt die eigentliche Arbeit, welche nach dem Titel erwartet werden mußte. Die Persönlichkeit des späteren Kaisers Wilhelm ist ebenso liebevoll wie aufrichtig besprochen worden. Den Schluß des zweiten Bandes bildet ein Bericht über den Frankfurter Fürstentag.

Überblicken wir das Werk Sybels, so müssen wir bekennen, daß es hauptsächlich die Thätigkeit der preußischen Diplomatie schildert. Eine Geschichte der deutschen Einheitsbestrebungen, wie das Volk sie wünschen muß, ist hier nicht geboten und war jedenfalls auch nicht beabsichtigt. Da aber das Eingreifen der Staatsmänner in die Entwickelung des deutschen Einheitsgedankens von höchster Bedeutung war, so hat sich der Verfasser

durch seine authentischen Mitteilungen ein großes Verdienst erworben. Wenn die noch in Aussicht gestellten Bände vorliegen, wird sich erst ein abschließendes Urteil über das ganze Werk gewinnen lassen. H. Solger.

Französische Litteratur.

Alexis Bouvier kultiviert mit viel Glück das Feld des französischen Sensationsromans, und seine neueste Schöpfung auf diesem Gebiet „Chochotte“ (2 Bde., Paris, Marpon & Flammarion) zeigt, daß er sich seine volle Kraft bewahrt hat. Es ist geradezu staunenswert, mit welch raffiniertem Geschick der findige Verfasser die Maschen seiner Erzählung zu verschlingen weiß, wie gut er es versteht, den Leser andauernd zu spannen und durch unerwartete Wendungen zu verblüffen. Von psychologischer Motivierung, vertiefter Charakterzeichnung, Wahrheit der Situation und dergleichen Dingen ist in „Chochotte“ allerdings ebensowenig die Rede wie in den übrigen Romanen Bouviers, aber darauf kommt es ihm auch wenig an und das Publikum, das seine Sachen mit Vorliebe liest, giebt erst recht nichts darauf. Bouviers Leser sind mit seiner Manier sehr zufrieden, sie lieben diese sensationelle Situationen, diese grellen Effekte, diese rührseligen Kapitelschlüsse und so werden sie auch seine jüngste Schöpfung, die alle diese Ingredienzien eines waschechten Sensationsromans in Hülle und Fülle aufweist, mit wahrem Heißhunger verschlingen.

Jean de la Brète, Mon Oncle et mon Curé. (Paris, Plon, Nourrit & Cie.) Wir haben es hier mit keinem Roman im landläufigen Sinne des Wortes zu thun, das Buch enthält vielmehr das Tagebuch eines jungen Mädchens, Reine de Lavalle, die zwischen einem alten Onkel und einem alten Dorfpfarrer (übrigens zwei prächtig gelungene Typen!) aufwächst, und die auf diesen Blättern über ihre Eindrücke und Gedanken im echten und rechten Backfischton berichtet. Die frische, natürliche Art, in der dies geschieht und die Mischung von Koketterie und kindlicher Naivetät, die aus diesen Selbstbekenntnissen spricht, giebt dem liebenswürdigen Buch einen eigenen Reiz und läßt bei dem Leser eine freundliche Erinnerung an die Lektüre zurück. Der junge Autor darf sich rühmen, mit denkbar bescheidensten Mitteln eine hübsche Wirkung erzielt zu haben.

Henri Mainguené, Les Drames de la vie ouvrière. (Paris, Marpon & Flammarion.) Mainguené ist kein Berufsschriftsteller, sondern ein einfacher Arbeiter, der seine Mußestunden dazu benutzt hat, diesen Roman zu schreiben in der Absicht, darin das Arbeiterleben aus eigener Anschauung zu schildern. Nun, die gute Absicht soll gern und willig anerkannt werden, im übrigen enthält dieser „roman d'actualités politiques et sociales“ nichts, was den Eindruck des Selbstgeschauten macht: man macht sich auf ein modernes soziales Sittenbild gefaßt, und ist nicht wenig erstaunt, eine ideale, rührselige Erzählung zu lesen, die jede Spur von Lebenswahrheit vermissen läßt. Es ist eine wahre Räuber- und Mordsgeschichte, in der der Autor seiner blühenden Phantasie völlig den Zügel schießen läßt; dabei ist die Moral fingerdick aufgetragen und auch der Forderung der „poetischen Gerechtigkeit“ wird in ausgedehntestem Maße Rechnung getragen: das Buch schließt mit einem rührenden Siege der Tugend, während das Laster seine verdiente Strafe erhält.

Hector Malot wählt sich als Heldin seines neuesten Romans „Mariage riche“ (Paris, Marpon & Flammarion) eine jener Frauen, deren ganzes Sinnen und Trachten darauf hinausgeht, eine reiche „Partie“ zu machen und die dieses Ziel selbst mit Aufopferung ihres Lebensglücks zu erreichen suchen. Malot hat

das Problem scharf erfaßt und mit naturwahrer Folgerichtigkeit entwickelt: die Heldin, Suzanne Capel, giebt, nachdem alle ihre Träume von Reichtum und Wohlleben in nichts zu zerrinnen drohen, die Partie verloren und stürzt sich ins Meer. Mehr als bisher hat der Verfasser in der vorliegenden Erzählung der psychologischen Vertiefung der Charaktere seine Aufmerksamkeit gewidmet und sein „Mariage riche" ist auch in dieser Beziehung eine achtbare Leistung. Zur Kompletierung des Bandes, der reich illustriert und brillant ausgestattet ist, sind noch einige Novellen von Hector Malot beigegeben.

„Sous le Manteau" nennt Charles Monselet eine kleine Auslese von losen Geschichtchen, die er zu einem Bändchen vereint soeben bei Alphonse Lemerre in Paris erscheinen ließ. Im Geist der „Nouvelles Nouvelles" der Königin von Navarra erzählt, sind diese Ungezogenheiten in jenem graziös-übermütigen Ton gehalten, der eine spezifisch gallische Eigentümlichkeit ist und der auch die gewagtesten Sachen fast als pikante Harmlosigkeiten erscheinen läßt; Monselet trifft diesen Ton meisterlich, in manchen dieser Geschichten glaubt man die Verfasserin der „nouvelles nouvelles" in höchsteigner Person zu vernehmen und das ist wohl das höchste Lob, das man seinem Büchlein spenden kann.

Xavier Marmier, A travers les Tropiques. (Paris, Hachette & Cie.) Marmier ist zu alt geworden, um noch selbst zum Wanderstabe zu greifen und, wie er es früher so oft gethan, über seine Reisen in prächtigen, frischgeschriebenen Büchern zu berichten; der Achtzigjährige muß sich heute daran genug sein lassen, die Reisen anderer Leute von seiner Studierstube aus zu verfolgen und aus ihren Reiseberichten dies und das, was ihm grade interessant erscheint, zu excerpieren und zu sammeln. Einer solchen Reise in Gedanken verdankt das vorliegende Buch sein Entstehen: es sind Auszüge aus Reiseberichten, Schilderungen von Land und Leuten, aus allen möglichen Journalen und Büchern zusammengetragen, übersetzt und zu einem Bande vereint. Marmier will nichts anderes bieten als Kompilationsarbeit, aber da er mit Geist und Geschmack kompiliert, so hat er ein Werk zu stande gebracht, daß jeder mit Genuß lesen wird.

Mémoires de Louvet de Couvrai sur la révolution française. 2 vols (Paris, „Librairie des Bibliophiles" [Jouaust]). Die durch ihre Ausgaben bestbekannte Librairie des Bibliophiles hat die Publikation einer „Bibliothèque des Memoires relatifs à l'histoire de France" unternommen, die den Zweck verfolgt, die interessantesten Memoirenwerke des 16., 17. und 18. Jahrhunderts in guten authentischen Ausgaben dem Publikum zugänglich zu machen. In dieses hochbedeutsame Sammelwerk sind neuerdings auch die Memoiren Louvets aufgenommen worden, ein Werk, das in der reichen französischen Memoirenlitteratur eine der ersten Stellen einnimmt. Louvet de Couvrai ist weiteren Kreisen wohl nur als Verfasser des „Faublas" bekannt geworden; sehr mit Unrecht, denn die intimen politischen Aufzeichnungen, die er uns in diesen Memoiren hinterlassen, sind es wirklich wert, mehr als bisher beachtet zu werden. Sie sind nicht nur eine schätzbare Quelle zur französischen Revolutionsgeschichte, sondern bilden auch als litterarische Leistung an sich betrachtet eine der unterhaltendsten und anziehendsten Gaben, die die französische Litteratur des vorigen Jahrhunderts aufzuweisen hat. Prof. Aulard hat den Text einer kritischen Sichtung unterzogen und einen bisher unedirten Teil nach dem der Nationalbibliothek gehörigen Manuskript hinzugefügt; eine lesenswerte Studie über Louvet und sein Werk aus

Anlards Feder dient der geschmackvoll ausgestatteten Ausgabe als Einleitung. Eine weitere Bereicherung erhält diese schöne Kollektion soeben durch das Erscheinen der „Memoires sur la Bastille“, die das vierte Stück der Sammlung bilden und die Memoiren von Linguet und Dusaulx enthalten. Eingeleitet wird der Band durch eine lesenswerte Studie von H. Monin, der über die Einrichtung und die Hausordnung der Bastille wie über die persönlichen Verhältnisse der beiden Memoirenschreiber hochwichtige Details beibringt. Der Herausgeber hat sich nicht damit begnügt, eine kritische Ausgabe zu bieten, die den Text der Originalausgaben wiederherstellt, sondern bringt auch in zahlreichen Anmerkungen eine Menge Material bei, in dem die in jüngster Zeit so weitgeförderte Forschung über die Bastille und ihre Geschichte weitgehendste Berücksichtigung findet. — Von der im gleichen Verlage erscheinenden Prachtausgabe der „Nouvelle Héloïse“ von Rousseau, auf die wir bereits hingewiesen haben, ist der zweite Band eben zur Ausgabe gelangt.

Le Théâtre en France, histoire de la littérature dramatique, par Petit de Juleville. (Paris, Armand Colin & Cie.) Der Verfasser begnügt sich nicht damit, eine Reihe von Stücken aufzuzählen und zu analysieren, sondern ist bemüht, eine Charakteristik der verschiedenen Epochen der Geschichte des französischen Theaters zu geben. Nach einer zusammenfassenden Übersicht über den Ursprung des französischen Dramas und seiner ersten Lebensäußerungen, geht er zur Betrachtung des Einflusses, den die Renaissance auf das Theater ausgeübt hat, über, unterzieht die klassische Periode des XVII. und XVIII. Jahrhunderts einer gründlichen Untersuchung und wendet sich dann der Neuzeit zu. Eine eingehende Erörterung über Tendenz und allgemeinen Charakter des zeitgenössischen Dramas beschließt das Buch, das als die ernste Arbeit eines gewissenhaften Forschers Jedem empfohlen werden kann, der sich für die Entwickelungsgeschichte des Dramas interessiert.

Histoire de la Renaissance artistique en Italie par Charles Blanc. Revisée et publiée par Maurice Faucon. 2 vols. (Paris, Firmin Didot & Cie.) Das Werk stammt aus dem Nachlaß des berühmten Kunsthistorikers, der in seiner letzten Krankheit seinen Schüler und Freund Faucon mit der Herausgabe seiner letzten Arbeit betraute. Krankheit hinderte den Herausgeber bisher daran, dieser Ehrenpflicht nachzukommen und so geschah es, daß wir erst heute von der geistigen Hinterlassenschaft Charles Blanc's Kunde erhalten. Die vorliegende Geschichte der „künstlerischen Renaissance in Italien“ erstreckt sich vom XII. bis zur Mitte des XV. Jahrhunderts, von Gregor IX. bis Pius II., von Nicolas Pisano bis Antonio Filarete und Paolo Romano, von Dante bis zur Erfindung der Buchdruckerkunst. Über Wert und Bedeutung des Werkes brauchen wir uns nicht weiter zu verbreiten, dafür bürgt der Name seines Verfassers zur genüge. Wir beschränken uns daher darauf, zu konstatieren, daß Blancs letzte Arbeit an Gründlichkeit der Behandlung wie Frische und Kraft der Darstellung seinen übrigen Schöpfungen nicht nachsteht und wissen es dem Herausgeber Dank, daß er sich mit einigen wenigen unwesentlichen Korrekturen begnügt, im übrigen aber das Werk in seiner ursprünglichen Gestalt intakt erhalten hat.

L'Avenir de la Metaphysique fondée sur l'experience, par Alfred Fouillée. (Paris, Felix Alcan.) Die Philosophen haben sich in neuerer Zeit daran gewöhnt, die Metaphysik etwas von

oben herab zu behandeln, man will sie jedes wissenschaftlichen Werts für bar erklären und pflegt in ihr nicht viel mehr als eine Art höherer Poesie, als eine einfache Consequence der Moral oder eine Individual-Religion zu sehen. Fouillée ist bemüht, gegen dieses Vorurteil anzukämpfen, er zeigt, daß die Metaphysik unvergänglich ist, weil sie die notwendige Ergänzung der positiven Wissenschaft bildet, nur soll sie von nun an einen neuen Weg einschlagen, indem sie auf Erfahrung begründete Spekulation wird. Der Verfasser entwickelt diese Gedanken in seiner interessanten Studie des weiteren unter beständigem Hinweis auf die innigen Beziehungen, die die Metaphysik mit der Wissenschaft, der Moral und der Religion verknüpfen.

In der schönen Sammlung des „Recueil des instructions aux Ambassadeurs de 1648 à 1789, die nach den Akten des Archivs des französischen Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten von Felix Alcan in Paris herausgegeben wird, erschien soeben der VIII. Band: Bavière, Palatinat et Deux-Ponts mit Einführung und Anmerkungen von André Lebon. Wie die andern Bände enthält auch der vorliegende ein unschätzbares Material und der Historiker, der die deutsche Geschichte im XVII. Jahrhundert behandeln will, wird das hochwichtige Quellenwerk nicht gut entbehren können; aber auch der gebildete Laie, der der Geschichtswissenschaft ein mehr als oberflächliches Interesse entgegenbringt, wird die Berichte, die ihm die feinen Fäden der Kabinetspolitik enthüllen, mit lebhaftem Interesse lesen.

A. G—tze.

Skandinavische Litteratur.

Die überaus thätige Verlagsbuchhandlung von J. H. Schubothe in Kopenhagen beginnt soeben mit dem litterarischen Beistande des Herrn P. Nansen die Herausgabe einer Monatsschrift für Litteratur, Kunst und Politik unter dem Namen: Af Dagens Krönike. Jedes Heft soll unter anderm einen politischen Artikel, ein Kopenhagener Feuilleton und eine Theaterchronik enthalten. Das Hauptbestreben soll darauf gerichtet sein, einem Jeden ohne Rücksicht auf die Parteifarbe das Wort zu gönnen, der in einer für das große Publikum leicht faßlichen Form sich über die politischen und künstlerischen Fragen des Tages auszusprechen wünscht. — Jedes Heft soll ein selbständiges Ganzes bilden und nur ausnahmsweise Beiträge aufgenommen werden, die nicht mit einem Heft abgeschlossen sind. Außerdem bringt jedes Heft ein Porträt berühmter Männer und Frauen der Gegenwart. — Das mir vorliegende erste Heft reproduziert nach gut ausgeführten Holzschnitten die Porträts von Bischof Monrad, Graf Manderström, C. von Quenten und Dr. C. Rosenberg und enthält außerdem aus der Feder C. v. Quentens hochinteressante Enthüllungen über den sogenannten „Unionsvorschlag König Karl XV." und dessen eigentliche Urheber, sowie über den Verlauf der schwedisch-dänischen Unterhandlungen in den sechziger Jahren. Dieser Artikel dürfte in den politischen Kreisen Deutschlands ebenfalls großes Interesse erregen. — Ferner enthält das erste Heft ein geistsprühendes Essay von Dr. Georg Brandes: „Heine als Politiker", eine humoristische Plauderei von Erik Skram: „Sommersnak", eine „Politische Chronik", eine „Chronik des Tages", eine Skizze über die Kopenhagener Wettrennen und eine Theaternotiz. Ferner eine kurze Darlegung des heutigen Standes der Wissenschaft über die Cholera und von dem Herausgeber: „Af en Forelshets Dagbog". — Den Damen gehört „die Korrespondenz", wo jede Leserin beliebige Fragen von allgemeinem Interesse zur Sprache bringen kann. Kurz das erste Heft ist recht reichhaltig und kann man

den weiteren mit Interesse entgegensehen. Der Preis beträgt halbjährlich 6 Kronen, das einzelne Heft kostet 1 Kr. 25 Oere.

E. Brausewetter.

Russische Litteratur.

„Novellen aus der Krim", von Nemirowitsch-Dántschenko, 1889, St. Petersburg. I. Wellen. Es giebt schwerlich einen unermüdlicheren und gewissenhafteren Touristen als den Verfasser dieser Novellen, Nemirowitsch-Dántschenko: er ist im äußersten Norden, an den schneeigen Ufern des Eismeeres gewesen, ist in die unbekannten und unwirtlichen Gegenden des weiten Ostens eingedrungen, hat die glühenden Strahlen der italischen und spanischen Sonne gefühlt und sich an den Naturreizen, die ihm die Krim, der Kaukasus und die Wolga geboten, erquicken können. Von keinem seiner Ausflüge aber ist er zurückgekommen, ohne die verschiedenartigsten Eindrücke, die er auf denselben empfangen, in spannenden Novellen, Erzählungen u. s. w. zu verwerten. Namentlich gelingt ihm überaus gut die Schilderung der Naturreize des Südens; mit kühnen, breiten und doch zugleich zarten Strichen zeichnet er die Schönheiten der krimschen Gestade, der hochanstrebenden Gebirge, der in saftigem Grün prangenden Haine, die leise plätschernden Wellen, die ihren weißen Schaum an das Ufer tragen, den tiefblauen, gleichsam in Gedanken versunkenen Himmel und den in die Wogen herabsinkenden roten Sonnenball. — Diese Gebirge, diese Sonne und dieses Meer ist es, in dessen Anblick der seit einigen Tagen aus Petersburg hergereiste Künstler, Alexei Petrowitsch Werchowenski sich ergötzt. Die Krim hat er in Begleitung seiner Geliebten aufgesucht und seine Gattin, die an zerrütteten Nerven leidet und ihn durch ihre grenzenlose Eifersucht der Verzweiflung nahe gebracht, in Petersburg zurückgelassen. Es hatte ihm früher sogar geschienen, daß er sie glühend hasse, jetzt aber, als er beim eindringlichen, leisen Plätschern der Wogen, die Vergangenheit an sich vorüberziehen läßt und sich des Lebens erinnert, das er mit der einst innig geliebten Gattin geführt, erscheint ihm diese in einem ganz andern, viel milderm Lichte; er errötet vor sich selbst, gesteht sich sein Unrecht ein und als noch sogar seine Geliebte nach Kijew zu ihrem sterbenden Vater eilt, ergreift ihn eine unbesiegbare Sehnsucht nach seiner rechtmäßigen, von ihm gewissenlos dem Schicksal überlassenen Gattin und liebebringend eilt er nach Petersburg, wo er das geliebte Wesen jedoch nicht mehr unter den Lebenden antrifft. Die sich nach Liebe sehnende, arme junge Frau hatte den Schlag nicht ertragen können und war in Irrsinn verfallen, von dem sie schließlich der Tod befreit hatte. Beim Anblick der Leiche seiner Gattin zerfließt das Bild desjenigen Weibes, das er heißer zu lieben gewähnt und mit dem er ein neues Leben hatte führen wollen, in Nebel. — Irgend welche Typen oder schärfer ausgeprägte Charaktere wird man vergebens in dieser Novelle suchen, da hier die Natur den Vordergrund und die Leute den Hintergrund bilden. Dessenungeachtet aber fesselt die Lektüre dieser Novelle dennoch, und zwar durch die künstlerisch geschilderte Macht der Natur auf den Menschen, und vermißt man zudem glücklicherweise das in der neueren russischen Litteratur so beliebt gewordene Jagen nach Rührseligkeit.

II. Auf Irrwegen. Novelle. In dieser Novelle wird die Naturschilderung auf den zweiten Platz zurückgedrängt, ja fehlt sogar fast ganz, dafür aber wird mit allen Einzelheiten eine Begebenheit erzählt, die in einer der Villen Jaltas vor sich gegangen. — Ein gewisser Wardin, ein äußerst charakterschwacher Mensch, hat sich in Jalta niedergelassen und trägt

geduldig und ohne zu murren das Joch der Ehe, ungeachtet dessen, daß seine Gattin ihm im höchsten Grade überdrüssig und widerlich geworden ist; ihre Zärtlichkeiten machen ihn wütend und nur mit Widerwillen kann er auf das breite, ausdruckslose Gesicht und die unbeholfene, dicke Gestalt seiner Frau blicken. Endlich emanzipiert er sich aber und macht die Bekanntschaft einer jungen, gewandten und effektvollen Dame, mit der er gleich beim zweiten Rendezvous einen jener zahllosen, schnell vorübergehenden Romane anknüpft, an denen Jalta so reich ist. Bei der Weiterspinnung seines Romans bemerkt er nicht, welch eine Veränderung mit seiner Gattin vor sich gegangen ist: sie scheint jetzt gleichsam verjüngt, hat eine zahlreiche Schar von jungen Verehrern um sich versammelt, kleidet sich elegant und mit Geschmack und hat sich infolge dessen in ein schönes Weib verwandelt, das Geist und Koketterie bei passenden Gelegenheiten anzuwenden versteht. Auch mit Wardins Geliebten geht jetzt eine Metamorphose vor sich: sie, die früher lustig und ausgelassen gewesen, wird immer mürrischer, läßt jetzt mehr als nötig ihre Thränendrüsen arbeiten und bereitet ihm fast täglich Eifersuchtsszenen. Die Folge davon ist, daß Wardin diesen Roman zu ennuyieren beginnt und er sich aufs neue in seine Gattin verliebt, bei der er erst jetzt die vorgegangenen Veränderungen wahrnimmt. Er kommt aber zu spät: diese, in der Überzeugung, daß ihr Eheleben für immer zerstört sei, entflieht mit einem ihrer vielen Verehrer, der sie später heiratet, nachdem der Gatte großmütig alle Schuld auf sich genommen hat, um eine Scheidung von seiner Frau möglich zu machen. Damit endet die Novelle, die sich durch nichts über das allgemeine Niveau erhebt. Die in derselben auftretenden Personen sind durchweg niedere Charaktere und können durch nichts die Sympathie des Lesers erwerben; ihre Leidenschaften sind ebenso niedrig, wie sie selbst. Was die Sprache anbetrifft, so ist dieselbe eine überaus glatte und lebhafte.

III. Das Spinngewebe, Skizze. Der Inhalt dieser kurzen Skizze ist folgender: ein junges Mädchen ist treulos von ihrem Geliebten verlassen und beschließt, obgleich sie der Geburt eines Kindes entgegensieht, den Tod aufzusuchen. Da fällt ihr Blick zufällig auf eine Spinne, die, trotzdem das Gewebe mehrmals zerreißt, dennoch unermüdlich ihre Arbeit immer von neuem anfängt, und sie entschließt sich, den Kampf mit dem Leben aufs neue aufzunehmen, den Mut nicht sinken zu lassen und ebenso rastlos weiter zu arbeiten, wie die kleine Spinne.

Ungarische Litteratur.

Ein in aller Hinsicht prachtvolles Lieferungswerk erscheint demnächst im Verlage M. Ráth in Bpest. Benvenuto Cellini önéletirása (Selbstbiographie Benvenuto Cellinis) ist der Titel dieses Werkes, welches aus dem Italienischen von dem hervorragenden Künstlerbiographen Thomas Szana übertragen, von den ersten ungarischen Künstlern illustriert in monatlichen Lieferungen erscheint. Die schöne Ausstattung, sowie die gründliche Übersetzung des Textes sichern dieser berühmten Biographie die allgemeine Teilnahme der gebildeten ungarischen Welt. Ein Werk, welches, abgesehen von der prachtvollen und wohlfeilen Ausstattung, schon ob seinem Inhalte eine Verbreitung verdient.

Schemnitz. Ad. Zwierino.

Das berühmte Werk Madáchs: „Die Tragödie des Menschen" (deutsch von Alexander Fischer, Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig) ist neuerdings

in einer vortrefflichen italienischen Übersetzung erschienen. Die Übersetzer sind die Fiumaner Schriftsteller L. Czink und A. Fonda. Die 4. Szene veröffentlicht das Gelegenheitsblatt: L'operajo, welches gelegentlich der mit großem Glanz gefeierten Fahnenweihe der Società operaja fiumana herausgegeben wurde.

Das Werk des verblichenen Kronprinzen Rudolf: „Die Orientreise" wird demnächst in einer hebräischen Übertragung von dem hervorragenden Hebräisten Hermann Horovitz erscheinen.

„Útközben" („Unterweg", Grimm, Bpest) nennt sich ein Unternehmen, das eine bis jetzt entbehrte ungarische Reisebibliothek bilden sollte.

Der erste Band enthält drei Erzählungen von Gustav Csengey. Fade Geschichten ohne Geschmack, weder Stil noch Inhalt.

Der zweite Band führt den Titel: „Americana" von F. Berger. Allerlei heitere Geschichten aus dem gesellschaftlichen Leben, während der dritte Band zwei kleinere Erzählungen Zolas, von L. Udvardi übertragen, bringt: „Coquevillefeier" und „Die Austern des Herrn Chabre".

„Küzdelmes évek" ist der Titel eines dicken Bands Gedichte, welche von Ludwig Palágyi neuerdings erschienen. Affektation und überspannte Sentimentalität spielen die Hauptrollen in diesen Mondschein- und Liebesliedern. Ein sinnloses Durcheinander in hinkenden Reimen, in welchen der Verfasser bei jedem Schritt gegen die Metrik sündigt.

Die neuesten Bände der im Singerschen (Bpest) Verlage erscheinenden Universal-Romanbibliothek enthalten zwei vorzügliche Werke von dem berühmten ungarischen Märchenkönig Emil Kázár und eine Übertragung Burnet Hogsons gelungenen Romans „Der kleine Lord". Diese vorzügliche Bibliothek zeichnet sich nicht nur durch jene feile und schön ausgestattete Wahl vorzüglicher Lektüren aus, sondern auch durch jene mannigfaltige, mit großer Sorgfalt erwählte Auswahl origineller, wie auch hervorragender Werke der ausländischen Litteratur. Jenem Umstande verdankt auch dieses Unternehmen die große Verbreitung und Beliebtheit, welcher sie wohl würdig ist.

Im National-Theater in Bpest wurde Ibsens „Nora" mit geteiltem Beifall aufgeführt. In der Folge werden für die nächste Spielzeit Ibsens andere Stücke vorbereitet.

Mikszáth, „A beszélő köntös". („Der sprechende Mantel". Geschwister Révéu, Bpest.) — Eine alte Sage, die von dem wunderthuenden Mantel eines türkischen Sultans erzählt, ist hier das Thema dieses Werkes, welches wohl eher eine Novelle, als ein Roman genannt werden kann. Der Verfasser, der schon durch andere vortreffliche Werke bekannt ist, zeigt auch in dieser Schöpfung eine wahre dichterische Begabung, welche sich gerade in den genreartigen Charakterzeichnungen gipfelt. Die darin geschilderten Personen sind vollkommen naturwahr, die Charakterzeichnungen sind einer feinfühligen Psychologie entsprungen, welche den handelnden Personen das Lebenswahre giebt. In diesem Werke zeigt uns Mikszáth seine Meisterschaft in der Erzählungskunst, wie er sich auch als ausgezeichneter Psychologe bewährt. Ein Werk, welches eines der besten ist, die der Verfasser geschrieben.

Verantwortliche Leitung: Dr. M. G. Conrad in München.
Verlag von Wilhelm Friedrich, Druck von C. G. Röder in Leipzig.



Das sozialistische Deutschland.

Von M. G. Conrad.

(München.)

Es ist wichtig, die Dokumente zu sammeln, welche zur Beurteilung des sozialistischen Geistes in Deutschland, seiner Art, Stärke und Ausdehnung, ernsthaft in Betracht kommen. Zunächst die Dokumente, wie sie das Gebiet des Rechts- und Staatslebens in der Widerspiegelung der Tagespresse aller Parteien liefert. Die Bewegung der sozialistischen Geistes-Entwickelung auf dem Gebiete der schönen Litteratur und Kunst hat seither schon in den kritischen Abschnitten unserer Zeitschrift die gebührende Beachtung gefunden.

Für die eigentliche sozialistische und sozialreformatorische Litteratur läßt sich so lange keine zusammenhängende und wissenschaftlich-kritische Behandlung finden, als das bestehende Ausnahmegesetz gegen die Umsturzbestrebungen der Sozialdemokratie eine derartige Ausdeutung und richterliche Handhabung findet, daß die Bearbeitung sozialer Probleme überhaupt den besten, reichstreuesten Mann in den Geruch umstürzlerischen Revoluzzertums bringen, seine litterarische Existenz gefährden und die Augen der beutehungrigen und in ihrer Erwerbsgier wenig wählerischen geheimen Späher und Denunzianten und verwandter „Nichtgentlemen" mit polizeilicher Fühlung in sehr folgenschwerer Weise auf sein gesamtes privates Leben und Treiben lenken kann. Ein kluger Mann, ein auf Reinlichkeit und Selbständigkeit achtender Schriftsteller wird sich hüten, die Aufmerksamkeit dieses Gelichters auf sich zu ziehen.

Es ist vielleicht die schlimmste und traurigste Begleiterscheinung des erwähnten Ausnahmegesetzes, daß es die deutsche Offenheit und Helligkeit

trübte, verabscheuungswürdige Zwielicht-Naturen züchtete und den edelsten Köpfen die Lust benahm, in der großen sozialen Bewegung das ruhige Licht ihrer Begabung aufklärend wirken zu lassen. Damit ist allmählich eine Feigheit und Charakterversumpfung über die deutsche Geisteswelt gekommen, eine Verschüchterung und Zerrüttung über die Gemüter, wie ähnliches noch nie, nicht einmal in den bösesten Zeiten unserer vaterländischen Geschichte, beobachtet wurde. Mit der Herrschaft der Ausnahmegesetze, der Polizeispionage, des Lockspitzeltums, der permanenten Sozialistenprozesse 2c. sind wir einem Druck überantwortet und so nahe an russische Zustände herangerückt, daß es gerade für den bestgesinnten, offensten und treuesten deutschen Mann (das Wort im höchsten Sinne!) eher eine Trauer als eine Lust ist, in einem solchen Deutschland zu leben.

Gewohnt, in allen Stücken rücksichtslos unsere Schuldigkeit zu thun, werden wir uns auch in den Angelegenheiten der sozialistischen Geistesentwickelung nicht zu jener schmachvollen Leisetreterei und Vertuschungspolitik verführen lassen, welche von schwachen Naturen, d. h. heute von der Mehrzahl der polizeifrommen Menschheit, als aller Lebensweisheit letzter Schluß empfohlen wird. Wie wir in diesem Kampfe um die höchsten Geistesgüter enden werden, ist uns gleichgültig — was liegt an uns? — es genügt uns, unser mannhaft Teil beigetragen zu haben, daß das Reich selbst in dieser rückläufigen, gehirn- und rückratenweichenden Bewegung nicht ein Ende mit Schrecken nehme.

Gerechtigkeit erhöhet ein Volk, Unrecht ist der Völker Verderben, lehrt die Bibel. In diesem Punkte sind wir bibelgläubig und stehen felsenfest auf dem „Worte Gottes“.

Und nun zur Sache!

Vor dem Landgericht zu Elberfeld ist am 30. Dezember vorigen Jahres ein Sozialistenprozeß beendet worden, bei dem 87 Angeklagte und 468 Zeugen erschienen waren. Der Prozeß hat eine ungewöhnliche Ausdehnung angenommen und sich mehrere Wochen lang hingezogen. Es handelte sich um den Nachweis der von der Anklage aufgestellten Behauptung des Bestehens einer geheimen Organisation, welche den Zweck habe, die sozialdemokratische Agitation zu ermöglichen und die sozialdemokratischen Schriften zu vertreiben. Ferner wurde auch das Bestehen einer Verbindung zwischen der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion und jener lokalen Organisation zu gleichem Zweck angenommen. Die Verhandlung hat damit geendet, daß 44 Angeklagte zu Gefängnisstrafen von verschiedener Dauer verurteilt und 43 freigesprochen worden sind, darunter die sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten Bebel, Grillenberger und Schumacher. Die Anklage stützte sich auf die §§ 128 und

129 des Strafgesetzbuches. Der § 128 bedroht mit Strafe „die Teilnahme an einer Verbindung, deren Dasein, Verfassung oder Zweck vor der Staatsregierung geheim gehalten werden soll", der § 129 „die Teilnahme an einer Verbindung, zu deren Zwecken oder Beschäftigungen gehört, Maßregeln der Verwaltung oder die Vollziehung von Gesetzen durch ungesetzliche Mittel zu verhindern oder zu entkräften". Aus den Entscheidungsgründen des Gerichtshofes sind die nachfolgenden Erwägungen hervorzuheben:

„Der Gerichtshof hat als erwiesen angenommen, daß eine allgemeine, ihre Thätigkeit über das ganze Deutsche Reich erstreckende Verbindung einer großen Anzahl von Personen mit der Redaktion und Expedition des „Sozial-Demokrat" zur Verbreitung dieses Blattes und anderer im Verlage des „Soz.-Dem." herausgegebener, meistenteils verbotener Druckschriften, besteht. Der Gerichtshof hat weiter die Überzeugung gewonnen, daß in Elberfeld und Barmen örtliche Verbindungen bestehen, die sich die Förderung sozialdemokratischer Zwecke und als Mittel dazu die Verbreitung des „Soz.-Dem." und anderer verbotener und unverbotener Druckschriften, namentlich Flugblätter, die Veranstaltung von Versammlungen und Ausflügen zur Besprechung gemeinsamer Angelegenheiten und die Bewirkung von Sammlungen in allen möglichen verdeckten Formen zur Beschaffung von Geldmitteln für Agitations- und Unterstützungszwecke, endlich auch zur Wahl von Delegierten für Parteikongresse zur Aufgabe gestellt haben. Dagegen hat der Gerichtshof nicht die volle Überzeugung gewonnen, daß in Deutschland eine allgemeine Verbindung einer Mehrzahl von Personen mit der Fraktion des Reichstages, und zwar im Sinne des §§ 128 und 129 des Strafgesetzbuchs besteht. Die hiernach festgestellten Verbindungen, sowohl der allgemeinen mit der Expedition und Redaktion des „Soz.-Dem." zur Verbreitung dieses Blattes und anderer Druckschriften, als auch der örtlichen in Elberfeld und Barmen, haben den Zweck, Maßregelungen der Verwaltung oder die Vollziehung von Gesetzen durch ungesetzliche Mittel zu verhindern oder zu entkräften. Zweck und Beschäftigung der gedachten Verbindung ist die Verhinderung der Vollziehung des Sozialistengesetzes und die Entkräftung der auf Grund desselben getroffenen behördlichen Maßnahmen. Soweit erwiesen werden konnte, sucht die allgemeine Verbindung dieses Ziel lediglich auf dem einen Wege des Vertriebes des „Soz.-Dem." und anderer in Zürich erscheinender Druckschriften zu erreichen. Die örtlichen Verbindungen suchen dagegen dieses Ziel außer durch diesen Vertrieb noch durch Verbreitung von Flugblättern, durch verdeckte Geldsammlungen, durch Veranstaltung von Versammlungen zu erreichen. Diese Mittel sind ungesetzlich, weil sie dem Gesetz vom 21. Oktober 1878 zuwiderlaufen, mögen auch einzelne Fälle an sich nicht

strafbar sein. Die Verbindungen sind endlich auch geheime, da Verfassung, Dasein und Zweck derselben vor der Staatsregierung geheim gehalten werden sollen. Es genügt, auf die Einschmuggelung der Kisten mit verbotenen Druckschriften, auf die mit Ziffern erfolgte Bezeichnung der in Kisten befindlichen Packete mit dem „Soz.-Dem.", auf den Gebrauch chemischer Tinte, von Deckadressen und von Stichworten im Verkehr mit der Expedition und Redaktion des „Soz.-Dem." mit den örtlichen Verbindungen hinzuweisen."

In einer ganzen Reihe von solchen Blättern, die der Beibehaltung des Sozialistengesetzes in seiner gegenwärtigen Fassung, sei es im Ganzen, sei es nur zum Teile, widerstreben, wird der Ausfall des Prozesses als Beweisgrund gegen das Gesetz geltend gemacht. Die Presse der Linksliberalen benutzt den Anlaß, um nachzuweisen, daß das Sozialistengesetz überhaupt eine verderbliche Einrichtung sei, wie sich aus der Thatsache ergebe, daß die Sozialdemokraten ihre Wühlarbeit nunmehr im Geheimen betreiben und daß somit die schlechten Säfte gewißermaßen nach Innen getrieben würden, anstatt sich an der äußeren Oberfläche einen Ausweg zu suchen. Die andern, weniger radikal urteilenden Blätter der Mittelparteien meinen, mindestens zeige dieser Prozeß, daß das Gesetz unter keinen Umständen in dieser Form beibehalten werden dürfe. Als Chorführerin dieser Gruppe tritt die „Nat.-Ztg." auf, die in einem leitenden Artikel bemerkt, der Elberfelder Prozeß müsse als ein neuer Beleg für die von der „Nat.-Ztg." seit Jahren vertretene Auffassung gelten, daß das Sozialistengesetz so, wie es jetzt beschaffen sei, schädlich und unhaltbar sei. Ob Partei oder Verbindung — so wie so wirke die Sozialdemokratie in systematischer Weise der Vollziehung des Gesetzes entgegen. Aber in einer Lage, wie die der Sozialdemokratie seit 1878 sei, würde jede Partei zu einer geheimen Thätigkeit greifen. Mit gleichem Grunde könnten Tausende und Abertausende angeklagt werden. Daraus folge, daß die gegenwärtigen Verhältnisse unhaltbar seien. Die „Frankf. Ztg." erwidert dagegen, warum denn die „Nat.-Ztg." nicht die logische Folgerung ziehe, daß das ganze Gesetz abzuschaffen sei? — Andere Blätter geben zu — und zwar befinden sich darunter auch hochkonservative, wie der „Reichsbote" und die „Krzztg." — daß der Ausgang des Prozesses dem aufgebotenen Apparate nicht entspreche, sondern einem halben Mißerfolge sehr ähnlich sehe. Die „Münch. N. N." befürchten, er werde der Agitation der Sozialdemokratie neues Wasser auf die Mühle führen, da er diese im Lichte des Martyriums erscheinen lassen könne. Dabei wird auf die unliebsame Erscheinung aufmerksam gemacht, daß auch hier wieder das Spitzelwesen eine sogar auch nach der Erklärung des Staatsanwalts die Polizei bloßstellende Rolle gespielt habe. Im übrigen meinen die „Münch. N. N.", daß im Volke

schwer werde begriffen werden, warum das Treiben der Sozialdemokratie strafbar sei.

„Unter den Angeklagten befinden sich viele junge Leute, für welche die Geheimnisthuerei einen gewissen Reiz hat; sie werden für ihren Hang hierzu bestraft, aber ganz gewiß nicht bekehrt; so wenig wie die Alten. Der schlichte Arbeiter kann es nicht verstehen, daß er für etwas bestraft wird, was jedem Angehörigen einer anderen politischen Partei unverboten ist. Es ist im ganzen Prozeß weder von geheimen Verschwörungen, noch von Hoch- und Landesverrat, von Attentaten oder ähnlichen Verbrechen die Rede; gerade weil den Sozialdemokraten das verboten ist, was Anderen erlaubt, werden sie dahin gedrängt, ihre Thätigkeit der Öffentlichkeit zu entziehen und im Geheimen zu wirken. Die Bestrafung dieser Thätigkeit verschafft ihnen aber das Martyrium in den Augen des Volkes, dessen Rechtsbewußtsein immer unterscheiden wird zwischen Handlungen, die vom moralischen und rechtlichen Standpunkte aus verwerflich, oder solchen, die nur gegen formelle Gesetze verstoßen."

Auch dies Blatt befürwortet die gänzliche Abschaffung des Ausnahmegesetzes und die Rückkehr zum gemeinen Recht. Genau denselben Gedanken äußert die gemäßigte „Saale-Zeitung", die dann zu folgendem Schlußergebnis gelangt: „Der große Aufwand und die geringfügigen Resultate dieser Geheimbundprozesse scheinen uns die Würde unseres Vaterlandes in eminentem Maße bloßzustellen, und jeder einzelne Wähler muß sich ernstlich prüfen, ehe er für fünf Jahre einen Vertreter wählt, der einer Ausnahmegesetzgebung zustimmt, die nach elfjährigem Bestehen zu solchen, für die treuesten Freunde der geltenden Staats- und Gesellschaftsordnung tief betrübenden Folgen führt." Über das Mißverhältnis zwischen den Mitteln und dem Erfolge hat der konservative „Reichsbote" die gleiche Ansicht. Aber auch die von der Polizei angewandten Mittel der Auskundschaftung durch Lockspitzel erregen das Mißvergnügen des genannten Blattes so sehr, daß es seinen Zweifel daran ausspricht, ob es gut gethan gewesen, diesen Prozeß überhaupt anzustrengen.

„Vielleicht hätte man es auch nicht gethan, wenn man das alles vorausgewußt hätte. Jedenfalls hat man das, woran man wohl hauptsächlich dachte, nämlich den Nachweis von dem Vorhandensein einer allgemeinen sozialdemokratischen Verbindung, die von der Reichstagsfraktion geleitet werde, nicht erreicht. Gerade die angeklagten Abgeordneten Bebel, Liebknecht und Grillenberger mußten freigesprochen werden. Man kann sich deshalb nicht wundern, wenn das sozialdemokratische „Berl. Volksbl." über den Ausgang des Prozesses geradezu jubelt und ihn als einen „Neujahrsgruß" bezeichnet."

Die „Krzztg." drückt ihre Bedenken gegen den Prozeß mit anderen Worten aus, wenn sie hervorhebt, daß auf solchen Prozessen das gehässige Licht der Tendenzrichterei lagere, die keinen versöhnenden Einfluß auf die Arbeiter üben könne. Jedoch habe die Staatsanwaltschaft ihre Pflicht gethan, die sie nicht umgehen konnte. Ebenso habe auch die Regierung nicht anders gekonnt. Ein Auge zuzudrücken sei wohl nicht möglich gewesen, ohne grundsätzliche Voraufgänge zu schaffen. Zum Schluß heißt es zur Widerlegung der Angriffe auf das Sozialistengesetz:

„Nichts aber ist lächerlicher, als das Sozialistengesetz für die bisherigen Geheimbundsprozesse verantwortlich machen zu wollen. Bisher haben alle diese Prozesse als den einzigen greifbaren Inhalt der geheimen Organisationen die Verbreitung des „Soz.-Dem." ergeben. Ein derartiges Blatt, welches von etwa 30000 sozialdemokratischen Parteigenossen Deutschlands als offizielles und unfehlbares Parteiorgan — man könnte sagen — verehrt wird, würde keine Regierung innerhalb ihres Landes dulden. Weder Frankreich, noch England, noch Nordamerika haben bisher ein revolutionäres Organ, welches einen derartigen unbestrittenen Einfluß auf eine festorganisierte Partei ausüben konnte, sich gegenüber gesehen. Die deutsche Staatsregierung aber muß gegen ein solches Organ mit den schärfsten Mitteln einschreiten, ob ein Sozialistengesetz besteht oder nicht! — Wenn deshalb Herr Bebel seine Hände in Unschuld zu waschen sucht und für seine Person jede Verantwortung für dieses Blatt ablehnt, so bleibt darum doch die Thatsache bestehen, daß er und seine Fraktionsgenossen den Vertrieb dieses Blattes in Deutschland sanktioniert und damit alles Elend allein verschuldet haben, welches infolge dieser Prozesse auf Hunderte von Arbeiterfamilien gehäuft wurde."

Und nun noch einen Blick auf die Stellung des Kaisers zu Sozialismus und Sozialreform.

Die in Würzburg erscheinende „Neue Bayerische Landeszeitung" hat, anknüpfend an das Glückwunschschreiben des Kaisers an den Reichskanzler anläßlich des Jahreswechsels, einen sehr beachtenswerten Leitartikel unter der Überschrift „Der Kaiser als Sozialist" aus der Feder seines Berliner Berichterstatters gebracht.

Das kaiserliche Schreiben hatte bekanntlich folgenden Wortlaut:

„Zum bevorstehenden Jahreswechsel sende Ich Ihnen, lieber Fürst, Meine herzlichsten und wärmsten Glückwünsche. Voll innigen Dankes gegen Gott blicke ich zurück auf das zu Ende gehende Jahr, in welchem es uns beschieden war, nicht nur unserem teuren Vaterlande den äußeren Frieden zu erhalten, sondern auch die Bürgschaften für Aufrechterhaltung des Friedens

zu verstärken. Mit hoher Befriedigung hat es Mich auch erfüllt, daß es unter der vertrauensvollen Mitwirkung der Vertretung des Reiches gelungen ist, das Gesetz über die Alters- und Invaliditäts-Versicherung zustande zu bringen und dadurch einen wesentlichen Schritt auf dem Mir besonders am Herzen liegenden Gebiete der Fürsorge für die arbeitende Bevölkerung vorwärts zu thun. Ich weiß sehr wohl, welch reicher Anteil an diesen Erfolgen Ihrer aufopfernden und schaffensfreudigen Thatkraft gebührt, und bitte Gott, er möge Mir in Meinem schweren und verantwortungsvollen Herrscherberufe Ihren treuen und erprobten Rat noch viele Jahre erhalten."

Hieran knüpfte der Berliner Publizist folgende Mitteilungen und Betrachtungen:

Beim Neujahrsempfang im königlichen Schlosse ergänzte der Kaiser im Gespräch mit einem der Staatswürdenträger sein Schreiben an den Reichskanzler durch die Erklärung: „Mit der Zeit werden sich auch unsere durch eine revolutionäre Politik von ihren wirtschaftlichen Bestrebungen abgelenkten Arbeiterkreise zu der Meinung des vormaligen Regierungsbaumeisters Keßler, der doch selber ein eifriger (und deshalb aus manchem Ort ausgewiesener) Sozialdemokrat ist, bekehren, daß die Sozialgesetze besser seien als der Ruf, in welchen sie unversöhnliche und verbissene Geschäftspolitiker zu bringen suchten. Was das Ausland anerkennt und nachahmt, kann auf die Dauer im Reich selbst nicht verkannt noch verdammt werden. Die größte Genugthuung für uns ist, daß selbst der Bundesrat der demokratischen Schweiz den Antrag an die Volksvertretung auf Einführung der allgemeinen Kranken- und Unfallversicherung, und zwar nach deutschem Muster, gestellt hat."

Gleichzeitig wird die Erklärung des deutschen Bundesrates über den Ausweisungs-Paragraphen des Sozialistengesetzes bekannt. Entgegen dem Beschluß der Reichstagskommission, den Paragraphen zu streichen, erklärt der Bundesrat: „Man habe in erster Lesung vielfach erwogen, ob man ohne die Ausweisungsbefugnis bestehen könne und die Überzeugung gewonnen, daß dies nicht möglich sein werde. Sie sei ein zweischneidiges Schwert und habe manche Nachteile im Gefolge, man würde auch ohne diese Maßregel Ruhe und Ordnung im Reiche aufrecht erhalten können, jedoch nicht ohne die schwersten Opfer. Die Aufhebung der Ausweisungen würde viele Agitatoren in ihre Heimat zurückführen und die extreme Richtung die Führung übernehmen. Allmählich würde es bis zum Aufruhr kommen und eine gewaltsame Niederwerfung erfolgen müssen, andererseits ließe sich durch humane Handhabung manche Härte mildern."

Diese Darlegung erklärt namentlich im Zusammenhalt mit dem Urteil des Elberfelder Sozialistenprozesses vieles in der Haltung und Auffassung

der herrschenden Kreise, welcher sich ja auch die Richter nicht verschließen können. Die Richter sind zwar der Überzeugung, daß eine geheime Verbindung über ganz Deutschland besteht, doch wollen sie annehmen, daß die sozialdemokratische Fraktion des Reichstages als die Spitze der allgemeinen Parteiorganisation die Leitung der Partei ausübe. Der Staatsanwalt selbst drückte den lebhaften Wunsch aus, daß die Sozialdemokratie anstatt der geheimen Wirksamkeit die öffentliche wieder aufnehmen möge. Die Minister selbst sind der Anschauung, die sie Mitgliedern des Reichstags gegenüber aussprachen, daß die Beibehaltung des Sozialistengesetzes und des Ausweisungs-Paragraphen nicht bloß angestrebt werde, weil sie als ein Schutz für Staat, Gesellschaft und Regierung erscheint, sondern auch, weil diese das höchste Interesse daran habe, die gemäßigte Richtung der sozialdemokratischen Partei, wie sie jetzt durch Bebel, Grillenberger, Vollmar, Auer u. s. w. vertreten werde, nicht durch die wildere Richtung, welche nach Beseitigung des Sozialistengesetzes sich geltend machen und die jetzige Parteiorganisation spalten und zerstören werde, vertreiben zu lassen.

Man muß diese thatsächlich bestehenden Meinungen in den höheren Kreisen kennen, um dies und das richtig beurteilen zu können. Der Kaiser selbst hat die Anschauung, daß es seine Pflicht sei, der gefährlichen Seite der sozialpolitischen Agitation nicht bloß durch Ausnahmegesetze zu begegnen, sondern daß er und seine Beamten handelnd, ratend und vermittelnd in die soziale Bewegung eingreifen müssen. Er ist in seiner Art von der sozialen Aufgabe der modernen Monarchie ganz durchdrungen und betrachtet sich als den natürlichen Schiedsrichter in den großen sozialen Kämpfen der Gegenwart. Er hat es gern, ja er sieht es sogar als selbstverständlich an, daß sich Arbeiter und Arbeitgeber an ihn wenden, damit er ihre Streitigkeiten schlichte, oder zu gunsten der einen oder anderen Partei entscheide. Er verlangt von den Arbeitern, daß sie Ruhe und Ordnung halten, sich durch die extreme Sozialdemokratie nicht verführen lassen und die Autorität der Behörden anerkennen. Aber er verspricht ihnen auch, wenn sie sich auf dem Boden des Gesetzes und der Ordnung bewegen, seine ganze Macht zur Erfüllung ihrer berechtigten Forderungen einzusetzen. Nicht minder deutsch spricht er zu den Arbeitgebern, die er namentlich auf ihre großen Verpflichtungen gegenüber der Gesamtheit verweist. (Siehe Bergarbeiterstreik!)

Wir glauben nicht, daß Fürst Bismarck mit dieser Auffassung des sozialen Kaisertums durchwegs einverstanden sei. Ihm kann die große Gefahr nicht entgehen, die ein derartiges persönliches Eingreifen des Kaisers in eine wirtschaftliche Bewegung leicht erzeugen könnte. Aber er verkennt auch nicht die wohlthätige Wirkung, die das Auftreten des jungen Herrschers

auf die Arbeiterwelt hervorrufen muß. Das Gute hat es bereits gehabt, daß ein neuer Streik in den Kohlenbezirken des Westens verhindert wurde und die Friedensaussichten gewachsen sind. Das ist ein Erfolg, den niemand lieber als die Bergleute anerkennen. Schwieriger wäre die Lage gewesen und geworden, wenn die extreme Richtung der Sozialdemokratie oder der ungeberdige Anarchismus in die Agitation hätte eingreifen können. Das ist die Ansicht der leitenden Kreise und des Kaisers selbst. Ich teile Ihnen dies mit und Sie wissen, daß ich Sie in solchen Angelegenheiten und Fragen jederzeit gut unterrichtet habe. Was ich Ihnen schreibe, ist kein leeres Reporter-Geschwätz, sondern beruht auf der genauen Kenntnis der Äußerungen von Männern, die wissen, was ist und was nicht ist. Ohne die Kenntnis dieser Dinge versteht man ja überhaupt die Entwicklung der innern Politik nicht.

Der Dreibund.

Eine Neujahrsbetrachtung von Conrad Alberti.

(Berlin.)

Der erste Januar 1890! ... Ein wichtiger, bedeutungsvoller Tag, ein Tag, wie geschaffen, nachzudenken, sich in Betrachtungen zu vertiefen über die höchsten und heiligsten Dinge jedes Deutschen, vor Allem über das eine, was allein Allen gemeinsam ist — mehr gemeinsam als Religion, äußerer Besitz, Kunst ... das Vaterland.

Deutschland tritt in das letzte Jahrzehnt des Jahrhunderts, in das dritte seiner politischen Einigung, in jenes Dezennium, in dem die Generation, welche diese Einigung als Kinder entstehen sah, zu Männern heranwächst.

Und diesem Geschlechte kann die Wahrheit nicht verborgen bleiben, daß der 1. Januar 1890 nicht bloß ein wichtiger äußerer Merktag sein wird, sondern daß Deutschland an einem neuen Wendepunkte seiner Schicksale angekommen ist, und daß es selbst, das emporgewachsene Geschlecht, berufen sein wird, an dieser Wendung der Dinge mitzuwirken. Bevor der Einzelne sich aber entscheidet, in welchem Geiste er zu wirken, von welchem Standpunkt aus er nach seinen Kräften einzugreifen habe, ist es nötig, daß er sich über den wirklichen Stand der Dinge im Vaterlande volle Klarheit verschaffe, über die schlimmen Zustände, welche beseitigt werden müssen, über die

gefunden, an deren Befestigung und Sicherung unser Volk weiterbauend zu arbeiten hat. Daran zweifelt wohl Niemand mehr, selbst nicht Einer von dem älteren Geschlechte, das die gegenwärtigen Zustände begründet und heraufgeführt hat und für sie in Glimpf und Schimpf verantwortlich ist, daß alle Verhältnisse, alle Daseinsformen der Gegenwart im bestehenden Zusammenhange sich überlebt haben, welk, morsch geworden sind, und nach einer gründlichen Umbildung verlangen, nach einem neuen Geiste, der sich neue Formen schafft, wie sie sich ihm anpassen. Das alte Zeitalter — jene Epoche in der Entwickelung der Menschheit, welche Fichte als die des rücksichtslosen Egoismus bezeichnet und welche man auch die des doktrinären Liberalismus nennen kann, als die letzte Entwicklungsstufe der verfallenden Renaissance*) mit ihrem Leitmotiv der uneingeschränkten persönlichen Freiheit — ist im Absterben, und eine neue Zeit beginnt, ein neues Weltalter, von Darwin, Helmholtz, Marx und Wundt heraufgeführt, das Zeitalter der Solidarität, der Verbindung zu gemeinsamer Arbeit und gemeinsamem Genuß, das Zeitalter der wahren Menschheitsverbrüderung, der wahren persönlichen Freiheit, deren höchstes Ziel das Wohl der Gesamtheit ist, ein Zeitalter, das ich nach seiner unverrückbaren untersten Grundlage am liebsten das Zeitalter des Gesetzes der Erhaltung der Kraft nennen möchte. Dieses Zeitalter wird zum Teil ganz neue Organisationen und Institutionen brauchen — einige der bestehenden wird es mit übernehmen können — und ihr Ersatz wird dadurch um so leichter werden, daß die zu ersetzenden, bestehenden von Tag zu Tag sich immer deutlicher als verfault, ungenügend, verrostet erweisen, als so unbrauchbar, daß alle für ihre Aufbesserung und Ausflickung aufgewendeten Mittel sich als völlig verschwendet zeigen.

Die Zustände im Innern unserer Gesellschaft werden von Tag zu Tag ärger, härter, unerträglicher, und nur mit Mühe hat schon im vorigen Frühjahr in Westfalen und Schlesien heftiges Blutvergießen abgewendet werden können. Die Klassengegensätze verschärfen sich immer mehr und mehr, der Lebensstandpunkt wird fast alljährlich ein höherer: die Kosten des notwendigen

*) Die Kunst, die ja immer der treueste Spiegel des Lebens ist, scheint mir in ihren neuesten Vorgängen auch ein rechtes Symbol für meine Deutung unserer Zeit. Wie unsere Zeit, wie der Liberalismus der Bourgeoisie im Ganzen als die Karikatur des Renaissancegedankens, als das Satyrspiel der Tragödie jenes großen Zeitalters erscheint, so sind die heutige Architektur, das heutige Kunstgewerbe nach Wunsch und Behagen des modernen Kapitalismus, der das Freiheitsprinzip des Individuums in das unbeschränkte Recht der wirtschaftlichen Aussaugung der Schwächeren umwandelt, wahre Zerrbilder des Cinquecento.

Lebensunterhaltes steigen von Tag zu Tag, und die Klasse der Arbeitgeber versucht in derselben Proportion die Löhne herabzudrücken, so daß es den Arbeitnehmern selbst bei Aufbietung der äußersten Kräfte nicht gelingen kann, das Steigen des Lohnes proportional mit dem Steigen der Lebensbedürfnisse zu halten. Über diese Dinge hoffe ich ein andermal zu den Lesern dieses Blattes sprechen zu dürfen.

Aber auch inbezug auf die äußeren Verhältnisse sind wir offenbar an einem Punkte angelangt, an dem es heißt: „Weiter geht es nicht mehr.“ Nicht nur wir, sondern alle Länder der Welt. Immer ungeheurere Summen verschlingen die Kriegsrüstungen, die den weitaus größten Titel im Haushalt jedes Staates einnehmen. Die Zahl der Mannschaften wird unausgesetzt vermehrt, Waffen und Kampfmittel jeder Art werden ohne Unterlaß angeschafft, die heut hergestellten werden morgen vernichtet, um vollkommeneren Platz zu machen, welche in kürzerer Zeit imstande sind, noch mehr Menschen zu zerreißen, noch mehr Städte zu zerstören. Und dies Alles, indes jeder Staat durch seine amtlichen Vertreter seine grenzenlose Friedensliebe beteuert. Das Schlimme ist, daß scheinbar alle Länder Recht haben, daß sie trotz der eignen Friedensliebe zu jenen Rüstungen, zur Aufwendung furchtbarer Kosten, zur Ausplünderung der eignen Bürger um der Soldaten willen gezwungen sind, da keines der Friedensliebe des andern mehr traut als einem zum Sprung niedergekauerten Löwen, da der gegenwärtige Zustand Europas nur ein unablässiges gegenseitiges Belauern, Beschleichen, Ausspähen und Freundschaftbeteuern der Regierungen, ein Fäusteballen, Zähneknirschen, heimliches Laden und Anlegen ist — mit einem Wort, ein unentwirrbares System der Heuchelei und Lüge. Hier besuchen sich der König von Nordland und der Kaiser von Südien und verleihen sich gegenseitig Regimenter — und telegraphisch befehlen sie ihren Kriegsministern, diese Regimenter an die Grenzen zu verlegen — heut wechseln sie Küsse, morgen Schüsse!

So kann es unmöglich weiter gehen. Es giebt kein Volk, das sich diese Zustände auf die Dauer gefallen lassen kann! Nicht nur die Moral empört sich dagegen — über die Moral setzen sich Völker und Staatsmänner gleich leicht hinweg — sondern auch der Magen und der Geldbeutel, denn selbst die reichste Nation der Welt, im Besitze der blühendsten Industrie, der ertragreichsten Landwirtschaft, des ungestörtesten Handels, kann die Opfer nicht mehr lange aushalten, welche gefordert werden durch die Gefahren ihrer Grenzen und die Spielereien ihrer Großen. Eine Entscheidung nach irgend einer Richtung muß fallen, und werden die Regierungen den Völkern sagen, daß der Weg zu einer Erleichterung der Lasten nur durch einen Krieg gehe, so werden die Völker gezwungen sein zu antworten: „Nun denn

in des Teufels Namen — so macht den Krieg! Das Verlangen nach Erhaltung des Lebens zwingt uns, uns gegenseitig tot zu schlagen!"

Von Deutschland allerdings wird diese Erklärung, wird der Beginn eines Krieges — der unter allen Umständen ein Weltkrieg werden würde — nicht ausgehen. Dieses feste Zutrauen dürfen wir haben. In Deutschland hat bezüglich der auswärtigen Politik augenblicklich und wohl noch für lange nur ein Einziger Alles zu regeln — und dieser Eine will den Krieg nicht. Es ist ganz offenbar, daß Fürst Bismarck den Frieden zu erhalten wünscht, und daß er sich darin in Übereinstimmung mit dem ganzen deutschen Volke befindet. Ja, dieses Eine, diese unablässigen Bestrebungen des Reichskanzlers achtet es als so wichtig, so wertvoll, so preislich, daß seine Mehrheit über die Blößen, die der Reichskanzler sich in der inneren Politik gab und giebt (z. B. im Kulturkampf), und die jedem andern Staatsleiter seine Stellung gekostet hätten, den Mantel der christlichen Liebe breitet und sagt: „Wir wollen gar kein Aufhebens von diesen Kleinigkeiten machen — wenn uns nur der Frieden erhalten bleibt, die Möglichkeit der fortgesetzten ruhigen Arbeit; wenn uns nur die Gräuel, das Blutvergießen des Krieges erspart bleiben; und dies zu bewirken ist allein Fürst Bismarck imstande. Er muß bleiben; und da er einmal den Ehrgeiz hat, alle Teile der Staatsmaschine zu lenken, nicht nur Steuermann sein zu wollen, sondern auch Kapitän, so müssen wir seine Schwächen ruhig hinnehmen um seiner einen unvergleichlichen Stärke willen." Und in der That, es wäre frevelhaft, den augenblicklichen glänzenden Aufschwung der Industrie, das fortwährende Wachsen des Nationalreichtums zu unterbrechen, in Frage zu stellen durch einen Krieg, dessen Ausgang, von tausend Zufällen abhängig, in keiner Weise zu berechnen ist. Daß dieser unleugbare Aufschwung nicht der Allgemeinheit, sondern nur einer Klasse zugute kommt, daß das täglich wachsende Nationalvermögen sich in immer wenigeren Händen aufhäuft, ändert nichts an den schlichten Thatsachen dieses industriellen Aufschwungs, dieses enormen Wachsens des Nationalvermögens selbst. Und so groß erscheint das objektive Verdienst Fürst Bismarcks, daß es uns ganz gleichgültig dünkt, aus welchen inneren persönlichen Motiven er diese Politik leitet: ob aus echter Liebe zu seinem Volke, festen Willens, dessen Besitz, dessen Leben zu schirmen — wie seine Bewunderer sagen — ob aus Bequemlichkeit, aus der Abneigung, sich noch in seinem Alter den Beschwerden des Kriegs auszusetzen, und am Ende seines Lebens vielleicht das Werk seines Lebens durch Zufall und Unglück vernichtet zu sehen — wie seine Feinde behaupten. Genug, seine hehre Staatskunst, und noch mehr sein Ansehen in der ganzen Welt, das er seinen Erfolgen verdankt, gewährten uns zwanzig Jahre des

Friedens und werden uns die Ruhe vermutlich auch gewähren bis zum letzten Tage seines Lebens. Was dann kommt? Chi lo sa! Den Kanzler kümmert es nichts. Er hat es selbst einmal ausgesprochen, er halte sich nicht verpflichtet, den Enkeln ihre Speise vorzukauen, man könne nur für das sorgen, wofür man noch persönlich einzutreten vermöge, und man müsse auch seinen Nachkommen noch etwas zu thun übrig lassen.

In Bismarcks politischer Wirksamkeit kann man zwei Hauptperioden unterscheiden. Die erste Periode endet 1867 — es ist die Konfliktszeit. Das Leitmotiv Bismarcks in derselben ist: Preußen die führende Macht in Deutschland — Österreich aus Deutschland hinausgeworfen. In diesem Abschnitt der Bismarckschen Politik ist Alles groß, gewaltig, jeder Schritt im edelsten Stil gehalten — sie ist wie eine Symphonie von Beethoven, wie eine Statue Michelangelos. Jede Maßregel bedingt die andere, alles stimmt harmonisch zusammen. Ein wahrhaft titanischer Trotz spricht aus jedem Wort, jeder Handlung des Ministerpräsidenten — er hat sein ganzes Volk gegen sich, er trotzt offen seinen Verwünschungen, Flüchen, Geschossen, denn in seiner Brust fühlt er den Gott, der ihm zuruft: „Du allein hast Recht wider die Millionen; du allein weißt den Weg, dein Volk, das dich heut verwünscht, groß und glücklich zu machen."

Die zweite Periode geht von 67 bis zur Gegenwart. Sie zerfällt in zwei Abschnitte, einen kleineren, von 67—71, und einen größeren, von 71 bis heut. Während des kleineren Abschnitts stellte Fürst Bismarck die Einigung Deutschlands unter Preußens Führung her, während des größeren war er bestrebt, sein Werk zu erhalten, zu befestigen, zu sichern, und den unauslöschlichen Feind desselben, Frankreich, von jeder Verbindung mit den anderen Großmächten zu isolieren. Diese Periode unterscheidet sich nicht nur in ihren Zwecken von der vorigen, sondern auch in den Mitteln, die Bismarck anwendet, in der Art seiner Kunst. Die einfache und gewaltige Größe, der selbstbewußte Stolz, die edle Erhabenheit, der dämonische Trotz verringern sich mehr und mehr. Bismarck greift zu Listen, zu Vexierstücken, zu Blendern, deren geistreiche, wahrhaft virtuose Gestalt, deren verblüffende Geschicklichkeit über ihren eigentlichen Charakter kaum täuschen kann, z. B. die Dupierung Benedettis, die Veröffentlichung der französischen Vertragsvorschläge: Kniffe, die er vordem verschmäht hätte. An Stelle des kühnen Darauflossegelns vor dem Winde nach der unbekannten Welt tritt besonders im zweiten Abschnitt ein fortwährendes Lavieren, Hin- und Herkreuzen, ein geschicktes unablässiges Wechseln der Segel, der Commandi, eine unermüdliche feine diplomatische Thätigkeit, deren Betrachtung im einzelnen das Auge des Zuschauers fast ermüdet. Der kühne und große Kolumbus hat sich in

einen greisen, wetterharten und fuchsschlauen Corsaren verwandelt, der jedem Gegner mit fast mythischer Geschicklichkeit entwischt und seine Beute ungefährdet heimbringt, wo er sie selbstlos auf den Altar des Vaterlandes legt. Man mag die einzelnen der zahllosen Wendungen der Bismarckschen Politik noch so sehr bekämpfen, eins ist sicher: die Technik der Diplomatie ist durch ihn auf eine Stufe der Ausbildung erhoben worden, von der man früher keine Ahnung hatte. Bismarck ist eben auch ein Kind der modernen Zeit, des Jahrhunderts der virtuosen äußeren Technik, so gut wie Edison, Siemens, Eiffel, Sardou, Makart und Liszt.

Heut sind wir Englands Todfeinde, morgen seine Busenfreunde; heut ist Boulanger der Napoleon der Zukunft, morgen ein Hanswurst; heut steht der Krieg vor der Thür, morgen ist der Friede gesicherter als je; heut sind wir Rußland unendliche Freundschaft schuldig, morgen ist es der Hort aller Gemeinheit und Lüge — so geht es in fortwährendem sinnverwirrendem Wechselspiel, je nach Bedürfnis — diplomatische Noten, die Presse, Kammerverhandlungen, Reden, Veröffentlichungen geheimer Aktenstücke, Frühschoppen: kein Mittel wird ausgelassen, und der Zweck aller dieser Manöver ist stets derselbe: die Erhaltung des Friedens, indem Frankreich auf den Isolierschemel gebunden wird.

Man muß ehrlicherweise gestehen, daß dieser Zweck, der eine Zeit lang vollständig erreicht schien, gegenwärtig nicht mehr ganz durchführbar ist. Teils durch eigne Geschicklichkeit hat Frankreich die von Bismarck rings gezogenen Isolierwände durchbrochen, teils sind sie durch einen für unsern Feind glücklichen Zufall eingestürzt und haben uns in diesem ruinenhaften Zustand Blicke in ihre durchgängige Brüchigkeit thun lassen. Durch die Weltausstellung hat Frankreich bewiesen, daß es die Folgen der Niederlagen längst überwunden hat, es hat sich die Achtung und Sympathie fast aller gebildeten Völker erobert oder wiedergewonnen — nicht durch die Reize der leuchtenden Wässer, nicht durch die Höhe des Eiffelturmes, sondern durch die glänzenden Beweise innerer wirtschaftlicher Größe, unermüdlichen Fleißes, unermeßlicher Hilfsquellen, unablässiger Arbeit in den Einzelheiten. Und während Frankreich aus seiner Demütigung sich wieder in alter Kraft und Gesundheit erhebt, wie ein Phönix aus seiner Asche, reicht ihm über ganz Mitteleuropa hinüber die äußerlich größte, ansehnlichste und furchtbarste aller Weltmächte die Hand zum Bunde — zum Bunde wider den verhaßten Deutschen, der so lange die Führerrolle in Europa gespielt, der so lange den verfluchten Frieden aufrecht erhalten und dessen Land zum Auffressen schön in der Mitte zwischen den beiden neugebackenen Freunden liegt. Der Versuch Bismarcks, eine politische äußerliche Aussöhnung von Dauer zwischen

Österreich und Rußland zustande zu bringen, ist gescheitert: die Interessen dieser Staaten stoßen im Orient zu hart aufeinander — sie scheinen geboren, nicht Freunde zu sein. Vor die Wahl gestellt, den einen oder andern aufzugeben, opferte Bismarck ohne Wimperzucken Rußland. War es das richtige? Jedenfalls — das billigere! Rußland wäre zuletzt ein sehr anspruchsvoller Freund — es würde von uns nicht weniger begehrt haben als das Aufgeben unserer halben Existenz, die gesamten Provinzen des Ostens „soweit die slawische Zunge klingt“. Für Österreich aber war unsere Freundschaft ein viel kostbareres Ding als für Rußland — denn wir hatten ihm zu bieten, was es brauchte und was jenes entbehren konnte, da kein Land in Europa daran denken kann, Rußland anzugreifen: Schutz. Deutschlands starke Hand ward Österreich eine willkommene Waffe gegen die Gefahr, im Orient von Rußland überwältigt zu werden — und außerdem hatte Deutschland Österreich noch eines zu bieten, was für es von unermeßlichem Wert war: Aussöhnung mit Italien, das unaufhörlich auf der Lauer lag, sich die letzten italienisch sprechenden Gebiete in den Alpen und am Adriameer zu holen, vor allem Triest, dessen aufblühender Handel für Venedig von Tag zu Tag vernichtender wurde.

So ward unser scheinbar unversöhnlicher Feind von einst unser getreuester Freund, und so entstand die große politische That, auf der nach Bismarcks Lobrednern der eigentliche und höchste Ruhm dieses Staatsmannes beruht — wenigstens in den letzten zwei Jahrzehnten: denn auf allen andern Gebieten, im Kulturkampf, in der sozialen Frage, in der Germanisierung der westlichen, nördlichen und östlichen Länder hat er es nur zu Niederlagen oder Pyrrhussiegen gebracht.

Dem genauen Beobachter kann — soweit es überhaupt einem nicht im diplomatischen Dienst thätigen, dem wichtige geheime Vorgänge und Thatsachen unbekannt bleiben müssen, möglich ist, ein Urteil über politische Dinge abzugeben, und nur mit dieser Einschränkung ist unsere ganze Betrachtung zu verstehen — dem genauen Beobachter kann es aber nicht entgehen, daß der praktische innere Wert des hochgepriesenen Dreibunds ein höchst geringer ist, daß er fast nur in Äußerlichkeiten, in glänzendem Schein beruht.

Diejenigen, welche die politischen Verhältnisse Österreichs etwas genauer kennen, geben sich keiner Täuschung darüber hin, daß dieses herrliche Land, eines der schönsten der Welt, durch das Verhängnis leider auf eine Bahn geführt ist, welche ohne das Eintreten eines, vorläufig noch nicht sichtbaren, Staatsmannes von richelieuscher Genialität, sehr leicht zum völligen Untergang seiner politischen Einheit und Selbständigkeit führen kann. Der Kampf der feindlichen Nationalitäten — und Österreich-Ungarn zählt ihrer ein

Dutzend und jede ist der unversöhnliche Todfeind der andern — nimmt von Tag zu Tag furchtbarere Formen an, größere Ausdehnung, wildere Unerbittlichkeit. Der ganze Staatskörper ist in Aufruhr: die Hand wühlt gegen das Auge, der Fuß wider den Leib, der Kopf wider den Magen, und das Ergebnis muß die traurige Selbstzerstörung des ganzen Organismus sein. Die Zertrümmerung ging von Ungarn aus, dieses Land trägt die Schuld an allen späteren Wirren, indem es die Reihe der Loslösungen der Kronländer eröffnete. Vielleicht war die politische Erhebung der Magyaren eine notwendige Voraussetzung ihrer wirtschaftlichen, vielleicht hätten ihre Führer sie nie zu ernster industrieller und landwirtschaftlicher Arbeit aufgerissen, ohne die Entrollung der nationalen Ansprüche — aber sicher ist, daß Ungarn zuletzt von seinem Thun keinen Vorteil haben wird. Nach seinem Vorbilde erhoben die kleineren und kleinsten Stämme die Ansprüche selbständiger Herrschaft, und wenn die Zersetzung Österreich-Ungarns eine vollzogene Thatsache sein wird, so müßten alle geschichtlichen Gesetze auf den Kopf gestellt sein, wofern das kleine mutige Ungarn nicht zuletzt von der Unersättlichkeit des slawischen Ungeheuers verschlungen werden sollte. Ungarn wird — wie von dieser tapferen und edlen Nation nicht anders zu erwarten — mit Ruhm und Ehren untergehen, heldenhaft, wie einst das jüdische Reich vor Rom — aber es wird untergehen im Ansturm der Russen, Kroaten, Slovenen, Rumänen, Ruthenen, Serben. Das Schicksal Ungarns wird eine echte Tragödie der Weltgeschichte werden — die tragische Schuld ist schon begangen.

An eine Wiederherstellung des alten Zustandes, eine Einigung unter deutscher Führung ist heute kaum noch zu denken. Das Gefühl der selbstständigen Daseinsberechtigung aller Nationen und Natiönchen ist zu sehr erstarkt, dank der Schlaffheit und Unthätigkeit der Deutschen, denen es nicht gelang, die andern Nationalitäten in wirtschaftlicher Abhängigkeit von sich zu erhalten. Vor 25, 20 Jahren wäre ein Einhalt noch möglich gewesen — heut ist er es nicht mehr. Die Führer der Deutschen sind Hampelmänner, politische Phrasendrescher, die schöne Reden halten und den Blick für die Hauptsache, das Soziale, völlig verloren haben. Diese Leute haben das Abc der politischen Weisheit noch nicht begriffen, daß nicht in den Wahlstuben, nicht in den Provinziallandtagen, nicht im Reichsrat, nicht im Komödienhaus über die politische Herrschaft entschieden wird, nicht auf Turnfahrten und Sängerfesten, sondern in den Fabriksälen, in den Viehställen, auf den Mistbeeten, in den Markthallen, bei Versteigerungen und Feilbietungen, in den Vorschußkassen und Kreditbanken. Die deutsche Oberherrschaft in Österreich ist verfault, vermorscht, gebrochen — nicht nur schuld der rastlosen

Thätigkeit und Arbeit der andern Stämme, in denen es neben vielen wüsten Hetzern doch auch sehr ernste und tüchtige Arbeiter giebt, sondern vor Allem schuld der Deutschen selbst. Die oberen Kreise der deutschen Bürgerschaft sind bestochen und verschwindelt, die großen Bankhäuser Rothschild und Genossen haben ein System der allgemeinen Korruption, der Aussaugung des gesamten Volkes ins Leben gerufen, eine Plünderung des Nationalbesitzes, welche an Schamlosigkeit und Gewissenlosigkeit Alles übertrifft, was römische Prokonsuln in ihren Provinzen, was die Pfaffen und Raubritter des Mittelalters geleistet haben. Die Presse leistet ihnen dabei Handlangerdienste, mit wenigen Ausnahmen — wie unser wackrer Genosse Müller-Guttenbrunn und seine Freunde, die ihrer geringen Zahl wegen in der Hauptsache nichts ändern können — ist sie bestochen, versumpft durch und durch. Das Wort „Journalist" ist in Wien mit Recht gleichbedeutend geworden mit „Lump". Vor allem gilt dies von der „Neuen Freien Presse", einem Blatte, in dem nicht eine Zeile nicht das Ergebnis einer Bestechung wäre, in dem Alles zu kaufen ist, vom Leitartikel bis zur Lokalnotiz, und für Jeden, vom Minister bis zum Komödianten. Der Masse der Bevölkerung aber, vor allem in der Hauptstadt, in Wien, ist, in wie hoher Blüte auch das kindische, alberne Kannegießern steht, jeder politische Sinn, jedes Talent zum Erfassen und Gestalten der Realität verloren gegangen; eine trostlose, grenzenlose Vergnügungssucht erfüllt allein die Gemüter; gut essen und trinken — Backhändel, Volkssänger und Komödianten sind die Ideale der Gesellschaft von Wien. Wenn der Guschelbaur nur den alten Drahrer singt und der Sonnenthal den Lear spielt, so mögen die Czechen und Magyaren Fabriken gründen, soviel sie wollen, der Deutsche vermietet sich ihnen als Arbeiter, erwirbt ihnen das Geld, mit dem jene „nationale Agitation" treiben und die Deutschen allmählich aus allen einflußreichen Stellungen hinauswerfen. Man glaubt Wunder was für die deutsche Sache gethan zu haben, wenn man in Prag und Wien neue Komödienhäuser baut, in denen unter allgemeiner deutschnationaler Begeisterung zwei Dutzend Pariser Schmutz- und Schandstücke mehr aufgeführt werden als bisher. Der großen Masse der Deutschen aber hat sich ein strafbares und schändliches Verzweifeln an der Zukunft, an den Zuständen bemächtigt; man legt die Hände in den Schoß, läßt die Dinge gehen, wie sie Gott und Herrn Gregr gefallen, und schielt in einer Weise nach Deutschland herüber, welche nicht selten an offenen Hochverrat streift. „Was sollen wir thun?" sagte mir einmal der Leiter eines der verbreitetsten deutschnationalen Blätter in Wien, „unsere einzige Hoffnung ist, eines Tages von Deutschland annectiert zu werden!" Der demokratische Österreicher, der seine Hoffnung auf das dynastische Preußen setzt — die deutsche Sprache hat keine

Worte, solch undeutsche Feigheit genügend zu brandmarken! Angesichts solcher Zustände darf man sich nicht wundern über das erbärmliche Überläufertum, das unter den Deutschen Österreich-Ungarns, vom hohen Adel angefangen, immer stärker Platz greift. Es giebt eben leider immer Menschen genug, die statt eine verlorene gute Sache mit Ehren zu verteidigen, es vorziehen einer siegreichen schlechten die Fahne voranzutragen.

Und siegen wird der Partikularismus, Slawen- und Magyarentum in Österreich-Ungarn, wenn nicht noch in zwölfter Stunde das Deutschtum sich zu sozialen Großthaten aufrafft. Und siegt er — dann wehe dem Dreibund! Von Tag zu Tag macht jener reißende Fortschritte. Was soll aus Österreich werden, wenn es ein selbständiges czechisches, kroatisches, slovenisches Reich giebt, mit selbständigen Ministerien, Armeen, Verwaltungen? Einen Staatenbund in der Art der Schweiz herzustellen, wird unmöglich sein, die slawischen Elemente werden sich mit kantonaler Selbständigkeit nicht mehr begnügen. Was soll geschehen, wenn diese dem Herrscher Österreichs beim Ausbruch des Kampfes gegen Rußland die Heeresfolge verweigern? Sie werden die Mehrheit haben, die Macht. Was soll geschehen, wenn die deutschredenden Landesteile gezwungen sind, den Schutz des Deutschen Reiches nachzusuchen vor der slawischen Überflutung, und die übrigen ihren Schwerpunkt im Osten suchen?

Und es wird dahin kommen!

Daß es noch nicht so weit ist — man verdankt es vielleicht lediglich der persönlichen Zuneigung aller Völker zu jenem edlen und guten Manne, der heut den österreichischen Thron ziert und ihrer Liebe im höchsten Grade würdig ist. Aber er ist nur ein Mensch — er wird eines Tages von hinnen gehen, und die Zügel einem Nachfolger überlassen, der sich Zuneigung, Vertrauen, Ehrfurcht erst noch zu erwerben hat. Und wenn es ihm wider alle Hoffnung nun nicht gelingen sollte? Was dann? Wird das dynastische Prinzip stark genug sein, zusammenzuhalten, was auseinanderzufallen bis dahin nur persönliche Sympathie für einen dann Toten verhinderte?

Und selbst wenn es jenem schon heut Beklagenswerten gelingt, nicht nur den Thron, sondern auch den Schatz an Volksliebe von seinem Vorgänger zu erben . . . je nun, wir haben es kennen gelernt, wir kennen es aus der Geschichte, jenes zugleich so glorreiche und so erbärmlich geschlagene Heer, dem seine Niederlagen nie auf offenem Schlachtfelde bereitet wurden, sondern stets in dem höchsten Hause der eigenen Heimat, jene Armeen von Löwen, geführt von Eseln . . . wird es ihm gelingen, einen neuen Karl aus sich herauszuzeugen, der die Scharten von Magenta, Solferino und

Königgrätz mit einem neuen Wagram auswetzt, und ohne den es selbst bei der treuesten Einigung der Völker rettungslos verloren wäre? — —

Nun gar erst unser neugebackener Freund im Süden!

Man mißverstehe mich nicht! Glühender kann die Liebe Altmeister Goethes zu Italien nicht gewesen sein, als die, mit der ich es umfasse, und es steht meinem Herzen nur wenig ferner als mein eigenes Vaterland.

Welche Blüte alter und neuer Kunst! Welch' unendliche Reize der Natur! Und welch' gebildetes, liebenswürdiges, höfliches Volk! Welche Feinheit der Form, welche Reinheit der Sitten! Welche Klarheit der Anschauungen, welche Begeisterung für alles Große, Echte, Wahre! Ein modernes Volk in jeder Fiber — das Land meiner Seele, das Volk der Zukunft!

Dich zum Freunde zu haben — beseligender Gedanke! Wie unendlich viel kann unsere herrliche, aber oft so rohe, linkische, verzopfte Germania von Dir lernen! Aber Dich zum Bundesgenossen? Deinen Handschlag in allen Ehren — niemals!

„Hab' ich nur Deine Liebe,
Die Treue brauch' ich nicht . . .“

es ist der Vertreter des echten, schwarzlockigen Italienertums, den unser Tondichter diese Verse singen läßt.

Alles wird der Deutsche als Deutscher in Italien finden! Zuvorkommenheit, Achtung, Höflichkeit, Billigkeit — nur eines wird er vergeblich suchen: Liebe. Je mehr er darnach forscht, je weniger wird er sie finden, je mehr er die seine zum Tausch bietet, desto höflicherem Achselzucken wird er begegnen — und mit verschränkten Armen wird er zusehen müssen, wie der Italiener sein ganzes Herz freiwillig über den Mont-Cenis hinüberträgt, es dem Franzosen in den Schooß legt, der es mit gleichgültigem Kopfnicken annimmt, wie einen selbstverständlichen, geschuldeten Tribut, und dem Geber kaum die Hand reicht zu einem Danke. Italien fühlt sich zu Frankreich hingezogen, der Hauch der Freiheit und Gleichberechtigung, der über die Alpen hinüberweht, bläst mit leichter Mühe die häßlichen Dämpfe des geschäftlichen Konkurrenzneides fort, der sich in den Kontoren Genuas gegen Marseille erhebt. An Frankreich bindet Italien Blutsverwandtschaft, Sympathie, Wesensähnlichkeit — Deutschland gegenüber fühlt es sich fremd und kalt. Wir sind für Italien Barbaren, wir stecken noch tief im Mittelalter, wir haben Standesprivilegien, uns drückt der „Übermut der Ämter“ und die rohe Vorherrschaft des Militarismus. Das grenzenlose Philistertum in unserer Kunst stößt Italien ab, nur unsere Musik erkennt es an. Der Italiener fühlt sich vor allem als freier Mann und sieht im Deutschen nur einen Fürsten-,

Beamten-, Priester- und Unteroffiziersknecht. Er ist frei von jeder Furcht vor dem Pfaffentum. Er lächelt über die Annahme jedes Gottesgnadentums, sein König ist Staatsoberhaupt „per la volontà della nazione“, und die Nation würde ihn unweigerlich seiner Würde entkleiden, sobald er dieser Willensmeinung nicht mehr entspräche. Die Tage des Königtums in Italien sind gezählt, das Land verlangt stürmisch eine Republik, und nur der Achtung vor der persönlichen Ehrenhaftigkeit des Königs, vor der Schönheit und Anmut der Königin verdanken Umberto und Margherita die Fortdauer ihrer erblichen Oberleitung — zwei Menschen, so edel, klug und brav, wie sie selten den Thron geziert haben. Es mag fremd klingen, aber wer die Italiener kennt wird es bestätigen: was dem jungen, höchst klugen und wackren Kronprinzen für seine Zukunft vor allem Not thut, ist eine Kronprinzessin von bezaubernder Schönheit — diese würde ihm bei seinen Unterthanen mehr nützen als ihre Verwandtschaft mit dem mächtigsten Fürstengeschlecht.

Ich will nichts gegen das italienische Heer sagen, dessen Vorzüge der deutsche Kaiser selbst anerkannt hat, noch weniger gegen die italienische Flotte, deren Ausrüstungsstärke sie unter die ersten der Welt stellt. Aber sicher ist, und die Geschichte lehrt es, daß der italienische Soldat sich nur da gut schlägt, wo er nicht nur mit der Hand kämpft, sondern auch mit dem Herzen. Garibaldis Truppen haben im Feuer der Begeisterung für die nationale Sache manchmal Wunder gethan — aber Novara, Solferino, Lissa und zahlreiche andere Namen beweisen, wie wenig auf solche Wunder zu rechnen ist, wenn der Führer oder die Sache diese Begeisterung nicht bis zum höchsten Glutpunkt zu entflammen vermögen. Und — verhehlen wir es uns nicht — den Italienern in einem Kriege gegen Frankreich und für Österreich diese Begeisterung einzuflößen, wird ein schweres Stück Arbeit werden! Der Italiener liebt den Deutschen nicht, aber er achtet ihn, er würdigt seine gewaltige politische Kraft. Den Österreicher aber haßt er. Er sieht in ihm — mit welchem Irrtum, brauche ich nicht zu sagen — seinen Erbfeind, der nur auf seine nationale Unterdrückung ausgeht, der ihm noch heut einen Teil seines vermeintlichen rechtmäßigen Eigentums vorenthält, Triest und Südtyrol. Die Bestrebungen, diese Distrikte mit dem „Mutterlande“ zu vereinigen, sind heut in Italien eine allgemeine nationale Sache. Zum Teil steht diese Begeisterung auf wirtschaftlichem Grunde: Triest hat den Handel im Adriatischen Meer und von da nach dem Orient fast ausschließlich an sich gerissen, Venedig verarmt, und der gewaltige jährliche Gewinn, der Italien entzogen wird, kommt dem verhaßten Österreich zu gut. Über der Frage der Gewinnung Triests und Trients, welche alle patriotischen Gemüter in Italien fortdauernd beschäftigt, kommt das Interesse

an der Rückgewinnung Nizza's, Savoyens — des Stammlandes der Dynastie — und Corsikas, dieses brutalen französischen Raubes, in Italien kaum auf, und Deutschland wie Österreich haben es seltsamerweise versäumt, sich auch nur ein einflußreiches italienisches Blatt zu sichern, welches durch unablässige energische Betonung dieser berechtigten Ansprüche Italiens den unberechtigten Wühlereien der Irrdenta eine Gegenmine legt.

Die Technik der italienischen Diplomatie war es zu jeder Zeit, und ganz besonders während des modernen risorgimento, aus jeder Kombination für das eigene Land möglichst viel Nutzen zu ziehen, und bei veränderten natürlichen Bedingungen den Vorteil ihres Vaterlandes nicht einem früher unter anderen thatsächlichen Zuständen unterschriebenen Blatt Papier zu opfern. Italien wird bei Beginn eines Weltkrieges zunächst die Politik des Abwartens und Zögerns befolgen und sich dem an den Arm hängen, dem zuerst das Kriegsglück lächelt. Die ersten Siege werden über Italiens Stellung entscheiden. Hoffen wir, daß der Himmel uns den Krieg erspare, schickt er ihn aber, daß auch er dann mit einem Wörth oder Sedan beginne — alsdann wird uns Italiens Bundesgenossenschaft treu erhalten bleiben Ich kann mir denken, daß für unsere Diplomatie der Bundesvertrag mit Italien zunächst die Bedeutung hat, Österreich die Ruhe in der Flanke zu sichern und ihm zu ermöglichen, alle Truppen gegen Rußland zu verwenden. Ich zweifle nicht, daß die gegenwärtige Regierung Italiens von der festesten Treue beseelt ist und uns selbst in der Not, vor der uns das Geschick bewahre, jede Freundschaft würde erweisen wollen. Aber ich zweifle, daß eine italienische Regierung, und wäre sie noch zehnmal fester als die deutsche des Fürsten Bismarck selbst, bei einem ernsten Konflikte in der Lage wäre, dem allgemeinen Volkswillen zu trotzen, wenn dieser, noch gehoben durch die Gunst zufälligen Glücks, sich auf die Seite der Irredenta, der französelnden Demokratie schlüge. Bei dem leidenschaftlichen Charakter der Italiener ist ein solcher Fall gar nicht unmöglich, und die Politik hat mit realen Bedingungen, Menschen, Verhältnissen zu rechnen, nicht mit Wünschen und Idealen. Es wäre ein großer Irrtum, zu glauben, daß in Italien die Regierung die Politik des Landes zu bestimmen habe, und nicht die Mehrheit der Nation. Sie macht sich „nach ihrem Willen" ihr Oberhaupt, und sie wird ihr Oberhaupt nötigen, seine persönlichen Sympathien ihrem, wenn auch verhängnisvollen, Willen zu opfern, und selbst ein Bismarck würde bei ihr für die Entfaltung einer so genialen Politik wie während der Konfliktszeit vergeblich geeigneten Boden suchen. Man darf dreist sagen, daß für die Gewinnung der Sympathien der Italiener für Deutschland — welche im Ernstfalle allein maßgebend sein würden — die Erfolge der

Wagnerschen Opern in Italien mehr wert sind, als ein halbes Dutzend Staatsverträge.

Ich weiß nicht, ob nicht die Nachwelt es als eine Lücke in Bismarck's sonst so genau gefugtem politischen System betrachten wird, daß für ihn Verträge und Handlungen der Regierungen gleichbedeutend sind mit Bündnissen und Thaten der Völker. Durch die ganze Zeit seines Wirkens beseelt ihn diese Anschauung, man findet sie schon ausgesprochen in seinen Reden aus dem Jahre 1867, und noch früher. Für Deutschland und Rußland trifft diese Anschauung ohne Zweifel zu — für die romanischen Länder, für England*) ebenso zweifellos nicht. Hier sind die Regierungen, die Minister nicht die Vertrauten des königlichen Willens gegenüber dem Volkswillen, den das Parlament darstellt, sondern die Vertreter des Willens des Volkes, bezw. des Parlaments gegenüber dem königlichen. Wenn die fremden Regierungen in einem ja immerhin möglichen Falle gesonnen wären, die geschlossenen Verträge streng inne zu halten, während der Volkswille sich dank zufälliger Ereignisse geändert hätte, so werden jene Regierungen vermutlich leider kein Mittel besitzen, ihre Anschauung gegenüber der Masse durchzusetzen, und gezwungen sein, den Führern der letzteren ihren Platz zu räumen.

Man würde zu weit gehen, wollte man nach alle diesem behaupten, der Dreibund, diese von unsern Offiziösen so hoch gepriesene That, habe nur den Wert einer großartigen Theaterdekoration — eines Kunstwerks im Stil der Lütkemeyer und Brückner. Aber mit der Gewißheit des — Uneingeweihten kann man annehmen, daß derselbe zwar ein vortrefflicher diplomatischer Schachzug war, der ganzen Welt zu imponieren, alle Feinde des Friedens zu schrecken, den Frieden selbst zu befestigen, aber daß er eine ernstliche Prüfung, eine Prüfung durch Flinten und Kanonen nur aushalten dürfte, wenn von Anfang an Fortuna dem deutschen Heere als Marketenderin folgte.

Aber streitet es nicht wider die Vaterlandsliebe, dergleichen öffentlich, vor aller Welt auszusprechen, selbst wenn es die Wahrheit wäre?

O nein — im Gegenteil! Denn was wollen unsere Ausführungen

*) Man wird mir verzeihen, daß ich mich über die neue Freundschaft mit England hier nicht weiter verbreite. Von England gilt noch mehr als von Rom das Wort aus Goethe's Tasso, es „will Alles nehmen, geben nichts“. Es erwartet von uns Hilfe gegen den drohenden russischen Ansturm in Asien, es wird uns in Europa kalt lächelnd im Stich lassen, und in Afrika Schaden thun, wo es kann. Die Treue ist eine kontinentale Pflanze, die sich in der englischen Seeluft noch nicht akklimatisiert hat.

anderes besagen, als daß Deutschland selbst nicht aufhören darf sich so stark zu machen, daß es imstande ist, jederzeit seine Selbständigkeit und Unabhängigkeit zu verteidigen, ohne irgend einen fremden Beistand, ja wenn es Not thäte, gegen die Feindschaft der ganzen Welt und der Hölle dazu? Ist es nicht die logische Folgerung aus jenen Sätzen, daß Deutschland suchen muß, mit aller Welt in Frieden und guter Kameradschaft zu leben, aber daß es zuletzt keinem vertrauen kann als sich selbst und, daß es, wenn alle Stränge reißen, wie einst Friedrichs kleines Preußen den Kampf aufnehmen können muß mit der ganzen Welt? Daß es ohne Unterlaß an seiner inneren und äußeren Befestigung arbeiten muß?

Nicht die Weisheit seiner Diplomaten sichert Deutschland sein ewiges Dasein, sondern das Pflichtgefühl, die Treue, die Liebe, die Begeisterung, die emsige Arbeit seiner Bürger.

Je stärker, inniger, umfassender diese werden, desto sicherer steht Deutschland inmitten der Sturmflut fremden Hasses und Neides, die es umtobt. Österreich hin, Italien her: wie teuer uns immer ihre Freundschaft sei, unser Recht zum Dasein schöpfen wir allein aus uns selbst. Wir fürchten kein zweites Jena, denn wir sind nicht eingeschlafen auf den Lorbeeren Wilhelms I. und Moltkes, wir haben ernst und wacker weiter gearbeitet, wir sind mit der Zeit fortgeschritten. Ich denke dabei an mehr als an das Wehrgesetz, das Roburit, das rauchlose Pulver und die Lanzenbewaffnung der Kavallerie — ich denke an die emsige und rastlose Arbeit der Aussöhnung der großen inneren Gegensätze in Deutschland, des Kontrasts zwischen Nord- und Süddeutschland, des Haders der Stämme, Klassen, Konfessionen. Und an diesem Werke der inneren Stärkung, an dieser Friedensarbeit darf unser Blatt, unsere litterarische Richtung sich eines redlichen Anteils rühmen.

Einig müssen wir unter uns sein, innere Einigkeit ist wichtiger als alle Dreibünde der Welt, und ein erbärmlicher Frevler, ein Hochverräter ist, wer durch konfessionelle oder andere Hetzereien dieses Werk der Einigkeit stört. Hochverrat ist es, was der Antisemitismus treibt; Hochverrat ist das Treiben des Kapitalismus, der ganze Klassen unseres Volkes ausbeutet, dem nichts gegenüberstellt, ihre Existenz zerrüttet und Bürger zum wilden Haß gegen Bürger aufreizt; Hochverräter sind jene Elenden, die um schnöder Pfennigfuchserei willen dem Volke seine notwendigsten Lebensmittel verteuern, entziehen und damit seine physische Lebenskraft, die Wehrhaftigkeit schwächen! Längst ist es nachgewiesen, daß nicht allein die Zahl der Streiter den Ausschlag giebt, die ein Land ins Feld schickt, sondern mehr als Alles, ihr moralisches Bewußtsein, die Begeisterung für die Sache, das Gefühl der

Zusammengehörigkeit, und endlich die physische Widerstandsfähigkeit. Und wir wissen, in welch ungeheurer Stärke diese Imponderabilien bei unseren Gegnern vorhanden sind. Wir kennen den glühenden Haß, den Rachedurst, die unermeßliche Vaterlandsliebe der Franzosen, wir wissen, daß diese Eigenschaften der Masse der Russen zwar fehlen, aber aufgewogen werden durch ihre unerhörte physische Bedürfnislosigkeit. Glaubt man wirklich, der Begeisterung der Franzosen, der Ausdauer der Russen begegnen zu können mit Mannschaften, von denen der Arbeiter-Hintermann gezwungen ist, in dem Vordermann-Börsenjobber seinen Todfeind zu sehen, den Räuber seiner bürgerlichen Existenz — mit Männern, deren Widerstandskraft zerrüttet ist durch die schlechte Ernährung während der Friedenszeiten? Und müssen die immer schwieriger werdenden Daseinsbedingungen nicht zuletzt die Zahl der Eheschließungen so vermindern, daß die Zahl unserer Soldaten in Zukunft nicht mehr mit dem Wachsen der Wehrfähigkeit anderer Länder gleichläuft? Wird bei der fortgesetzten Wühlerei unserer Hetzpresse der antisemitische Krieger geneigt sein, den auf wichtigem Posten gefährdeten jüdischen Kameraden herauszuhauen, ihm zu Hilfe kommen? Kann eine patriotische Regierung also dem hetzerischen und wucherischen Treiben gewisser Kliquen ruhig zuschauen, ja ihm zum Teil nachgeben? Glaubt sie wirklich, der dadurch hervorgerufenen Gefährdung der inneren Einheit und Kraft ein Gleichgewicht bieten zu können durch diplomatische Virtuosenstücke wie den Dreibund?

Blicken wir umher in der ganzen Welt, bei allen Völkern: und wenn nicht das traurige und gefährliche Gift der Selbstvergötterung unsern Verstand umnebelt, so werden wir uns ehrlich gestehen müssen: das Deutschland des Fürsten Bismarck hat sich bei vielen Völkern Achtung erworben, bei allen Furcht — Liebe bei keinem. Eine zwischen Neid, Bewunderung und unbestimmter Besorgnis schwankende Stimmung ist es, mit der im Auslande der Deutsche empfangen wird, der eines fehlt: jenes vertrauende, herzliche Entgegenkommen, das der Franzose überall findet, wohin er nur den Fuß setzt, das man ihm förmlich aufdrängt, so unartig, rücksichtslos, egoistisch er sich auch in vielen Fällen benimmt.

Woher stammt sie eigentlich, diese rätselhafte französische Sympathie der ganzen Welt — selbst Deutschlands, denn im Grunde unseres Herzens lieben wir Frankreich und züchtigen es nur gezwungen, in höchster Notwehr — und die Abneigung gegen Deutschland, die noch viel kosmischer ist, als die oft behauptete angebliche gegen die Juden?

Eine wohl aufzuwerfende Frage, deren richtige Beantwortung für uns, für unser zukünftiges Verhalten von unermeßlichem Gewinn sein müßte!

Offenbar liegt hier keine unerklärliche Idiosynkrasie vor — denn die ganze Welt ist nicht verrückt. Einen Grund muß die Sache haben.

Die Welt urteilt nach dem Schein. Das Äußerliche ist das, was zuerst in die Augen fällt, und das Trägheitsgesetz, dem die Seele so gut unterliegt, wie der Körper — wie ja dieselben Naturgesetze auf psychischem Gebiet gelten, wie auf physischem — veranlaßt die Meisten, sich mit der äußeren Erscheinung, mit der oberflächlichen Betrachtung eines ihnen Fremden zu begnügen, ohne ins Wesen desselben einzudringen; denn nur dem Genie ist es gegeben, das Wesen der Dinge zu erfassen, an allen Dingen gleich das Wesentliche herauszufinden, und in dieser Fähigkeit eben beruht das Genie.

Der Franzose umkleidet die größte innere Rohheit, die rücksichtsloseste Selbstsucht stets mit dem Mantel der zierlichsten, liebenswürdigsten Form, der wohltönendsten Phrase. Er hat dieses System zu einer wahrhaften Virtuosität entwickelt. Er spricht nur von Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit und füllt sich die Taschen, er zieht dir das Hemd vom Leibe und schwört, es geschähe nur im Namen der Menschheit, im Dienste der Kultur, und er vergießt Thränen, daß diese ihn zwingen grausam zu sein. Er plündert alle Völker aus — aber er bringt ihnen stets die Freiheit. Und diese Komödie spielt er so geschickt, daß der Ausgeplünderte von so viel Edelmut förmlich gerührt ist und dem hohnlächelnd Davonziehenden nachruft: „Hier, lieber Freund . . . Sie haben noch mein Taschentuch vergessen . . . legen Sie zu dem Hemde auch dies auf den Altar der Menschheit!"

Napoleon III. hat Italien ausgeplündert, bestohlen, zerstückelt — und doch schwört Italien, es verdanke ihm zum guten Teil seine Einigkeit!!

Ist Frankreich der Unterdrücker, so tragen die Schuld nur seine — von ihm selbst vergötterten — Tyrannen, spielt es aus egoistischen politischen Gründen den Befreier, so hat des Dankes an das ganze Volk kein Ende.

Deutschland hingegen — und im besonderen Preußen — ist für die ganze Welt ein Tyrann, der Unterdrücker der Freiheit, des Rechtes der Nationen. In Wahrheit hat Deutschland, hat Preußen stets an der Spitze der Zivilisation gestanden: es hat Rußland seine ganze Kultur gegeben, England seine Nationalität, Italien seine Freiheit, Ungarn seine Landwirtschaft und Industrie, Griechenland seine Selbständigkeit. Was die von Franzosen und Österreichern stets durchgeprügelten italienischen Soldaten nicht vermochten, haben unsere Siege von Königgrätz und Sedan bewirkt: die Befreiung Italiens von der Fremdherrschaft. Aber die Miene, die Form mit der wir das thaten, war immer die der Rücksichtslosigkeit, der

Unfreundlichkeit, des Trotzes, des Spottes. Preußen gab sich den Anschein, indes es doch nur die Ordnung und Selbständigkeit der Völker verteidigte, das Gottesgnadentum der Könige mit Blut und Eisen zu befestigen, jene frömmelnde Mittelalterlichkeit, welche heute nur noch der Spott der aufgeklärten Nationen ist. Als wir 1793 in der Champagne einrückten, zu dem rühmlichen Schutze der Ordnung und des Friedens, brachte das maßlos ungeschickte Auftreten des Herzogs von Braunschweig unser großes Kulturwerk sofort um alle Sympathien — und die Zuneigung der Welt war bei den viehischen Mördern des „Wohlfahrtsausschusses".

Warum in aller Welt ewig diese Ungeschicklichkeit der Form, welche uns die Sympathie der ganzen Welt kostet und sie unsern Feinden zuwendet? Werden wir uns jene im Grunde so leichten Künste der Gefälligkeit und Liebenswürdigkeit denn nie aneignen, da wir sehen, welch wichtige Rolle sie nun einmal in der Politik, in der Weltgeschichte spielen? An unseren Staatsmännern ist es vor Allem, sie in ihrem öffentlichen Auftreten zu üben. Das wußten manche unserer wahrhaft großen Politiker: das wußte Friedrich der Große, das wußte Kaiser Friedrich III., dem wir fast allein die geringen Sympathien verdanken, die wir heute noch in der Welt besitzen. Ein großer Politiker muß auch ein guter Schauspieler sein. Der Komödiant kann nicht bloß Pfarrer lehren, sondern auch Diplomaten — nur darf er nicht Helmerding heißen. Die Sympathien der Völker sind es, welche vor allem in romanischen Ländern über den Interessen die Politik der Nationen bestimmen. Ein ferneres Lebensjahr Kaiser Friedrichs hätte der deutschen Sache im Ausland zehnmal mehr genutzt als der ganze Dreibund. Wer die Volksstimmung in Italien, der Schweiz und anderwärts kennt, wird das begreifen.

Fürst Bismarck ist ein großer Mann! Aber auch von ihm gilt des Dichters Wort:

„Doch haben alle Götter sich vereinigt,
Geschenke seiner Wiege darzubringen,
Die Grazien sind leider ausgeblieben,
Und wem die Gaben dieser Holden fehlen,
Der kann zwar vieles thun, das Höchste leisten,
Doch läßt sich nie an seinem Busen ruhn."

Ludwig XIV., Napoleon, der alte Fritz, Kaiser Friedrich, Kaiser Joseph, Metternich, Mirabeau, Thiers, Lassalle haben politische Grazie gehabt. Fürst Bismarck hat durch seine Rücksichtslosigkeit, seine Formlosigkeit, seinen Haß gegen Kunst und Bildung, den harten Militarismus, dessen absolute Herrschaft in Deutschland sein Werk ist, ohne zwingenden Grund Deutschland

im Auslande manchen Schaden zugefügt. Er hat Deutschland einig gemacht, groß und stark, er hat ihm die Macht gegeben, der ganzen Welt Trotz bieten zu **können**: das ist sein unsterbliches Verdienst. Er hat uns in die Lage gebracht, der ganzen Welt Trotz bieten zu **müssen** — von dieser Schuld wird ihn kein Lobredner befreien können.

Eduard Grisebach.

Von Karl Bleibtreu.

(Charlottenburg.)

Wie bezüglich der realistischen Bewegung die Chronologie der inneren Entwicklung völlig in Verwirrung geriet und man heut kaum mehr weiß, wo Quelle und Anfang steckt, so hat man auch allerlei Leute in die „Schule" hineingerechnet, die gar nichts damit zu schaffen haben. Mit Ausnahme einiger Novellen, steht z. B. Wildenbruch, der Dramatiker alten Stils, der Bewegung ebenso fern, wie etwa Heinrich Hart mit seiner hochtrabenden Didaktik, die an Graf Schack anknüpft. Hingegen beginnt der Realismus höheren Stils, allerdings nicht der Reporter-Realismus, mit jenem seltsamen Werk, das Ende der siebziger Jahre so viel Staub aufwirbelte. Ich meine den „**Neuen Tannhäuser**" von Grisebach. Nie wagte man in Deutschland vorher, im Genre der Villon und Musset in der „langue des dieux", dem Vers, solch' realistische Erotika zu treiben. Und dies geschah obendrein mit Zuhilfenahme modernsten Zeitkolorits als realer Hintergrund dieses subjektiven Lyrischen Tagebuchs.

Meines Erachtens muß man die Strömung des dichterischen Realismus von jener Beichte herdatieren, die ein mitkämpfender Sohn des neuerstandenen Deutschen Reichs und seiner ersten champagnerberauschten Gründerperiode mit wildem Freimut erließ. Diese mit Bitterkeit versetzte Frivolität leitet über zu der düstern Tragik der heutigen sozialistisch-revolutionären Jugend.

Grisebach ist bei Heine in die Schule gegangen. Während aber Heines Schmutzbehagen in Unfläterei umschlägt, bewahrt sein Jünger überall die eleganteste Tournüre. Dennoch verunstaltet er sein längstes und bestes Gedicht „Und soll ich dein Tannhäuser sein" durch den banal prosaischen Schluß, den affektierten selbstaufgezwungenen Trieb, romantisch-sentimentale

Aufwallungen auf realistisch-alltäglichen Boden zurückzuführen, hat ihm die naturalistische Doktrin aufgepfropft und nun glaubt er, eine Landpartie nach Pichelsberge und Schildhorn nicht in getragenem schwungvollen Verston durchführen zu dürfen. Schade, daß die weniger gelungenen Stücke der genialen Sammlung wohl am meisten zu ihrer außerordentlichen Verbreitung unter Kommis und Studenten und Lebemännern beigetragen haben. „Zitternde Kerze" und „zitterndes Lieben" — das klingt so verlockend für den keuschen Deutschen, daß er darob sogar die undeutsche Genußsucht des Bücherkaufens entwickelt, wie die zahllosen Auflagen des Buches (auch eine Prachtausgabe liegt vor) beweisen. Feinschmecker der Form werden sich immerhin auch heute noch, nachdem der Lüderlichkeitserfolg lange verrauscht, an der seltenen Sprachgewalt Grisebachs erbauen.*)

Die Verwandtschaft mit Heine in der Form zugegeben, darf man doch nicht so weit gehen, wie meist geschah, diese Lyrik als eine direkte Nachahmung des Ersteren aufzufassen. Inhaltlich erinnern daran nur Äußerlichkeiten, wie das unheimliche Schlußgedicht von den „Elfen und Pilz-Kobolden", wo man unwillkürlich an das Eröffnungsgedicht „Waldeinsamkeit" der Heineschen „Lamentationen" denkt. Das Spielen mit allerlei Sanskrit-Reminiszenzen hat Grisebach wohl Schopenhauer abgelauscht, auf dessen Grab er auch sein Buch niederlegt. Vielmehr scheint mir unser Dichter in direkter Linie von Musset abzustammen. Durch und durch pathetisch, fällt er nie mehr aus der Rolle, als wenn er die gesunde froh machende Heiterkeit Heines anzuschlagen sucht. Sein trübgährendes schwerfällig-gedankenbefrachtetes Dichtertum vermag sich nirgends aus reuevollem Weltschmerz zu siegreicher Festigkeit emporzuschwingen wie Byron, dem er gleichwohl in der grausam prosaischen Trochäen-Hackerei einer endlose Seiten füllenden „Paren-

*) Diese findet ein merkmürdiges Gegenstück in einem andern „Tanhäuser" von Kastropp. Dieser scheint sich über Julius Wolffs „Tannhäuser" lustig zu machen. Er überlasse altertümliche Redewendungen und Kostümkunde andern Leuten, er singe wie der Vogel singt, frisch von der Leber. So gedeiht's ja dem Genie am besten. Aber es giebt da noch gewisse lästige Schranken, z. B. festes Metrum, die den freien Schwung hemmen. Die muß man niederrennen. So bildet sich denn Kastropp eine Form von so regelloser Willkür, daß wir sie ohne Übertreibung so paraphrasieren möchten: —

Ich bin
Ein Mann,
Worüber ich augenblicklich nichts Näheres mitteilen kann.
Übrigens ist mein Lied
Voll von frummem teutschem Gemüt.

O heiliger Walt Whitman, dessen zügellose Stabreim-Purzeleien die Yankees als neusten Humbug feiern, wie schonend verfährst du noch!

these" eine wohlwollende Rüge erteilt. Der strebsame Beamte Grisebach (er hat bekanntlich die Konsul-Karrière durchgemacht) macht hier stark in Patriotismus und zieht in seinem Minnelied die Gelegenheit bei den Haaren herbei, Sr. Majestät und Sr. Durchlaucht den Kanzler, seine hohen Gönner, anzusingen. Er versichert ebendort mit eifriger Beflissenheit, daß er längst abseit der Poeterei und philosophischen Grübelns im „praktischen" Wirken für das Staatswohl die wahre Basis durchgebildeter Menschlichkeit gefunden habe. Der langweilige Geheimratston dieser holzigen „Parenthese"-Verse macht es doppelt komisch, wenn er hier Byron, vor dessen Standbild ihm ahnend graut, „tief beklagt". Um so greller der Widerspruch, wenn dieser moderne Dichterdaudy selbst recht gut zu wissen scheint, daß er kein Recht habe, gegen „Gott" zu jammern, so lange er der „Welt" anhängt.

Ihr fragt verzweifelt: Was ist Gott?
Was nicht die Welt ist, das ist Gott.
Verneint euch selbst und alles Leid,
Wird Ruh in Gott und Seligkeit.

Ein unverkennbar genialer Instinkt durchweht Grisebachs Dichtung, auch die Fortsetzung „Tannhäuser in Rom". Er sucht in seiner Art wie Novalis nach der Blauen Blume, deren Duft ja laut Spielhagen tötlich ist. Er findet die Formel für das Wesen unsrer Zeit; er sucht den Typus des jungen Mannes unsrer Tage, den René, den Werther, den Childe Harold, und findet — den neuen Tanhäuser.

Seiner Bedeutung zeigt er sich vollbewußt, etwas zu sehr sogar, wenn er in dem Widmungsgedicht „Errata" sich ohne Weiteres als Nachfolger von Villon, Rabelais, Byron, ja — man denke! — von Cervantes und Dante vorstellt.

Bisher von seinem öffentlichen Berufe zu sehr in Anspruch genommen, wird Herr Grisebach, nachdem er ins Privatleben zurücktrat, um sich völlig schriftstellerischer Thätigkeit zu widmen, hoffentlich Kraft genug in sich entdecken, um die dichterische Inspiration auch in größeren und zahlreicheren Werken festzuhalten. Einmal ist ihm ja ein großer Wurf geglückt. Warum sollte seine Fruchtbarkeit versiegt sein? Seinen künftigen Werken ein fröhliches Willkommen! Wir haben ja so wenige Dichter.

Im Moor.

Von Timm Kröger.

(Elmshorn i. Holst.)

I.

Es ist eine ansprechende Fernsicht, welche sich von der halbinselartig in die Niederung vorgeschobenen Hochfläche der Dorfsgemarkung darbietet. Unser Auge schweift über weite, von glitzernden Kanälen und Gräben durchzogene Wiesen; es überfliegt große, graubraune, düstere Möre und dringt hinüber zu den in blauer Ferne verdämmernden Heideflächen des dithmarsischen Landes. Wenn es zwischen dornigen Knicken und buschigen Hecken die Wege zur Wiese hinabgleitet, so duftet es wie Gras und Heu wieder zu uns her, und in der Seele bricht's hervor das lang verhaltene Heimweh nach Heumachen und Torfstich, nach dem Rauschen blanker Sensen im saftgeschwollenen Gras, nach dem Flattern weißer Leinenschürzen frischer brauner Dirnen. Wie fliegt der Rechen, wenn sie die Grasschwaden gewandt zerschlagen!

Gern durchmessen meine Schritte den vielfarbigen Schmuck der Steppenflora. Da nicken in luftiger Brise weißflaumige Wollgräser — und hochgestielte, hochmütige Blumen in Purpurfarben neigen sich der kommenden Luftwelle, um mit der fließenden sich um so stolzer über das Gold niedrig geborener Blüter, das im Grase halb vergraben ist, zu erheben.

Schlecht stehe ich mich mit dem Kiebitz. Er ist ein zorniger Vogel, zumal in der Brütezeit und in der Hegezeit der Nestlinge. Herausfordernd klingt sein halb gezischter, halb gekreischter Kehllaut, und fast müssen wir uns der zudringlichen Scharen erwehren, wenn wir durch Nachäffung seines Geschrei's uns auf den Neckfuß mit ihm zu stellen versuchen. Die Himmelsziege und ihren meckernden Laut liebe ich sehr. Bald hämmert der flüchtige Vogel aus blauer Luft, bald erklingt der eigenartig ironische Laut wie aus dem Röhricht schwarzer quirlender Sümpfe.

Von der Steppe aus gewahrt man nicht mehr die unterhalb unseres Gesichtskreises versunkenen Hochflächen; der Blick fliegt unaufgehalten bis zum Erz des Himmelsgewölbes, das auf der Ebene zu ruhen scheint. Wir frohlocken, denn der gedrückte Menschengeist pflegt im Anblick von Unendlichkeiten an den Fesseln seiner natürlichen Freiheit zu rütteln. Aber zugleich leiden wir, vor Sehnsucht nach den versunkenen, in unserer Vorstellung so seligen, blauenden Gefilden.

Am Horizonte lagert es, wie dunkler Saum aufsteigender Nacht. Das sind die Hochmoore des „Meckelmoors“ im Sonnenaufgang, des „Reitmoors“ im Sonnenuntergang, in deren düsteren Wildnissen wohl selten der Fuß eines Wanderers die Tiere der Niederung aufscheuchte.

Der Charakter der Landschaft ist ein schwermütiger. Zwar lachen uns blumige Wiesen an, aber es sind Blumen, welche auf feuchter Torfmoose gedeihen. Und wie der Charakter der Landschaft, so auch der ihrer Bewohner. Ihre Augen sind ernst und melancholisch, aber gar listig und lustig zwinkern sie mit den Wimpern.

II.

Was das Volk sich erzählt, wallt als Nebel alter Sagen und Märchen über Wiesen und Moore — Geschichten von ungefügem Schnitt und grobem Witz, als ob man es niemals ernsthaft mit ihnen genommen.

Zumal der arme alte ...... um ihn bei seinem ehrlichen Namen zu nennen — der alte Herr Teufel, wird arg verspottet.

Vor vielen Tausenden und Millionen Jahren war im Reitmoor — so sagt man — der Schlund einer allen Anforderungen entsprechenden und bis auf die letzte Ofengabel vortrefflich eingerichteten Hölle. Sie war gut geheizt, und der Teufel lebte dort im Vorhof mit seiner, bekanntlich aus Großmutter und Großvater bestehenden Familie, behaglich, wie in seiner Backstube der Bäcker, während ein zahlreicher Troß gut geschulter Dämonen in Nebenräumen untergebracht war.

Um den Betrieb der Hölle zu beginnen, fehlte es nur noch an verdammten Seelen. Aber vermutlich hatte die Schöpfung es erst bis zu den Wirbeltieren gebracht; noch existierte nicht das vernünftige, daher schuldbeladene Wesen — der Mensch.

Um diese Zeit soll die Hochfläche des Meckel- und Reitmoores entstanden sein. Bei dem Meckelmoor zankte einmal („meckelte“ ist der plattdeutsche Ausdruck) der Böse mit seiner Großmama und aß zur Aussöhnung mit ihr Brei, als den lieblichen Breigeruch ein stürmischer Ost zum Reitmoor, wo der alte Großpapa zurückgeblieben war, hinübertrug. Und der liebliche Duft drang in die Hölle. Da reckte der Alte die bockbeinige Ungestalt zum Ausgang empor, und, auftauchend aus dem Schlund der Hölle, zu dem gefürsteten Enkel hinüber klang der heiße Höllenbroden seines Atems: Brei, Brei! Der Teufel fühlte, so wird berichtet, ein menschliches Rühren und warf mit dem großen Aufgabelöffel die eine Hälfte ihm zu. Dort klatschte sie nieder, wo jetzt das öde Reitmoor starrt, als ein übrig gelassener, widerlicher Rest.

Zwischen Reitmoor und Meckelmoor schlicht und recht in der Mitte, ruht, wie ein Tropfen Unglück, auf grüner Wiese die kleine Hochmoorparzelle des Viertelhufners Fedder Sievers Gemarkung Nendorf Kartenblatt 1 Parzellennummer 14 des Königlichen Katasteramts Rendsburg. Ihr unterhöhlter östlicher Rand bildet das überhängende Ufer einer stillbewegten, tiefgründigen, schilf- und röhrichtumrahmten Flußwindung. Das ist ein im Fluge des dämonischen Wurfs abgelöster Tropfen und „Düwelsdroppen" heißt die Moorfläche im Volksmunde sowohl, wie in den Listen des Katasters und im Grundbuch des Amtsgerichts bis auf den heutigen Tag.

Noch im vorigen Jahrhundert hat man den Teufel im Reitmoor gesehen. Der alte Jürgen Agge — er erzählte es mir selbst — hat es von dem verstorbenen Jürgen Thun, dieser von seiner Großmutter; diese von ihrem Vater, und dessen Kuhhirte hat ihn, den Teufel, selbst gesprochen. Schon damals war er ein verhutzeltes, graues, faltiges Männchen. Schweif und Pferdehuf waren nicht zu erkennen; denn er trug Stiefel und einen langen vielgeflickten Rock, und wenn er Hörner besaß, so waren sie von einer hohen, grauen, wollenen Mütze bedeckt. Traurig saß der Teufel, eine dürre dicke Binse rauchend, am Rande einer Moorkuhle und schlenkerte mit den in die Tiefe hinabhängenden mageren krummen Beinchen. Er war verdrießlich, klagte über Erkältung und hüstelte. Es fehlte ihm, sagte er, an Tabak und Schnaps, er rauche stets Schilf und Binsen und trinke gräßliches Moorwasser. Das Höllenfeuer schwäle nur noch lebensmüde und von Seelen keine Spur! Im Winter friere ihn abscheulich. Seine Dämonen hätten sich schon längst entteufelt, um sich in engelgleiche Wiesengötter zu verwandeln. Sie seien es, welche die Liebe junger Menschenkinder im Schatten der Heu- und Torfdiemen entfesselten. Das Teufelsein habe er herzlich satt; vielleicht gebe er einmal das Geschäft gänzlich auf und werde ein vernünftiger, ehrlicher Mensch. — Bei dem Abschiede bat er den Kuhhirten um eine milde Gabe, welcher dieser ihm nicht gewährte, da er selbst nichts besaß.

Soweit der Bericht von Jürgen Agge. Nach neuester Sage hat der Teufel seinen Entschluß ausgeführt, dient in Seefeld bei Hans Vierth als Tagelöhner, heißt Jens Tücksen, tritt mit dem linken Fuß kurz und hat ein altes verwittertes verdrießliches gutmütiges Gesicht. Zwei warzenartige Erhöhungen liegen verunstaltend auf dem von grauem Haar spärlich besetzten Schädel. Auch jetzt bildet eine Wollmütze seine regelmäßige Kopfbedeckung und Sonntags trägt er einen langen Rock.

Jens Tücksen gesteht zu, daß er der Teufel gewesen. Er war, nach seinem angeblichen Bericht, in den letzten 100 Jahren von argem Mißgeschick geplagt, und der Bau des Nordostseekanals durch das Reitmoor schlug

dem Faß den Boden aus. Bei den Vorarbeiten ging nämlich seine Großmama mit einem Vermessungsbeamten der Kaiserlichen Kanalbau-Kommission durch, und den alten kindischen Großpapa nahm sie mit. Das ganze Reitmoor wird mit meterhohen Sandschichten bedeckt und bei dieser Gelegenheit ist die Hölle verschüttet.

Ich will nicht unterlassen zu bemerken, daß ich die Wahrheit dieser Geschichten nicht verbürge und daß ich den Jens Tücksen nie sah. Dessen wunderbare Bekehrungsgeschichte will mir nicht recht in den Sinn, aber an der Begegnung des Teufels mit dem Kuhhirten wage ich nicht zu zweifeln. Es ist nämlich eine Thatsache, daß auf Wiesen und Mooren — wenn Männlein und Fräulein im Schatten des Torfringes, des Heudiemens sich treffen — der Herzenszunder leicht entflammt. Und, legt der dörrende Sommer seine wallenden Schleier auf die Steppe, dann sieht wohl ein Sonntagsauge die durch keine Bekleidung gehinderten Wiesen- und Moorgötter mit Köcher, Pfeil und Bogen von flockiger Wolke herabgleiten, wo immer der Wurf des Geschosses sich lohnt. Doch nimmer versieht sich der Getroffene des Urhebers seiner Herzenswunde, denn der göttliche Schalk trägt die Tarnkappe und schlägt seine Opfer mit Blindheit zuvor.

III.

So warf der Liebesgott des „Düwelsdroppen“ im Frühling beim Torfstich sein Geschoß nach Bartel und Anna, welche beide bei Fedder Sievers dienten. Aber er streifte sie nur. Der Pfeil ritzte dem Bartel die Brust, und verklang sodann an dem blankgeschliffenen Werkzeug, dem Stahlgerät mit der stimmungsvollen Form eines langgestreckten, plattgedrückten, zweischneidigen Herzens, dem Instrument mit dem stimmungsvollen Namen — der „Torfseele“. Weich und sanft zerschnitt diese die in grauen Jahrhunderten aufgespeicherten Konserven der Torfmoose, wenn die kundige Hand des Bartel die zum Abbau bestimmte Grubenwand absteckte und in wuchtigen Schlägen die Breite der Sodenziegel in gleichmäßigen Querschnitten bestimmte. Dann wurde sie von dem breiten behäbigen Eisen des Torfspatens, der die vorgeformten Soden über den Rand der Grube hob, abgelöst. —

Anna hatte die feuchten klebrigen Ziegel in niedrigen luftigen, den Kartenhäusern gleichenden Haufen aufzustapeln, der dörrenden Sonne, den trockenden Winden zu Liebe. Vor Arbeit gewahrte sie kaum den Stoß vor ihr Schnürleibchen. Aber mit Gefallen gedachte sie in diesem Augenblick der Wohlgestalt des Bartel. Und Bartel stützte die Linke auf den Spaten, wäh-

rend die Rechte das beklommene Herz preßte, und die Augen seine Gefährtin, er wußte selbst nicht, weshalb? suchten.

Zu Hause bei Tische stand Bartel bei der wichtigsten Handlung, die der Bauer kennt, im nachbarlichen Verhältnis. — Oben am Tische saß Fedder Sievers, der „Bauer“, dann folgte die „Frau“, der Großknecht, dann Anna und endlich der Bartel. Wenn in der Tischversammlung dem Herrn der Welt der übliche Dank durch die stumme Andacht bedächtiger Händefaltung fünfzehn Sekunden lang, während der Hunger an Magen und Eingeweiden nagte, dargebracht worden war, schwang der Bauer zuerst den Holzlöffel in die dampfende Schüssel. Dann folgten die Frau, der Großknecht, das Dienstmädchen Anna und, wenn endlich Bartel den köstlichen Bissen über den Rand gehoben, tauchte wiederum der Bauer des Löffels Rund mit dem Gleichmaß eines Uhrwerks, ohne Hast und Rast, über das ragende Ufer des mächtigen irdenen Gefäßes. Die zweite Folge hatte begonnen.

Seit dem Torfstich beachtete Bartel, was er früher kaum bemerkt hatte, daß die Anna ein frisches, dralles Ding war, mit goldblondem Haar, blauen freundlichen Augen und frischen Lippen. Und sein Blick ruhte oft und gerne auf ihr. Wenn die Anna mit ihm die Hände zum Tischgebet faltete, so war seine Andacht dem Himmel wenig und dem, was auf dem Tisch dampfte und duftete, nur halb zugewendet. Er fand Muße zu beobachten, wie Anna in ihrem Schoße die Daumenmühle machte, wobei er die Geschmeidigkeit der kreisenden kleinen Daumen höchlichst bewunderte. Sie schienen ihm etwas Menschliches, eine von ihrer Trägerin getrennte Persönlichkeit zu besitzen. Der Nagel saß diesen Däumchen kokett auf der Stirn, sie blickten ihn fröhlich an, wie Kinder im Karussell, wenn sie hinabsanken und neckisch, wenn sie zur Höhe emporstiegen. Er verliebte sich ordentlich in die artigen Dingerchen. Und, weil er dem vermeintlichen Gesicht dieser Däumchen eine Familienähnlichkeit mit seiner Nachbarin andichtete, so übertrug er das Interesse für sie auf die Anna selbst.

Was sich alles in fünfzehn Sekunden beobachen läßt! Von den Daumen glitt sein Auge über die kleine, rote, zerarbeitete, so feste und doch so weiche Hand, über das Handgelenk und den Arm hinauf, soweit nur das kurzärmelige Miederchen es gestattete: Wenn die Daumen mahlten, so dehnten sich spielend und spannend viele feine Sehnen, Nerven und Äderchen unter der braunen Haut der nackten Arme, bis zum köstlichen runden Weiß, das unter den Ärmeln verführerisch, ahnunggrauend hervorlugte. So wurde er aus Liebe zur Anna, anatomischer Liebhaber — der biedere Bartel!

Über eine andere Empfindung fehlte ihm selbst die bündigste Klarheit.

Weshalb badete er den Löffel in der Flut an derselben Stelle, an welcher noch die Wellen des von Anna gehobenen Löffels nachkräuselten? Die Anna schien sich hinter ihrer kleinen runden Stirne eine Antwort auf diese Frage zu bilden. Denn, wenn der Bauer nach alter Gewohnheit bei dem Einführen seines Löffels in die entsagungsvoll gefalteten Lippen die Augen schloß, und die Frau sich vorbeugte, um einen flüchtigen Knödel zu erhaschen, dann leuchtete dem Bartel das sonnige Gesichtchen der Anna mit der frischen Rose der Lippen, als wären diese zum Küssen so bereit, wie zweifelsohne geeignet. —

Was war das für ein eigentümlicher Bartel! In der Gesellschaft anderer froh und heiter, und unbefangen, auch mit der Anna — war er, ohne Zeugen, ihr gegenüber einsilbig, rot und errötend ohne Ursache, steif und hölzern, die Hände auf die Hüften gestemmt — der leibhaftige Lebkuchenmann, nur daß diesem das brennende Herz mit dem Sprüchlein darunter auf die Brust aufgeleimt war, während Bartel Herz und flammende Liebe in der Brust trug.

Einmal leitete er ein Gespräch mit Anna ein, preßte in fliegender Röte ihr braunes Händchen noch tausendmal röter und brauner. Er habe ihr was zu sagen, flüsterte er. Aber die Mitteilung blieb aus. „Nichts, ich machte nur Spaß," preßte er wenig spaßhaft hervor und schlug sich seitwärts in die Gebüsche.

Ein anderes Mal bat er die Anna in sichtlicher Verlegenheit um einen kleinen Dienst. Es handelte sich darum, an der Innenseite seiner geflockten und geflickten Weste eine Tasche anzubringen.

„Wozu?" forschte die Anna. Bartel fing an zu stottern. „Ich meinte, ich wollte" — log er offensichtlich — „ich wollte meine Anschreibereien darin aufbewahren."

Daß Bartel für den Bauern wirtschaftliche Aufzeichnungen zu machen pflegte, war richtig. Aber dessenungeachtet lag ein eigentümliches Lächeln auf Annas Lippen, als sie den Auftrag ausführte. Dies geschah auf die einfachste Weise. Sie trennte das Westenfutter in der Höhe Mitte und legte einen Saum um den Spalt. Da war viel Platz für Erntelisten und Anschreibereien.

Seitdem schien sich die Buchführung zu verwickeln. Das war nicht mehr die doppelte, das mußte eine drei- und vierfache sein. Des Abends nach vollendetem Tagewerk, wenn die Rosse im warmen Stall ihr Futter rupften, saß Bartel, der Futterknecht, auf der Diele bei kärglicher Öllampe über seine Erntelisten gebeugt, und selbst während der Mittagspause sah man ihn mit Bleifeder in schwerer Sorge sinnend.

Die Buchführung verursachte ihm offenbar große Mühe und nagenden Kummer. Oder war es die aufkeimende Saat verschämter Neigung, die zu buchen er sich bemühte? Schrieb er bei nächtlichem Lampe den Kummer, der ihn beim Torfstich getroffen?

IV.

Bartel war zur Ruhe gegangen und — schlief. Nach dem Befehl von Fedder Sievers sollte er am folgenden Morgen in aller Frühe mit Anna zum Aufdiemen — Hochringen — des Torfs. Und diejenige Seele, welche im Schlaf ihre phantastischen Ausflüge macht und den Unfug verübt, welchen wir als Traum bezeichnen, befand sich bereits bei der Arbeit. Bartel mußte in seinem Bett das Ächzen und Stöhnen besorgen, während sie, die Seele, einen schweren hochaufgestapelten Karren Torf zum Hochdiemen, den Anna zur Kuppe wölbte, hinanschob.

„Anna, der Torf ist nicht trocken," behauptete Bartel mit finsterem, schlafenden Gesicht, gerade, als eine nur dürftig bekleidete Gestalt die über eine Stuhllehne gehängte Weste entführte.

„Der Torf ist naß," wiederholte Bartel mit lebhaftem Schnalzen und Schlucken, als klebe ihm der feuchte Torf am Gaumen. Anna — denn sie war die besagte Gestalt — erschrak, faßte sich aber rasch, denn ein anfangs dem Aufwinden einer Ankerkette, dann dem Grunzen eines Seeungeheuers vergleichbares Geräusch, fauchte er ihr beruhigend entgegen. Dadurch wollte der Schläfer ausdrücken, einesteils, daß er seine Ansicht über den Torf geändert habe, anderenteils, daß er es im Schnarchen mit Jedem, wer es auch sei, aufnehme. Hierzu flötete und pustete er halb wichtig, halb großsprahlerisch wie der Sturmwind im Schornstein.

Nun las Anna bei nächtlicher Lampe, was sie oder vielmehr der Moorkobold angerichtet hatte.

Ein Wust von halb und ganz zerknüllten Zetteln, Zettelchen und Bögen, deren Inhalt mit Fedder Sievers Roggen nichts zu thun hatte. Bartel war ein Schriftsteller geworden und — o weh! — ein belletristischer. Der Entwurf eines Liebesbriefes lag in zwanzigfacher, stets veränderter, nicht immer verbesserter Auflage vor ihrem Auge. Die Handschrift war grob und ungefügig, aber sie teilte ihr das Wesentliche in unmißverständlichen Worten mit. Er liebte sie herzlich. Gemeinsam war allen Entwürfen die Anrede.

„Vielgeliebste Anna!

Ein Umstand nötigt mir die Feder Anzugreifen —"

der Schluß:

„Ich verbleibe mit Achtung Dein Dir Liebender Freund"

endlich die Notiz:

„Ich muß den Brief Besser machen.“ —

Der Bezirksgott des Teufelstropfen hatte ihn doch recht empfindlich getroffen: das brennende verzehrende Gift seiner Pfeilspitze saß in Bartels rechter Herzkammer. Deshalb war Bartel nicht allein prosaischer Schriftsteller, sondern auch Dichter und die schönste Perle seiner Lyrik hätte Anna bald mit dem kleinen Zettel, der sich in die Ecke des ungeheuren Raumes zurückgezogen hatte, übersehen:

„Deine Lippen Mal zu küssen
Dafür gäb' ich tausend Nüssen.“

Eine elegische Ausströmung auf der Rückseite:

„Wie Ist doch die Weld so Unglücklich!“

Anna hat uns nicht verraten, welchen Eindruck die Kundgebung dieser Gefühle auf sie machte. Sicherlich war es kein unangenehmer, denn sie lächelte, und denselben Lippen, deren Kuß ersehnt wurde, entfloh das gelassene, große Wort:

Dummer Junge!

Am folgenden Morgen, als Bartel sich den Schlaf aus den Augen rieb, um sich Klarheit darüber zu verschaffen, daß er allein mit Anna zum Torfhochring gehe, fand er die Weste am gewohnten Ort, und in gewohnter Lage. Wie immer diente der gedrehte Knopf des Stuhles dem rechten Armloch als Haken, während die linke Brusthälfte mit dem Archiv, sowie der Westenrücken, auf welchem ein quadratischer und zwei lange Flicken zu bemerken waren, herunterhängend mit dem Zipfel den Estrich des Bodens berührten.

V.

Ich liebe die Natur mehr, wie ein Träumer, als, wie ein vorwitziger Forscher. Ich liebe, was im grünen Gras zirpt. was sich dort bläht, was hüpft und was fliegt, ohne mich viel um Namen und Klassen zu kümmern. Den Duft und die Farbe, Staubfäden und Kelch der lieblichen Flora zergliedere und zerfasere ich nach keinem System. Nimmer trage ich das Mordgewehr über grüner, grausamer Joppe, und nimmer den Angelschaft in tötender Hand. Mit schlichtem Stab walle ich zum Flusse hinab und nur die Ruder der Gondel beschwingt mein friedlicher Arm. Es mögen wild sich Parteien und Staaten bekriegen, in meinen Sumpf dringt nicht ihr rohes Geschrei.

Es ruht sich gut auf schwankender Gondel, wenn der anmutig gewundene Strom sie daher treibt, oder wenn sie unter der überhängenden

Moorfläche vor Anker liegt; doppelt wohl wenn zitternde Wärme über der Steppe brütet und Vorder- und Hintergrund des landschaftlichen Bildes — das muntere Volk der Schnitter, fromme, weidende Herden, Himmel und Erde — in wallender, wogender See vergräbt.

Dann tauchen sie auf, meine Gefährtinnen, allerliebste Geister, die im flüsternden Riedgras wohnen, blonde, sanfte, schmachtende Gestalten mit weichen blaßroten Lippen (— wenn sie mir ins Ohr tuscheln, habe ich die Empfindung eines überaus angenehmen Kitzels —); hübsche Teufelinnen, die im Schilfe rauschen, gesund, rotbackig (sie bersten stets vor Tollheit und Lachen und von ihren Lippen plätschert unaufhörlich der Strom unsinniger Redereien —), artige Nymphen, welche gluckenden Sümpfen entsteigen und, wie feuchte Moorerde duftet es aus langem, aufgelösten, dunklen, wirren Haar, in dem sich allerlei zackiges Scheerengewächs verfängt.

Sie alle haben süße verschlafene Gesichter und ich hüte mich wohl, ihnen den Halbschlaf aus den großen, abgrundtiefen Augen zu reiben.

Es duftete die Erica auf dem Teufelstropfen, die Ebene lechzte unter Sonnenglut, ja selbst im Schatten des Dorfdiemens, wo Bartel und Anna ruhten, kochte die vom Duft der Torfmoose, von Speck- und Brotgeruch erfüllte Luft.

Ich hatte in meiner Gondel wieder einmal allerlei luftige Gesellschaft von lieblichem Gesindel, und mit mir zusammen lugte es über das Ufer, um das Pärchen zu beobachten, aber auch den Kobold, der hinter dem Diemen erst die Schneide seines Pfeiles mit rosigem Däumchen prüfte, dann denselben auf den Bogen legte und — zielte.

Der entteufelte Liebesgott machte eine angenehme Figur, es war ein Bürschchen in dunkler Taschenausgabe, aber das schwarze, wollige Haar und das gebogene Näschen standen ihm gut, und gut mochte auch die reizende Tarnkappe von Moorhaide, welche am Köcher hing, zu diesem Krauskopf passen.

Noch immer stand er und — zielte, und nicht entsandte er das schwirrende Geschoß. — Ja er änderte seinen Plan, bedeckte, den Pfeil in den Köcher versenkend, sein Haupt und legte die torfgeschwärzten Hände von Bartel und Anna ineinander.

„Wozu“ — hörte ich ihn murmeln — „noch einen Pfeil? Es sind teure Zeiten, und man muß sparen.“

Dann entführte ihn der flüchtige Strahl zur flockigen Wolke.

Aus der Höhe wendete er sein Haupt zu Bartel zurück. Das that auch ich und mit mir das neugierige Volk. Die Schilfgöttin, deren Größe nicht reichte über das Ufer zu lauschen, hatte ich schon längst aufhocken lassen.

Wir alle warfen unsere Blicke. Und sieh! Endlich, endlich kam dem Bartel die Offenbarung, was ein junger Mann einem jungen Mädchen, mit welchem er zusammen Torf hochringt, und das er zudem liebt, schuldet. Endlich küßte er seine Geliebte; die umschlang ihn mit braunen Armen. Uns schien, sie sagte: „Dummer, süßer Junge".

Wer weiß, wie lange sie geküßt. Ich sah nichts mehr. Denn, wie auf Verabredung, überfiel mich Armen das ganze Moorgesindel meines Bootes, küßte mich weidlich durch und nannte mich einen süßen dummen Jungen.

Bei dieser Gelegenheit kenterte die Gondel. Ich Sterblicher fiel, dem irdischen Gesetz der Schwere gehorchend, ins Wasser; aber meine lustige beschwingte Begleitung entwich in Ried, Schilf und Moor.

Noch höre ich das aufgurrende, erschreckte Gekreisch.

Wer den Schaden hat, braucht für Spott nicht zu sorgen. Als ich triefend das Ufer gewann, lief ein Kichern durch Schilf und Rohr, und aus schwarzen Gruben quirlte und tuschelte es schadenfroh.

Aber ruhig auf grünem Scheerengeschling lag die weiße Blüte der Wassernymphe.

Der Hypnotiseur.

Eine Novelle von P. Letnjew. Aus dem Russischen übersetzt von W. Henckel.

(München.)

Es war an einem Abend. Der junge Doktor Arsanow hatte seine ärztlichen Besuche beendet und befahl nun, daß man ihm den Thee bringen solle. Da wurde geklopft und gleich darauf stürzte ein rotwangiger, blauäugiger, heiterer, junger Mann herein.

„Sergius, bist Du endlich wieder da!" begrüßte ihn Arsanow freudig. „Wir glaubten schon, die Wölfe in der Steppe hätten Dich gefressen. Was hast Du denn in der Wildnis so lange getrieben?"

„Warte nur, gleich wirst Du alles erfahren!" antwortete der Ankömmling, welcher Vitalin hieß; er warf seinen Überzieher ab und strich sich den Bart zurecht. „Fürs erste also, — ich heirate!"

„Was! also doch jenes Mädchen?"

„Ja, meine Verwandte, Xenia Vitalin.“

„Aber Du warst doch ganz entrüstet, als ihr Vater so taktlos war, Dir vorzuschreiben, Du solltest seine Tochter heiraten! Sagtest Du nicht, daß Du nicht die geringste Lust habest, Dich zu verkaufen!“

„Warte nur, warte! . . . . Ich habe noch manche andere Dummheiten gesagt . . . Kannte ich denn Xenia damals? kannte ich die Ihrigen? Ach, was das für eine Familie ist!“

„Den Vater hast Du ja gar nicht mehr am Leben getroffen!“

„Nun, und was folgt daraus? Kenne ich ihn doch aus den Berichten seiner Frau und seiner Tochter! Und den Brief, in welchem er mich bat, zu ihm zu kommen, beurteile ich jetzt ganz anders. Du sagst, er habe mir vorgeschrieben, seine Tochter zu heiraten . . .“

„Du warst es selbst, der mir das sagte.“

„Ich war im Irrtum. Ich bildete mir nämlich ein, daß dieser reiche Verwandte glaube, man könne für Geld alles haben und daß er mir also auch seine, wahrscheinlich ausnehmend häßliche Tochter, aufhalsen könne. Anstatt dessen war sein Brief, wie ich jetzt einsehe, durchaus herzlich und aufrichtig gemeint und enthielt weder Winkelzüge noch Hinterlist. Er schrieb mir, daß seine Tage gezählt seien und daß er mir, dem zukünftigen Stammhalter unserer Familie, das Schicksal seiner einzigen Tochter anvertraue, mich zu ihrem Vormund einsetze und hoffe, daß ich sie heiraten werde. Ich war damals so einfältig, mich dadurch beleidigt zu fühlen; aber jetzt kann ich es mir nicht verzeihen, daß ich, nach Empfang des Briefes, nicht sofort hingereist bin.“

„Nun, das ist jetzt, nachdem sich alles in Wohlgefallen aufgelöst hat, einerlei,“ erwiderte Arsanow. „Aber sage mir nur, was spielt denn die Mutter für eine Rolle, weshalb ist nicht sie die Vormünderin ihrer Tochter geworden?“

„Die Mutter ist sehr krank und von den Ärzten bereits aufgegeben, sie kann höchstens noch ein Jahr leben. Zeigte ich Dir nicht den rührenden Brief, den sie mir nach dem Tode ihres Mannes schrieb? Dieser Brief war es auch, der mich veranlaßte, hinzureisen — und dort mein Glück zu finden.“

Vitalin schien in der That vollkommen glücklich zu sein; seine Augen glänzten, seine Lippen lächelten. Er setzte sich an den Tisch, goß sich Thee ein und begann eifrig zu trinken. Beide Freunde waren seit ihrer Kindheit, im Gymnasium und auf der Hochschule, unzertrennliche Kameraden gewesen; hatten sich jedoch verschiedenen Berufsarten zugewandt; Arsanow war Mediziner und Vitalin Landwirt geworden.

„Das ist doch höchst überraschend," bemerkte Arsanow, „ich kann es noch gar nicht fassen, daß Du Bräutigam bist. Ist es wirklich eine unabänderliche Thatsache?"

„Da, sieh!" Vitalin zeigte ihm den Verlobungsring. „Wir sind förmlich verlobt und Du sollst mein Hochzeitsmarschall sein."

„Wann wird die Hochzeit stattfinden?"

„Im Sommer, gegen Ende Mai, dort, auf ihrem Landgut. Eine reizende Gegend! Dichter Wald, ein Fluß, ein alter, verwilderter Garten . . . alles prachtvoll! Xenia will sich durchaus nicht von ihrem alten Gute trennen, wir bleiben dort wohnen."

„Erzähle doch, wie alles kam; wie ihr mit einander einig wurdet, wie ihr Wohlgefallen an einander fandet?"

„Es war alles ganz anders, als es sonst zu sein pflegt. Als ich sie zum erstenmale sah, fühlte ich sofort, daß meine Stunde geschlagen habe, daß sie und keine andere mein Weib werden müsse. Ich traf sie auf dem Rasenplatze vor dem Hause und sie machte auf mich einen unbeschreiblichen Eindruck. Sie war weiß gekleidet (weiß ist nämlich ihre Trauerfarbe, da sie schwarz nicht ausstehen kann!) so zart, so durchsichtig wie eine Engelsgestalt."

„Sie ist also sehr hübsch?" fragte Arsanow mit lebhaftem Interesse.

„Das weiß ich nicht! Es sind nicht nur die Gesichtszüge, sondern ihr ganzes Wesen, das so etwas Anziehendes und Bezauberndes an sich hat ... Doch ich will lieber schweigen; beschreiben läßt sich dergleichen doch nicht."

„Wie kamst Du dazu, um sie anzuhalten?"

„Das weiß ich eigentlich selbst nicht recht. Wir gingen mit einander spazieren und überlegten allerlei Verbesserungen, die im Garten und im Hause vorzunehmen wären, als ob wir Beide schon die Besitzer seien und ich die Wirtschaft leite. Plötzlich fiel uns das auf, wir blickten einander an, sie lächelte und errötete. Ach, wie sie reizend errötet! Ihre Gesichtsfarbe ist wie eine zarte, weiße Rose und nun zog plötzlich ein leichter rosafarbener Hauch darüber hin, — es war entzückend!"

„Bist Du aber verliebt!" unterbrach ihn Arsanow. „Nun also, weiter."

„Ich begriff sofort, daß ich nicht länger zögern dürfe und sprach nun ohne Umschweife. Es war ein zwangloser, inniger Herzenserguß; den Wortlaut habe ich vergessen. Sie schwankte keinen Augenblick, von Verwirrung oder Ziererei — keine Spur; sie gab mir gleich ihr Jawort und fügte hinzu, daß es auch der Wunsch ihres Vaters gewesen sei."

„Kannte Dich denn ihr Vater?"

„Als Gymnasiast brachte ich zuweilen die Ferien bei ihnen zu. Xenia war damals ein Kind, ich konnte mich ihrer kaum noch erinnern."

„Das ist ja eine Geschichte aus alten Zeiten, ein Roman, in dem man sich beim ersten Anblick in einander verliebt!" bemerkte Arsanow. „Aber auch in materieller Hinsicht scheint die Sache für Dich gar nicht übel zu stehen; Du bekommst ein schönes Landgut und kannst Deinen Beruf ausüben."

„Ja, das war von jeher mein Ideal. Es ist alles so günstig, daß mir zuweilen ordentlich bange wird. Nur eines . . ."

Vitalin stockte; ein schmerzlicher Zug trübte sein Antlitz.

„Nun, was ist's?" fragte Arsanow teilnahmsvoll.

„Xenia ist außerordentlich nervös. Ihre krankhafte Nervosität ist ein Erbübel. Auch ihre Mutter leidet daran und wird wahrscheinlich an diesem rätselhaften Nervenleiden sterben."

„Worin äußert sich die Nervosität Deiner Braut?"

„Bei jeder Gelegenheit kommt sie zum Vorschein; das Herannahen eines Gewitters fühlt sie schon Tage zuvor, wenn es blitzt und donnert bekommt sie Zuckungen; manche Personen flößen ihr eine unüberwindliche Abneigung ein, andere bringen den entgegengesetzten Eindruck hervor. Zuweilen befällt sie eine plötzliche, grundlose Furcht; sie ahnt zukünftige Ereignisse und leidet darunter."

„Das ist ein sehr bedenklicher Zustand. Wer hat Dir dies alles mitgeteilt?"

„Sie selbst; und zwar ganz naiv und aufrichtig. Die Thränen standen ihr in den Augen und sie meinte, es wäre besser, wenn ich sie nicht heiraten würde, denn mit einer solchen Frau würde ich nur unglücklich werden . . . Mit einer solchen Frau! . . . Alles würde ich für sie hingeben, mein Glück, mein ganzes Leben!"

„Nun, Du brauchst Dich nicht zu ereifern, ich glaube es Dir. Übrigens kann die Heirat viel daran ändern; die Nerven werden sich kräftigen und ihr Zustand kann noch ganz normal werden."

„Ich habe ein großes Zutrauen zu Dir, ein größeres als zu den berühmtesten Ärzten," sagte Vitalin. „Du wirst meine Braut sehen und uns raten, was wir zu thun haben. Bringe diesen Sommer bei uns auf dem Lande zu; Du könntest dann auch die Mutter behandeln."

„Das nehme ich mit Vergnügen an! Ich überlege schon lange, wo ich wohl, möglichst weit entfernt von Petersburg, den Sommer zubringen könnte."

„Also abgemacht; das ist ausgezeichnet! Jetzt muß ich noch meine An=

gelegenheiten hier ordnen und dann eile ich wieder dorthin. Im Mai, wenn die Hochzeit ist, kommst Du zu uns."

Vitalin verbrachte die Nacht bei seinem Freunde; sie plauderten mit einander bis zum Tagesanbruch.

II.

In den letzten Tagen des Monats Mai reiste Nikolai Petrowitsch Arsanow ab, um der Hochzeit seines Freundes beizuwohnen. Als er Petersburg verließ, war dort eine abscheuliche, naßkalte Witterung und die Bäume waren noch unbelaubt; je mehr er sich dem Süden näherte, desto mehr überraschte ihn der allmähliche Übergang zum schönsten Frühlingswetter, desto grüner wurden Wald und Feld, desto wärmer und milder die Luft; und als er bei Vitalins ankam, befand er sich mitten im herrlichsten Lenz. Die Wiesen prangten im bunten Blumenschmuck, die gelben Blüten des Löwenzahns glänzten wie Gold und die Hügel waren mit dem zartesten, frischen, hellgrünen Gras bedeckt.

Als Arsanow an der Wiese, welche die Straße begrenzte, vorbeifuhr, sah er von weitem zwei Gestalten auf sich zukommen, er erkannte Vitalin, ließ den Kutscher halten und sprang aus dem Tarantaß.

„Wir warten schon lange auf Dich," rief ihm sein Freund entgegen.

An seiner Seite schritt lächelnd ein achtzehnjähriges, weißgekleidetes Mädchen, dessen Gestalt und Bewegungen an eine Lilie erinnerte, die sich auf ihrem schlanken Stengel wiegt. Arsanow war von ihrem Anblick so überrascht, daß er kaum ein Wort hervorbringen konnte, und sie nur immer anstarrte. Sie war nicht, was man eine hervorragende Schönheit nennt, aber ihre Erscheinung, ihre Züge und der Ausdruck ihres lieben Gesichts waren so reizend, daß man sich kaum etwas Vollendeteres denken konnte. Das unvergleichlich zarte, reine Weiß ihrer Haut kontrastierte auffallend mit den dunkelbraunen, glänzenden Augen unter dichten, scharfgezeichneten Brauen. Ihr üppiges, seidenweiches Haar war gleichfalls dunkel=kastanienbraun, es ringelte sich um Stirn und Nacken. Weder ihre Haartracht noch ihre Kleidung entsprachen der Mode des Tages und deshalb machte sie auf Arsanow mehr den Eindruck eines lebenden Bildes oder einer Traumgestalt, als den eines irdischen Weibes.

„Sergius fürchtete, Ihre Patienten würden Sie nicht sobald fortlassen," sagte sie errötend. „Wir freuen uns sehr, daß Sie zur rechten Zeit angelangt sind."

„Xenia erwartete Dich noch sehnsüchtiger als ich," fiel Vitalin heiter

ein. „Alltäglich fragte sie mich, ob ich Dir auch unsre Adresse genau mitgeteilt habe."

„Wußte ich doch, wie sehr Du ihn liebst," erwiderte Xenia, „und wie sehr Du Dich nach Deinem besten Freunde sehntest."

Sie blickte Arsanow freundlich an und suchte nach dem Ausdruck der Freundschaft und Teilnahme in seinen Zügen. Ihn aber durchfuhr der Gedanke, daß es kein irdisches Wesen sei, das er vor sich habe, er ergriff ihre Hand und küßte sie.

„Nun, hier kannst Du noch einen Freund begrüßen!" sprach Vitalin, indem er einen großen, schönen Hund, der den Neuangekommenen schon längst angeschnuppert hatte, in des Freundes Nähe schob. „Ich stelle Dir hiermit unsern ‚Hetman' vor."

Dieser wedelte mit dem Schwanze, blickte Arsanow freundlich an und stieß dann mit der Nase an dessen Hand.

Lachend und plaudernd erreichte man die Gartenthür und näherte sich dem Hause. Das war noch ein Garten nach aller Art, der dicht mit Ebereschen, Hollunder-, Brombeer-, Haselsträuchern und Schlehen bewachsen war. Reihen von Äpfel- und Kirschbäumen zogen sich rechts und links vom Wege hin, Himbeer-, Stachelbeer- und Johannisbeersträucher streckten ihre krummen, stachlichten Zweige hervor und schienen die Vorübergehenden an den Kleidern festhalten zu wollen. Die Luft war mit dem Duft von Salbei und Krauseminze erfüllt.

Längs eines schmalen, geschlängelten Weges schritten Arsanow, Vitalin und Xenia auf einen sonnigen Rasenplatz zu, in dessen Mitte sich eine kolossale Linde mit weit abstehenden Ästen erhob. Unter ihrem Blätterdach stand ein Lehnstuhl, in welchem Xenias Mutter, Alexandra Matwejewna Vitalin, halb liegend saß.

Arsanow war von der Ähnlichkeit zwischen Mutter und Tochter überrascht; es war dies eine ganz eigentümliche, geistige Ähnlichkeit. Trotz des Unterschiedes der Jahre war die Gesichtsfarbe der Mutter fast ebenso wunderbar durchsichtig, wie die der Tochter; ihre Gestalt war so zart, luftig und fleischlos, als ob sie gar keinen Körper besäße, sondern nichts als Antlitz und Augen, die nur noch ein Nervenleben führen. Arsanow erkannte sofort, daß dies Leben im Verlöschen sei; das geübte Auge des Arztes konnte sich nicht täuschen.

„Seien Sie willkommen, Doktor," sagte Frau Vitalin herzlich, indem sie ihn wie einen alten Bekannten begrüßte; „ich habe mich ordentlich nach Ihnen gesehnt. Heute träumte ich sogar von Ihnen."

„Ich weiß wirklich nicht, wie mir zumute ist," erwiderte Arsanow,

„Sie Alle empfangen mich, wie ich es gar nicht verdiene . . . Weshalb erwarteten Sie mich denn so sehnlich?"

„Deshalb, weil ich Sie bereits so gut kannte. Nicht nach den Berichten meines Schwiegersohnes, auch nicht deshalb, weil Sie ein guter Arzt sind, sondern weil, als ich Ihren Vor- und Familiennamen hörte, ich die Empfindung hatte, daß wir mit einander gut harmonieren werden. Ich habe gewisse Ahnungen, besonders in jüngster Zeit, seit ich fühle, daß sich der Zeitpunkt naht . . ."

Sie hielt plötzlich inne, wandte sich an ihre Tochter und sagte zärtlich lächelnd:

„Geh' mit Deinem Bräutigam im Garten spazieren und laß mich mit dem Doktor allein; ich muß mich mit ihm beraten."

Xenia legte ihren Arm auf den ihres Sergius und dicht an einander geschmiegt entfernten sie sich unter die von der untergehenden Sonne vergoldeten, blühenden Fliedersträucher. Alexandra Matwejewna und Arsanow folgten ihnen mit den Blicken und betrachteten sie mit Wohlgefallen.

„Nun, Doktor," begann Frau Vitalin, „jetzt möchte ich alles, was ich auf dem Herzen habe, wie vor einem alten Freunde auskramen. Und wahrlich, Sie scheinen mir auch ein alter, längst bekannter Freund zu sein."

„Ich muß gestehen," erwiderte Arsanow, „daß auch ich die Empfindung habe, als ob Sie mir nicht fremd seien. Es muß dies wohl auf gegenseitiger Sympathie beruhen."

„Im Angesicht des Todes offenbart sich dies Gefühl am stärksten," bemerkte Frau Vitalin.

„Weshalb sprechen Sie immer vom Tode? Sie sind ihm noch gar nicht so nahe. Erlauben Sie, daß ich Sie auskultiere . . ."

Alexandra Matwejewna lächelte und blickte ihn mit ihren großen, dunkeln Augen halb traurig, halb spöttisch an.

„Lassen Sie das, Doktor," sagte sie, „wozu diese Verstellung, wir sind ja unter uns und brauchen uns keinen Zwang aufzuerlegen. Nicht um mich über meine Krankheit mit Ihnen zu unterhalten, wollte ich mit Ihnen allein sein, sondern um über Xenia mit Ihnen zu sprechen."

Die Kranke richtete sich auf, sie war erregt.

„Was beunruhigt Sie denn eigentlich?" fragte Arsanow.

„Alles!" seufzte Frau Vitalin.

„Sie ist allerdings von zarter Konstitution," fuhr Arsanow fort, „aber das macht nichts. Unter so günstigen Verhältnissen braucht man für ihre Gesundheit nicht besorgt zu sein."

„Die Verhältnisse sind allerdings ausgezeichnet;" unterbrach ihn Frau

Vitalin, „sie liebt und wird geliebt; Sergius ist ein Mann, wie ich mir einen bessern nicht wünschen könnte, sie haben dieselben Neigungen, er wird sie nie von hier hinwegführen, wo ihr jeder Strauch, jeder Baum lieb und wert ist; sie hat ein gesichertes Vermögen; mit einem Worte, ihre Zukunft erscheint so rosig, so heiter und klar wie nur möglich; und doch, wenn ich an die bevorstehende Hochzeit denke, kommt mir ein Grauen an."

„Ein Grauen?" fragte der erstaunte Arsanow.

„Ja, ein unwillkürliches, unerklärliches Grauen. Mir ahnt, daß über Xenias Schicksal ein fürchterliches Verhängnis schwebt, Halluzinationen, Erscheinungen foltern mich unablässig . . . sie sind formlos, ich kann sie nicht beschreiben, aber ich fühle, daß sie mit meiner Tochter zusammenhängen."

„Das ist leicht erklärlich," erwiderte Arsanow. „Sie denken ausschließlich an Ihre Tochter; bei nervösen Personen kommt es häufig vor, daß die Gedanken sich in anscheinend sichtbare Phantasiegebilde verwandeln; das, was Sie Ahnungen nennen, ist nichts als Sorge und Unruhe für das Glück Ihrer Tochter."

Alexandra Matwejewna seufzte und schwieg. Arsanow fuhr fort, ihr verschiedene vernünftige Theorien zu entwickeln, bis sie ihn endlich unterbrach:

„Ich bitte Sie inständigst, verlassen Sie Xenia nicht, wenn ich aus dem Leben geschieden bin. Sie wundern sich über diese Bitte, da sie ja einen Mann haben wird? Sehen Sie, auch das ist eine Sonderbarkeit von mir; ich habe das Gefühl, als ob Sergius nicht imstande sei, Xenia vor Schicksalsschlägen zu behüten, wohingegen Sie mir zu ihrem Beschützer auserkoren zu sein scheinen."

„Schön," sagte Arsanow scherzend, „ich werde also, soweit meine Kräfte reichen, der Beschützer Ihrer Tochter sein. Jetzt aber müssen Sie Ihre krankhaften Phantasien verscheuchen."

„Vor meiner Tochter suche ich sie zu verbergen; leider aber vergebens, denn sie errät meine Gedanken. Sie ist mein Ebenbild, ihre Nervosität ist ebenso stark entwickelt wie die meinige."

Jetzt kam Hetman in großen Sätzen herbeigesprungen und unterbrach ihr Gespräch. Er streckte die Zunge heraus und schmiegte sich an seine Herrin und deren Gast. Ihm folgten Xenia und Vitalin.

„Mama, komm', wir wollen Thee trinken gehen," sagte Xenia, indem sie ihre Mutter umarmte und im Lehnstuhl aufrichtete.

III.

Der Hochzeitsmorgen brach strahlender und heiterer an, als irgend ein anderer Morgen in diesem Jahre. Die Luft war so rein, so durchsichtig

und so duftend, wie noch nie. Ein blauer, wolkenloser Himmel wölbte sich über dem Garten, welcher mit verdoppelter Kraft zu grünen und zu blühen schien. Lilafarbene und weiße Fliederblüten hingen so dicht an einander, daß man kein grünes Blatt zwischen ihnen entdecken konnte. Gelbe und rote Tulpen umrahmten den Balkon des Hauses und die Rosensträucher waren voller strotzender Knospen, welche jeden Augenblick aufbrechen zu wollen schienen.

Es waren einige Gäste, Verwandte und Freunde, zur Hochzeit erschienen; der Friedensrichter Mamajew aus der nächsten Stadt mit seinem Sohne, einem Gymnasiasten, der Xenias Brautführer sein sollte und zwei Kousinen Tórmasow, von denen die eine über dreißig Jahre alt und schon verblüht, die andere noch sehr jung und Gymnasiastin war.

Alle freuten sich über das prachtvolle Hochzeitswetter; nur Arsanow war besorgt und unruhig. Er fand, daß die Nerven seiner Patientinnen, Mutter und Tochter, in höchst aufgeregtem Zustande seien und die Gefahr war um so größer, weil eine jede ihren Zustand vor der andern verbergen und sich äußerlich heiterer stellen wollte, als sie thatsächlich war. Alexandra Matwejewna ging im Garten auf und ab, sie stützte sich auf Mamajews Arm und lächelte, wenn sie Xenia sah. Diese schien nicht zu ahnen, daß das Leben ihrer Mutter ernstlich gefährdet sei; sie that, als ob sie glaubte, daß nach der Hochzeit, beim Anblicke des Glückes ihrer Tochter, sich der Mutter Gesundheit wieder befestigen werde.

Vitalin und seine Braut suchten zwar den Gästen gegenüber so höflich als möglich zu erscheinen, empfanden es aber dennoch als einen lästigen Zwang, ihnen beständig Gesellschaft leisten zu müssen; sie verschwanden häufig unter den dichtbelaubten, undurchdringlichen Gängen und pflückten dort große Fliederbüsche. Als sich bei dieser Gelegenheit Sergius einst umwandte, um seiner Braut einen neuen Fliederzweig zu überreichen, sah er, wie sie unbeweglich dastand; der Flieder lag auf der Erde und Xenias Augen waren voller Thränen.

„Was ist Dir?" rief Sergius, ließ den Zweig fallen und umfing sie mit beiden Armen. Er fühlte, wie sie am ganzen Körper zitterte. „Bist Du unwohl?"

„Ja, es ist mir gar nicht recht," antwortete sie schwer atmend.

„Das kommt von der Hitze; merkst Du nicht, wie es nach dem kühlen Morgen plötzlich schwül geworden ist?"

„Ich weiß es nicht," antwortete sie niedergeschlagen; „meine Hände sind kalt und mich fröstelt."

„Komm' geschwind in den Sonnenschein; hier ist es zu schattig. Fühlst Du Dich jetzt besser?"

„Ja; aber ich glaube, daß es vom Gewitter herrührt."

„Von was für einem Gewitter?"

„Es muß irgendwo ein Gewitter sein . . . ich weiß es, vielleicht zieht es hierher."

„Ich bitte Dich, was fällt Dir ein? Der Himmel ist ja ganz klar!"

„Ich fühle eine Beklemmung . . . mich schwindelt . . . Höre Sergius," sie ergriff seine Hand, „verlaß mich! Heirate mich nicht; Du machst Dich unglücklich!"

„Xenia!"

„Gewiß," fuhr sie fort und legte ihr Köpfchen an seine Schulter; „ich werde Dich nur unglücklich machen. Du siehst ja, in welchem Zustande ich bin . . . Alle Einflüsse üben ihre Macht auf mich aus . . . ich habe weder Kraft noch Willen dagegen anzukämpfen."

Vitalin legte seinen Arm um ihren Leib, führte sie zu einer Bank und setzte sie neben sich hin.

„Höre mich an," sagte er, ihre Hand zärtlich drückend, „Dich und keine Andere will ich, und zwar so, wie Du bist. Was auch geschehen mag, ich liebe Dich und werde Dich nie verlassen!"

Diese zärtlichen Liebesworte hauchten seiner Braut neues Leben ein; ein zartes Rot färbte ihre Wangen; sie lächelte wieder. Da kam Hetman angestürmt und verscheuchte ihre Angst vollends; er schnappte nach den Vögeln und suchte vergebens einen Sperling zu erhaschen, der sich auf dem Wege niedergelassen hatte. Er schlich an ihn heran und stellte ihn, wobei er ungeduldig seine Lippen beleckte; plötzlich schnappte er zu, aber der Sperling hatte sich bereits emporgeschwungen und Hetman stand mit erhobener Schnauze da, blickte ihm nach und war gänzlich verblüfft.

Als die Brautleute ins Haus zurückkehrten — die unerträgliche Hitze im Freien hatte sie in die kühleren Gemächer getrieben — fanden sie alle Gäste lebhaft plaudernd im Salon. Man sprach vom Hypnotismus. Glafira Tórmasow, die ältere Schwester, erzählte, daß ein berühmter Hypnotiseur, der auch Spiritist und Magnetiseur ist, bei ihnen angekommen sei. Man sagt, er soll die Fähigkeit haben, den Leuten nach Willkür seine Gedanken einzuflößen und sie einzuschläfern, er soll auch Geister zitieren, auf unsichtbaren Instrumenten spielen und dergleichen mehr.

„In unserm Städtchen kann sich jeder Charlatan für einen Propheten ausgeben," brummte Mamajew verdrießlich."

„Iwan Ssemjónytsch, was reden Sie?" fuhr Glafira Tórmasow den

Friedensrichter an, „er hat ja überall, in Moskau und sogar in Petersburg Vorstellungen gegeben; er ist eine Berühmtheit!"

„Aber was ist er für ein Mensch?" mischte sich Arsanow ins Gespräch.

„Er ist entweder ein Armenier oder ein Tscheche, genau weiß ich es nicht," antwortete Mamajew.

„Von armenischer Abkunft ist er," fiel ihm Glafira Tórmasow in die Rede; „Kirjakow ist sein Familienname und Amos Danilowitsch nennt man ihn. Was er für glühende Augen hat!"

„Oh, diese Augen!" bestätigte die jüngere Schwester.

„Wie denken Sie über den Hypnotismus?" fragte Alexandra Matwejewna den Doktor.

Dieser zuckte die Achseln und meinte: „Daß eine solche, noch wenig erforschte Kraft existiert, ist zweifellos; in der Regel aber hat man es mit Charlatanismus zu thun."

„Man giebt mir den Rat, mich hypnotisieren zu lassen," fuhr sie lächelnd fort; „von der Heilkraft des Hypnotismus werden Wunderdinge erzählt."

Nun fingen die Schwestern Tórmasow an, eine Reihe von Fällen zu zitieren, in denen der Hypnotismus heilkräftig gewirkt haben solle.

„Begreifen Sie doch," sprach Glafira, „man flößt Ihnen z. B. ein, daß Sie gesund sein sollen, und Sie sind gesund! Oder man befiehlt Ihnen, selbst die Arznei zu bestimmen, welche Sie heilen wird, und Sie bezeichnen eine solche Arznei unfehlbar!"

Xenia wurde aufmerksam, das Thema interessierte sie.

„Mama, das könntest Du doch versuchen!" sagte sie; „man behauptet ja, der Hypnotiseur wirke hauptsächlich auf nervöse Personen."

„Dieser hier ist jetzt mein Arzt," erwiderte Alexandra Matwejewna und deutete lächelnd auf Arsanow; „wozu soll ich noch einen andern nehmen?" Als das Gespräch nun immer lebhafter wurde, flüsterte sie dem Arzte zu: „An eine solche unheimliche Kraft glauben zu müssen, zu denken, daß der Hypnotismus auf mich eine solche Macht ausüben könnte, wäre mir im höchsten Grade unangenehm, geradezu schrecklich! Gott allein kann den Menschen Gedanken einflößen; wie dürfte ein Mensch es wagen, sich dergleichen anzumaßen!"

„Ich bin ganz Ihrer Meinung," war Arsanows Antwort.

Die Trauung war auf acht Uhr abends anberaumt. Die Braut entfernte sich jetzt, um sich ankleiden zu lassen; alle weiblichen Dienstboten waren um sie beschäftigt.

„Das Gewitter nähert sich," sagte plötzlich Xenia, die vor dem Spiegel saß und sich ihr Haar zurecht machen ließ.

Und wirklich, es wurde plötzlich so dunkel, als ob ein schwarzer Schleier den Himmel verfinstert hätte. Eine unheilverkündende Stille trat ein und die ganze Gegend nahm eine eigentümliche, unnatürliche Färbung an. Plötzlich durchzuckte den Himmel ein breiter, blendender Blitzstrahl im Zickzack und gleichzeitig erdröhnte ein so betäubender Donnerschlag, daß alle Scheiben klirrten und das Haus zu wanken schien. Ein Schrei des Entsetzens ertönte von allen Lippen. Nun brach das Gewitter los, mit einer solchen Gewalt, als ob alle Elemente entfesselt wären. Der Regen goß in Strömen herab, der Sturm bog und knickte die Bäume und deckte die Dächer ab; unheilverkündende Blitze erleuchteten mit blassem, leichenfarbenem Wiederschein die ganze Gegend und Schlag auf Schlag erdröhnte der knatternde, ohrenzerreißende Donner.

„Wo ist Xenia! . . . wie geht es ihr!" rief Vitalin erblassend und wollte zur Thür hinauseilen.

„Bleib' hier!" entgegnete ihm Arsanow und hielt ihn zurück; „sie ist noch nicht angekleidet und jetzt zu ihr hineinzugehen, wäre unpassend. Ich werde mich sogleich erkundigen lassen."

Arsanow entfernte sich und begegnete Alexandra Matwejewna. Sie war leichenblaß und ihre Lippen hatten eine bläuliche Färbung. Die eigene Angst vor dem Gewitter vergessend, eilte sie, sich nach dem Befinden ihrer Tochter zu erkundigen.

Xenia stand vor dem Spiegel und hielt einen Zweig Orangenblüten in der Hand, der ihr ins Haar befestigt werden sollte. Ihr Antlitz war düster und drückte eine unbeugsame Entschlossenheit aus; die Brauen waren gerunzelt.

„Weshalb ängstigst Du Dich, Mama?" sagte sie mit ungewöhnlich fester und tönender Stimme; „was geht mich das Gewitter an! Heute ist mein Hochzeitsfest und an einem solchen Tage will ich mich durch nichts stören lassen."

„Liebchen, die Hochzeit muß aufgeschoben werden," begann die alte Wärterin; „Gott behüte uns, bei einem solchen Wetter zur Trauung zu fahren!"

„Nein, durchaus nicht!" rief Xenia, „auf keinen Fall darf ein Aufschub stattfinden. Es bleibt so, wie es beschlossen ist."

Ein fürchterlicher Donnerschlag übertönte die letzten Worte. Alexandra Matwejewna zitterte wie Espenlaub und sank in einen Lehnstuhl. Xenia eilte zu ihr, streichelte ihr Gesicht und sprach:

„Sieh' mich an, Mama, und sei tapfer, wie ich es bin. Du siehst, ich fürchte mich nicht vor dem Gewitter. Mein Wille ist stärker, als meine nervöse Furcht. Ich richte alle meine Gedanken auf einen Gegenstand, der jetzt für mich wichtiger als alles ist."

Arsanow, der auf der Schwelle stand, kehrte um und erzählte seinem Freunde die Szene, welche er soeben erblickt hatte. Vitalin war höchlichst erfreut.

„Siehst Du," sagte er, „hat sie erst einmal eine ernste Lebensaufgabe, ist ein mächtiges Gefühl in ihr erwacht, dann verschwindet ihre Nervosität. Bald wird sie gänzlich genesen."

Arsanow entgegnete nichts. Er wußte es besser als jener, daß Xenias Zustand weit nervöser sei als je vorher.

„Es ist unschicklich, sich während eines Gewitters trauen zu lassen," meinten alle Anwesenden; Xenia aber wollte nichts davon hören und geriet in eine solche Aufregung, daß alle verstummten.

Sie eilte mit ihrem Anzug fertig zu werden, drängte auch alle Übrigen zur Eile und setzte sich bei strömendem Regen in den Wagen.

Der Bräutigam fuhr, wie gebräuchlich, voraus.

Als die Braut vor der Kirche ankam, wurden die Thüren geöffnet und der Gesang begann. Xenia warf ihren Mantel von der Schulter und erschien nun ganz in Weiß, silberstrahlend, blendend; ihr Antlitz leuchtete.

So stand sie während des ganzen Trauaktes da; Alle die sie umgaben beteten für ihr Glück; Alle bewunderten das schöne, junge Brautpaar.

„Ist nun wirklich alles überstanden? Ja, jetzt bin ich Dein Weib," sagte Xenia, als sie mit ihrem Manne nach Hause fuhr. „Ich hatte immer das Gefühl, als ob irgend welche Mächte unsre Trauung verhindern würden, aber es sollte ihnen nicht gelingen!"

IV.

Im Freudentaumel gegenseitiger Liebe gestaltete sich das Leben der Neuvermählten wie ein heiterer, sonniger Tag. Xenias Gesundheit wurde mit jedem Tage kräftiger; es war, als ob sie sich einen Teil der Kraft und Gesundheit ihres Mannes angeeignet habe. Ihre Haltung und ihr Auftreten wurden kräftiger und elastischer, ihre Formen rundeten sich, ihre Augen erglänzten in neuem Feuer. Dem Rate Arsanows folgend, ging sie viel spazieren und begleitete sogar ihren Mann auf die Jagd, welche dieser leidenschaftlich liebte. Ihre Mutter war vom Wohlergehen der Tochter so beglückt, daß auch sie neu aufzuleben schien und sich anscheinend erholte. Arsanow verlebte fast den ganzen Sommer bei ihnen; er schloß sich der

Familie aufs Engste an und hatte kaum noch den Mut, sie zu verlassen. Sein Freund Vitalin nahm aber jetzt in seinem Herzen nur die zweite Stelle ein, die erste erhielt Xenia; an diese dachte er beständig, er sann auf neue Beschäftigungen für sie, welche ihren Körper und ihre Nerven stärken sollten, widmete ihr seine ganze Sorgfalt und war ihr steter Begleiter und Gesellschafter. Seine Petersburger Patienten schienen für ihn nicht mehr vorhanden zu sein und er gab sich ganz dem Genusse dieses reinen und unschuldigen Glückes hin; daß seine Gefühle für Xenia immer wärmer wurden und in eine Feuersbrunst aufzulodern drohten, bemerkte er kaum. Glücklicherweise ernüchterte ihn die Wirklichkeit beizeiten; sie führte ihn aus diesem Zauberkreis der Träume und Phantasien hinaus und rettete ihn vor augenscheinlicher Gefahr. Seine vorgesetzte Behörde erteilte ihm den Auftrag, eine wissenschaftliche Reise ins Ausland zu machen, um daselbst verschiedene Formen noch unerforschter Krankheitserscheinungen zu studieren.

Dem Doktor Arsanow war dieser ehrenvolle Auftrag eigentlich sehr willkommen; das Thema interessierte ihn lebhaft und die Reise war auch insofern vorteilhaft für ihn, weil sie seiner dienstlichen Laufbahn Vorschub zu leisten Gelegenheit bot. Daß sich seiner in den letzten Tagen vor seiner Abreise eine unbehagliche, trübe Stimmung bemächtigte, war trotzdem leicht erklärlich. Aber größer noch war Alexandra Matwejewnas Aufregung vor seiner Abreise.

„Ich sehe unsern Schutzengel von hier scheiden!" sagte sie ihm mit trostloser Stimme; „was wird nun aus uns werden, wenn Sie uns verlassen? . . ."

Zum letzten Male begleitete Arsanow seinen Freund auf die Jagd; sie hatten aber diesmal gar kein Glück, — jeder Schuß ging fehl und Hetman schien durch sein unwilliges Bellen fragen zu wollen, was denn heute mit ihnen los sei. Arsanow streichelte den Hund.

„Ob ich dich wohl wiedersehe, du treues Tier?" sagte er nachdenklich.

Hetman blickte ihm aufmerksam in die Augen und fing plötzlich kläglich zu heulen an. Arsanow fuhr ordentlich zusammen.

„Sieh' mal, er fühlt, daß Du fortgehst," bemerkte Vitalin.

„Ja, er fühlt es vielleicht mehr, als wir selbst."

„Komm', laß uns Xenia aufsuchen," fuhr Sergius fort, „sie erwartet uns am Waldessaum mit dem Frühstück."

Schweigend zogen sie ihren Weg dahin. Plötzlich begann Vitalin:

„Höre, Nikolai, sei Du Xenias Beschützer, wenn ich nicht mehr da bin."

„Ich verspreche es Dir;" erwiderte Arsanow, und jetzt erst besann er sich. „Was fällt Dir denn ein?" fragte er den Freund.

Sie blickten einander an; beide waren verblüfft, erschrocken. Vitalin wußte nicht, wie ihm jene sonderbaren Worte entflohen waren.

„Ich meine . . . wir bleiben jetzt ohne Arzt . . . Xenia muß doch geschont werden“ . . . er suchte vergebens nach Worten, um seine vorige Äußerung zu beschönigen.

Abermals schwiegen beide. Sie eilten zu der Stelle hin, wo sie von Xenia erwartet wurden, die unter einer Eiche im Grase sitzend, mit einer Handarbeit beschäftigt war. Sie hatte ein Tischtuch ausgebreitet, auf welchem sich kalte Pastetchen und ein gebratenes Huhn befanden.

„Beeilt Euch,“ rief sie ihnen lächelnd entgegen, „sonst wird Euch Hetman das Huhn wegschnappen!“

„Sie scheint meine Abreise nicht zu bedauern,“ dachte Arsanow seufzend, „ihr Glück läßt nichts zu wünschen übrig.“

Zum Teil hatte er recht. Xenia war von der Liebe zu ihrem Manne vollständig in Anspruch genommen. Als der Freund abreiste, wurde sie kaum davon berührt. Ihr Leben war durch die kleinen Sorgen des Haushalts, durch Arbeiten im Garten, durch Spaziergänge und Lektüre gänzlich ausgefüllt. Alles hatte für sie jetzt einen höheren Sinn, einen besonderen Reiz. Mit Alexandra Matwejewna war es dagegen ganz anders bestellt. Ihr Leben, welches nach Xenias Hochzeit noch einmal mit heller Flamme emporgeflackert war, begann nun, wie eine verglimmende Lampe, allmählich zu verlöschen. Die Gefahr, in welcher die Mutter schwebte, war vor den Augen der Tochter nicht länger zu verbergen und diese wollte schier verzweifeln, wenn sie ihre Mutter so hinfällig und schwach sah. Sie hatten so viele Jahre hindurch ein gemeinschaftliches Leben geführt, ihre Ansichten, ihre Empfindungen, ihr Geschmack — alles war so harmonisch gewesen, daß der Verlust der Mutter für Xenia den Verlust eines Teiles ihrer Seele bedeutete.

Xenia hatte viel nachgedacht und mit ihrem Manne vielerlei besprochen; alles drehte sich um die Frage, wie man der Mutter wohl helfen könne; es wurden Pläne entworfen und mit verschiedenen Ärzten Briefe gewechselt. In ihrer Hoffnung, die Wiedergenesung der Mutter herbeizuführen, war sie zuweilen so eifrig und zuversichtlich, daß sogar Vitalin ihre Zuversicht zu teilen schien.

Alle Verwandten und Bekannten, die aus der Stadt kamen, um die Familie Vitalin zu besuchen, wiederholten, daß der Hypnotiseur Kirjakow Wunderkuren verrichte; man hörte nicht auf, dem jungen Ehepaar zuzureden, daß es sich an diesen Wundermann wenden möchte. Gegenwärtig war er abwesend, aber im November erwartete ihn eine reiche Kaufmanns-

frau, seine Patientin, welche er alljährlich mehrmals besuchte und jedesmal anscheinend vom Tode erweckte.

Alexandra Matwejewnas Zustand verschlimmerte sich immer mehr. Endlich erhielten Vitalins die Nachricht aus der Stadt, daß Kirjakow angekommen sei.

„Weißt Du," sagte Xenia zu ihrem Manne, „ich glaube, wenn ich mich von diesem Hypnotiseur einschläfern ließe, so könnte ich vielleicht im hypnotischen Schlafe das Mittel entdecken, welches unser Mütterchen retten würde."

Vitalins Herz zog sich bei diesen Worten krampfhaft zusammen.

„Um Gottes Willen, Xenia," rief er, „laß' doch diese Experimente, sie sind äußerst gefährlich!"

„Ich glaube nicht, daß sie mir gefährlich sein werden. Ich weiß es selbst, und alle bestätigen es, daß ich für den Magnetismus äußerst empfänglich bin; — überdies geschieht es ja um Mütterchens willen . . ."

„Du kannst sie ja doch nicht retten!"

„Ah, Sergius, was sprichst Du!" Xenias Augen füllten sich mit Thränen.

„Ich will damit nicht sagen, daß keine Hoffnung mehr vorhanden sei;" suchte Vitalin seinen Fehler zu verbessern, „aber ich bin überzeugt, daß Charlatanismus nicht das geeignete Mittel ist, ihr Hilfe zu bringen."

„Weshalb nennst Du diese noch unerforschte Kraft ‚Charlatanismus?' Man muß einen Versuch wagen. Ich will in die Stadt fahren und einer Vorstellung dieses Hypnotiseurs beiwohnen; will selbst sehen, was er leisten kann. Sergius, laß' mich hin, erlaube mir, daß ich mich überzeuge!"

Sie schlang ihre Arme um seinen Hals und blickte ihn flehend an.

„Ich will selbst mit Dir hinfahren," antwortete Vitalin. „Mamajews haben uns schon längst eingeladen; am Donnerstag ist Gesellschaftsabend bei ihnen."

Alexandra Matwejewna wurde unruhig, als sie von der Fahrt des jungen Ehepaares in die Stadt vernahm, obschon man ihr nicht mitteilte, daß es eigentlich ihretwegen geschehe.

Als Xenia im Reiseanzug bei ihr eintrat, lag die Mutter im Fieberfrost; ihre Fingernägel waren blau, die Wangen eingesunken.

„Du willst also doch hinfahren!" sagte sie kläglich und ergriff der Tochter Hand um sie festzuhalten.

„Nur für einige Stunden, Mama. Du rietest mir ja selbst, daß ich zuweilen in die Stadt fahren möchte, um mich zu zerstreuen."

„Das wohl; jetzt aber fürchte ich mich!"

„Was fürchtest Du denn?"

„Ich fürchte . . . ich fürchte!“ stöhnte die Kranke.

„Die Wege sind jetzt ausgezeichnet, die Nacht ist hell;“ fuhr Xenia fort, „wir werden im Nu hin und wieder zurück sein.“

„Die Fahrt ist es nicht, welche ich fürchte,“ flüsterte die Mutter.

„Ich bringe Dir Genesung mit heim,“ sagte Xenia und küßte die Mutter.

„Xenia!“ rief diese, als die Tochter fortgehen wollte.

„Was, Mama?“

„Laß Dich nicht einschläfern!“

Xenia kehrte betroffen zur Mutter zurück und fragte:

„Weshalb nicht, Mama?“

„Erlaube ihm nicht, daß er Dich einschläfert!“

„Gut, gut, lieb' Mütterchen.“

Xenia eilte hinaus. Als sie ihren Pelz umnahm, sagte sie zu ihrem Manne:

„Komm, laß' uns eilen; Mama ist recht übel dran, sie ist sehr aufgeregt. Ich werde ihr diesen Hypnotiseur mitbringen.“

Die Entfernung bis zur Stadt betrug etwa zwanzig Werst. Mit dem Dreigespann vor dem großen Schlitten waren sie auf dem frischgefallenen Schnee bald an Ort und Stelle.

Mamajews Haus war hell erleuchtet und an den Fenstern erblickte man die sich drinnen bewegenden Gäste.

V.

Vitalins wurden mit Auszeichnung empfangen. Man betrachtete sie als die vornehmsten Personen in der ganzen Umgegend und alle hielten es für eine Ehre, ihren Besuch zu empfangen. Die Hausfrau überhäufte Xenia mit Artigkeiten über ihre reizende Toilette und flüsterte ihr zu:

„Kirjakow ist hier, . . . dort in jenem Zimmer, . . . er hat bereits verschiedene wunderbare Dinge ausgeführt. Wünschen Sie, daß ich ihn vorstelle.“

„Zuerst möchte ich ihn sehen,“ sagte Xenia.

Sie gingen ins nächste Zimmer und trafen den Wundermann in voller Thätigkeit. Eine Gedankeninspiration wurde vorgenommen. Alle Anwesenden standen oder saßen da und folgten mit größter Spannung den Evolutionen des Hypnotiseurs, welcher eine Dame mit verbundenen Augen vor sich her gehen ließ. Xenia stellte sich in die Thüröffnung und blickte Kirjakow neugierig an. Er war ein kräftiger, brünetter Mann von orienta-

lischem Typus, mit einer großen, gebogenen Nase und schwarzen, durchdringenden Augen. Mit beiden Zeigefingern berührte er sein Objekt am Halse und dieses bewegte sich automatisch vorwärts, die Richtung beständig wechselnd und das Zimmer im Zickzack durchschreitend. Endlich, zu allgemeiner Befriedigung, fand es auf dem Fensterbrett den Hut eines der anwesenden Gäste und damit war die Aufgabe gelöst, welche sich der Hypnotiseur gedacht hatte.

Nun entstand eine allgemeine Bewegung; Alle begannen zu reden, Alle verlangten nach neuen Experimenten, Manche versuchten selbst zu hypnotisieren. Kirjakow zeigte ihnen seine Kunst, er inspirierte Gedanken, schläferte ein, ließ versiegelte Briefe lesen rc.

„Ich will ihn anreden," sagte Xenia zu ihrem Manne, „unsre Augen begegneten sich schon einige Male, ich fühle, daß mich sein Blick in Aufregung versetzt."

„Er wird Dir nur die Nerven zerrütten, laß ihn gehen," antwortete Vitalin.

„Nur einen Versuch," fuhr Xenia fort, „ich will, daß er sich nach mir umwenden und mich anblicken soll."

Sie verstummte und richtete ihren starren Blick auf Kirjakow, der sich am andern Ende des Zimmers, von seinen Anhängern umgeben, befand.

Nach einigen Sekunden wandte er sich plötzlich um und richtete seinen Blick direkt auf Xenia.

„Siehst Du," sagte sie lebhaft erregt zu ihrem Manne und drückte ihm kräftig die Hand, „es besteht zwischen uns ein magnetischer Rapport; gewiß würde Mama seinen Einfluß gleichfalls spüren . . . Ach, könnte er ihr doch helfen!"

„Werde doch nicht gleich so leidenschaftlich, ich bitte Dich! Es wird ja doch nichts daraus."

„Nein, ich kann es nicht lassen, ich kann nicht! Ich muß ihn über Mamas Zustand befragen!"

Es dauerte nicht lange und Xenia war mit Kirjakow im eifrigsten Gespräch; alle Anwesenden wurden neidisch und eifersüchtig, denn der Hypnotiseur schien nun weiter niemand zu beachten. Durch ihre Anmut und Schönheit, hauptsächlich aber durch jene nervöse Erregbarkeit, welche ihre Augen, ihr Lächeln, ihre Stimme, ihr ganzes Wesen belebte, machte sie auf ihn den lebhaftesten Eindruck. Er beobachtete sie mit erfahrenem Blick und erkannte in ihr ein Subjekt, welches für seine Experimente außerordentlich geeignet schien.

„Schon seit meiner Kindheit fühlte ich diese Kraft in mir," erzählte

Kirjakow, „damals wußte ich natürlich noch nicht, was es eigentlich sei. Später, als ich Medizin studierte, mich wissenschaftlich ausbildete und Reisen unternahm, entwickelte sich diese Fähigkeit" . . .

Xenia unterbrach ihn und teilte ihm die Krankheitssymptome ihrer Mutter mit.

„Was meinen Sie, kann sie wohl wieder genesen?" fragte sie, ihn angstvoll in die Augen blickend.

„Gewiß!" antwortete er, ohne Zögern; „diese Nervenkrankheiten können plötzlich spurlos verschwinden."

„Aber wie ist das möglich?"

„Durch Suggestion. Ich könnte Ihnen aus meiner Praxis viele Beispiele mitteilen."

„Und Sie bürgen mir für den Erfolg?"

„Ohne die Kranke zu kennen und gesehen zu haben, kann ich für nichts bürgen. Aber wenn sie herkommen würde . . ."

„Nein, herkommen kann sie nicht," sagte Xenia, „aber wenn Sie . . . eine andere Person einschläfern . . . und diese dann . . . über die Einzelheiten der Krankheit und über die Mittel dagegen befragen würden . . . könnte Ihnen das den wahren, innern Zustand der Kranken nicht vielleicht erkennen lassen?"

Kirjakow überlegte und sagte dann:

„Ich glaube — ja; übrigens hängt das ganz von der Natur derjenigen Person ab, die ich befragen werde. Wenn diese Person der Kranken nahe steht, ihr Organismus demjenigen der Kranken ähnlich ist und sie an der Patientin innigen Anteil nimmt, so werden ihre Angaben unfehlbar sein."

„Das ist auch meine Ansicht," sagte Xenia.

„Wünschen Sie also, daß ich Sie einschläfere?" fragte Kirjakow.

„Ich weiß nicht . . . nein, . . . ich kann mich nicht dazu entschließen . . . ich fürchte mich!"

In der Verwirrung, in welcher sich Xenia befand, suchte sie mit den Blicken ihren Mann. Dieser war im eifrigen Gespräch begriffen. Kirjakow neigte sich zur jungen Frau hin und sagte ihr eindringlich:

„Es ist dies das einzige Mittel, die Krankheit Ihrer Mutter zu erkennen; ihr Leben kann davon abhängen.

Auch er hatte das größte Verlangen, seinen Einfluß auf Xenia kennen zu lernen und sie einzuschläfern. Vielleicht war es dieser geheime Wunsch, welcher sie bezwang; sie war plötzlich entschlossen, ihm nachzugeben.

„Gut," sagte sie, „ich willige ein."

Alle wurden nun aufmerksam. Xenia rückte einen Lehnstuhl zurecht.

Die Anwesenden, in Erwartung eines neuen Experiments, gruppierten sich um die beiden handelnden Personen. Auch Vitalin gewahrte nun die allgemeine Aufregung und eilte besorgt zu seiner Frau, um sie von ihrem Vorhaben abzuhalten. Aber Kirjakows Gestalt schützte sie vor ihm. Der Hypnotiseur streckte bereits seine Hand aus, um seine Manipulationen über Xenias Stirn zu beginnen, als diese plötzlich laut aufschrie, emporsprang und Alle vor sich hinwegstoßend, mit angstvollen Blicken forteilte.

„Was ist mit Dir, wohin willst Du?" rief Vitalin erschrocken und ergriff ihre Hand."

„Fort, fort! nach Hause, zur Mutter! . . . Sie ruft mich!" antwortete Xenia atemlos und eilte ins Vorzimmer.

Vitalin hüllte sie in ihren Pelz und half ihr in den Schlitten; dann fuhren sie in größter Eile nach Hause. Xenia antwortete auf ihres Mannes Fragen kein Wort; sie zitterte so heftig, daß ihr die Zähne klapperten. Endlich, als sie die Unruhe ihres Mannes wahrnahm, sagte sie bebend:

„In demselben Moment, als jener Mann die Hand nach mir ausstreckte, hörte ich Mamas Stimme Xenia, Xenia! rufen, und zwar so kummervoll und verzweifelnd, daß mir der Ton noch jetzt in den Ohren dröhnt."

„Sonderbar!" sagte Vitalin nachdenklich; „ob das nicht vielleicht ein Kunststück dieses Kirjakow war?"

„Nein, nein! er ist daran unbeteiligt. Ich weiß bestimmt, es war Mamas Stimme, die zu mir drang. Natürlich nicht durch die Luft, sondern infolge der Übereinstimmung unsrer Seelen; in meinem Innern erklang ihre Stimme . . . ich kenne dies Gefühl!"

Vitalin entgegnete nichts. Er hatte bereits früher ähnliche Erscheinungen bei seiner Frau beobachtet und konnte daher an der Aufrichtigkeit ihrer Worte nicht zweifeln.

Auf halbem Wege kam ihnen ein Reiter aus ihrem Dorfe entgegen.

„Was ist mit Mama geschehen!" rief ihn Xenia an, als sie ihn erkannte.

„Die Herrin ist sehr krank!" antwortete er, „man sandte mich nach Ihnen."

„Vorwärts! Jage, soviel Du kannst!" rief Vitalin seinem Kutscher zu und drückte Xenia an sich, welche an seine Brust gesunken war.

Eine halbe Stunde später waren sie zu Hause. Alle Zimmer waren erleuchtet. Die alte Kindsfrau empfing sie im Vorzimmer.

„Was macht Mama!" waren die ersten Worte, welche Xenia hervorbrachte.

„Es geht ihr gut, Mütterchen, recht gut; alles hängt von Gottes heiligem Willen ab!“ antwortete die Alte feierlich.

Xenia wollte zu ihrer Mutter eilen; aber vor der Thür zum Schlafzimmer der Mutter wurde sie von der alten Wärterin mit den Worten zurückgehalten:

„Warte, Xenia Alexandrowna, bete erst, bekreuze Dich.“

„Was!?“ rief Xenia wie von Sinnen; sie riß sich los und stürzte ins Schlafzimmer.

Ihre Mutter war tot. Auf dem ernsten, bleichen Antlitz lag der Ausdruck eines tiefen Seelenschmerzes.

„Ich habe sie getötet!“ stöhnte Xenia, zwar thränenlos aber so verzweiflungsvoll, daß ihr Mann erschrak und sie hinwegführen wollte.

„Liebe Freundin,“ sagte er zärtlich, „wir Alle wußten es ja, daß sie nicht mehr genesen konnte und daß sie plötzlich, an einer Ruptur des Herzens, sterben würde; wir verheimlichten es Dir nur.“

„Sie bat mich so dringend, nicht in die Stadt zu fahren, mich nicht einschläfern zu lassen! . . . ich that ihr nicht den Willen . . . that das Gegenteil!“ . . . flüsterte Xenia wie geistesabwesend. „Das ist die Ursache ihres Todes . . . mit einem Vorwurf auf den Lippen starb sie . . . Dieser Ruf ‚Xenia, Xenia!‘ war ein Vorwurf! Hörtest Du, wie sie mich rief?“ wandte sie sich an die Wärterin mit thränenden Augen.

„Ich hörte es, mein Mütterchen, gewiß, ich hörte es,“ antwortete die Alte; „grade vor dem letzten Atemzug, da rief sie ganz laut: Xenia, Xenia! es schien, als ob sie erschrocken sei.“

„Sie rief mich — und ich war nicht da!“ jammerte Xenia mit herzzerreißender Stimme; „sie flehte mich an, zu ihr zu kommen, und ich kam nicht! . . . Ich verließ sie . . . und sie segnete mich nicht!“

Bei diesen Worten sank sie auf den leblosen Körper der geliebten Mutter nieder und blieb dort liegen, trotz der inständigsten Bitten ihres Mannes, der sie hinwegführen wollte. Es war ein Anfall von Starrsucht.

VI.

Weder beim Fortbringen der Leiche in die Kirche, noch bei der Beerdigung konnte Xenia zugegen sein; sie lag regungs- und besinnungslos da; dann traten Fieberphantasieen ein, in denen sie nach ihrer Mutter rief, mit ihr sprach und an Halluzinationen litt. Die Ärzte fürchteten, es würde sich ein hitziges Nervenfieber entwickeln, aber die Symptome wechselten beständig und wurden immer komplizierter. Das Phantasieren und die Fieber-

hitze vergingen wieder und Xenia verfiel in einen Zustand der Lethargie; sie sprach nicht mehr und konnte weder essen noch schlafen. Dann traten wieder fürchterliche Nervenzufälle, hysterische Krämpfe und Konvulsionen ein, welche die Kranke so sehr entkräfteten, daß sie zeitweise wie tot dalag.

Vitalin hatte gänzlich den Kopf verloren. Seine Bekannten bestürmten ihn, sich an Kirjakow zu wenden, bis er schließlich nachgab, den Schlitten anspannen ließ und selbst in die Stadt fuhr, um den Hypnotiseur zu holen. Dieser hatte ihn schon längst erwartet, that aber, als ob er keine Zeit habe und versicherte ihn, daß er nach Petersburg reisen müsse, wo man ihn längst schon erwarte. Endlich versprach ihm Vitalin eine große Summe und nun willigte er ein, mit ihm aufs Land zu fahren. Er war von dem glänzenden Geschäfte, das ihm in Aussicht stand, sehr befriedigt, und freute sich das schöne, junge Weib, welches ihn so lebhaft interessierte, wiederzusehen.

Als Vitalin den Hypnotiseur in das Schlafzimmer seiner Frau führte, lag Xenia, schwer atmend, im Fieberfrost; ihr Körper war krampfhaft gestreckt. Kirjakow blickte sie ein paar Sekunden an, dann machte er einige Manipulationen und Xenias Glieder bewegten sich plötzlich; erleichtert atmete sie auf, schloß dann die Augen wieder und schlief ruhig und sanft ein.

„Das ist der erste ruhige Schlaf seit dem Tode ihrer Mutter,“ flüsterte Vitalin verwundert und entzückt.

Kirjakow war über die prompte Wirkung seiner Manipulation fast nicht minder erstaunt, obwohl er es nicht merken ließ. Ein so empfängliches und schmiegsames Subjekt war ihm noch nie begegnet.

Xenia erwachte endlich, vom Schlafe gestärkt; sie konnte sprechen und sogar etwas Fleischbrühe genießen. Gegen Abend begann indes ein neuer Anfall, den Kirjakow aber durch seine Handbewegungen sofort unterbrach. Er beruhigte die Patientin und erklärte sich bereit, die Nacht in Vitalins Hause zuzubringen. Kirjakow und Vitalin saßen bis nach Mitternacht bei einander und der Letztere erzählte dem Hypnotiseur von den Symptomen der Krankheit seiner Frau und ihrer Mutter. Auf Vitalins Frage, ob Xenia sich bald wieder erholen würde, antwortete Kirjakow ausweichend und unbestimmt, um den Gatten mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß die Heilung seiner Frau, vermittelst des Hypnotismus, eine langwierige sein werde. Aber trotzdem that er, als ob er wieder abreisen wolle; vor seiner Entfernung nahm er Xenias Hand in die seinige und flößte ihr seine Gedanken ein. Als er nun das Haus verließ, stürzte Vitalin wie ein Wahnsinniger ihm nach, um ihn zu seiner Frau, zurückzuführen, welche abermals in Krämpfen lag. Ein triumphierendes Lächeln umspielte Kirjakows Lippen; er hatte seine Macht erprobt und die Probe war glänzend gelungen;

dieser Versuch zeigte ihm, daß Xenia in seinen Händen schmiegsam wie Wachs sein werde.

Kirjakow entschloß sich nun, gleichsam gezwungen, Vitalins Bitten nachzugeben, seine Patienten und Schaustellungen im Stich zu lassen und sich bei dem Gutsbesitzer als Hausarzt zu installieren. Xenia selbst vereinigte ihre Bitten mit denen ihres Gatten; sie war von Kirjakow hypnotisiert und wußte nicht, was sie that.

Nach einigen Tagen hatte sich ihr Zustand so weit gebessert, daß sie an den Mahlzeiten und Gesprächen teilnehmen und sogar spazieren fahren konnte. Aber ihre Nervenzufälle kehrten von Zeit zu Zeit wieder und dann rief sie selbst Kirjakow zu sich und gehorchte seinen Anordnungen. Er setzte sich zu ihr hin, ergriff ihre Hände, richtete seinen Blick auf sie und sie verfiel in einen ruhigen, erquickenden Schlaf. Während dieses Zustandes befand sich das Nervensystem des Arztes und der Patientin in magnetischem Rapport. War Kirjakow trübsinnig gestimmt, so runzelte Xenia die Stirn, wurde er wieder heiter, dann strahlte ihr Antlitz. Er beobachtete und verfolgte diese Erscheinungen mit erhöhtem Interesse und großer Wißbegier.

„Wenn das meine Frau wäre!“ dachte er, „wir würden ganz Europa durchreisen; überall würde man mich feiern und ich könnte Millionen verdienen. Sie ist das Ideal einer Hellseherin . . . fast könnte ich mich vor ihr fürchten. Wenn ich nur Gelegenheit hätte, eine Reihe von Versuchen mit ihr anzustellen . . . aber dieser unausstehliche Ehemann ist mir im Wege, immer ist er in ihrer Nähe; — möchte ihn doch der Teufel holen!“

Auch in ihrer Eigenschaft als Weib gefiel ihm Xenia ausnehmend, er war beständig bemüht, sie durch Gespräche für sich einzunehmen; aber die Gegenwart des Gatten paralysierte seine Verführungskünste. Übrigens fing Vitalin jetzt wieder an auf die Jagd zu gehen und ließ dann seine Frau mit Kirjakow allein. Eifersucht kam ihm gar nicht in den Sinn, so groß schien ihm der Abstand zwischen der reinen Xenia, welche ihn liebte und jenem zweideutigen, dunkeln Industrieritter, dessen Vorleben eigentlich niemand recht kannte.

Einst kehrte Vitalin ganz durchnäßt von der Jagd zurück. Es war Thauwetter eingetreten und er war in einen Graben gefallen; eine starke Erkältung, verbunden mit einer Halsbräune, waren die Folgen. Als Kirjakow sah, daß Xenia ihren Mann eifrig pflegte, sogar ganze Nächte durchwachte, ihm Getränke und Wasser zum Gurgeln bereitete, da dachte er ärgerlich: „Was plagt sie sich nur die ganze Zeit mit diesem Narren; weshalb ist sie so um ihn besorgt? Wenn ihn die Bräune doch ersticken möchte, ich wäre dann der glücklichste Mensch!“

Gerade als er diesen Gedanken nachhing, trat Xenia in die Stube.

„Es geht Ihrem Manne jetzt weit besser!" sagte Kirjakow.

„Ja, sein Befinden ist leidlich; er schläft jetzt," antwortete sie heiter; „ich will nur meine Arbeit holen und mich dann wieder zu ihm hinsetzen."

Kirjakow, über die beständige Trennung gereizt, vertrat ihr den Weg, strich ihr mit den Händen vors Gesicht und rief: „Schlafe!"

Xenia sank sofort auf ein Sofa nieder und schloß die Augen. Kirjakow neigte sich über sie hin, ergriff ihre Hand und hob sogar ihr Augenlid empor.

„Schläfst Du?" fragte er dann. Wenn er seine Experimente machte, redete er sie stets mit „Du" an.

„Ich schlafe."

Nach einer Pause begann er wieder:

„Ich liebe Dich."

„Nein!" antwortete Xenia zögernd.

Erstaunt blickte er sie an. Er war gewöhnt, daß die Gedanken der Somnambulen denen des Hypnotiseurs gehorsam folgen; bisher war es ihm noch nicht vorgekommen, daß sie ihm widersprochen hätte. Es mußte also in Xenias Gehirn eine Stelle vorhanden sein, welche seinem Einfluß nicht gänzlich unterworfen war, die noch ein selbständiges Leben bewahrt hatte. Wie sonderbar!

„Du sagst also, daß ich Dich nicht liebe?" fragte er weiter.

„Ja. Um eigennütziger Ziele willen wünschest Du Dich meiner zu bemächtigen, nicht aber aus Liebe."

„Woher weißt Du das?"

„Ich lese es in Deinen Gedanken."

„Du kannst aber nur das darin erkennen, was ich Dir einflöße."

„Nein; ich kann alles erkennen. Deine Gedanken spiegeln sich in einem Teile meines Gehirns und ich erkenne sie deutlich."

„Auf welche Weise können sie sich bei Dir wiederspiegeln?" fragte Kirjakow in größter Aufregung; er war über dieses sonderbare Gespräch selbst erstaunt.

„Es sind Bilder . . . zuweilen trübe, undeutliche . . . wenn Du noch nicht ganz klar mit Dir bist . . . wie zum Beispiel jetzt."

„Was für Gedanken liesest Du jetzt? Suche sie zu erkennen und teile sie mir mit."

„Sie werden jetzt klarer, . . . sie gruppieren sich, erhalten ein lebhafteres Kolorit . . . Oh, wie sie fürchterlich sind, schrecklich!" schloß Xenia am ganzen Körper zitternd; sie that, als ob sie jemand von sich stoßen wollte.

„Was siehst Du jetzt?" flüsterte Kirjakow, der gleichfalls blaß wurde und zitterte.

„Oh," begann sie, schweißtriefend und schwer atmend, „Du wünschest meines Mannes Tod . . . willst ihn töten!"

Kirjakow erweckte Xenia durch einige Handbewegungen und entfloh in sein Zimmer. Eine fürchterliche Angst war über ihn gekommen. Das, wovon er sich selbst noch nicht einmal Rechenschaft ablegen konnte, zeichnete sich bereits klar in Xenias Gehirn und erhellte den unheilverkündenden, tiefen Abgrund seiner Seele.

VII.

Als Xenia am nächsten Morgen aufstand, fühlte sie sich wie zerschlagen; ihr Kopf und ihre Glieder waren schwer, wie Blei. Sie konnte sich an nichts erinnern, aber ein Gefühl von etwas Fürchterlichem war, wie nach einem grausigen Traume, in ihr zurückgeblieben.

Vitalin, der seine Frau über sein Befinden beruhigen wollte, erschien zum Morgenthee und begrüßte den gleichfalls hereinkommenden Kirjakow heiter; er sagte, die letzte Arznei sei ihm wunderbar gut bekommen und er verspüre fast gar keine Schmerzen mehr. Als Kirjakow der Hausfrau die Hand reichen wollte, machte sich diese, nervös-aufgeregt, mit den Tassen zu schaffen, begoß ihre Hand mit kochendem Wasser und that, als ob sie seine Begrüßung nicht bemerke. Auf seine Frage, wie ihr Befinden sei, antwortete sie einsilbig und widerstrebend, so daß ihr Mann sie erstaunt anblickte. Auch Kirjakows Antlitz zeigte eine Enttäuschung; nach einem kurzen, oberflächlichen Gespräch entfernte er sich und ließ die Ehegatten allein.

Xenia war düster und schweigsam.

„Weshalb warst Du gegen unsern Arzt so sonderbar?" fragte Vitalin.

„Erst jetzt habe ich sein wahres Wesen erkannt," antwortete sie.

„Und das wäre?" fragte Vitalin betroffen.

„Er hat einen falschen Blick; seine Lippen sind zusammengekniffen, seine Stimme ist einschmeichelnd, er ist voller Verstellung und Tücke."

Xenia fuhr schaudernd zusammen.

„Wie kommt es, daß Du das nicht schon früher bemerktest?"

„Früher war ich ihm gewogen; ich glaubte, daß er mir nützlich sei, jetzt bin ich vom Gegenteil überzeugt."

„Sage mir doch, Xenia, hat er sich etwa Freiheiten erlaubt, die Dir unangenehm waren?"

„Nein, ich versichere Dich, daß es nicht der Fall war. Er ist mir einfach zuwider geworden."

„Aber er ist Dir doch offenbar nützlich gewesen; er hat Deine krankhaften Anfälle gemildert."

„Ja; in solchen Momenten überlasse ich mich gänzlich seinem Einfluß; wäre ich aber gesund und könnte ich mich vollkommen beherrschen, so würde ich ihm nie gutwillig vertrauen."

Vitalin wurde nachdenkend.

„Um die Wahrheit zu gestehen," begann er dann, „auch ich habe durchaus kein volles Vertrauen zu ihm; an seine Kunst aber muß ich glauben. Wenn er auch vielleicht nicht heilen kann, so schafft er doch Linderung, daran ist nicht zu zweifeln. Er mag vielleicht ein Charlatan sein, aber medizinische Kenntnisse muß er doch haben, denn seine Mittel, nicht die unsres Stadtarztes waren es, welche meine Bräune heilten."

„Trotzdem aber bist Du noch immer nicht hergestellt; Du hustest noch und hast auch noch Fieber."

„Ich werde mit seiner Arznei fortfahren, sie bekommt mir gut."

„Ach, wäre doch Arsanow hier!" rief Xenia sorgenvoll. „Wo mag er nur sein? Sollte er es denn gar nicht fühlen, wie notwendig er uns ist."

„Ich schrieb ihm mehrmals," erwiderte Vitalin, „aber wo soll man ihn jetzt finden!" Er ist auf Reisen, mein letzter Brief traf ihn nicht mehr in Paris."

„Schreibe ihm nochmal postlagernd, bitte ihn, daß er sofort und direkt zu uns kommen möchte. Ich würde neu aufleben, wenn anstatt dieses Fremden unser Arsanow hier wäre."

„Beruhige Dich, mein Herzchen; Du läßt Dich zu sehr gehen. Bedenke, daß nur der Hypnotismus und sonst nichts Dir geholfen hat."

„Ach, ich mag seine Hilfe nicht! Ich will lieber sterben, als ihm etwas zu verdanken haben!"

„Xenia, ich bitte Dich, sei vorsichtig. Zeige ihm nicht Deine wahren Gesinnungen. Ich fürchte ihn, er kann uns schaden. Wahrscheinlich wird er uns selbst verlassen, wenn er sieht, daß wir ihn nicht mehr brauchen."

Hinter der Thür stehend hatte Kirjakow dieses Gespräch angehört. Er war wütend. In seiner Aufregung stürzte er in sein Zimmer, schlug die Thür hinter sich zu und verschloß sie. Seine Züge waren entstellt.

„So steht es also mit uns!" dachte er, „wenn sie unter sich sind, machen sie keine Umstände mit mir; sie wollen mich los sein ... ich gefalle ihnen nicht! Oh, meine Lieben, so leicht wie ihr meint, werdet ihr mich nicht los! ... Dieses Weib bildet sich ein, sie könne sich von meinem Einfluß frei machen! Sie begreift nicht, daß sie in meiner Macht ist ... daß sie thun muß, was ich will. Ich könnte sie zu meinem Weibe, zu

meiner Geliebten machen ... wenn nur dieser Mann mir nicht im Wege wäre; er ist es, der zwischen uns steht."

Mit finstrer Miene schritt Kirjakow auf und ab, nagte an den Nägeln und überlegte.

„Wer mag wohl dieser Arsanow sein?" fuhr er nachdenklich fort, „vielleicht ein neues Hindernis? Nein, wenn ich etwas will, so giebt es für mich keine Hindernisse ... Daß sie aber meine Gedanken errät ... nun, was ist dabei, ich habe nichts zu befürchten. Befehle ich ihr, daß sie vergessen soll, so vergißt sie."

Kirjakow öffnete seine Reise-Apotheke, stöberte darin herum und fand endlich was er suchte — ein Pulver."

VIII.

Etwas Geheimnis- und Verhängnisvolles lag wie eine dunkle Wetterwolke auf Vitalins Haus. Das Befinden des Hausherrn ließ noch immer viel zu wünschen übrig, die Hausfrau war gramerfüllt und bat Kirjakow selbst, daß er sie einschläfern möchte; sie ahnte nicht, daß sie nur seinem geheimen Befehle folgte. Kirjakow hatte alle Zweifel und Gewissensskrupe überwunden und begann nun mit Eifer seine unterirdische Wühlarbeit. Um eine Entdeckung seiner Absichten zu vereiteln, beschloß er Xenia zu einem willenlosen Werkzeug seiner Pläne, zu seiner Mitschuldigen, seinem Automaten zu machen. Um diesen Zweck zu erreichen, hielt er sie stundenlang unter seinem magnetischen Einfluß, obschon weder Vitalin noch Xenia selbst etwas davon merkten, denn diese fuhr fort, sich zu bewegen, zu handeln und zu sprechen, als ob sie im Besitze ihres freien Willens sei. Wenn sie aus diesem Zustande erwachte, so erinnerte sie sich an nichts und versank in eine Art von Stumpfsinn, war wortkarg und fast gedankenlos. Ein Gefühl der Schwere bedrückte ihre Brust und ihr Gehirn und ihre geistigen Fähigkeiten waren gleichsam paralysiert.

Diese Experimente wurden Kirjakow nicht leicht. Daß er mit diesem anscheinend so schwächlichen Organismus, den er sich bereits gänzlich unterworfen zu haben glaubte, einen solchen Kampf werden kämpfen müssen, hatte er nicht erwartet. In dieser zarten Frau lebte noch etwas, das seinem Einflusse Widerstand leistete, seinen Anstrengungen hartnäckig widerstrebte. Ein Angstgefühl übermannte ihn, wenn er an jenes Gespräch mit Xenia dachte, als sie das keimende Verbrechen in seinen Gedanken las und er fürchten mußte, daß eine vage Erinnerung davon in ihrem Gedächtnis haften geblieben sein könnte. Er strengte alle seine Kräfte an, um jede Selbständigkeit in ihr zu vernichten und ihre Nervencentren unauflöslich

mit den seinigen zu verbinden. Das kam ihm aber teuer zu stehen. Er bemerkte mit Schrecken, daß seine eigenen Nerven angegriffen wurden und daß Xenias Einfluß auf ihn im Wachsen sei. Ihre Nervosität, ihre Sensibilität, ihre krankhafte Erregbarkeit wirkten auf ihn zurück.

Befand sich Xenia in ihrem normalen Zustande, dann begegnete sie dem Hypnotiseur mit eisiger Kälte und Entfremdung, fast mit Abscheu. Auch Vitalin konnte sein gezwungenes Benehmen gegen Kirjakow nicht mehr verbergen, so daß dieser einsehen mußte, daß ein längeres Verweilen in diesem Hause für ihn unbequem zu werden anfing; da er aber seine bösen Instinkte nicht länger bändigen konnte, so beschloß er zu handeln.

An einem Abend, als Alle im Gastzimmmer saßen (Vitalin schlummerte auf dem Sofa, Xenia las), begann Kirjakow die junge Frau einzuschläfern. Zu seinem höchsten Erstaunen bemerkte er, daß sie sogar seinen verstärkten Manipulationen Widerstand leistete. Sie wurde zwar unruhig und aufgeregt, sie atmete schwer, sträubte sich aber aus allen Kräften gegen die Wirkungen des Hypnotisierens. Endlich, als Kirjakow seine Kräfte gänzlich erschöpft hatte und von ihr ablassen wollte, stand sie auf, trat zu ihm hin und streckte ihm schweigend die Hand entgegen. Da er nicht gleich wußte, was sie wollte, so nahm er die Hand und drückte sie; Xenia aber entzog sie ihm und streckte sie, mit der Handfläche nach oben, abermals aus. „Wäre es möglich?“ — dachte Kirjakow, und ein Gefühl des Schreckens, der Neugier und der Aufregung bemächtigte sich seiner. Er hatte einen Schlüssel in der Tasche und fühlte plötzlich, daß Xenia diesen Schlüssel fordere; er nahm ihn heraus und übergab ihn ihr. „Sie wird es selbst verrichten!“ — sagte er sich und begann nun Xenia in ihren folgenden Handlungen zu beeinflussen. Er veranlaßte sie auf den Korridor hinaus, nach seinem Zimmer hinzugehen, die Thür zu öffnen, zur Reiseapotheke, welche auf dem Tische stand, hinzutreten, diese mit dem Schlüssel zu öffnen, ein Päckchen mit Pulvern daraus hervorzunehmen und damit ins Gastzimmer zurückzukehren. Kirjakow erbebte bei ihrem Eintritt, unterdrückte aber seine Aufregung und wies befehlend auf das Glas hin, welches auf einem Tischchen neben der Wasserkaraffe stand. Xenia schüttete das Pulver ins Glas, goß Wasser darauf, rührte mit dem Löffel um und reichte das Glas ihrem Mann.

„Trinke dies, Sergius;“ sagte sie. Vitalin erwachte, nahm mechanisch das Glas und trank es leer.

Kalter Schweiß bedeckte Kirjakows Stirn. Eine furchtbare Angst, das Verbrechen könne entdeckt werden, bemächtigte sich seiner; er beeilte sich daher das Geschehene aus Xenias Gedächtnis zu vertilgen, trat plötzlich auf sie zu und sprach, seine Willenskraft aufs äußerste anstrengend: „Schlafe!“

Gehorchend schloß Xenia die Augen und schlief ein.

Während der folgenden Nacht wurde Vitalin sehr krank. Übelkeit, Erbrechen und Schwindel schwächten ihn furchtbar. Es wurde in die Stadt gesandt, um den Arzt zu holen; dieser kam, beruhigte Alle mit der Versicherung, daß dieser Zustand vorübergehend sei, verschrieb etwas und fuhr wieder nach Hause. Alles ging, wie Kirjakow es geplant. Aus Vorsicht hatte er nur eine geringe Dosis Gift genommen und diese in zwei Gaben geteilt. Vitalins plötzlicher Tod würde Verdacht erregt haben, trat derselbe dagegen allmählich ein, so war er weniger auffallend.

Dennoch aber fürchtete Kirjakow Xenias erstes Begegnen nach ihrem Erwachen. Er erinnerte sich, daß sie in seinen Gedanken früher schon die Absicht, ein Verbrechen zu begehen, gelesen hatte und fürchtete daher, daß eine vage Erinnerung an das Ereignis des vergangenen Tages in ihr zurückgeblieben sein könnte. Er mußte folglich jeglichen Versuch des selbstständigen Nachdenkens in ihr sofort unterdrücken und war fest entschlossen, weder ihre Gesundheit noch ihre Geisteskräfte zu schonen, sie keinen Moment von seinem Einfluß zu befreien, ihr keine Bewegung zu gestatten, kein Wort aussprechen zu lassen, das nicht von ihm beeinflußt sei. Dieses Experiment gelang ihm. Er wünschte, daß sie zu ihm kommen möchte — und sie kam zu ihm; daß sie ihn freundlich begrüßen und ihm die Hand reichen solle, — und sie that es. Nun erst atmete er wieder auf, er brauchte nichts mehr zu befürchten. Ungeachtet seines unbehaglichen Seelenzustandes, seiner unwillkürlichen, nervösen Angst, konnte er nicht umhin, diesen Automaten, den er aus einer lebendigen, liebenden Frauenseele, aus einem intelligenten Wesen geschaffen hatte, mit der Wißbegier des Gelehrten zu beobachten.

Trotz seiner Schwäche und seines schweren Leidens, war Vitalin in der Nacht aufgestanden, hatte die Lampe angezündet und sich an seinen Schreibtisch geschleppt.

„Arsanow!“ — schrieb er — „wo Du auch sein und was Du auch thun magst, laß alles im Stich und komme sofort zu uns. Rette Xenia! Mich kannst Du nicht mehr retten, ich fühle, daß mir der Tod nahe ist. Ein fürchterlicher Feind hat sich bei uns eingenistet, — ein Hypnotiseur, den ich selbst, um Xenia zu heilen, zu mir eingeladen habe. Ich weiß nicht, was er mit ihr treibt, aber sie befindet sich beständig in einer Art von Halbschlaf und spricht fast gar nicht mehr mit mir. Mein Herz ist zum zerspringen . . . Was soll aus ihr werden, wenn ich nicht mehr da bin! Komm und rette sie; lasse sie nicht in der Gewalt des Feindes. Lebe wohl, mein Freund, ich vermache Dir Xenia.“

IX.

Vitalins kräftige Konstitution kämpfte erfolgreich gegen den eingenommenen Giftstoff und Kirjakow entschloß sich daher, ihm eine zweite, entscheidende Dosis einzuflößen, jedoch abermals nicht eigenhändig, sondern durch die Hand der unglücklichen Gattin. Um diesen Zweck zu erreichen, begann er schon am Morgen Xenia zur vollständigen Unterwerfung unter seinen Willen vorzubereiten. Aber mit jeder Stunde fühlte er seine Kräfte abnehmen und die Klarheit seiner Gedanken trübte sich immer mehr. Die fortwährende Anstrengung, Xenia zu hypnotisieren, zerrüttete seinen eigenen Organismus und untergrub seine Lebenskraft. Er fühlte dies und mußte sich mit Schrecken fragen, ob er auch imstande sein würde, das Begonnene auszuführen. Um der jungen Frau ihre Aufgabe zu erleichtern, schüttete er selbst das Gift in ein Glas Selterwasser mit Milch, welches hinter Vitalins Sessel auf einer Kommode stand.

Es traf sich zufällig, daß schon einige Minuten später Vitalin zu seiner Frau sagte:

„Gieb mir zu trinken."

„Nun," dachte Kirjakow freudig, „das ist günstig." Plötzlich aber bemerkte er, daß Xenia, welche sich dem Glase genähert hatte, es nicht anrührte. Ihre Augenbrauen zogen sich zusammen, ein boshaftes Lächeln umspielte ihre Lippen, der Ausdruck ihres Gesichts war herausfordernd. Kirjakow wußte, daß keine Zeit zu verlieren sei, er konzentrierte seine ganze Kraft, sein ganzes Sinnen auf einen Punkt und suchte die Frau durch seine Beeinflussung zu zwingen, seinen Willen zu thun. Sie schwankte, gehorchte aber noch immer nicht. Er getraute sich nicht ihr näher zu treten und seine Manipulationen anzuwenden, aus Furcht, Vitalin könnte Argwohn schöpfen. Der Schweiß rann ihm von der Stirn; sowohl er, wie auch Xenia schwiegen, beide standen unbeweglich da und niemand hätte ahnen können, was für ein fürchterlicher Kampf zwischen ihnen stattfand, welchen Zwang der Eine ausübte und welchen verzweifelten Widerstand die Andere ihm entgegensetzte.

Nach und nach aber schwanden Xenias Kräfte, ihr Wille unterlag dem ihres Gegners. Tief atmend erhob sie die Hand, fuhr damit in die Luft, nahm aber das Glas noch immer nicht. In der Aufregung wollte Kirjakow selbst dem Kranken das Glas reichen, fürchtete jedoch, daß dieser es aus seiner Hand nicht annehmen werde.

„So geben Sie doch Ihrem Manne zu trinken!" brachte er endlich mit hohler, aber befehlender Stimme hervor.

Diesem Befehl konnte Xenia nicht länger widerstehen. Sie ergriff das Glas und reichte es mechanisch ihrem Mann; ihr Antlitz war totenbleich.

Vitalin nahm das Glas und trank es aus.

„Was ist das für ein bitterer Geschmack?“ fragte er.

„Die Bitterkeit wird wohl in Deinem Munde sein,“ sagte Kirjakow der jungen Frau in Gedanken vor.

„Die Bitterkeit wird wohl in Deinem Munde sein,“ wiederholte sie sofort, aber mit einer eigentümlichen, tonlosen Stimme, so daß Vitalin sie unruhig und starr anblickte. Plötzlich schien ihm ein dem Tode zuweilen vorangehendes Hellsehen zu erleuchten . . . Er begriff den Vorgang, begriff, daß Xenia hypnotisiert, ein Opfer, ein Werkzeug in den Händen eines Bösewichts sei. Seine Augen sprühten; mit einer unbeschreiblichen Zärtlichkeit und Wehmut blickte er auf sein geliebtes Weib, dann aber richteten sich seine Blicke voll Haß und Drohung auf Kirjakow -- und er warf ihm das Glas ins Gesicht.

In diesem Moment fuhr Xenia zusammen; es war, als ob ein unklares Bewußtsein in ihr erwacht sei; sie stieß einen dumpfen Schrei aus . . . Vitalin sank bewußtlos in seinen Sessel zurück. Gleichzeitig wurde der unterm Lehnstuhl liegende Hetman unruhig, er kroch hervor, schnüffelte, die Nase erhebend, und stieß dann heulende Klagetöne aus. Um diesem Geheul zu entfliehen und verfolgt von dem Klirren des zerbrochenen Glases, stürzte Kirjakow aus dem Zimmer. Als er in seiner Wohnstube ankam, sank er kraftlos, erschöpft und halbtot hin.

Am nächsten Morgen war Vitalin tot.

X.

Die Dienerschaft, das ganze Dorf, Alle waren wie vom Donner gerührt; Alle beklagten den jungen Gutsherrn, der erst vor Kurzem die Wirtschaft in seine kräftigen Hände genommen hatte und Alle blickten mißtrauisch auf Kirjakow und sogar auf Xenia, welche durch ihre anscheinende Ruhe Alle in Verwunderung setzte. Es war dies aber keine Ruhe, sondern eine Erstarrung; die junge Frau schien nichts zu sehen und zu hören, sie lud sogar niemand von den Verwandten zur Beerdigung ein. Kirjakow traf alle Anordnungen in ihrem Namen und that so, als ob er jetzt Herr im Hause sei. Alle waren darüber empört, konnten aber, so lange die Herrin nicht protestierte, nichts dagegen thun.

Jetzt sah Kirjakow in der Ausführung seiner Pläne kein Hindernis mehr. Xenia war ihm völlig unterthan; er wird sie veranlassen ihr Gut

zu verpachten oder zu verkaufen und sie selbst ins Ausland entführen. All' ihr Geld und sie selbst dazu wird nun sein Eigentum. Die Ungeduld, seine Absichten so schnell als möglich auszuführen, quälte ihn; er suchte aus diesem Hause, welches ihm nun verhaßt und fürchterlich geworden war, zu entkommen. Xenias krankhafter Zustand war auf ihn übergegangen; jedes Geräusch brachte ihn in Aufregung, alles ängstigte ihn, graue Schatten zogen an seinen Augen vorüber, er empfand eine Zerrüttung seines ganzen Nervensystems.

Am Morgen nach Vitalins Beerdigung erwachte Xenia und rief ihr Kammermädchen.

„Páscha," sagte sie zu ihr, „geh doch, und erkundige Dich nach meines Mannes Befinden. Ich schlief in dieser Nacht so fest, daß ich nicht einen Augenblick nachsehen konnte."

Das Kammermädchen blickte sie erstaunt an.

„Nun, was stehst Du da, so geh' doch!" fuhr Xenia fort.

„Herr Gott! Herr Gott!" flüsterte Páscha.

„Was ist denn los?" rief Xenia und erhob sich. „Was? Sollte etwa Sergius' Zustand gefährlich sein? Weshalb schweigst Du?"

Sie sprang auf und hüllte sich eiligst in das erste beste Kleidungsstück.

„Gnädige Frau . . . Täubchen . . . legen Sie sich hin!" rief Páscha mit thränenden Augen und hielt sie zurück; „bleiben Sie hier . . . regen Sie sich nicht auf."

„Wie? . . . Was ist denn geschehen? . . . Ist er tot!" . . . schrie Xenia mit einem Ton, daß das Mädchen zitterte und bebte.

Xenia stürzte zur Thür.

„Gehen Sie nicht hin . . . es ist niemand mehr da!" rief Páscha schluchzend. „Besinnen Sie sich doch nur . . . er ist ja gestern beerdigt worden!"

„Beerdigt!?" . . . wiederholte Xenia. Ihr Antlitz wurde wachsbleich, sie starrte das Mädchen an.

Nun erzählte ihr diese das Geschehene; sie teilte ihr die Einzelheiten des Todes und der Beerdigung ihres Mannes mit. Aus Xenias Augen rollten bittere Thränen langsam herab.

„Also gestorben ist er!" flüsterte sie in grenzenlosem Kummer . . . „Ich bin allein, ganz allein! Wo war ich denn in dieser ganzen Zeit? Wo befand sich meine Seele? Ich kann mich an gar nichts erinnern!"

Sie preßte ihren Kopf in beide Hände und suchte ihre Gedanken zu sammeln, suchte das Geschehene zu begreifen. Ihr Gesicht wurde ab-

wechselnd rot und bleich; endlich dämmerten Anzeichen des erwachenden Bewußtseins in ihr auf.

In diesem Moment ertönte ein leichtes Klopfen an der Thür. Kirjakow war's, der unterdessen in der Nähe ihres Zimmers auf- und abgegangen war und sich nun nach Xenias Anblick sehnte. Er hatte den Schrei gehört, als sie den Tod ihres Mannes vernahm und hielt es nun für notwendig, seine Autorität durch sein Erscheinen wieder herzustellen, den Gedankengang und die Handlungen der jungen Witwe zu beeinflussen.

„Wer ist da?" fragte das Kammermädchen.

Anstatt zu antworten, trat Kirjakow ein; aber er war in einer solchen Aufregung, daß er sich nicht getraute näher zu treten, sondern auf der Schwelle stehen blieb. Xenia strich ihr Haar zurück und sah ihn einige Minuten lang starr an. Sie schien sich auf etwas zu besinnen, Eindrücke kehrten in ihr Gedächtnis zurück, es erwachte in ihr etwas Formloses, Unklares, aber doch Fürchterliches. Von Zeit zu Zeit schien ihr ein aufflackerndes Licht die Finsternis der verflossenen Tage zu erhellen. Plötzlich sprühten Haß und Abscheu aus ihren Blicken.

„Wie? Sie sind noch hier?" rief sie, erhob sich und trat auf ihn zu. „Was thun Sie hier?"

Kirjakow, in größter Verwirrung, versuchte seinen gewöhnlichen, einschmeichelnden Ton anzuschlagen.

„Aus alter Anhänglichkeit blieb ich hier," erwiderte er . . . „Sie sind noch krank . . . ich bin Ihr Arzt!" . . .

Er wollte ihre Hand ergreifen, aber sie entzog sie ihm hastig.

„Ich hasse Sie!" schrie sie, „Sie sind mir widerwärtig. Sie haben mir etwas Fürchterliches angethan . . . haben mir den Verstand verwirrt . . . Woran ist mein Mann gestorben? Sprechen Sie, antworten Sie, woran starb er?"

Kirjakow schwieg; sie hatte ihn mit ihren Fragen vernichtet. Hätte sie jetzt ernstlich gewollt, — er würde sofort alles gestanden haben.

„Ich weiß . . . es geschah etwas!" fuhr Xenia fort, „ich fühle es an dem Haß, an dem Abscheu, den Ihr Anblick mir einflößt . . . Ist es möglich, daß Gott es zuließ! . . . Oh, ich werde mich rächen, werde mich fürchterlich rächen!"

Xenia sank besinnungslos nieder. Kirjakow sprang auf sie zu und wollte seine Manipulationen beginnen, aber als er sich ihr näherte, verfiel sie in Krämpfe. Umsonst versuchte er es, seine früheren Experimente zu wiederholen, vergebens strengte er seine Kräfte an, seine Macht war zu Ende, er hatte keine Gewalt mehr über sie.

„Entfernen Sie sich lieber," sagte ihm Päscha finster und feindselig; „Sie sehen doch, daß Ihre Bemühungen nur schaden!"

Kirjakow, der mit den Dienstboten stets selbstbewußt und frech umging, fand jetzt nicht die Kraft, diesem Mädchen zu widersprechen; er entfernte sich schweigend und verwirrt. Als er am Speisezimmer vorüberkam, hörte er seinen Namen nennen. Er erschrak, ohne zu wissen worüber, eilte davon und schloß sich in sein Zimmer ein.

XI.

Den ganzen Tag verbrachte Kirjakow im Zustande der äußersten Mutlosigkeit; er war nicht imstande etwas zu genießen, war physisch und moralisch gebrochen, so daß er nicht einmal seine Lage klar zu überblicken vermochte. Nur eines begriff er, daß alle seine Hoffnungen zerstört seien und daß ihm ein Kampf mit Xenia bevorstehe, zu dem ihm keine Waffen mehr zu Gebote standen, denn anstatt sie unter seinem Einfluß zu beugen, war er es jetzt, der von ihr beherrscht wurde. Mit Schrecken empfand er, daß sie stärker sei als er, und daß jenes Band, welches der Hypnotismus um sie Beide geschlungen, ihn jetzt zu erwürgen beginne.

Er entschloß sich nicht zu ihr hinzugehen, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen, fühlte aber an seinem eigenen Zustande, an seiner eigenen Schwäche, daß auch sie an krankhaften Erscheinungen leiden müsse. Er überzeugte sich immer mehr, daß ihre Rollen jetzt vertauscht seien und daß noch in dieser Nacht ein außergewöhnliches Ereignis eintreten müsse; er wollte sich deshalb auch nicht zum Schlafen niederlegen.

Endlich aber übermannte ihn die Müdigkeit; er warf sich aufs Bett, hüllte sich in seine Decke und drehte sich mit dem Gesicht zur Wand. Kaum aber hatte er die Augen geschlossen, da fing es in seiner Umgebung an zu pochen. An der Decke, auf der Diele, an den Wänden, überall krachte, rasselte, schnarrte es. Als er die Augen wieder öffnete, da schien es ihm, als ob sich alle Möbel schwankend hin- und herbewegten. „Das sind Hallucinationen," dachte er und nahm sich vor, weder etwas zu sehen noch zu hören. Der Lärm hörte aber nicht auf; nach einer Weile schien es ihm, als ob ihn eine Hand leise berühre; es war ein unsäglich peinigendes Gefühl; Hände fuhren über seine Decke, berührten ihn, glitten über seinen ganzen Körper hin. Furcht, Schrecken und Schmerz ließen ihm keine Ruhe und zwangen ihn aufzustehen. Zitternd und schweratmend zündete er ein Licht an und setzte sich an den Tisch. Sein Kopf war bleischwer und sank ihm auf die Brust hinab; er verlor die Besinnung, und abermals umgaben

ihn graue Schatten, fürchterliche Gespenster. Er befand sich jetzt in einem Zustande, der ihm alles Übernatürliche glaubhaft erscheinen ließ. Geister stiegen aus den Gräbern empor, um ihre Mörder zu martern und er zitterte und bebte in der Erwartung Vitalin unter ihnen zu erblicken.

„Ah!“ flüsterte er, „das ist ihre Rache; sie ist es, die mir diese Schreckensgestalten sendet; sie rächt sich . . . rächt sich an mir!“

Seine Augenlider wurden immer schwerer, er konnte seine Glieder nicht mehr rühren. Endlich übermannte ihn ein unruhiger Schlaf, aber auch der erlöste ihn nicht von seinen Qualen. Xenia erschien ihm im Traume. Aus der dunkeln Ecke kam sie näher und ihre Züge hatten einen grausamen, triumphierenden Ausdruck; in der Hand hielt sie etwas Glänzendes. Sein Herz pochte fieberhaft, er folgte ihren Bewegungen, suchte den Gegenstand, welchen sie in der Hand hielt, zu erkennen; er wandte sich nach ihr um, wollte sehen, womit sie ihn bedrohte, — aber sie entschwand seinen Blicken, versteckte sich vor ihm, näherte sich dann wieder von einer andern Seite und that, als ob sie mit ihrem Schlachtopfer spielen wolle. Ein beängstigendes Gefühl lag zentnerschwer auf seiner Brust, die Erwartung von etwas Fürchterlichem machte sein Blut zu Eis erstarren. Der auf ihm lastende Alp wollte nicht weichen; endlich stellte sich Xenia vor ihn hin und hob langsam die Hand mit dem glänzenden Gegenstand in die Höhe. Kirjakow erkannte das Bruchstück des Glases, welches ihm Vitalin ins Gesicht geworfen hatte. Mit einem schadenfrohen, bösen Lächeln drehte Xenia dieses Glasstück vor seinen Augen, berührte damit sein Gesicht und seine Brust und stieß es ihm plötzlich in die Kehle. Kirjakow wollte aufschreien, konnte aber keinen Ton von sich geben. Nun begann sie ihn mit der scharfen Kante des Glases ins Gesicht, in den Hals, in die Brust zu stechen und jeder Stich schmerzte fürchterlich. Diese Folter währte so lange, daß in seinem umdüsterten Gehirn der Gedanke aufstieg, er sei gestorben, die Ewigkeit sei für ihn angebrochen und er erleide nun die Qualen der Hölle . . . Plötzlich fuhr ihm Xenia mit dem Glase ins rechte Auge. Er stieß einen gräßlichen Schrei aus und erwachte.

Zitternd, bebend und in Schweiß gebadet saß Kirjakow einige Minuten lang fast besinnungslos da; er wußte nicht, ob das, was er soeben durchgemacht, Wirklichkeit oder bloß ein Traum gewesen sei. Nur eins war ihm klar, daß Xenias Geist ihn umschwebt habe, daß jene fürchterliche Erscheinung ein Ausfluß ihres Zornes und Hasses gewesen sei. Wohin konnte er sich vor diesem Racheengel verbergen? Er fürchtete sich in diesem Zimmer zu bleiben, kleidete sich daher an, warf einen warmen Überrock um die Schultern und verließ das Haus. Der Morgen dämmerte bereits; vor ihm lag der Wald mit seinen noch kahlen Zweigen, er schritt auf einem schmalen

Fußwege entlang. Die Luft und die Kälte des Morgens belebten ihn nicht, sie kühlten nicht das in seinem Hirne heftig pulsierende Blut, milderten nicht das Klopfen in seinen Schläfen. Er war nicht imstande über das, was mit ihm vorgegangen war, nachzudenken, es zu analysieren, noch weniger aber sich einen Plan für sein künftiges Verhalten vorzuzeichnen. Der einzige, vernünftige Gedanke, sich so schnell als möglich von hier zu entfernen, kam ihm gar nicht in den Sinn. Im Gegenteil, er war ausschließlich damit beschäftigt, Mittel ausfindig zu machen, um seine Macht über Xenia wiederzuerlangen, um sie gewaltsam von hier fortzubringen. Ihre Person von der seinigen zu trennen, schien ihm unmöglich, sie hatte ihn durch jenes geheimnisvolle Band, das er selbst geknüpft hatte, an sich gefesselt.

Viele Stunden lang irrte Kirjakow im Walde umher, ohne sich Rechenschaft von seinem Thun abzulegen. Seine Sinne waren so verwirrt, daß er zeitweise nicht wußte, wo er sich befand. Endlich kam er wieder zu sich, Kälte, Hunger, Müdigkeit, das Bedürfnis nach Obdach und Ruhe machten sich geltend. Er war so weit umher geirrt, daß es bereits zu dunkeln begann, als er heimkehrte.

Die Leute, welche ihm im Hofe begegneten, blickten ihn scheu und verwundert an, als ob sie ihn fragen wollten, weshalb er zurückgekehrt sei. Er bemerkte übrigens sofort, daß sich im Hause etwas ereignet habe. Die Dienstboten liefen geschäftig hin und her und sprachen lebhaft mit einander; ein mit drei Pferden bespannter Postschlitten entfernte sich langsam aus der Pforte.

„Wer ist hier angekommen?“ fragte Kirjakow einen vorbeieilenden Jungen.

„Nikolai Petrowitsch Arsanow ist angekommen,“ rief dieser laut und vergnügt und sprang davon.

XII.

Das Kammermädchen Páscha trat leise in das durch Vorhänge verdunkelte Zimmer, in welchem Xenia schweigend und regungslos dalag. Seit sie den Tod ihres Mannes vernommen, waren ihre Thränen noch nicht versiegt, ihr Denkvermögen war jedoch vollständig wieder hergestellt.

„Xenia Alexandrowna!“ rief das Mädchen mit einem so freudigen Ton, daß diese sich erstaunt nach ihr umwandte.

„Jener Herr . . . der Doktor . . . welcher bei Ihrer Hochzeit zugegen war, ist angekommen.“

„Arsanow?“ rief Xenia.

„Ja, Arsanow, Nikolai Petrowitsch. Er ist im Gastzimmer.“

„Ich komme gleich,“ erwiderte Xenia und beeilte sich ihr Haar zu ordnen; „gieb mir schnell ein Tuch!“

Als sie sich notdürftig angekleidet hatte und hinauseilen wollte, fühlte sie plötzlich eine solche Schwäche, daß sie sich wieder hinsetzen mußte.

„Zieh die Rouleaux in die Höhe und bitte ihn hierher zu kommen,“ flüsterte Xenia.

Eine Minute später öffnete Arsanow die Thür und blieb bleich und aufgeregt auf der Schwelle stehen. Xenia wollte ihm entgegen gehen, war aber nicht imstande einen Schritt zu thun; schwankend streckte sie ihm, mit dem Ausdruck der größten Trauer, die Hände entgegen, so daß Arsanow ihr entgegeneilte, sie unterstützte und ihre Hände mit Küssen bedeckte. Heiße Thränen benetzten ihre Hände, er vermochte kaum seinen Kopf zu erheben.

„Liebster Freund und Bruder!“ flüsterte sie; „oh, jetzt bin ich nicht mehr allein!“

Arsanow blickte sie an. Mitleid, Grauen, Liebe, Teilnahme wogten in seiner schmerzlich bewegten Brust. Was war aus diesem zarten, blühenden Wesen geworden! Wo waren die anmutig gerundeten Formen, wo war die Elasticität der Bewegungen geblieben! Ihr reiches, prachtvolles, braunes Haar war dünn geworden, die Augen von dunkeln Rändern umgeben, die Gesichtsfarbe gelblich, wie Wachs. Nur der unendlich traurige Ausdruck ihrer lieblichen Züge ließ ihm die ehemalige Xenia erkennen; sie sah aus, wie ein zum Leiden verurteilter Engel.

Arsanow fürchtete den Tod ihres Mannes zu erwähnen, aber sie fing selbst davon an; wovon hätte sie wohl auch reden sollen? Sie erzählte ihm ihr ganzes Leben, seit dem Tage, als er sie verließ; berichtete vom Tode ihrer Mutter und vom Erscheinen des Hypnotiseurs. Mit der größten Aufmerksamkeit vernahm Arsanow den Bericht von den eigentümlichen Phasen ihrer Krankheit, von dem Einfluß, den Kirjakow auf sie ausgeübt. Dies alles interessierte ihn, den Arzt, in hohem Grade, und jetzt um so mehr, da er sich in der Zwischenzeit vorzugsweise mit dem Studium der Nervenkrankheiten und der psychischen Probleme beschäftigt hatte. Er bat einige Male um Wiederholung der Einzelheiten, um sich besser zu orientieren.

„Wissen Sie auch,“ sagte ihm Xenia, „daß ich mich wie neu geboren fühle, seit ich mit Ihnen rede! Mein Verstand ist klarer, meine Gedanken leichter, mein Gedächtnis treuer . . . Bis jetzt war das ganz anders . . . es war ein furchtbarer Zustand!“ — Sie preßte den Kopf in ihre Hände.

„Sagen Sie mir nur,“ fuhr sie fort, „was ist mit mir geschehen? Was hat jener Dämon mit mir angegeben? Ich glaube bestimmt, er ist mein böser Geist. Während dieser ganzen Zeit lebte ich gar nicht; ich be-

fand mich in einem lethargischen Zustand, im Schlafe . . . fürchterliche Träume . . . Erinnerungen . . . ein qualvolles Chaos nahmen meinen Geist gefangen."

Arsanow suchte sie zu beruhigen; er erklärte ihr so gut er konnte die Wirkungen des Hypnotismus und den Einfluß, welchen er auf den menschlichen Organismus auszuüben vermag.

„Ja," sagte sie trübsinnig, „jetzt sehe ich ein, daß ich während dieser ganzen Zeit ein Spielzeug in den Händen dieses Menschen war . . . Anderen hätte dergleichen nicht passieren können, aber meine Konstitution ist leider so unglücklich . . . Armer Sergius, weshalb hast Du mich geheiratet! Ich habe Dich zugrunde gerichtet!"

„Was reden Sie da!" tröstete sie Arsanow; „war er denn nicht glücklich mit Ihnen?"

„Ich bin fest überzeugt," rief Xenia, „daß dieser Kirjakow an seinem Tode schuld ist! . . . Ich zweifle keinen Augenblick daran."

„Wieso kann er seinen Tod verschuldet haben?" fragte Arsanow betroffen.

„Er hat ihn getötet . . . hat ihn vergiftet! . . . Wie es geschah, weiß ich nicht; aber er ist sicher schuld an dem Tode meines Mannes."

Xenias Thränen waren jetzt versiegt; ihre Augen blitzten voller Haß.

„Was haben Sie für einen Grund, einen solchen Verdacht zu hegen?" fragte Arsanow.

„Welchen Grund ich habe?" antwortete sie niedergeschlagen, „weiß ich es denn? Habe ich denn meine Besinnung gehabt? War ich denn zurechnungsfähig?"

„Suchen Sie sich zu erinnern; strengen Sie Ihr Gedächtnis an, vielleicht fallen Ihnen die Einzelheiten, welche uns Ihres Mannes Tod erklären, wieder ein."

„Ich bemühe mich vergebens meine Sinne zu sammeln . . . warten Sie . . . ich sehe einen Lichtstrahl, der die Finsternis erleuchtet . . . Ja, jetzt erinnere ich mich deutlich . . . im Momente seines Todes warf mein Mann dem Kirjakow etwas Glänzendes ins Gesicht!

„Wieso im Momente seines Todes? Waren Sie denn zugegen als er starb?"

„Wie und wann er starb, weiß ich nicht mehr; aber mir scheint, als ob es unmittelbar vor seinem Tode war" . . .

„Wie war der Vorgang? Denken Sie ordentlich nach," drang Arsanow lebhaft in Xenia, „womit warf er nach ihm?"

„Sergius erhob sich plötzlich; sein Antlitz drückte Zorn aus, drohend

blickte er Kirjakow an und warf ihm etwas ins Gesicht. Ich weiß nicht, was es war . . . es zerbrach etwas und klirrte" . . .

„Und dann?"

„Weiter weiß ich nichts!"

„Können Sie sich nicht erinnern, was vorher geschah?" . . .

„Vorher . . . ja, es geschah etwas . . . Fürchterliches . . . ich fühlte einen Schmerz . . . einen unerträglichen Druck . . . Kirjakow war zugegen . . . Ach, ich weiß nichts mehr! Fragen Sie mich nicht! Oh, ich Unglückselige!"

Arsanow beeilte sich das Gespräch auf ein anderes Thema zu lenken. Insgeheim wunderte er sich, daß Xenia von Kirjakows Einfluß gänzlich frei zu sein schien und daß sie sich in einem vollständig normalen Zustande befinde. Ihre Erzählung flößte ihm Grauen ein, sie lieferte ihm den Beweis von dem großen Einfluß, den jener Mensch auf sie ausgeübt hatte.

Weshalb aber mag er sie jetzt in Ruhe lassen? Warum benützt er nicht auch jetzt noch seine Macht über sie? Denn es ist doch klar, daß er Vitalin nur deshalb beseitigte, um sich der Frau desselben gänzlich zu bemächtigen. Weshalb hielt er sie nicht noch länger im Zustande der Hypnose, um ihr nach seinem Belieben Gedanken und Handlungen einzuflößen?

Diese Fragen, welche das psychische Gebiet berührten, nahmen Arsanow so sehr in Anspruch, daß er Xenia abermals auszufragen beschloß.

„Wann kehrte Ihr Bewußtsein wieder zurück?" begann er. „War es bald nach dem Tode Ihres Mannes?"

„Ich erinnere mich weder an seinen Tod noch an seine Beerdigung; eines Morgens erwachte ich bei vollständiger Besinnung und schickte, ohne etwas zu wissen, das Stubenmädchen fort, um mich nach Sergius' Befinden zu erkundigen. Da erst erfuhr ich" . . .

Ihre Stimme bebte, Thränen überströmten ihre Wangen.

„Um Gottes Willen, sagen Sie mir nur das Eine, es ist für mich sehr wichtig, — war Kirjakow zugegen, als Sie sich nach Sergius' Befinden erkundigten? Was sagte er dazu?"

„Er trat gerade in mein Zimmer und ich jagte ihn hinaus."

„Sie jagten ihn fort!?"

„Ja; ich empfand einen solchen Haß gegen ihn, einen solchen Abscheu... ich fühlte, daß er der Mörder meines Gatten sei und sagte es ihm auch" . . .

„Weshalb aber benutzte er nicht seinen Einfluß auf Sie?"

„Was für einen Einfluß?" unterbrach ihn Xenia energisch . . . „Er zitterte vor mir, er war machtlos . . . Ich war es, die nun Macht über

ihn hatte! Ich glaube, daß ich ihn durch einen Blick tot zu meinen Füßen hätte hinstrecken können und ich bedaure es nicht gethan zu haben!"

„Und seit dieser Zeit sahen Sie ihn nicht mehr?"

„Nein."

„Wo ist er denn jetzt?"

„Das Stubenmädchen sagte mir, er sei noch hier. Ich möchte mich an ihm rächen, ihn vernichten! . . . Die ganze Nacht dachte ich daran."

„Das Beste ist, ihn möglichst schnell zu entfernen," bemerkte Arsanow.

„Ja, Sie haben recht; ich bitte, besorgen Sie das."

„Wissen Sie, Xenia Alexandrowna," sagte Arsanow nach einigem Nachsinnen, „wenn es Ihnen nicht gar zu unangenehm wäre, Kirjakow noch einige Stunden im Hause zu behalten, so möchte ich wohl mit ihm noch einmal sprechen, möchte von ihm etwas herausbekommen. Sie können sich nicht vorstellen, wie wichtig in medizinischer, in wissenschaftlicher Beziehung das für mich ist. Ich habe die Erscheinungen des Hypnotismus studiert und daher ist mir ein Subjekt wie Kirjakow ganz besonders interessant."

„Und Sie können ihnen hypnotisieren?" fragte Xenia lebhaft: „ihn vielleicht zwingen seinen Mord zu bekennen!"

„Dafür kann ich nicht bürgen."

„Schade; übrigens gehen Sie zu ihm, ich werde unterdessen Abendbrot und Thee besorgen, fast hätte ich es vergessen."

XIII.

Arsanow ging um Kirjakow aufzusuchen; unterwegs wurde er von Xenias alter Wärterin, von Vitalins Kammerdiener und von anderen Dienstboten aufgehalten. Alle sprachen durcheinander und erzählten ihm, was während seiner Abwesenheit im Hause passiert war; sie berichteten, wie Kirjakow den Herrn und die Herrin behext, welche Macht er sich angeeignet habe, wie er in der vergangenen Nacht gestöhnt und geschrieen habe, im Zimmer umhergelaufen sei und mit dem Teufel gekämpft habe, wie er endlich beim Morgengrauen aus dem Hause gerannt sei, als ob ihm jemand nachjage, daß er den ganzen Tag, Gott weiß wo, umher geirrt sei. Sie hatten schon geglaubt, daß ihn der Teufel geholt habe, — nun aber sei er wieder zurückgekehrt und sitze eingeschlossen in seiner Stube.

Nachdem Arsanow alles angehört hatte, richtete er seine Schritte nach Kirjakows Zimmer und klopfte an die Thür.

„Wer ist da?" fragte eine heisere Stimme.

„Ich bin es; Doktor Arsanow."

Die Thür wurde geöffnet.

„Sie sind Arzt?“ fragte Kirjakow. „Ich brauche einen Arzt; ich bin krank, sehr krank!“

Eine solche Einleitung des Gesprächs war für Jemand, der Kirjakow vor sich sah, nicht verwunderlich. Er sah fürchterlich und beklagenswert aus. Bart und Haare waren zerwühlt, das Gesicht mit roten Flecken bedeckt; Spuren der Schlaflosigkeit und Erschöpfung, ein düsterer, wilder Blick — alles wies auf einen abnormen Geisteszustand hin, der bereits einen so hohen Grad erreicht hatte, daß Kirjakow nicht mehr imstande war sich hinter der Maske der Verstellung, des Anstands und der Kaltblütigkeit zu verstecken.

Arsanow war in der Absicht erschienen, um mit einem listigen und frechen Charlatan den Kampf aufzunehmen; beim ersten Blick aber sah er, daß er nicht nötig habe seine Kräfte anzustrengen, daß er seine Angriffswaffen ruhen lassen könne. Er setzte sich hin, zündete eine Zigarette an und richtete einen beobachtenden Blick auf diesen unerwarteten Patienten.

„Sie sind ja selbst Arzt,“ begann er, „sogar ein sehr geschickter Arzt, wie ich höre.“

Jener warf ihm einen Blick zu und schwieg.

„Sie haben Xenia Alexandrowna durch Hypnotismus behandelt,“ fuhr Arsanow fort.

„Und mich dadurch zugrunde gerichtet!“ murmelte Kirjakow.

„Wieso zugrunde gerichtet?“

„Ich fühle, daß ich meine Kräfte total erschöpft habe . . . mein ganzes Nervensystem ist zerrüttet . . . ich war unvorsichtig, dachte nicht an mich selbst . . . gab mir nicht die nötige Ruhe!“ sprach Kirjakow dumpf und ließ den Kopf hängen.

„Auch Sergius haben Sie kuriert?“ fragte Arsanow; „wandten Sie auch bei ihm den Hypnotismus an?“

„Wer sagte Ihnen das?“

„Xenia Alexandrowna!“

Kirjakow fuhr beim Hören dieses Namens zusammen.

„Sagen Sie mir doch, woran ist eigentlich Vitalin gestorben?“ fragte Arsanow weiter.

„Hat Ihnen Xenia Alexandrowna das nicht gesagt?“

„Das ist eben das Sonderbare! Sie sagt, daß sie sich an gar nichts erinnern könne. Wahrscheinlich haben Sie sie absichtlich eingeschläfert, damit sie den Tod ihres Mannes nicht sehen solle?“

Kirjakow antwortete nicht gleich. In seinen Augen blinkte ein Fünkchen,

es war etwas Schlaues darin und sein Gesicht nahm zusehends einen andern Ausdruck an.

„Ja," sagte er mit einem ganz andern Ton als früher, „ich habe sie absichtlich eingeschläfert, um ihr über diese schwere Zeit hinweg zu helfen. Herr Vitalin hatte vor seinem Tode viel zu leiden; es war die Halsbräune, welche sich über die Lunge verbreitet hatte. Es trat eine akute Affektion ein."

Nun fing Kirjakow an, in kurzen, aber bestimmten und glaubwürdigen, wissenschaftlichen Ausdrücken Vitalins Krankheit und die Ursache von dessen Tod zu erklären. Dann berührte er Xenias Krankheit, erwähnte ihre geheimnisvollen Anfälle und die Wirkungen des Hypnotismus auf ihren Zustand. Je länger er sprach, desto mehr gelang es ihm, sich zu beherrschen, desto mehr kehrte sein Selbstbewußtsein und sein Mut zurück. Es war augenscheinlich, daß er den gefährlichen Boden erkannt hatte, auf den ihn Arsanow mit seinen Fragen führte, und er raffte alle seine Kräfte zusammen, um sich durch eine undurchdringliche Maske zu schützen. Er warf sogar einen Blick in den Spiegel und strich mit den Händen durchs Haar, um den übeln Eindruck, welchen sein verstörtes Aussehen verursacht haben konnte, zu verwischen. Arsanows geübter Blick konnte aber durch keine Maske getäuscht werden.

„Ich halte Dich fest," dachte er und blickte Kirjakow forschend an, „ich sehe schon, daß Du meinen Blick nicht lange ertragen wirst . . . Bald muß die Reaktion eintreten und Du wirst Dich verraten! . . ."

„Leiden Sie schon lange an Nervenzufällen?" unterbrach ihn Arsanow plötzlich; Kirjakow hatte noch gar nichts von seinen Nervenzufällen erwähnt.

Er krümmte und wand sich unter Arsanows prüfenden Blicken; der Glanz seiner Augen erlosch und er antwortete kleinlaut:

„O nein . . . erst seit Kurzem . . . Xenia Alexandrowna ist daran schuld."

„Was fühlen Sie eigentlich?"

„Ich leide . . . leide unbeschreiblich! Ich höre ein Pochen, und dieses Pochen dröhnt mir durch Mark und Bein! . . . Ich fühle ein Stechen und Brennen, als ob feurige Krallen an mich herumzerren . . . Dann ist's mir wieder, als ob man mich schneide, mich mit einer Waffe ins Herz, ins Gesicht, in die Augen steche. Und das ist nicht etwa bloß ein eingebildetes Gefühl, ich empfinde es so, als ob mich jemand absichtlich und aus Rache peinigt."

„Aber weshalb sollte sich denn Xenia Alexandrowna an Ihnen rächen wollen?" fragte Arsanow.

Kirjakow starrte ihn an. Hatte er denn etwas von Xenia erwähnt? Er konnte sich nicht darauf besinnen.

„Sollte sie gegen Sie erzürnt sein," fuhr Arsanow fort, „so würde die rückwirkende hypnotische Kraft ihr die Möglichkeit geben, Ihnen Visionen vorzuspiegeln und physische Leiden aufzuerlegen."

Kirjakow schwieg; seine Blicke irrten umher, Schweißtropfen bedeckten seine Stirn; plötzlich streckte er die Hände aus, als ob er etwas von sich abwehren wollte.

„Was ist mit Ihnen?" fragte Arsanow.

„Fort! ... fort!" ... flüsterte er.

„Was sehen Sie?"

„Sie ist es! ... wiederum sie! ... sie will mich quälen!"

„Wodurch quält sie Sie denn jetzt?"

„Doktor! vertreiben Sie dies Gespenst ... Sie können es!"

Arsanow stand auf, ergriff Kirjakows Hand und sagte in befehlendem Tone: „Blicken Sie mich an!"

Kirjakow beruhigte sich nach und nach.

„Ich habe die Erscheinung vertrieben, Sie sehen jetzt nichts mehr?" fragte Arsanow.

„Nein, ich sehe nichts ... danke."

„Sagen Sie mir doch, glauben Sie denn an übernatürliche Erscheinungen?"

„Ich weiß es nicht ... ich weiß jetzt gar nichts. Übrigens ist das alles gar nicht übernatürlich; es ist eine Transfusion ihres Nervenfluidums in den meinigen."

„So ist es. Ihre Gehirnzentren sind mit dem Gedanken an Xenia Alexandrowna eng verbunden und Sie wissen doch, daß alles, was sich besonders klar im Gehirn ausprägt, auch den Augen sichtbar erscheinen kann."

„Das weiß ich; ... aber hier ist noch etwas anderes," flüsterte Kirjakow; „diese Erscheinung verfolgt mich ... sie peinigt mich ... gleichsam wie ein wirkliches, intellektuelles Wesen, welches einen eigenen Willen, eine Individualität besitzt."

„Denken Sie nach, ob Sie nicht etwas gethan haben, wofür sie sich an Ihnen rächen will."

„Ich weiß nichts ... Ach, da ist sie schon wieder! Mit welchem Ausdruck des Hasses sie mich anblickt! ... Sie erhebt die Hand! ... Retten Sie mich, Doktor, retten Sie mich!"

„Nun, ich sehe allerdings, daß es schlimm mit Ihnen steht. Legen Sie sich hin, ruhen Sie aus, suchen Sie einzuschlafen."

Mit diesen Worten verließ ihn Arsanow.

XIV.

Seit der Ankunft des Freundes war Xenia wie umgewandelt. Ihre Seele war wie von einer Hülle befreit, die ihren Geist verdunkelt hatte; jetzt war wieder die Thätigkeit der Hausfrau, Regsamkeit und Leben in ihr erwacht. Zum erstenmal seit vielen Tagen stand heute im großen Speisezimmer der Ssamowar auf dem sorgsam gedeckten Tische, garniert mit Weißbrot, Kuchen, Eiern u. s. w. Die Dienstboten, welche während dieser ganzen Zeit unter dem Drucke eines Geheimnisses, einer steten Angst gestanden hatten, fühlten sich wie neubelebt und erfüllten freudig und eifrig die Befehle der geliebten Hausfrau.

„Xenia Alexandrowna," sagte Arsanow, und nahm ihr ein Glas Thee aus der Hand, „ich möchte Ihnen einen Vorschlag machen, weiß aber nicht, ob Sie darauf eingehen werden."

„Für Sie thue ich alles, was ich kann," antwortete sie.

„Auch etwas, das Sie aufregen wird?"

„Was könnte mich jetzt noch aufregen?" fragte sie mit kummervollem Lächeln.

„Würde Kirjakows Anblick Sie nicht gar zu sehr belästigen?"

„Ist er denn noch hier?" fragte Xenia und runzelte die Stirn.

„Ja; und ich möchte um Ihre Einwilligung bitten, ihn zu empfangen."

„Aber weshalb? Ja, wenn es mir gelingen könnte ihn zu überführen!"

„Das ist es eben, was ich versuchen möchte," unterbrach sie Arsanow lebhaft; „ich möchte, mit Ihrer Beihilfe, ein für mich sehr interessantes Experiment mit ihm machen . . . Wir könnten ihn vielleicht überführen, daß er an dem Tode Ihres Mannes schuld sei, und ihn zwingen, ein Geständnis abzulegen."

„Oh, um dieses Ziel zu erreichen, bin ich gern bereit, Ihren Wunsch zu erfüllen!" sagte Xenia; ihre Wangen färbten sich und ihre Augen funkelten unheimlich.

„Ich möchte Ihnen den Vorschlag machen, mir zu erlauben, daß ich ihn in Ihrem Namen zum Mittagsmahl einlade.

„Glauben Sie denn, daß er die Einladung annehmen wird?"

„Er wird alles thun, was man ihm heißt; er hat keinen eigenen Willen, keine Kraft mehr um zu kämpfen. Erzählte er mir doch selbst, welche Anstrengung es ihm gekostet habe, Sie beständig im Zustande der Hypnose zu erhalten. Natürlich versicherte er, daß es nur um Ihres Wohles, Ihrer Gesundheit willen geschehen sei; aber ich habe die Überzeugung, daß seine Absichten schlechte waren und daß Sie ihm Widerstand leisteten."

„Ja, ja, so ist es," flüsterte Xenia und bedeckte ihre Augen mit der Hand; „ich besinne mich . . . undeutlich . . . wie im Traume, daß ich ihm in einer Angelegenheit Widerstand leistete . . . Es war eine namenlose Pein . . . ich strengte alle meine Kräfte an . . . suchte mich von ihm zu befreien, stemmte mich, — dann trat plötzlich ein Hindernis ein — und weiter kann ich mich an nichts mehr erinnern."

„Wahrscheinlich kostete es ihm einen großen Teil seines Nervenstoffs, um Sie zu unterjochen, und die Folge davon ist nun, daß er total entkräftet und hinfällig ist. Sein Gehirn ist jetzt weich wie Wachs in unsern Händen, Sie brauchen bloß zu wollen, um ihn zu zwingen, alle Einzelheiten von Sergius' Tod aufs Neue zu durchleben und das Geschehene zu erzählen."

„Ich will es, gewiß will ich es!" rief Xenia; „was muß ich dazu thun?"

„Was Sie zu thun haben wird Ihnen keine große Mühe machen; Ihr Einfluß auf ihn ist unwiderstehlich; Ihre Gedanken, Ihre Gemütsstimmung, Ihre Empfindungen — alles reflektiert in seinem Gehirn wie in einem Spiegel. Sie müssen ihn hierher berufen und ihm, im gegebenen Moment, in Gedanken den Befehl erteilen, daß er Ihren Mann erblicken und die Einzelheiten seines Todes erzählen soll."

„Gut, ich werde es thun. Ich werde ruhiger sein, wenn ich Gewißheit erlange . . . Sonst peinigen mich diese düsteren Erinnerungen noch länger. Mir ist immer, als ob ich ihn sehe, wie Sergius ihm etwas ins Gesicht wirft . . . ich will wissen, was es war."

„Auf diesen Moment müssen Sie also alle Ihre Gedanken konzentrieren und sich fest vornehmen, daß Ihr Wille sich seinem Gehirn einpräge."

„Gut, wann wollen wir beginnen?"

„Nach dem Mittagessen, wenn wir uns in das Zimmer begeben, in welchem sich der kranke Sergius befand. Das Mittagessen muß spät, bei Lampenschein stattfinden, denn alle solche Experimente gelingen am besten des Abends, bei künstlichem Licht."

Als Doktor Arsanow zu Kirjakow eintrat, saß dieser in dumpfem Hinbrüten da. Als er vernahm, daß Xenia ihn zu sich einlade, schien er neu aufzuleben, er wurde selbstbewußter, seine Züge zeigten Zuversicht. Er glaubte nämlich, daß seine Macht über Xenia noch andauere und daß sie durch ihre Einladung nur seinem Verlangen gehorche; beschäftigte er sich doch beständig nur mit ihr. Die neuerwachte Hoffnung belebte eine zeitlang seinen Geist und verscheuchte seine krankhafte Niedergeschlagenheit.

In gehobener Stimmung betrat er das Speisezimmer, in welchem sich Xenia bereits befand, und richtete sofort seinen durchdringenden Blick auf sie. Dieser Blick kreuzte sich aber mit einem so erbarmungslosen, unerbittlichen

Blick aus Xenias Augen, daß er einen elektrischen Schlag empfangen zu haben glaubte; er fuhr zusammen, schlug die Augen nieder und setzte sich hin. Lange Zeit wußte er gar nicht, wovon gesprochen wurde. Endlich erholte er sich und nahm Anteil am Gespräch, welches von einer für ihn so furchtbaren Angelegenheit handelte, daß es ihm äußerst schwer wurde, einen gleichgültigen und ruhigen Ton beizubehalten. Man sprach von Vitalins Krankheit und Tod und fragte ihn nach seiner Meinung. Er wußte nicht, ob dies Thema absichtlich gewählt sei und ob man ihn im Verdacht habe. Als man den Tisch verließ, war seine Stirn mit kaltem Schweiß bedeckt.

Xenia lud die beiden Herren ins Nebenzimmer, um daselbst den Kaffee einzunehmen. Hier hatte sich Vitalin während seiner Krankheit aufgehalten. Auf dem Tische stand, wie damals, eine brennende Lampe, welche von einem Schirm bedeckt war, der über den größten Teil des Zimmers seinen Schatten ausbreitete. Vitalins Lehnstuhl stand auf dem frühern Platz und ihm gegenüber setzte sich Xenia. Ihr Antlitz war bleich, ihr durchdringender, fieberhafter Blick ruhte beständig auf Kirjakow. Dieser irrte wie ein in die Falle gegangener Wolf ruhelos umher, fand aber nicht die Kraft sich zu entfernen; eine stärkere Macht, der er nicht widerstreben konnte, bannte ihn.

„Ist es nicht sonderbar," sprach Xenia nachdenklich, „daß ich in diesem Zimmer, an das sich meine schrecklichsten Erinnerungen knüpfen, zu sitzen liebe?"

„Ja, hier war es, wo Sergius starb," fuhr Arsanow fort, „und es ist mir, als ob sein Geist uns umschwebe. Vielleicht beunruhigt Sie das, und es wäre besser, wenn wir uns von hier entfernen würden?"

Kirjakow war schon im Begriff, das Zimmer zu verlassen, aber Xenias Blick hielt ihn zurück.

„Nein," sagte sie, „wir wollen hier bleiben; gerade jetzt möchte ich hier sein. Mir scheint, als ob die Offenbarung eines Geheimnisses mich hier erwarte."

„Was für ein Geheimnis meinen Sie?" fragte Arsanow.

Xenia antwortete nicht. Sie richtete einen starren, durchdringenden Blick auf den leeren Sessel.

„Ich sehe ihn," sprach sie leise, mit bebender Stimme, „er schaut mich so gramvoll an . . . Ah, jetzt blickt er auf Kirjakow . . . welch' ein Haß, welch' eine Drohung liegt in seinem Blick! . . . Jetzt erhebt er die Hand als ob er etwas werfen wolle! . . ."

Kirjakow wurde leichenblaß; er stand auf und schien fliehen zu wollen, aber Xenia wandte sich an ihn und rief: „So sprechen Sie doch, weshalb erhebt er seine Hand gegen Sie? Was ist es, womit er Sie werfen will? — Antworten Sie, ich weiß, daß Sie ihn sehen!"

Ein gräßlicher, dumpfer und heiserer Schrei entrang sich Kirjakows Lippen; es war ein Angstschrei, ein Gestöhn. Seine Augen stierten auf den leeren Sessel, sein Mund war verzerrt, er drückte die Hand darauf, als ob er die sich ihm unwillkürlich entringenden Worte gewaltsam zurückhalten wollte. Aber es war vergebens; unwiderstehlich drangen sie hervor: „Weshalb wirfst Du mir das Glas ins Gesicht? . . . Nicht ich war es, der das Gift hineinschüttete . . . sie that es."

Bei diesen Worten sprang Xenia auf und stand unbeweglich da. Sie schien zu einer Bildsäule geworden zu sein. Dann übermannte sie der Zorn und die Verzweiflung.

„Ha! Ungeheuer! Mörder!" rief sie und wollte auf ihn losstürzen. Sie prallte aber sofort wieder zurück, denn in fürchterlichen Krämpfen krümmte sich Kirjakow vor ihren Füßen; seine Lippen waren mit Schaum bedeckt.

Arsanow beeilte sich, Xenia von diesem gräßlichen Anblick zu befreien; er ließ Kirjakow in sein Zimmer tragen.

Längere Zeit blieb er dort bei ihm; als er endlich zu Xenia zurückkehrte, teilte er ihr mit, daß Kirjakow höchst wahrscheinlich unheilbar wahnsinnig sei.

„Erlösen Sie mich von ihm so bald als möglich," sagte Xenia schwer aufatmend, „das Schicksal hat mich fürchterlich gerächt!"

Als man am folgenden Morgen in Kirjakows Zimmer kam, war es leer. Das Fenster stand offen und er war verschwunden. Alle Nachforschungen waren vergebens. Man gab sich übrigens keine besondere Mühe ihn aufzufinden.

* *
*

Es war abermals Frühling geworden. Xenias Gesundheit hatte sich gekräftigt, ihre Schönheit war aufs Neue erblüht und ihr Schmerz verstummt. Arsanows Gegenwart und seine ergebene, uneigennützige Liebe hatten diese Verwandlung bewirkt.

Als die übliche Zeit verstrichen war, ließen sie sich in aller Stille trauen und reisten sofort ins Ausland, um ihren traurigen Erinnerungen zu entfliehen. Auf der Durchreise besuchte Arsanow seine Kollegen in Moskau und fand in einer Heilanstalt Kirjakow. Die Polizei hatte ihn auf der Landstraße aufgelesen und ihn ins Irrenhaus geschafft. Er erkannte Arsanow nicht, denn er war blödsinnig.

Wellington bei Talavera.

Ein Schlachtbild von Karl Bleibtreu.

(Charlottenburg.)

(Fortsetzung.)

Schwach dämmerte der Morgen. Losbinden der Pferde, Aufschnallen der Sättel. Schnaubende und um sich beißende Gäule werden in Abteilungen formiert. Lord Hill, durchs Fernglas spähend, machte auf feindliche Reitervedetten aufmerksam, welche an den fernen Olivenwäldchen, die nahezu an die Straße nach Toledo herantraten, entlang ritten. Bald verschwanden die feindlichen Reiter zwischen den Bäumen, bald glitten sie außen am Waldessaum hin. Wellesley nickte stumm und tadelte dann leicht seinen Burschen, weil der Bauchgurt seines Schimmels zu locker geschnallt sei.

„Aufgesessen!“ erscholl das Kommando. Alles schwang sich in den Sattel, die Offiziere setzten sich an die Spitze. Fußvolk zog voraus in die Position. Die Ränder der Wolken röteten sich.

„Halt, richt' euch! Linke Schulter vor! Vorwärts marsch!“ Die englischen Dragoner, nachdem sie marschierendes Fußvolk und fahrendes Geschütz überholt, gelangten so, die Heereslinie entlang, auf die linke Flanke. Das Heer ordnete sich immer klarer. Vorn zogen Kolonnen bergab und stiegen wieder bergan, um das Hochplateau an der Alberche zu krönen. Hinten standen dichte Linien als Reserve. An der Berglehne glänzte etwas Metallisches auf: die Kanonen Hills. Daneben standen als Bedeckung Legionshusaren in erster Reihe, in Kolonnen zur Attake fertig. —

Die Sonne zerriß den Wolkensaum und strahlte ihre Pfeile aus. Als wäre dies ein himmlisches Signal, ergoß sich der Donner der Geschütze durch die schwüle, sommerliche Luft. Drüben wurden Kolonnen und Batterien des Feindes sichtbar. Ganz vorn knallte es „Piff, paff, puff!“ schneller und schneller. Französische Schützen schossen sich dort in der Thalschlucht herum. Bald befand sich die beiderseitige Vorhut im Kampf.

Hinter den Truppen, die in erster Reihe standen, ritten die höheren Befehlshaber mit ihrem Gefolge her, hielten an, sprachen mit den Regimentskommandeuren und besichtigten die Batterien. Eine volle Stunde blieb Alles auf demselben Platz. Es wurde warm, die Pferde dampften, die Leute schwitzten! Drüben teilten sich die Schützenlinien, um Kavallerie durchzulassen. Mit flatternden Lanzenfähnchen kamen französische Lanciers im Trabe bergauf. Spanische Dragoner brachen zwischen den Hügeln vor und jagten mit geschwungenen Säbeln bergab. Am Fuß der Berge angekommen, gingen sie in Galopp über. Beide Teile stürmten auf einander. Bald stürzten die Spanier bergauf zurück, hinter ihnen drein die Lanciers. Jetzt erhielten englische Husaren Befehl, zur Deckung bloßgestellter vorgeschobener Batterien nachzurücken. Ihre Pferde drängten hitzig vor; unwillkürlich sprengten sie mit voller Wucht auf die aufgelösten Verfolger. Diese konnten nicht Stand halten und begannen zu wenden. So kam die wilde Jagd wieder ins Thal zurück, mit reiterlosen Pferden gemengt, Husarendolmans zwischen den feindlichen Ulanen und hinter ihnen drein. Aber da kam im Sturmschritt französische Infanterie heran, mit

Zischen und Pfeifen flogen und schwirrten Geschosse von allen Seiten. Die englische Kavallerie ging eilig in ihre Stellung zurück.

Schon hörte man an der Uferniederung der Alberche Kleingewehrfeuer, ab und zu gemischt mit Kanonendonner. Doch zeigten sich noch nirgends Anzeichen eines allgemeinen Angriffs. Dem spanischen Flügel gegenüber plänkelte immer nur Kavallerie, mit wenig Fußvolk gemischt. Nur das Korps Victors wußte man, drüben auf dem östlichen Hügelrand der Alberche und auf beiden Seiten des Flüßchens, in Masse versammelt. Die Ruhe wurde benutzt, um eifrig an der Verschanzung des rechten Flügels zu arbeiten, um die moralische Schwäche der spanischen Truppen zu heben.

Das Soldatenmeer wogte hin und her. Hier und da sah man spanische Soldaten unter Aufsicht englischer Pioniere mit Schaufel und Spaten im Boden wühlen oder Erde in Karren heranschaffen, um Gräben und Erdaufwürfe zu errichten. Die Straße von Talavera wand sich mit zunehmender Steigerung die Höhen hinan und verzweigte sich in der hügeligen, schluchtigen Gegend. Auf den mit Getreide bewachsenen, von Ochsen und Pferden zerstampften Feldern im Rücken der Höhenposition brannten unzählige verlöschende Wachtfeuer, unter deren Dampf Truppenmassen sich in unklaren Umrissen bewegten. Bei den Spaniern wurde von Priestern in feierlicher Prozession ein Muttergottesbild und die Hostie umhergetragen.

Plötzlich wurde es auf dem linken Flügel lebendig. Einzelne Kanonenschüsse erschollen dumpf durch die stille, klare Luft. Bald darauf erzitterte sie von wiederholten Schlägen. Und dann krachten ununterbrochen andere nach, kaum daß die ersten Schüsse verhallt. Die Sonne warf schräge Strahlen, rosiger Schimmer paarte sich dunkeln, langen Schlagschatten. Das armselige Knattern der Gewehrsalven schien wie ein schwaches, fortrollendes Echo der donnernden Geschütze. Das Morgenlicht spiegelte sich in den zahllosen Bajonetten, während der Pulverdampf in violetten, grauen und milchweißen Ringeln und wolkigen Bällen den ganzen Raum des Schlachtfeldes überzog. Weit hingezogenes Krachen hallte an den Abhängen wider, wo sich beide Parteien volle Ladungen ins Gesicht prusteten. Besonders den Bedeckungsmannschaften der beiderseitigen Batterien wurde es schon unbehaglich. Denn zahlreiche Geschosse fielen beiderseits sausend in die Geschützstellungen und richteten Verheerungen an. Man strauchelte und stolperte über Tote und Verwundete. Die an der Alberche stehende französische Infanterie wich aus den Ufergebüschen und die englischen Bataillone legten sich auf Kommando nieder, um weniger ausgesetzt zu bleiben. Überall trug man Verwundete auf zusammengelegten Gewehren fort. Dann hörte man wieder an der Alberche Trommeln und Rufen, die Infanterie Victors rückte vorwärts und ihre Reihen verschwanden im Dampf.

Die Granaten sausten unablässig heran und schlugen immer häufiger ein. Langanhaltendes Schreien, ohrbetäubender Lärm, rasches Peletonfeuer. Die englischen Batterieführer rannten eifrig mit großen Schritten von Stück zu Stück und schienen sich verdoppeln zu wollen. Pferde der Munitionswagen wälzten sich röchelnd im Grase, Kartätschlagen prasselten die Abhänge herunter, denn schon ließ man Kartätschen einsetzen, da der Feind den Rand des Plateaus erklomm. Noch gelangte er aber nicht ganz hinauf, da rannten dichte Massen englischer Soldaten mit gefälltem Bajonett stürmisch entgegen. Die Franzosen rissen zwar nicht aus, wurden aber bis zur Alberche zurückgeworfen, und die Engländer jagten ihnen mit Hurragebrüll so weit nach, daß ihre Offiziere sie mit Mühe zum Halten brachten.

Der Dampf breitete sich immer mehr aus. Zuweilen blitzten Waffen durch ihn hindurch. Die Massen schoben sich im unheimlichen Bereich dieses Feuermeeres hin und her. Unaufhörlich dumpfes Knattern und pfeifendes Zischen, blutige Lücken in Reih und Glied, wenn Granaten sich wie ein Kreisel drehten und ins Erdreich einbohrten. Rings flossen breite Blutspuren durch die Ackerfurchen. Stöhnen, Aufschreien, Röcheln, Schimpfen, Fluchen durcheinander. Die Stabsärzte hantierten mit blutbefleckten Schürzen und arbeiteten in zersplitterten Knochen. Und gerade wie sie mit grämlichen Gesichtern hackten die Kombattanten auf einander los, gleichsam berauscht den widrigen Blutgeruch einsaugend.

Sobald die geworfene Division Victors an der Alberche sich erholt hatte, sah sie, daß sie nicht weiter verfolgt wurde, sammelte sich und begann ihrerseits die den Berg herabgedrungenen Engländer anzugreifen. Letztere erwarteten Verstärkungen, welche jedoch nicht eintrafen. So konnte Hill den Franzosen nicht entscheidend entgegentreten und wich wieder bergan. — Auch beim Feinde gab es verdrießliche Unordnung und das Korps Victors, vorher so munter vorausmarschierend, hielt allerwärts an. Adjutanten und Generale sprengten von Platz zu Platz, schimpften und zankten. Unklare Verwirrung herrschte im Stabe des Marschalls, da man noch keine Fühlung mit dem Nachbarkorps Sebastiani fand. Ohne Nutzen stand man eine Zeit lang im Feuer, das noch manchen Soldaten wegraffte. Bald aber rückte Ruffin wieder an, zwei Regimenter vorn, das dritte als Rückhalt.

Eine Wolke von Schwärmern verstreuend, stießen die Sturmsäulen vor, so schnell, als es die Steilheit des Aufstiegs gestattete. Aber der britische General focht kräftig, die Franzosen fielen in Menge unter den Felsen und ihr rollendes Musketfeuer knatterte umsonst dies pulverneblige Schlachtfeld hoch über der Ebene entlang. Ihre Zahl vermehrte sich indessen fortwährend in der Front und zugleich drohten sie links zu umgehn. Schweigend, ohne einen Schuß zu thun, arbeitete sich die eine Kolonne zur Höhe empor, unter dem Hagel von Kanonenkugeln, welche ganze Reihen niederrissen, aber weder Schnelle noch Gewalt der feindlichen Masse zu mäßigen vermochten. Ein Teil der Verteidiger schrak zurück und gab der Furia francese Raum. Andere Teile aber erwarteten sie in düsterm Schweigen, bis die Franzosen den Fuß auf den breiten Gipfel setzten. Sobald nun ihre Bajonette über der Braue des Berges blitzten, riefen die schlachtgehärteten Offiziere, wie Cameron und Lloyd, zum Angriff; die Gegner gingen mit dem Bajonett auf einander los. Brave Leute fielen auf beiden Seiten durch diese Waffe. Da aber die Briten vermöge ihrer Stellung übermächtig, obschon meist sehr in der Minderzahl, wurden die zusammengedrängten Sturmsäulen Victors in Stücke gebrochen und eine Kugelsaat folgte.

Schwer getroffen waren sie, nicht erschreckt: aufs neue trugen sich die fränkischen Massen aufwärts durch Rauch und Feuer, womit ihre Tirailleure das Antlitz des Berges bedeckten. Wieder wurde britisches Feldgeschrei laut und wieder entstand ein so furchtbares Gemetzel, daß man thatsächlich durch Haufen von Toten und Verwundeten aufgehalten wurde. Entschlossen zu gewinnen, rissen die französischen Offiziere ihre ermüdeten, wankenden oder stolpernden Leute an den Gürteln aufwärts. Das Gefecht raste hin und her, aber die Briten fochten mit grimmem Mut und diese erstaunliche Anstrengung gallischer Tapferkeit fruchtete nichts. Ruffins Scharen rollten, eine nach der andern, den Berg wieder herunter, nachdem sie freilich den Grund mit ihrer Feinde Leibern so gut wie mit den eignen Genossen

bedeckt hatten. Es war kein Kinderspiel für Hill, sie so heftig zurückzudrängen mit verdünnten Reihen, müden Gliedern, sinkenden Herzen, hoffnungslos von wiederholten Fehlschlägen.

Aber Victor, mit jener wilden Hartnäckigkeit, die ihm später bei Barosa*) gegen Graham so üble Früchte trug, schien bereit, den Stein des Sisyphus immer aufs neue zu wälzen. Von Vilattes Heerteil wurden frische Streiter herangezogen und in majestätischer Präzision näherten sich konzentrisch, teils direkt von vorn, teils links vom Thale her, die Angriffskolonnen. Ihr Marsch, so beide Seiten des Hügels umarmend, blieb schnell und sicher. Wie ihr Herold ging eine Windsbraut von Bomben, Granaten, Vollkugeln vorher, welche um die Höhen herprasselte und in ganzen Sektionen die englischen Reihen wegfegte.

Hill sah und fühlte die Gefahr, aber er trotzte ihr mit einer Ruhe, die nichts erschüttern konnte. Das Musketfeuer, schwer von Anbeginn, schwoll nun zu einem Feuersturm an. Die Kugeln flogen dichter und dichter. Ein Grenadierbataillon erstieg wirklich den Hügel und reinigte ihn, prachtvoll deployierend, mit einer tötlichen Salve. Verzweifeltes Fechten allein konnte hier retten. Ohne einen Schuß zu thun, rannten die 29er in vollem Lauf auf die Grenadiere los, warfen sich auf sie mit unwiderstehlicher Tapferkeit und vertrieben sie wieder. Aber noch dauerte dies Ringen fort mit nie nachlassender Wut. Die enge Formation der französischen Sturmsäulen behinderte sie und setzte sie in Verlegenheit, die britische Linie aber wollte ihnen keinen Zoll breit Bodens abtreten, um ihre stürmenden Reihen zu öffnen. Die Unebenheit des Geländes brach jedoch auf beiden Seiten die kompakte Form der Truppen, hier und da mühten sich kleine Truppenkörper ab, einander zu bemeistern, mit all der Verbissenheit eines Einzelduells. An einigen Stellen wurden die Grenadiere Napoleons mit eins überwältigt, an andern konnte man sich ihrer nicht erwehren. Aber die Reserven waren stets bei der Hand, um ihnen den erstrittenen Raum wieder zu entreißen, und sie vermochten nicht andauernd Fuß zu fassen. Jetzt wurde Hill selbst verwundet und seine Leute fielen immer schneller. Aber der Feind litt noch mehr und wich Schritt für Schritt, langsam genug, um das Entkommen seiner Verwundeten zu decken. Endlich, unfähig, die zunehmende Kampfwut der Hillschen auszuhalten, machte sich die ganze Masse in voller Unordnung auf die Beine, um in ihre alte Position unter den Schutz ihrer mächtigen Artillerie zurückzueilen, welche wiederum ihre Neunpfünder und Haubitzen aus allen Kräften spielen ließ. In der Frist von 40 Minuten hatten die Franzosen 1500 Mann eingebüßt und 1000 Mann dazu am vorigen Tage, während die Engländer nur 800 gestern und heut nur etwa 1000 Mann verloren.

Die vernichtende Thätigkeit Sénarmonts währte noch eine Weile fort und man konnte nicht in ebenbürtiger Weise antworten, denn die englischen Geschütze waren gering an Zahl und von kleinem Kaliber. Wellesley sah sich daher genötigt, Cuesta um Verstärkung anzugehn und ärgerte sich nicht wenig, als dieser Biedermann, neidisch und hämisch in jedem Augenblick, ihm nur zwei Stücke Geschütz sandte. Doch auch diese schwache Unterstützung erwies sich nützlich, um so mehr, als die spanischen Kanoniere mit großem Eifer ihre Geschütze bedienten.

*) Dort fiel auch sein Divisionär Ruffin. — Schon bei Mesa de Ibor und Almaraz hatte nur die Tüchtigkeit des Regiments Nassau die tollkühnen Frontstürme Victors durchzusetzen vermocht. General Schäffer bemerkt in seinen Memoiren trocken: „In der Wahl guter Positionen bestand seine Meisterschaft nicht“. Doch zeichnete sich der Marschall bei Friedland, Beresina, Leipzig, Craonne aus.

Indem Wellesley den feindlichen Rückzug überwachte, dessen hauptsächliche Linie das große Thal zur Linken entlang lief, erkannte er wohl, dies liefere eine günstige Gelegenheit für einen Reiterangriff. Als er aber eilig die diesbezügliche Ordre gab, stellte sich heraus, daß die Kavallerie während der Nacht sich rückwärts hatte lagern müssen, um für Wasser und Futter zu sorgen und daher leider noch zu entfernt vom Schlachtfeld stand. Indessen entspann sich zwischen Wellesley und Hill folgende kurze Zwiesprache.

Hill. Diese wiederholten Versuche der Franzosen gegen den Hügel machen mich bedenklich. Sehn Sie, Sir Arthur, dort erscheinen wirklich einige leichte Truppen auf dem Berg, schon über unsere Linke hinaus. Wir werden noch allen Ernstes umgangen werden.

Wellesley. Nur Ruhe, lieber General Hill, nur nicht nervös! Ich bin darüber belehrt, daß ich einen Fehler beging, meine linke Flanke nicht das Thal hindurch zu verlängern. Aber ich beeilte mich noch während des Gefechts, dies Versehen zu verbessern. Zu diesem Zweck gab ich Ordre an General Payne, daß die Hauptmasse unserer Reiterei sich dort konzentriere, die führenden Schwadronen ins Thal selbst hinabschauend.

Hill. Das genügt nicht. Wir brauchen Fußvolk dazu und wir selbst können keins erübrigen. Und . . . was giebts?

Ordonanz (meldend). Division Bassecour angelangt!

Wellesley. Aha! Diesmal hat Cuesta also nachgegeben. Ich ließ ihn dringend um Infanterie ersuchen, um meine Flanke zu sichern und er schickt mir . . . Sir, bringen Sie dem General Bassecour meinen Gruß und Dank und ich weise ihm den Berg zu unserer Linken als Posten an, um die französischen leichten Völker zu beobachten.

Hill. Haha, gut! Als Schaugericht! So dienen sie doch wenigstens als Popanz, ohne fechten zu brauchen, was sie wohl bald verschwinden ließe!

Die Ordonanz jagte davon, stieß aber beinahe mit einem Reiter in glänzender Uniform zusammen, der hastig vor Wellesley parierte. Es war kein Geringerer als der Herzog von Albuquerque. In erregten Worten setzte er auseinander, er sei mit Cuestas Anordnungen so unzufrieden, daß er, seiner unabhängigen Stellung bewußt, mit seiner Reiterdivision zu Wellesley komme und sich ihm zur Verfügung stelle. Hill konnte ein Lächeln nicht unterdrücken über diese eigenartige Auffassung spanischer Disziplin. Der britische Feldherr, ohne eine Miene zu verziehen, hieß den spanischen Herzog verbindlich willkommen. Hocherfreut über solchen Zuwachs an Reiterei, bestimmte er dieses Hilfskorps, sich hinter der englischen zu postieren. Ohne so zweifelhafte Tapferkeit einem ersten Anprall auszusetzen, stützte er doch das äußere Ansehn der dort versammelten Massen, die jetzt, sechs Linien tief, eine furchtgebietende Wetterwolke von fast 5000 Pferden darstellten.

Es mochte 10 Uhr geworden sein. Der Vormittag brachte stechende Hitze. In der Mitte des Schlachtfeldes auf einer hügeligen Bodenerhebung hielten drei französische Führer in ernster Beratung. Es waren die Höchstkommandierenden, der König Josef in Person, Marschall Jourdan, der Major-General des Heeres, und Marschall Victor. Ihre Meinungen gingen weit auseinander. Der König hatte, unmittelbar nach Ruffins abgeschlagenem Angriff, die ganze Position von links nach rechts besichtigt und untersucht, welche selbst seinem Laienverstande sehr stark erschien. Er heischte nun von Jourdan und Victor bestimmte Entscheidung darüber, ob er

eine allgemeine Feldschlacht liefern solle. Das Gespräch neigte sich seinem Ende zu, ohne daß man zu einem festen Entschluß kam.

Jourdan. Ja, ja, am 27. wäre noch alles gut gegangen, hätte mans an der rechten Stelle angefangen. Da waren das große Thal und der Berg noch unbesetzt; aber jetzt, seht da! Die Engländer sind sich ihres Mißgriffs bewußt geworden.

Josef. Wie, haben sie ihre linke Flanke wirklich gesichert?

Jourdan. Leider, ja. Sie haben das Thal besetzt und nun ist ihre Front unangreiflich.

Victor. Das eben bestreite ich.

Jourdan. Das Bestreiten stößt Thatsachen nicht um. Am 27. hätte man eine Finte gegen Cuesta machen sollen, um Wellesleys Aufmerksamkeit dorthin zu lenken. Während der Nacht hätte man dann in aller Stille die ganze Armee in Marschsäule aufstellen sollen am Eingang des großen Thales. So wäre man bei Tagesanbruch bereit gewesen, eine Schlachtlinie zur Linken mit neuer Front zu bilden und so den Hügel mit ganzer Kraft zu umgehn. Zweimal sind Sie, Herr Marschall, zurückgeschlagen — mit unserer Gesamtmacht und alle Umstände ausnützend, wäre es geglückt.

Josef (verdrießlich). So? Und hätten wir den Hügel genommen, was gewannen wir damit?

Jourdan. Alles. Der Feind würde durch solche Bewegung genötigt worden sein, ebenfalls seine Front zu ändern. Und während Wellesley diese Operation unternahm, mochte man ihn mit Hoffnung auf sichern Erfolg anfallen. Aber dies Projekt ist jetzt chimärisch, denn man kann's nicht mehr ausführen.

Josef. Nun, was raten Sie also?

Jourdan. Das einzig Kluge ist: an der Alberche in Stellung zu gehn und Soult abzuwarten, bis er auf die englische Nachhut drückt.

Josef (verlegen). Hm, offen gestanden, meine rein militärische Ansicht stimmt mit der Ihren überein ... allein, es spielen da noch andre Beweggründe mit und ... Ich bitte um Ihre definitive Ansicht, Marschall Victor.

Victor. Ich opponiere aufs schärfste dem Rat des Herrn Major-Generals. Ich verpflichte mich, den Hügel doch zu nehmen, trotz meiner frühern Fehlschläge, vorausgesetzt: daß das IV. Korps den rechten Flügel des Feindes im selben Augenblick gehörig beschäftigt. Soult, ewig Soult! Wer bürgt uns denn, daß bei dem Warten etwas herauskommt? Daß Wellesley sich nicht geschickt aus der Schlinge zieht, etwa bei Nacht ungeschlagen abzieht?

Jourdan. Ich zweifle. Er will sich schlagen, weil er sich auf seine starke Stellung verläßt.

Victor. Und wenn schon! Sobald wir ihn aus seinen Höhen herausschlagen und ihn in die Ebene treiben, so läuft er Soult in die Arme, wenn dieser sich beeilt.

Josef (seufzt). Ja, wenn!

Victor. Wohl, wenn nicht, dann hat das Warten erst recht keinen Zweck. Sollen wir etwa ewig hier lauern, bis Soult die Gnade hat, heranzukommen?

Jourdan. Warum nicht?

Josef. Hm, Sie vergessen, daß die spanische Armee des Venegas sich Toledo nähert und seine Avantgarde schon Aranjuez bedroht.

Jourdan. Was schadet das?

Victor. Aber erlauben Sie!

Jourdan. Wir ließen die polnische Division des IV. Korps bei Toledo zurück. Die wird uns Venegas schon etwas vom Leibe halten. Und die Spanier werden grade uns angreifen!

Victor. So? Kann er nicht unsere Kommunikationslinie durchschneiden, unsere Verpflegung ruinieren?

Jourdan. Dafür haben wir genug Kavallerie, die wir hier, falls wir in der Defensive bleiben, nicht benötigen.

Josef. Oho, mein Freund, Sie vergessen ganz, daß Venegas auf Madrid marschieren kann!

Jourdan. Und wenn er's thut, Sire?

Josef. Ah, Sie scherzen, Herr ... meine Hauptstadt ist kein beliebiges Dorf...

Victor (schlau einfallend). Sehr wahr. Man bedenke die politischen Konsequenzen!

Josef. Sie verstehen mich, Marschall. Und außerdem ist Madrid unser Hauptdepot. Alle Reserveartillerie, Magazine und Hospitäler sind dort aufgespeichert, nicht? Madrid bedeutet viel für die Armee, mehr für mich. Ja, sogar ... ich ... es ist peinlich, es zu sagen ... Aber Sie wissen, meine Herren, wie spärlich mein erhabener Bruder die Kriegsausgaben beschränkt, und so bleiben die Steuern von Madrid mein einziger Unterhalt für den Hofstaat.

Jourdan. Um Gotteswillen, Sire, lassen Sie Ihr gesundes Urteil nicht durch solche Erwägungen trüben! Der Verlust von Madrid wiegt nichts, weil er nur zeitweilig sein kann. Halten wir fest an dem Plan, der mit Soult verabredet! Die Vorteile sind augenscheinlich, der schließliche Erfolg sicher.

Josef. Nun, Marschall, so muß ich Ihnen denn mitteilen, daß ich vorhin einen Kourier von Soult empfing, mit der Hiobspost, er könne erst zwischen 3. bis 5. August in Plasencia anlangen.

Victor. Da haben wir's! Also noch fünf Tage hier herumlungern? Und alles, damit nur ja der Herzog von Dalmatien alle Lorbeeren einheimse?!

Jourdan (ernst). Rivalitätsneid, Herr Marschall, ziemt Kollegen nicht.

Josef. Still! — Ich entschließe mich die Hauptstadt zu retten, um jeden Preis.

Victor. Was, den Rückzug antreten? Sire, das kann ich nimmer gutheißen.

Josef. Was sagen die Herren dazu, wenn ich mit dem IV. Corps gegen Venegas aufbreche (der übrigens die beste und bestausgerüstete aller bisher ins Feld kommenden spanischen Armeen besitzen soll) und das I. Korps an der Alberche belasse?

Jourdan. Teilen?! Was der Kaiser als größte strategische Sünde verpönt? Dazu gebe ich meine Einwilligung nur, indem ich mein Amt niederlege. Das kann nur zu Schlimmem führen. Entweder schlägt uns dann Wellesley oder Venegas.

Josef. Gut, dann stimmen Sie also für den Rückzug?

Jourdan. Wie? Um Wellesley uns nachzuziehn? Unmöglich!

Josef. Auch nicht? Nun denn, so bleibt nichts anders übrig, als die Chancen einer Schlacht zu erproben, eh ich das Heer trenne. Siegen wir, gut. Wenn nicht, rücke ich nachher gegen Venegas. Auf Soult zu warten ist ein Ding der Unmöglichkeit.

Victor. Bravo! Ich muß meine Erläuterung der Sachlage mit der Erklärung beenden: Wenn die von mir vorgeschlagene Kombination mißglückt, ei zum Teufel, dann ist's Zeit, überhaupt auf alles Soldaten spielen zu verzichten.

Jourdan. Sire, ich warne nochmals. Wenn Sie anders denken als ich, so hätten Sie sich wenigstens sofort zum Fechten entschließen sollen. Wir konnten das V. Korps Marschall Mortiers an uns ziehn und schon vorgestern mit äußerster Spannkraft auf Cuesta fallen. Unsere Avantgarde konnte vorgestern Abend an der Alberche sein und gestern Mittag schon wäre die ganze spanische Macht hilflos zersprengt worden. So haben wir die günstigste Gelegenheit und einen ganzen Tag verloren.

Victor. Pah, mit dem Wenn und Aber! Hinterher kann Jeder klug sein. Die spanischen Hasen zu jagen ist immer noch Zeit.

Jourdan. Nicht, wenn die englischen Löwen daneben kauern, sprungbereit und wachsam. Damals war unser Heer voll feurigem Mut, jetzt ist seine Zuversicht erschüttert durch den partiellen Mißerfolg von heut Morgen. Das ist denn doch ein seltsamer Widerspruch: den rechten Augenblick versäumen und die Nachlässigkeit dadurch wieder gut machen wollen, daß man die Schlacht anbietet, wenn der Feind vollkommen vorbereitet, stark an Stellung und stolz auf seinen bisherigen Erfolg!

Victor. Ew. Excellenz scheinen mir ebenso die politische wie die militärische Lage zu verkennen. Der Herr Major-General hat das Ohr des Königs, in seiner bevorzugten Stellung, aber ich beschwöre Ew. Majestät, auch mir Gehör zu schenken. Ich wäre untröstlich, wenn ich dem Kaiser berichten müßte, daß eine große Gelegenheit zu entscheidendem Schlage vergeudet sei.

Josef (durch diese Drohung vollends in Furcht gesetzt). Ich pflichte beiden Herren bei. Ich adoptiere den Rat des Herzogs von Belluno, ohne zu entscheiden, ob er, rein militärisch der bessere oder schlechtere. Mir bleibt durchaus keine andere Wahl. Also Schlacht! Keine Widerrede! Es ist entschieden.

Jourdan (nach einer Pause). So bleibt mir nichts übrig, als den Schlachtplan zu entwerfen. Ich sah dies voraus.

Josef (eifrig). Sofort ans Werk! Stellen wir die Hauptzüge sofort fest!

Victor. Die Verteilung meines Korps denke ich mir so: Ruffins Division auf der äußersten Linken wird bestimmt, durch das Thal vom Fuß des Berges vordringend, die englische Flanke zu umgehn. Vilattes Ordre wird sein, die umstrittene Höhe mit einer Brigade zu bedrohn und mit der andern das Thal zu bewachen.

Jourdan. Gut. Lassen Sie diese Brigade durch ein Grenadierbataillon verstärken und so die Verbindung bilden zwischen Ruffins Bewegung und dem Hauptangriff. Wie denken Sie sich Lapisses Richtung?

Victor. Direkt gegen das englische Centrum, mit der einen Hälfte, sobald er die Schlucht in der Front passierte. Die andere Hälfte setzt sich in Verbindung mit Vilattes Brigade und ersteigt den Hügel, um so durch einen dritten Versuch diesen wichtigsten Punkt zu nehmen.

Josef. Sehr gut. Die königliche Garde und Reserve muß Lapisse unterstützen.

Jourdan. Und Latour Maubourgs Dragoner. Schon recht. Milhauds Dragoner mögen mittlerweile auf der Hauptstraße, gegenüber Talavera, belassen werden, um die Spanier in Schach zu halten.

Josef. Und der Rest der schweren Reiterei?

Jourdan. Kommt ins Centrum hinter General Sebastiani, der das IV. Korps hierherbringt, um den rechten Flügel der britischen Armee anzugreifen. Ihre leichte Reiterei, Marschall Victor, mag in Ihrer Hand bleiben zu Ihrer Disposition.

Victor (hochmütig). Ja, ja, ich werd' schon darüber disponieren. Muß

als Bedeckung meiner Artillerie bleiben, die ich auf dem Höhenrücken von Salinas massiere.

Jourdan. Recht. Und ich gebe Ihnen dazu die ganze Artillerie der Reserve, damit dort eine formidable Batterie zusammenwirkt. Werde schon General Senarmont seine Instruktionen geben.

Josef. Unter die Divisionen muß auch eine Anzahl Geschütze verteilt werden, um deren Fußvolk in der Nähe zu unterstützen.

Jourdan. Ganz wohl. Die Dispositionen sind rasch genug vollendet. Nun gilt's nur die Ausführung!

Josef. Also mit Gott!

Victor. Und mit dem Glück Kaiser Napoleons! (Fortsetzung folgt.)

Unser Dichteralbum.

Gedichte von Eduard Grisebach.*)

Im Gotteshaus hängt Gottes Sohn,
Der Tod, mit blutiger Dornenkron'.
Der gekreuzigte Gott will uns verkünden:
Verneinet diese Welt der Sünden!
Verneint euch selbst! Und alles Leid
Wird Ruh in Gott und Seligkeit.
Ihr fragt verzweifelt: Was ist Gott?
Was nicht die Welt ist, das ist Gott:
Das selige Nichts, die Todesruh!
O schließt das Auge der Dinge zu!
Wir aber haben Wachs in den Ohren,
Wir sind des Teufels schwachköpfige Thoren:
Er will und immer sagen wir: Ja!
Und die blutende Welt steht immer noch da.
Ja, unser Wille ohne Zweifel —
Das ist die Welt, das ist der Teufel.
Und ewig hängt am Kreuz vergebens
Der tote Gott des ewgen Lebens.

* * *

Vom Lindenbaum die welken Blätter sanken,
Doch durch der Wolken sturmgepeitschtes Grau
Erglänzten klar wie Seines Geists Gedanken
Die Sterne her vom dunkeln Himmelsblau.
Das Licht, das selbst Natur sich angezündet
In Seinem Hirn, sie blies es thöricht aus —
Das ewge Weltenauge ist erblindet
Und modert nun im morschen Bretterhaus.

*) Nachfolgend wollen wir einige Proben aus dem Werke Grisebachs (dessen Fortsetzung „Tannhäuser in Rom“ trotz mancher sprachlichen Schönheit so weit hinter dem ersten Teil zurückbleibt, daß wir gar nicht darauf Bezug nahmen) in zusammendrängender Vers-Auswahl bieten, um den Geist der Dichtung zu veranschaulichen. „Der neue Tannhäuser in Rom“ liegt in der letzten prächtig ausgestatteten Auflage vor, welche die Firma F. und P. Lehmann (Berlin) veranstaltete.

Er hob empor der Dinge Maja-Schleier,
Den Nebelflor des Weltenzauberrings —
Kühn trat er hin, der Wahrheit ernster Freier,
Mit neuer Antwort vor die alte Sphinx.
Doch Immergrün mit lotosblauer Blume
Schmückt holdlebendig ihm den Leichenstein.
Laßt denn auch mich an diesem Heiligtume
Dies Blatt als Kranz von Immortellen weihn!

* * *

Feuchtend aus dem Lindengrün,
Wo die Nachtigallen schlagen,
Seh ich wiederum das Kreuz
Jener alten Kirche ragen.
Und ich denke feuchten Blicks:
Ach, es ist schon lange Jahre,
Daß ich dort, ein gläubig Kind,
Angebetet am Altare.

Lang ist's her! Ich hab seitdem
Weisheit dieser Welt erworben:
Längst in meinem klugen Kopf
Ist der liebe Gott gestorben.
Wir sind selbst uns Gott genug,
Lassen keinen andern gelten,
Denn wir sind der Geist des Alls,
Denn wir sind das Herz der Welten.

* * *

Hier hab' ich lang am Grabesrain gesessen;
Die trunknen Blicke auf den blauen Fluten,
Auf duftverklärten fernen Bergen ruhten,
Auf Dignengrün und dunkelnden Cypressen.
Verschollen schien die laute Welt indessen:
Des Herzens Wunden hörten auf zu bluten,
In Asche fielen des Gedankens Gluten,
Die Seele schlürfte süßes Selbstvergessen.
O lief' ich ein in diesen selgen Hafen
Einst, wenn der Wand'rung staubge Bahn durchmessen,
Um jenen Schlaf, der ohne Traum zu schlafen!
Hier, wo die Rose um das Grab sich windet
Und Himmelsblau, durchleuchtend die Cypressen,
Sich in den stillen Wogen wiederfindet.

* * *

Das Alter, die Krankheit und der Tod
Macht tief mein Herz erbeben —
Wie einst Sidharta, der Inderprinz,
Möcht ich entfliehn dem Leben.
Dem war begegnet ein greiser Mann,
Bejammernd seine Jahre;
Ein fieches, weinendes Kind, und dann
Ein Jüngling auf der Bahre.
Und sinnend kehrt er zum Palast

Und schritt bei Mondenschimmer,
Wo seine Frauen schliefen all
Durch die goldstrahlenden Zimmer.
„Ich wittre einen Kirchhof hier,
Ich wandle unter Leichen,
Durch diese süßen Lippen seh
Ich schon die Würmer schleichen."
Da küßt er seinen kleinen Sohn
Und ging aus dem Königspalaste

Als Bettler in die Wüste hinaus,
Damit er büße und faste.
Ein Reiskorn aß er jeden Tag
Unter dem Feigenbaume
Und dachte der Erlösung nach
Vom bunten Maja-Traume.
Erlösung von Geburt und Tod
Für alle Lebenskranken —
Lebwohl! In die Wüste flieh auch ich,
Die Wüste meiner Gedanken.

* * *

Viel tausend Jahre gingen schon
Vorüber flüchtgen Ganges,
Seit Buddahs Weisheit wandelte
Am Indus und am Ganges.
Viel hundert Jahre gingen auch,
Seit Er zum andern Male
Vom Himmel auf die Erde kam
Im grünen Jordanthale.
Doch ach, die Last des Lebens ward
Noch heute nicht gelinder,
Noch immer, immer keuchen fort
Die armen Erdenkinder.
Rastlos wälzt sich die Menschheit fort,
Rastlos sich selbst gebärend,
Und doch im tollen Lebensdrang
Nach Ruh und Glück begehrend.
O Sohn des Höchsten, schlummerst Du
Auf einem Lotos-Eiland?
Zum dritten Male laß dich uns
Gebären, Menschenheiland.

* * *

Der junge Lenz ist abgeblüht,
Verwelkt sind Veilchen und Syringen,
Auch sind die Schmetterlinge tot,
Die noch an ihren Kelchen hingen.
Der Kirschenbäume Blütenschnee
Ist längst verweht und abgefallen,
Es füttern ihre Jungen schon
Die stummgewordnen Nachtigallen.
Im Park blüht golden weiß und rot
Der Rosen heilige Familie,
Berauschend duftet der Jasmin,
In Knospen aber steht die Lilie . . .
Man sagt, wer eine Nacht geruht,
Umarmt von blühendem Jasmine —
Dem hab' im Traum die Stirn geküßt
Die Todesgöttin Proserpine . . .

* * *

Ich liege am einsamen Hünengrab,
Den Morgen zu verträumen.
Die Eiche rauscht und ich sehe Gott Thor
Die heiligen Böcke zäumen.
Sein roter Bart der flattert im Wind,
Die Augen wie Blitze flammen,
Und er schleudert den Hammer und fängt ihn im Spiel
Und ruft die Kämpfer zusammen.
In donnernder Wolke fährt er voran,
Ihm folgen auf Erden die Seinen,
Helden im zottigen Bärenfell
Mit der Axt aus Feuersteinen.
Blauäugige Weiber, im blonden Haar
Hellblonde Bernsteinschnüre —
Sie schenken den Meth und braten zum Mahl
Die riesigen Elenntiere.
Und neben ihm in Majestät
Seh Odins hehre Gestalt ich —
Wir werden wieder das alte Volk,
Über alle Völker gewaltig.
Wir ruhen an Deiner Brust aus
Frau Freya, von herrlichen Thaten,
Von tiefen Gedanken, von hohem Sieg,
Vom friedlichen Bane der Saaten.

* * *

Fort, fades Heim! — Nachfolgte der Schwan
Den Silberfurchen des Kieles
Und Silberreiher flatterten hin —
O Seligkeit des Exiles!
Am Ufer neigte sich das Schilf
Und flüsterte uns Willkommen,
Die Fische hüpften neugierig empor
Und sind uns nachgeschwommen.
Wir fuhren durch Nixenblumen hin,
Schneeweiße, mondgeküßte,
Das sind der weißen Seejungfraun
Lilienweiße Brüste ...
Ich sehe nicht zum Himmel empor,
Mein Himmel sind Deine Blicke;
Ich seh in die blaue Unendlichkeit —
Da liegt eine Welt von Glücke.
Dies ist das wahre Paradies,
Hat nie ein andres gegeben —
Wir sind der Schöpfung erstes Paar
Und sollen hier ewig leben.

Vom Jahrmarkt.

I.

Viel fahrend Volk zusammenrann
Zum Jahrmarkt auf der Wiese,
Ein schönes Weib darunter ist,
Sie heißt „die schwarze Liese".

Die schwarze Liese ist vertraut
Mit manchem Zauberwesen,
Sie kann der Zukunft dunkles Blatt
Und auch im Herzen lesen.

Zigeun'rin, soll ich gläubig sein,
So schlag mir aus den Karten,
Daß mich heut Nacht vor Deinem Zelt
Ein Liebchen wird erwarten.

II.

Vom Festplatz war ein Seil gespannt
Hinauf zum nächsten Hange,
Geschmeidig tanzt darüber hin
Ein Gaukler mit der Stange.

Und staunend gafft die Menge nun
Auf dieses kecke Treiben,
Weil sie gewohnt von Kindheit an
Auf breitem Weg zu bleiben.

Es tanzt so Mancher im Salon
Auch auf dem geistigen Seile,
Doch fühlt' ich nie Bewunderung
Und stets nur Langeweile.

III.

Zum neuen Tagwerk ruft die Uhr
Vom grauen Rathausturme,
Verschwunden ist das tolle Volk
Wie dürres Laub im Sturme.

Die magern Klepper zogen fort,
Eh's noch begann zu tagen,
Der Zeiselkarren lange Reih',
Wohin, wer kann es sagen?

Und wer kann sagen uns, wohin
Auch wir von müden Pferden
Nach dieses Lebens buntem Markt
Dereinst gezogen werden? —

München. Heinz Offer.

Toni.

I.

Komm' zu mir! O komm' nach Hause!
Freundlich still ist meine Klause:
Hier der Tisch, wo ich geschrieben
Manches Lied von unserm Lieben,
Dort am Fenster dämmermatt,
Lauschig fromm die Lagerstatt!

Laß uns hangen Mund an Munde
Manche liebe lange Stunde!
Laß durch stillverschwieg'ne Nächte
Liebe walten ihrer Rechte!
Ruh' dich aus auf weichem Pfühl,
Heiß das Herz — die Nacht wie kühl!

Durch das Dunkel, wie von ferne,
Blitzen weiße Augensterne,
Furchtverklärt und liebelüstern,
Und die trunk'nen Lippen flüstern,
Wie die Nacht, die heil'ge Nacht
Ihrer Zwei so selig wacht!

II.

Vor Tabaksqualm sieht man die Wände kaum
Wie weltverloren sitz' ich in der Nische,
Obwohl laut gröhlend rechts und links am Tische
Betrunk'ne Fratzen grinsen durch den Traum.
Die Kautschukdame, die als Stundenzeiger
Am Zifferblatt die müden Glieder reckt,
Schaut halbverwundert auf den trüben Schweiger,
Indes ihr Bein sie frech auf Zwölfe streckt.
Und Lied um Lied erschallt — die Stimmen heiser,
Die Noten falsch, und dann der rohe Text!
Und dennoch bleib' ich — Hat am End' der Weiser
Dort, der verreckte Fraunleib, mich behext?
Jetzt rückt er fern und ferner und verschwimmt
Im blauen Nebel, wachsend riesengroß —
Und nun bist Du's! In Deinem süßen Schoß
Lieg' ich in stiller Kammer wonnetrunken,
Indes mein Ohr Dein keuchend Wort vernimmt,
Wie Steine glucksen, die im See versunken!
Da wach' ich auf! Noch klingt ein letzter Kuß
Wie halbvergessen durch die nied're Stube —
Sie lärmen weiter bis zum Thoresschluß,
Und ich, ich bin der alte, blöde Bube!

Leipzig. Edgar Steiger.

Von der Landstraße.

I.

Die Straße flimmert müd und weiß,
Die Pappeln steh'n bestaubt;
Beim Marterkreuz ein armer Bub
Sich wilde Kirschen klaubt. —

Sein Antlitz flammt im Sonnenbrand,
Er wischt sich nicht die Tropfen; —
Still ist's weitum; — vom Steinbruch nur
Hört leis er's klopfen — klopfen.

II.

Der Abend rauscht über Korn und Klee.
Ich wandle wie im Traum,
Zu Häupten dehnt sich weit und hell
Der stille Sternenraum.

Dort oben! — wie fühlt die müde Brust
Sich stolz und voll und frei! —
Hier unten! — mit Kind und Kegel lärmt
Zigeunergesindel vorbei.

Ein Schelmenliedel.

Zum Teufel die Treu' und zum Teufel die Scheu, —
Laß herzen Dich, Mädel, und küssen!
Und schupf' nicht die Schultern und raunz' nicht von Reu', —
Ich ließe Dich's jämmerlich büßen!

Was schert mich's, daß einer Dich früher ersah! —
Der da ist, hat Recht und Gewährung! —
Du Spröde, Du Blöde, und — ich bin jetzt da!
So trau' denn auch meiner Belehrung!

Wie leuchtet Dein Auge, wie zittert die Hand!
Hei Mädel, Du müßtest mich dauern,
Sollt' all Deine Schönheit, verhext und gebannt,
So freudlos und sinnlos versauern!

Zum Teufel die Treu' und zum Teufel die Scheu! —
Schlau lächelt der himmlische Schwager,
Und lau ist die Nacht, und es duftet das Heu! —
Das giebt noch ein köstliches Lager!

Wien. Karl Maria Heidt.

Trennung.

Es liegt in mir wie eine Wolke
Der düstre Abend, der uns schied.
Es stand kein Stern am grauen Himmel
Und von den Zweigen klang kein Lied.

Verdrossene Menschen gingen eilig
Im feuchten Dunkel uns vorbei.
Auf nasser Bank verschlungen saßen
Wortlos und herzensbang wir zwei.

Es sah der Mond durch dürre Äste, —
Auf Deinem Antlitz lag sein Schein
So düster — tot –, mein heimgegangnes
Glück hüllte er in Strahlen ein.

Und wenn Dein Blick, Dein seelenvoller,
Sich hob zu mir, in Schmerzen mild
Aus bleichem Mondenstrahlenglanze,
Da sah' ich meines Schicksals Bild:

Das Schöne, was ich still erdichtet
Und rein im Herzen aufgestellt,
Wie es vor meinem heißen Wunsche
Fliehend in Schmerz zusammenfällt.

Chinesisches Lied.

(Nach dem Originale des Li-t'ai-po aus den T'ang-Liedern, 8. Jahrh. n. Chr.)

Hell liegt der Mondenschein vor meinem Bette,
Als ob die Erde weiß mit Reif bedeckt sich hätte.
Ich hebe mein Haupt empor: der Mond strahlt hell und rein,
Mein Haupt ich senke und denke
Ans alte Heimatsdörtchen mein.

München. O. J. Bierbaum.

Der Emir von Ispahan.

Es schreitet in seinem achat'nen Saal
Der Emir von Ispahan,
Die Stirne gefurcht, das Auge voll Qual,
Ruhlos hinab, hinan.

An der Thüre steht zitternd der Großvezier,
Zu ihm tritt der Emir heran:
So sprichst Du, schon stünde der Tod vor ihr
Und griffe sie eiskalt an?
's wär' Alles versucht, 's wär' Alles gethan;
Es gäbe nur Einen Mann,
Der die welkende Rose von Ispahan
Noch dem Tode entreißen kann?

„Nur Einer, Herr! Drum stehe ich hier —
Der Arzt aus dem Abendland;
Und er nur, wenn —" es schweigt der Vezier,
Der Emir knirscht und ballet die Hand;
Geht wieder hinab, hinan wie der Leu
Im Kerker, tritt dann zum Vezier,
Spricht heiseren Tones und blicket scheu:
So sei es, führ' ihn zu ihr!

Die Stunde scheint endlos dem Emir zu sein,
Frost schüttelt ihn, inneres Grau'n —
Ein Mann bei ihr, ein fremder, allein
Und — — hüllenlos muß er sie schaun!

Da kommt mit beflügeltem Schritt der Vezier:
„Heil Emir von Ispahan!
Der Schlummer weilt statt des Todes bei ihr,
Neu knüpfet der Faden sich an."
Der Emir zuckt mit der Wimper nicht:
So hat er —? „Sein Bestes gethan!"
Sie gesehen, wie sonst nur das Angesicht
Des Emirs von Ispahan —?

„Er mußte — —“ So raub' ihm zur Stunde, Vezier,
Der Augen türkisenen Schein
Und setz' die zwei schönsten Diamanten dafür
Aus meinem Schatze ihm ein.
Dann hänge den Arzt des Serailes ans Thor,
Den schwarzen, verschnittenen Schuft,
Und hänge den ganzen Weisen-Chor,
Auf den er sich etwa beruft . . .

Bleich wankt aus dem Saale der Vezier,
Die Arme gehorsam verschränkt;
Der Emir aber, der eilet zu ihr,
Die ihm Allah aufs Neue geschenkt.

Sie schlummert und lächelt im rosigen Schlaf,
Sanft wogt ihr die weiße Brust —
Ha! Daß ein anderes Auge sie traf,
Das vergiftet des Emirs Lust.
Er rückt ihr unter des Köpfchens Last
Den Arm; er betrachtet voll Qual
Sie lang' — dann stößt mit verzweifelter Hast
Er ihr in den Busen den Stahl.

Wien. Hermann Hango.

Ziel und Zweck.

Der Tag, der nach des Stundenglases
Gesetz zum andern Tag sich reiht,
Verliert sich, spottend jedes Maßes,
Im Chaos der Unendlichkeit.

Und wir, da uns im Zeitenraume
Gegönnt nur ist die kurze Frist,
Ein Ende suchen wir im Traume,
Ein Ziel, das uns gegeben ist.

So in der Müh' des nicht'gen Strebens,
Mit uns zu sterben mitverflucht,
Flieht Stund' um Stunde uns'res Lebens,
Entfernt sich, was wir nah' gesucht.

Der nach des Ruhmes höchster Zinne
Als brauner Knab' gepilgert war,
Noch ringt er — und wird plötzlich inne,
Daß Schnee sich senkte auf sein Haar.

Schon sieht er seine Bahn sich enden,
Die er geträumt so groß, so weit;
Zeit ist's, den müden Blick zu wenden
Zurück in die Vergangenheit.

Und sieh'! Des Lebens kurze Strecke,
Zurückgelegt, eh' er's gedacht,
Sie hat ihm vom erträumten Zwecke
Nichts, — des Erlebten viel gebracht.

Denn wie er nun die ganze Fülle
Verlor'ner Zeiten still erwägt,
Ha! wie der kleinsten Stunde Hülle
Ein Meer von Glück und Schmerz bewegt!

Verquälte Nächte, überwunden
Ruh'n sie im Zaubersarkophag,
Und wärmer strahlt, des Grams entbunden,
Manch' freudenheller Sommertag.

In all' den Stunden, die vergingen,
Wird er des Zweckes sich bewußt:
Die Welt der Schmerzen zu durchringen,
Zu freuen sich der Welt der Lust.

Es ist das Leben selbst des Lebens
Erreichbar Ziel und höchster Lohn;
Der Mutter Erd' entflieht vergebens
Der träumend undankbare Sohn.

Berlin. Hermann Kienzl.

Gott sei Dir gnädig.

Wie prangst Du schön im Trauerkleide,
Das reizend Deinen Leib umschmiegt,
Schon floh die Spur vom falschen Leide:
Die Wittwenthränen sind versiegt.
Hell klingt die frohe Tanzesweise,
Die aller Wehmut Dich entrückt,
Und lächelnd spricht im Freundeskreise
Dein Mund vom Höchsten, was beglückt.

Für Alle hast Du Schmeichelworte,
Für manchen einen trauten Blick,
Den einst wohl Deine wehumflorte
Bethörung bringt ums Lebensglück,
Dem, wenn Du Deiner Lust zum Frohne
Bestricktest seinen edlen Geist,
Die weiche Hand mit kaltem Hohne
Dein Auge fremd die Thüre weist.

So sank nach flüchtigen Traumesstunden
Dein Gatte, der Dich treu geliebt
Und doch in Dir kein Glück gefunden,
Vor kurzer Zeit ins Grab betrübt.
Und manches Aug' wird noch sich füllen
Ob Dir mit heißem Perlentau;
Manch' Herz wird fluchen Dir im Stillen —
Gott sei Dir gnädig, schöne Frau! . . .

München. Robert Högger.

Ein Frauenleben.

Ihr leises „Ja“ bei seinem Werben
— Zu Lieb' der Mutter — war erlogen,
Es ward ihr bang und weh zum Sterben,
Doch hat er sie gezogen
Ans laute Herz so froh und heiter
Und — und so weiter.

Ihr leises „Ja“ vor dem Altare
— Zu Lieb' der Mutter — war erlogen,
Als läg' sie auf der Totenbahre,
So bang ihr, doch gesogen
Von ihren Lippen hat er heiter,
Und — und so weiter!

Ihr letztes „Ja“ am Totenlager
— Zu Lieb' dem Manne — war erlogen,
Sie lächelte so blaß und hager:
„Bald bin ich fortgezogen!“
Dann: „Vater unser, der du . . .“ heiter
Und — und so weiter.

Einmal.

Einmal will ich überschäumend
Voll den Freudenbecher trinken,
Jubelnd, wachend, nicht mehr träumend
Laß mich in den Arm Dir sinken.

Und mit Küssen, glutenschwanger,
Will ich Dein Gesicht bedecken,
Daß nicht mehr die Seufzer banger
Sehnsucht aus dem Schlaf mich wecken.

Saugen will ich Dir vom Munde
Süßigkeiten, unermeßlich,
Daß für ewig diese Stunde
Mir verbleibe unvergeßlich!

Wien. H. Walach.

Suleika.

Im Kiosk auf präch't'ger Statt
Ruht Suleika träumend.
Rosen sieht man rings gestreut,
Lieblich sie umsäumend.
Kosend schmiegt ihr schwarz Gelock
Weichem Tigerfell sich an,
Und das junge Menschenbild
Liegt in Mondes mildem Bann.

Würz'ger Duft erfüllt die Luft,
Blumengeister tanzen
Um des Kleides Feenpracht.
Perlen, goldne Fransen
Gleißen auf dem seidnen Stoff,
Der die Formen schwellend zeigt.
Was Natur und Kunst erschafft,
Dienend sich's der Schönheit neigt.

Ihrer schwarzen Augen Strahl
Flieht in dunkle Ferne,
Achtet nicht die nahe Pracht,
Kaum den Glanz der Sterne.
Nicht ins Weite schweift der Blick,
Nein! er taucht in das Gemüt;
Groß ist ihre inn're Welt,
Klein, was buhlend sie umblüht.

Gleich der Äolsharfe schweigt
Windstill ihr Empfinden,
Summend schläft der Saiten Ton.
Wird kein Hauch sich finden,
Der die stummen Töne weckt,
Schwellend sie zum Liebeslied,
Daß die zitternde Begier
In das Reich der Wonne flieht?

Wien. Hugo Astl.

Der Mutter.

Eins von meinen Liedern sage,
Mutter, mit bescheidnem Ton,
Daß an jedem seiner Tage
Treulich Dein gedenkt der Sohn.

Doch wie oft ich schon die Saiten
Stimmte, Dir ein Lied zu weihn,
Immer kam die Liebe streiten,
Rief: noch ist der Ton nicht rein!

Und so such' ich nun nicht lange,
Wo's doch immer heißt: gefehlt!
Reich zum Kuß mir Deine Wange,
Und Du fühlst, was mich beseelt.

Der Braut.

Seit dem ersten Ja, dem leisen,
Sind der Jahre viel verstrichen.
In dem wechselvollen Kreisen
Ist uns mancher Stern erblichen.

Doch so viele auch im Dunkel
Treulos sich bei Seite stahlen,
Unsres Liebesterns Gefunkel
Sahn wir immer heller strahlen.

Hamburg. Gustav Falke.

Meine Göttin.

Du bist im Zauberhauch der Liebe
Dein noch viel schön'res Ebenbild,
Wenn um den Purpur Deiner Lippen
Es zieht so sehnsuchtsvoll und mild.

Vor dieser Schönheit heilgem Tempel,
Da will ich betend niedersinken
Und aus dem Meere Deiner Augen
Nun endlich Ruh' und Frieden trinken.

Erste Liebe.

Aug' mein Auge blickt so trübe,
Herz mein Herze schlägt so schwer!
Was die Liebe Dir gegeben
Nahm sie, und sogar noch mehr.

Meiner Jugend Rosen fliehen,
Und es blickt die Phantasie
Einsam durch den trüben Schleier
Trauriger Melancholie.

Wie Boccaccios süßes Liebchen
Zärtlich mit dem Freunde spricht,
Grüßt aus der Erinnerung Tiefen
Leise mich Dein Angesicht.

Und ich kann nicht Dein vergessen,
Wenn auch alles Dich vergißt,
Erste Liebe meiner Jugend,
Tausend Mal von mir geküßt.

Pforta. M. Rackwitz.

Carl du Prel.

Von L. Deinhard.

(München.)

(Schluß.)

II.

Wir haben im vorhergehenden Abschnitt uns bemüht, über den geistigen Entwickelungsgang unseres Philosophen im Allgemeinen uns Klarheit zu verschaffen, wir haben gezeigt, wie du Prel zunächst als spekulativer Astronom begann, indem er die indirekte Auslese des Zweckmäßigen im Kampf ums Dasein am Himmel nachwies und dadurch eine Entwickelungs-Geschichte des Weltalls im Sinne Darwin's begründete; wir haben gesehen, wie ihm das Weiterspinnen seines logischen Gedankenfadens nach und nach zu philosophisch wenigstens unanfechtbaren Spekulationen über die mögliche Natur der Planetenbewohner und im Zusammenhang damit über die im Sinne der Biologie wahrscheinliche Entwickelung der irdischen Menschheit führte. Beim Durchblättern der Geschichte unserer Erdenbewohner konnte es nun du Prel nicht entgehen, daß dieselbe von außergewöhnlichen Individuen berichtet, deren Fähigkeit des Fernsehens in zeitlicher, wie in räumlicher Hinsicht, sei es während des natürlichen Schlafes (Wahrträumen), sei es während des mit Krankheiten des Nerven-Systems zusammenhängenden sogenannten Somnambulismus, oder deren behaupteten Verkehr mit einer andern Welt zu diesen biologischen Spekulationen die wichtigsten Fingerzeige

zu geben imstande wäre, und so gelangte er zunächst zu seinem psychologischen Hauptwerke: „Die Philosophie der Mystik".

Ehe ich an die nicht ganz leichte Arbeit herantrete, die wichtigsten Gedanken dieses meines Wissens nur von E. v. Hartmann einer eingehenden Besprechung gewürdigten Werkes herauszuschälen, möchte ich für diejenigen Leser, deren religiöses oder wissenschaftliches Gewissen schon beim Worte Spiritismus eine Art von horror empfindet, die gewohnt sind, die Begriffe Magnetismus, Somnambulismus, Mediumismus terminologisch in einen großen Topf zu werfen und Leute, die sich damit beschäftigen, kurzweg als Spirtisten zu bezeichnen, gleichbedeutend mit ganz unheimlichen überspannten Menschen, — ein paar beruhigende Worte vorausschicken. Es kommt das verpönte Wort „Spiritismus" im ganzen Buch nicht vor; auch die immer mehr zusammenschmelzende Schar der Gegner dieser Lehre, die sich nicht ausreden lassen, dieselbe für „amerikanischen Humbug" zu erklären, kann den von du Prel in seiner „Philosophie der Mystik" aus dem Studium des Traums und des Somnambulismus gezogenen Schlüssen beipflichten.

Diese Schlüsse sind folgende: Denken wir uns zwei konzentrische Kreise gezogen, den inneren mit einem im Verhältnis zum äußeren sehr kleinen Radius, und denke man sich ferner das irdische Selbstbewußtsein oder empirische Ich mit seinem irdischen Raum- und Zeitmaß dargestellt durch die innere Kreisfläche; diese letztere Fläche umschließt alsdann ein breiter Ring — welcher demjenigen Teil des Gesamtmenschenwesens entspricht, den Kant das intelligible (du Prel das transzendentale) Subjekt nennt, jenes im Traum und Somnambulismus auftretende Selbstbewußtsein mit besonderem Wollen und Erkennen und eigenem Raum- und Zeitmaß. Die innere Kreislinie ist aufzufassen als eine im Verlauf des biologischen Prozesses sich weiter und weiter nach außen dehnende, also veränderliche Grenzlinie zwischen den beiden das Gesamtmenschenwesen darstellenden Subjekten, dem irdischen und dem transzendentalen. Die Erscheinungen des Traumes und des Somnambulismus zeigen diese Doppelseitigkeit des Menschenwesens in dramatischer Form. Du Prel spricht in diesem Sinne von einer dramatischen Spaltung des Ich; die beiden Selbstbewußtsein sind in der Regel durch keine „Erinnerungsbrücke" unter sich verbunden, jedoch steht dem irdischen Subjekt das transzendentale und zwar nur in der Stimme des Gewissens erkennbar als Führer durchs Leben zur Seite, wie es auch durch freiwilligen Eintritt in dasselbe die Bildung des Organismus und damit das beschränkte irdische Selbstbewußtsein veranlaßt hat. Das aus der transzendentalen Wesenshälfte fließende Gewissen, das „Du sollst", der kategorische Imperativ, begründet die folgende aus dieser Lehre hervorgehende ethische Lebensanschauung:

Der Mensch hat in der monistischen Seelenlehre, da er sich selbst zu seiner moralischen und intellektuellen Entwicklung dieses irdische Leben verordnet, diesem Entwicklungsprozeß zu Liebe aus einer transzendentalen Prae-Existenz ins irdische Jammerthal eingetreten ist, sich selbst gegenüber die Verantwortung für Leben und Schicksal zu tragen. Wir fördern oder schädigen durch unsere Lebensführung uns selbst; das Resultat derselben werden wir nach Ablegen dieses „Zellenfracks" (Hellenbach) für unser eigentliches Wesen zu ziehen haben. Die Leiden des Lebens, die uns zu Thaten der Nächstenliebe aneifern, bilden die Haupt-Förderungs-Mittel unseres transzendentalen Subjekts.

Wir haben so in wenigen Sätzen den Inhalt des Buches gekennzeichnet, ausgehend von einer allerdings willkürlichen graphischen Darstellung, die aber an Stelle von abstrakten Begriffen anschauliche Bilder setzt.

E. v. Hartmann sagt in seiner erwähnten Besprechung der Philosophie der Mystik „Moderne Probleme": Der Somnambulismus — Seite 217 folgendes: „Worauf es hier aber ankommt, ist nur, zu konstatieren, daß der natürliche Schlaf ein gesunder, normaler für Wache und Somnambule gleich unentbehrlicher Erholungszustand, der Somnambulismus aber ein abnormer, pathologischer, schlechthin entbehrlicher Zustand ist" u. s. w. Ferner Seite 238: „Wenn der Somnambulismus darum heilsamer wäre, als der Schlaf, weil er tiefer, intentiver als dieser ist, so müßte er um so heilsamer sein, je tiefer er ist, am heilsamsten also als Hochschlaf; das Gegenteil davon ist wahr: der somnambule Zustand ist um so schädlicher in seinen Nachwirkungen auf den Organismus, je tiefer er ist" u. s. w.

Bevor wir diesen Hartmannschen Ausführungen eine Stelle aus Dr. Justinus Kerner's Seherin von Prevorst entgegenhalten, eigene Worte dieser Somnambulen über ihren Zustand, scheint es mir am Platze zu sein, zunächst hervorzuheben, daß diese durch Kerners gewissenhafte Aufzeichnungen so bekannt — sagen wir lieber wegen der vielfachen Angriffe materialistischerseits so berühmt gewordene Somnambule „recht eigentlich eine Seherin und zwar in solchem Grade war, daß sich ihre Erkenntnis der innern Menschennatur bis in das Gebiet der eigentlichen geistigen Mystik erhob", wie sich Hübbe-Schleiden in einer Nachschrift zu du Prels Kerner-Jubiläums-Festschrift ausdrückte.

Jene Äußerung der Seherin lautet (Die Seherin von Prevorst, von Justinus Kerner, 5. Aufl., Seite 128): „Der sogenannte schlafende Zustand ist das Leben oder die Wirksamkeit des inneren Menschen, und in ihm liegt ein Beweis des Fortlebens und Wiedersehens. Es ist die innere Thätigkeit

des Menschen, die beim gesunden, natürlichen Menschen gleichsam schläft. Hauptsächlich schläft dieses innere Leben bei solchen, die das Leben so zu sagen im Gehirn haben, die nur selten von ihrem Gefühl oder ihrer inneren Stimme etwas annehmen, welche doch, achtet man recht auf sie, der richtige Leiter im menschlichen Leben ist. Der schlafwache Zustand, der durch die magnetische Bestreichung hervorgebracht wird, ist ein sicheres Heilmittel: denn im Hellschlafwachen tritt der innere Mensch ganz hervor und durchschaut den äußeren, welches aber weder im Schlafe noch im Traume geschieht: denn das ist das hellste Wachen, weil der innere geistige Mensch da ungebunden und frei von dem Körper lebt" u. s. w.

E. v. Hartmann findet dagegen (Seite 236 seiner Broschüre), daß du Prel den Nutzen, den der Somnambulismus bringen kann, viel zu hoch anschlage. Du Prel nennt nämlich den Traum und in noch höherem Maße den Somnambulismus die Eingangspforte zur Metaphysik, zu einem metaphysischen Individualismus. Nach ihm ist der Mensch ein Doppelwesen, jedoch in einem monistischen Sinne. Die Bruchfläche dieser Spaltung ist die biologisch veränderliche psychophysische Schwelle. Wie die Schalen einer Wage auf- und absteigen, wie die Fixsterne erbleichen beim Aufgehen der Sonne und umgekehrt, so tritt im Menschen alternierend bald das empirische Ich ins Selbstbewußtsein, bald das transzendentale. Wir sind abwechselnd Bürger zweier Welten, einer sinnlichen und einer übersinnlichen. — Weiterhin führt du Prel im Kapitel „Der Traum ein Dramatiker" aus, daß im Traumzustande, ähnlich wie im Rausche, der durch Opium- und Haschischgenuß hervorgerufen wird, das Zeitmaß ein anderes, als im wachenden Zustande, und, daß der Vorstellungsverlauf ein außerordentlich, viel schnellerer ist, woraus gefolgert werden kann, daß das physiologische Zeitmaß nicht im Wesen des menschlichen Geistes liegt.

Bedeutungsvoll und besonders erwähnenswert erscheint mir die Thatsache, daß du Prel nach seinen Deduktionen aus den Berichten über Äußerungen Somnambuler, die gewöhnlich ihr eigenes transzendentales Ich personifizieren, von ihren „Führern", „Schutzgeistern" u. s. w. reden und deshalb dem Geisterglauben Vorschub leisten, geneigt ist, durch einen großen Teil der Geistergeschichten einen dicken Strich zu machen. Es ist eben der eigene Geist der Somnambulen, welcher, weil vom sinnlichen Bewußtsein geschieden, als besonderes Seelenbewußtsein auftritt, diesen Irrtum verschuldet. Es ist dies ein Beweis für meine obige Behauptung, daß man recht wohl ein Skeptiker gegenüber dem heutigen Spiritismus bleiben, und trotzdem die „Philosophie der Mystik" studieren und den Versuch einer Lösung des Menschenrätsels, sowie die darauf gebauten Folgerungen für die Ethik anerkennen kann.

Sehr richtig ist es auch, was du Prel gegen den Skeptizismus, welcher im Allgemeinen der Möglichkeit eines räumlichen und zeitlichen Hellsehens entgegentritt, ausführt, indem er die Ansicht vertritt, derselbe bekunde einen Mangel an philosophischer Besonnenheit. Warum soll es für uns Menschen, die wir von Zeit und Raum nichts anderes wissen, als daß sie zufällige Formen unserer Erkenntnis sind, in besonderen ungewöhnlichen Erkenntnisstadien nicht möglich sein, diese unsere Zeit und diesen unseren Raum zu durchdringen? Ja freilich, wer dem ganzen Studium des Somnambulismus nur für den Pathologen, eigentlich für den Irrenarzt, interessante Seiten abgewinnt, wie E. v. Hartmann, für den „ist der Nutzen des Somnambulismus eben so problematisch, wie die Schädlichkeit desselben für Leib und Seele zweifellos ist". Wenn ferner E. v. Hartmann im Verlaufe seiner Einwendungen gegen du Prel behauptet: „Noch nie hat die Menschheit in ihrem Kulturprozeß vom somnambulen Hellsehen irgend welche Förderung erfahren, weil solche abhängig ist von der Verbindung des Hellsehens mit der zielbewußten Besonnenheit der Geistesthätigkeit, die eben im Somnambulismus unterdrückt ist", so beweist dies eben ein rasches Aburteilen ohne Kenntnis der bezüglichen Litteratur, von eigenen Erfahrungen ganz zu schweigen, wie es auch derselbe Philosoph fertig brachte, über den Spiritismus, den er eingestandenermaßen aus eigener Erfahrung gar nicht kannte, eine längere, allerdings sehr geistreiche Broschüre zu verfassen und gegen die Geister-Hypothese Front zu machen, welche eben leider in der v. Hartmannschen Philosophie nirgends Unterkunft finden kann.

Demnach stehen sich in allen Hauptfragen, die sich an den Somnambulismus knüpfen, du Prel und v. Hartmann gegenüber. Letzterer behauptet, die Somnambulen deuten in psychischer Beziehung auf eine vergangene Menschheits-Epoche, der Somnambulismus ist nach ihm „samt seiner sensitiven Einfühlung in den Naturzusammenhang als eine atavistische Gestaltung, d. h. als ein Überlebsel überwundener biologischer Entwicklungsstufen aufzufassen" (pag. 254 der Broschüre). Ersterer stellt (pag. 125 d. Buches) die Frage auf „ob es vielleicht auf andern Planeten Wesen von günstigerer Empfindungsschwelle giebt, bei welchem die in dem abnormen Zustande des Somnambulismus nur schwankend und keimartig sich zeigenden Fähigkeiten in völliger Entwicklung und als normaler Besitz zu finden wären" und giebt hierauf folgende Antwort: „Wer der Entwicklungslehre huldigt, wird die Existenz solcher Wesen, die offenbar höher stünden, als der Mensch, nicht bezweifeln; er kann wenigstens nicht leugnen, daß solche Wesen umsomehr im Schoße der Zukunft liegen, als ja der Mensch, auf der derzeitigen Spitze irdischer Organisation stehend, sie in rudimentärer Weise prophetisch zeigt."

Sehen wir uns in der reichhaltigen Litteratur über Somnambulismus nach einer Entscheidung dieser wichtigen Frage um, ob wir in diesem Zustand gegenüber dem Wachzustand psychischen Fort- oder Rückschritt zu sehen haben, so glaube ich, kann es nicht zweifelhaft sein, welchem der beiden Philosophen wir folgen müssen. Der von du Prel in seinem uns eben beschäftigenden Buch häufig zitierte englische Arzt J. W. Haddock, dessen den Titel „Somnolismus und Psychismus oder die Gesetze und Erscheinungen des Lebensmagnetismus oder Mesmerismus" (deutsch von Prof. Dr. Merkel London 1851) führendes Werk wir als besonders instruktiv dem Studium empfehlen, sagt Seite 92: „Eine merkwürdige Offenbarung dieses oberen Zustands oder der spontanen Ekstase ist, daß jeder Mensch, so lange er auf Erden lebt, durch die Gesetze seiner Existenz und demnach durch den Willen des Schöpfers innig, obwohl unbewußt mit der geistigen Welt verknüpft ist, und zwar in der That so vollkommen, daß sein geistiger Organismus sozusagen in dieser Welt zu Hause ist, obgleich er vermöge seiner Verbindung mit dem natürlichen Organismus noch völlig, wie wir sinnlich wahrnehmen, in der natürlichen Welt verweilt. Es findet hier eine allgemeine Verbindung mit der geistigen Welt und eine besondere Association mit solchen geistigen Individuen statt, welche mit dem Zustande des Ekstatischen in näherer Harmonie stehen. Jeder Mensch hat gleichsam einen ihm zugesellten Geist, der dem guten Dämon des Sokrates einigermaßen ähnlich oder vielleicht das ist, was die heilige Schrift als den Schutzengel des Menschen bezeichnet. Die geistige Welt ist also nicht in weitester Ferne zu suchen, sondern sie und ihre Schöpfer sind uns hier so nahe, als sie uns sein würden, wenn wir auf die Milchstraße oder auf den entlegensten Raum versetzt worden wären, den Rosses Riesenteleskop erreicht hat. Wenn wir uns eine Idee der Geisterwelt, ihrer Gesetze und Erscheinungen bilden wollen, so müssen wir mehr den Zustand oder die Art der Existenz ins Auge fassen, als den Raum und die Zeit, und auf diesem Weg der Forschung mit Ernst fortschreitend, werden wir uns gewiß richtigere Begriffe vom Wesen und der Allgegenwart der Gottheit bilden können."

So schreibt ein praktischer Arzt, der, wie wenige, Gelegenheit hatte, die höchsten Entwicklungs-Stadien des Somnambulismus zu studieren. Nun ist eben Somnambulismus, Spiritismus u. s. w. eine Experimentalpsychologie oder nach Zöllners Bezeichnung eine Experimental-Metaphysik, über die man auch als Philosoph ohne alle experimentelle Studien keine Aufsätze schreiben sollte; denn dadurch wird der Wissenschaft nicht gedient, daß man die mystischen Thatsachen, die man nur aus fremden Berichten unvollständig kennt, in ein zuvor fertiges philosophisches System preßt.

Eben mit dieser Arbeit beschäftigt, fällt mir ein Aufsatz von du Prel in die Hände, der in den „Psychischen Studien" (Leipzig, Oswald Mutze) vor Kurzem unter dem Titel: „Es giebt ein transzendentales Subjekt" erschien und den in der „Philosophie der Mystik" geführten Nachweis in kurzer prägnanter Weise wiederholt. Daß in diesem philosophisch ungemein bedeutungsvollen Aufsatze auch die oben berührten Einwürfe E. v. Hartmanns die gebührende Zurückweisung erfahren, ist selbstverständlich, und zwar mit der dem Verfasser zur Verfügung stehenden Findigkeit für treffende humoristische Vergleiche. —

Wer kann sich eines Lächelns erwehren, wenn du Prel darin sagt: „Das pantheistisch Unbewußte gleicht jener Nacht, in der alle Kühe schwarz sind", oder ferner: „Der Materialist, der das Denken als Funktion des Gehirns bewundert und sich nicht weiter besinnt, gleicht einem Mechaniker, der vor einer Dampfmaschine den Hut abzieht, statt vor James Watt. Der Pantheist aber grüßt zwar nicht die Maschine, aber er übersieht doch den daneben stehenden Erfinder — das transzendentale Subjekt — und grüßt ins Blaue."

Wie gering das Verständnis für mystische Erscheinungen noch heute im deutschen Volke ist, wie wenig du Prels philosophische Schriften zur Zeit noch Beachtung gefunden haben, beweist folgendes:

Einer der Hauptvertreter der materialistischen Weltanschauung, Prof. Dr. Ludwig Büchner aus Darmstadt, hielt kürzlich im Heilbronner Gewerbeverein einen Vortrag über Magnetismus, Somnambulismus und verwandte Gebiete. Dem Bericht der Neckarzeitung vom 4. Dez. 1889 zu Folge erklärte der Verfasser von „Kraft und Stoff" in seinen — wie der Berichterstatter sagt — lichtvollen Ausführungen das behauptete Hellsehen der Somnambulen, wie den ganzen Spiritismus für Humbug und zwar sicherlich nicht auf Grund eigener Beobachtung, sondern einfach deshalb, weil „wenn dieser Hokuspokus wirklich eine reale Grundlage hätte, dadurch die Naturgesetze völlig über den Haufen geworfen würden." Und solche Behauptungen werden gegenwärtig nicht nur nicht widerlegt, nein sogar mit lebhaftem Beifall belohnt und zwar in Heilbronn, in dessen unmittelbarster Nähe, vor 50 Jahren, in Weinsberg Justinus Kerner und viele andere glaubwürdige Zeugen die merkwürdigsten Fälle von Hellsehen, welche die Weltgeschichte kennt, beobachteten! Es fand sich Niemand, der auf Grund des Studiums du Prel'scher Schriften dem gelehrten Herrn Professor entgegengetreten wäre!

Ob dieser flüchtigen Studie über du Prels philosophischen Entwickelungs-Gang weitere Referate über dessen neuere Werke wie die „monistische Seelenlehre" folgen, ist vorläufig von Umständen abhängig, die nicht in meiner Macht liegen.

„Ewiger Krieg“*) und „Vorherrschaft des Militarismus“.

Von Bernhard Kießling.
(München.)

„Heraus mit Deinem Flederwisch!“ — dringt mephistophelisch ein spitzer Klang mir ins Ohr, ausgehend von dem Federgerassel eines Herrn J. B. im Dezemberheft des Jahrganges 1889 der „Gesellschaft“.

Seit längerer Zeit schon harre ich der endlichen Widerlegung meiner Schrift „Ewiger Krieg“ entgegen; vielfach nahm ich Gelegenheit, eine umfassende Entgegenstellung zu fordern; in Vorträgen, Aufsätzen und bei anderen Gelegenheiten, die sich ja in einer kleinen Universitätsstadt wie Erlangen reichlich bieten mußten, nahm ich Veranlassung, darauf hinzuweisen, wie ein gut Teil meiner Erörterungen und Folgerungen grundsätzlich in den im „Ewigen Krieg“ fundamental niedergelegten Ausgangsanschauungen ihre alleinige Unterlage besäßen, und daß es nach Vernichtung des „Ewigen Krieg“ ein Kinderspiel, vorher aber eine Unmöglichkeit sei, meine jeweiligen Auseinandersetzungen über den Haufen zu rennen: meine Gegner schwiegen und werden vielleicht schweigen bis zum heiß ersehnten Todesschlaf meiner Schrift; den fraglichen Interessenten kann ich aber mitteilen, daß bedeutende Freunde derselben durch wohlgeneigte Citation überraschende Unterstützung brachten.

Wenn nun endlich einmal ein Gegner seine Stimme erhebt, so muß ich demselben zunächst nur sehr dankbar sein für das offene und freie Heraustreten auf die Wahlstatt; um so energischer und lauter aber schleudere ich meinen heimlichen Gegnern von Beruf die Herausforderung zum Kampf entgegen, und ich hoffe umsomehr auf einen endlichen Gegenangriff, als es mir unendlich schwer fiele, die Methode des raffinierten Totschweigens von der des qualifizierten Meuchelmordes in begrifflicher Hinsicht scharf zu unterscheiden! Seit langem also wieder die erste, allerdings unangenehm sein sollende Störung der, wahrhaft unfreiwilligen und ihrem ureigensten Wesen widerstrebenden, „beschaulichen Ruhe“, welche jene mit Herzblut geschriebene Studie in „Bibliotheken und Antiquarien“ u. s. w. schlummern soll!

Jedoch nicht bloß „den Versuch einer kurzen Antwort“ wollte ich durch meine einschlägige Bemerkung hervorrufen, sondern eine gründliche Widerlegung; eine Widerlegung, die mir vor allem helle Klarheit bringt über meine Grundirrtümer; die mir im besonderen deutlich die Grenze zeichnet, wo die Entwicklung alles Seienden aus und in dem Kampf ums Selbstsein aufhört und der Gegensatz in Geltung tritt, daß der Individual- wie der Staatenkampf nur Vernichtung und Auflösung gebäre; die mir, um endlich den Kernpunkt zu berühren, den strengen Nachweis liefert dafür, daß meine Beweissätze für die ewige Unabwendbarkeit der Völkerkriege an entscheidenden Lücken und Mängeln leiden.

Wer mein Buch vom „Ewigen Krieg“, dessen Vervollständigung auf den dreifachen Umfang und Inhalt mir heute ein leichtes wäre, widerlegen will, muß eben

*) Berlin, Luckhardt.

selbst ein Buch schreiben; wer Thatsachenreihen, gestützt durch die Anschauungen der Geistesriesen aller Völker und Zeiten, umstoßen will, muß Gegenthatsachenreihen mindestens für die Hauptmomente seiner Ausführungen zu bringen vermögen, und nicht bloß geradezu komisch klingende Sätze hinstellen wie: „Was aber früher richtig war, ist es heute nicht mehr". — Die „Weltgeschichte" ist nichts als eine Naturgeschichte der Völker und der Staaten, und was da einmal richtig war, das bleibt es auch für ewige Zeiten, trotz des Gegenvotums eines Herrn J. B.

Bevor ich jedoch auf die Auseinandersetzungen des Herrn J. B. näher eingehe, muß ich vorerst nochmals gegen die Anwendung des so ungemein läppisch klingenden Ausdruckes „Militarismus" entschieden Verwahrung einlegen; ich meine, daß man mit „Heerwesen" dasselbe ebensogut und besser sagen kann als mit jenem auf viele wie ein roter Lappen wirkendem Ausdruck; ferner erinnere ich, daß Herr J. B. seinen ebenso kurzen als unglücklichen Versuch mit Begriffen gespickt hatte, wie: „oft mehr als naive" (also wohl einfältige?!) „Auffassung", „Schiefheit", „Verdrehung", „Bierphilister", wenn ich daher in folgendem da und dort etwas kräftigere Farben auftrage, wird jeder billig Denkende darin um so mehr mein volles Recht erkennen, als es ja auch im weiteren sehr schnell für jedermann klar werden dürfte, wessen Schluß- und Beweiskraft eigentlich schwankend sei; mit voller Sicherheit kann freilich nur der urteilen, dem Zeit und Neigung nicht mangelt, meine sehr ernste Schrift gründlich zu studieren; für den oberflächlichen Leser finden sich da ja genug paradox klingende Behauptungen; das Ungewohnte und Neue ist aber — wie die Erfahrung lehrt — nicht immer das Falsche. Herr J. B. erteilte mir zunächst einen kleinen Rüffel dafür, daß ich Ausdrücke wie „Ewiger Krieg" und „Ewiger Friede" anzuwenden wage, und belehrt mich dahin, daß dieselben falsch gewählt seien. An dem „ewigen Frieden" nun bin ich ganz sicher unschuldig; da aber dieser Begriff trotz seiner Hohlheit von den bedeutendsten Denkern bis heute unbefangen gebraucht worden ist, so konnte ich wohl dessen Haltlosigkeit nachweisen, nicht aber sein Bestehen übersehen; im übrigen bin ich also der Meinung des Herrn J. B. hinsichtlich des „Ewigen Friedens"; aber unsere Wege laufen sofort wieder auseinander. Daß es Kriege — soweit wir auch zurückschauen mögen — gegeben hat, steht fest; für den Rückwärtsblickenden ist demnach die Ewigkeit des Krieges dem Gebiete des Zweifels entrückt; dem kühnen Vorblick mag die Welt sich anders spiegeln. Dem sei wie ihm wolle; vor allem weiteren jedoch muß ich der Annahme entgegentreten, als ob ich durch den Begriff „Ewiger Krieg" „zu widersinnigen Folgerungen" hätte geführt werden können; das reine Gegenteil davon ist richtig: im Verfolg meiner Studien auf dem Gebiete der Geschichte („des bisher Geschehenen"!), der Geschichts- und Naturphilosophie wurde ich vielmehr erst zu der ganz unerschütterlichen Überzeugung geführt, daß der Krieg wie er immer war, so auch ewig sein muß als eine Erscheinungsform des Daseinskampfes, dessen ununterbrochenes Wirken ja die Grundlage aller Entwicklung ist, dessen Erlöschen gleichbedeutend wäre mit allgemeiner Erstarrung. Der Begriff des ewigen Krieges ist also die Frucht meiner Studien und ich trage gern den Vorwurf und alle Folgen dieser Urheberschaft. —

Schon jetzt dürfte es klar liegen, wo man bei einer Widerlegung meiner Schrift eigentlich einzusetzen hätte. Gehen wir etwas näher darauf ein: Ich wies zunächst nach, daß der Krieg eine allerdings recht brutale, aber doch immerhin eine Thatsache sei, und gerade wenn Herr J. B. den Satz Bacons von Verulam gekannt und beherzigt hätte: „Insanum quiddam esset et in se contrarium, existimare, ea quae

adhuc nunquam facta sunt, fieri posse, nisi per modos nunquam tentatos“*), mußte er mir vor allem bis zur Evidenz klar legen, welche wissenschaftlich faßbaren Gründe zu der Annahme vorlägen, daß gerade von heute ab Aussicht bestehe, jene ziemlich grauenerregende Thatsache und mit ihr alle die unzählbaren Wurzelfasern derselben, die ja, tief eingesenkt in den leidenschaftsdurchfurchten menschlichen Herzen ihre üppige Nahrung suchten und fanden, verdorren und dahinschwinden zu sehen. — Wäre Herrn J. B. die nötige Zeit zur Verfügung gestanden, die ersten 63 Seiten meiner Schrift gründlich zu untersuchen, so wäre ihm sicher kein Zweifel darüber geblieben, wie gerade auf diesen, als auf einer Grundlage von Erz, das ganze Gebäude meiner weiteren Ausführungen ruht. So kann ich mich denn auch durchaus nicht entschließen, vorerst Herrn J. B.'s Erörterungen über die Begleiterscheinungen und Wechselwirkungen des Krieges einer Betrachtung zu unterziehen, weil dieselben eben nur dann in der von mir gewählten Art dargelegt werden durften, wenn die Unvermeidlichkeit der Kriege bis zur Unwiderleglichkeit erhärtet war. Auf den ersten Blick ist ja zu erkennen, daß rein abstrakt genommen, die guten Seiten des Krieges und der Kriegsbefürchtung in gar keinem Verhältnis stehen zu dem Elend, zu dem unendlichen Jammer und den herzerschütternden Schauerlichkeiten und Gräueln einer einzigen Hauptschlacht! — In dieser Hinsicht waren Herrn J. B.'s Auslassungen ebenso wie sein ministerielles Citat — für mich wenigstens — höchst überflüssig!

Bei genauem Zusehen und einigem guten Willen mußte Herrn J. B. auch diese Entdeckung gelingen; so aber hat er sich vor allem nicht mit mir, sondern mit weiß der Himmel wem beschäftigt; mit einem reinen Thoren, der da behaupten möchte, er könne eine Welt ohne Krieg sich überhaupt nicht denken.

Ich versichere Herrn J. B., daß ich mir eine solche Welt ganz wohl im Geiste konstruieren kann; aber auf der uns allein bekannten Erde ist Kampf und Krieg unerschütterliche Thatsache, — wenigstens seit den Zeiten des Paradieses. Doch gebe ich zu, daß mit dem Verschwinden der menschlichen Leidenschaften und Gelüste (vielleicht gleichlaufend mit der fortschreitenden Erkaltung unseres Planeten) die Kriege seltener werden, mit dem letzten menschlichen Haß- und Wutausbruch auch alle Streitigkeiten ersterben mögen; anderseits wird mir aber auch jedermann gern zugestehen, daß diese, heftigen Erregungen unzugänglich gewordenen Wesen uns völlig fremd vorkommen müßten; denken wir sie uns mit Flügeln versehen, so stehen vor uns die Idealgebilde der katholischen Religion: — die seligen Geister! —

Bis zum Eintritt dieses goldenen Zeitalters, welches, sehr bezeichnender Weise, die thatesmutigen Griechen und Römer ebenso wie die Juden in der grauen Vergangenheit suchten, während die rauhen germanischen Heldenkinder als ihre Seligkeit nur den „ewigen Krieg“ erhoffen mochten, bleibt zunächst bloß die Gewißheit, die grimmige Thatsächlichkeit zu verdauen, daß der Staat selbst auf die Beseitigung des Krieges absolut nicht rechnen oder hoffen darf, so sehr auch die Staatsleitung (im allgemeinen) dessen Eintritt als einen schweren Schicksalsschlag ansehen und, selbst unter anscheinend günstigsten Umständen, wo nur immer möglich, mit allen statthaften Mitteln verhindern muß. Auf jene vollen 63 Seiten nun weiß Herr J. B. keine 6 Zeilen und überhaupt nicht viel mehr zu erwidern als die köstliche,

*) Sinnlos wäre es und in sich widerspruchsvoll, zu glauben, daß das (dauernder Friede! B. K.), was nie eingetreten ist, geschehen könne, außer auf noch niemals versuchte Art und Weise.

Bacon, Aphorismen.

ebenso inhaltreiche wie formgewandte Frage: „Aber wo steckt denn diese Naturnotwendigkeit?" Um die Bedeutsamkeit dieses allerneuesten wissenschaftlichen Beweismittels in möglichst helles Licht zu rücken, sei mir die Anwendung eines kleinen Beispieles gestattet: Irgend ein Verwaltungsbezirk leidet seit unvordenklichen Zeiten unter den verheerenden Wirkungen überraschend auftretender Überschwemmungen; das unheilvolle Gewässer bietet unter gewöhnlichen Umständen dem beobachtenden Auge im bunten Wechsel bald holde, bald ergreifende Bilder; kein Mensch ahnte auch nur, welch' grimmige Tücke unter dem verführerischen Scheine lauert; seit Jahrzehnten soll sich nun auch thatsächlich nichts mehr ereignet haben, was die Befürchtungen der alt erfahrenen Anwohner zu stützen vermöchte; so wären denn nach und nach jüngere „Kräfte" in die entscheidenden Stellen gelangt, und mit ihnen Vertreter der Meinung, daß man das für Uferschutzbauten, sei es zu deren Unterhaltung, sei es zu deren Erweiterung und Verstärkung, bestimmte Geld nach und nach zu „besseren und produktiveren Zwecken" verwenden nicht nur dürfe, sondern sogar unbedingt müsse. Die Warnungen der Alten verhallen ungehört im Geheul des Fragensturmes: „Wo steckt denn die Naturnotwendigkeit?" Nichts half es ihnen, daß sie aus den Chroniken eine Fülle von Beweisen zusammengetragen hatten für die ungeheuere Gefahr, in die man sich durch leichtfertige Auffassung der Verhältnisse stürzen werde! Die Redewendungen: „Wo steckt denn die Naturnotwendigkeit?" „Was früher richtig war, ist es heute nicht mehr!" können ihre Wirkung auf oberflächliche Köpfe unmöglich verfehlen, und man wird es mir gerne zugestehen, daß bei den entscheidenden Abstimmungen die Mehrheit bald auf der Seite der „Sparsamen" zu finden sein wird.

„Würde in den zivilisierten Staaten eine unbeeinflußte Abstimmung über Krieg oder Frieden möglich sein, so würde sich unfehlbar ergeben, daß niemand den Krieg will, außer ein ganz kleines Häuflein Interessenten. „Das ist die ganze Naturnotwendigkeit" — so sagt Herr J. B. — und ich kann ihm für den ersten Satz nur meine Zustimmung erklären; hätte Herr J. B. jedoch mein „Vorwort" nur bis zum 3. Absatz gelesen, so wäre ihm kaum folgende Stelle entgangen, die da wörtlich lautet: „Fast alle Völker lechzen sozusagen nach dem holden Frieden — und doch immer wieder Krieg!" — Darin liegt denn doch der sehr klare Ausdruck meiner unveränderten Anschauung über das wahrscheinliche Ergebnis einer etwaigen civilisierten Abstimmung über Krieg oder Frieden; anderseits wird mir aber auch Herr J. B. zugestehen, daß die „Naturnotwendigkeit der Uferschutzbauten" (in meinem Beispiel) ebenfalls niedergestimmt werden wird.

Nun möchte ich mir nur die Frage erlauben, was Herr J. B. für den Fall empfiehlt, daß am Ende doch Eines der civilisierten Völker (z. B. die Franzosen vor ihrer glänzenden Revanche für die Niederträchtigkeit der Deutschen, die sich damals so gar nicht prügeln lassen wollten, und so ein Bißchen neuere Gloire wäre doch „zu nett" gewesen!) — ich sage, daß auch nur Eines so recht blutdürstig abstimmen sollte auf „Krieg!" — Ich ersuche ferner Herrn J. B., mir im Vertrauen jenes Jahr anzugeben, in dem die lieben römischen und griechischen Kulturmusterknaben wahrscheinlich auf Einstellung aller Feindseligkeiten gegen fremde Staatswesen gestimmt haben würden, wenn man sie um solche Abstimmung ersucht hätte. Freilich ist mir jetzt schon klar, was man mir erwidern dürfte: „Solche Vergleiche! Wir! Wie vielfach potenzierter Kulturextrakt! Wir auf dem Gipfelpunkt der lichten Ätherhöhe himmelnahen Söhne der reinen Humanität! Wir, — ja sagen wir's nur

bescheiden — bei aller scheinbaren Kühnheit — wir Unvergleichlichen!“ —, von denen Goethe (und kein Ende!) so schön sagt:

„Diese Unvergleichlichen
Wollen immer weiter,
Sehnsuchtsvolle Hungerleider
Nach dem Unerreichlichen.“*)

Ich bin nun aber sogar bereit anzunehmen, die „zivilisierten Völker“ stimmen den Krieg nieder —, der arme Mars soll meinetwegen einstimmig als ein Schreckpopanz impotenter Diplomatie, als ein schmachvoll-lächerliches, lebensunfähiges Ungetüm — hervorgegangen aus der kindischen Hand unserer von geistiger Unreife umfangenen seligen Urväter — erklärt und in die geistige Rumpelkammer dumpfvergangener Jahrhunderte geworfen werden.

Was ist denn damit erreicht? — Sind denn nicht alle alten „Kulturvölker“ durch recht unzivilisierte Nachbarn über den Haufen gerannt worden? Welches der heutigen Staats- und Volkswesen blickt denn auf mehr als 12 Jahrhunderte in der Geschichte zurück? — von den jüngeren Gebilden, wie die „Vereinigten Staaten“ ganz zu schweigen — und die sollen nun auf einmal unerschütterlich in ihrem Bestande sein, bloß deshalb, weil sie eben jetzt da sind; ganz ohne Rücksicht darauf, wie sie gegen äußeren Ansturm gefestet sind? — Einen „Uferschutz“ gegen die „Unzivilisierten“ wird Herr J. B. doch wohl genehmigen? Wenn nun aber dieser, was bei der doch wohl unvermeidlichen Beschränktheit desselben gar nicht überraschen dürfte, durch die unter einem Attila oder einem Dschergis-Chan, unter einem Timur oder einem Napoleon, unter einem Pizarro oder einem Cortez, unter einem Mohammed oder einem Mahdi gesammelten Schaaren hinweggefegt wurde, hinweggeweht mit jener Todesschnelligkeit, die dem Ertrinkenden auch den letzten schmerzgequälten heiseren Angstschrei in die gurgelnde Kehle zum ewigen Schweigen zurückstößt? — Wer von den übrigen, erst recht in der schlaffen Friedensgewißheit groß, alt — und schwach gewordenen Staaten und Völkern bietet dem elementargewaltig heranprasselnden Hordenschwall in Kampf und Not, in Elend und Entbehrung groß, jung und eisenstark gediehener, durch die ersten leicht erkauften Siege nur noch unternehmungslustiger, erfolgesſicherer gewordener Wüstensöhne das aus Millionen angsterfüllter Kehlen bebende: „Halt!“ Wird dann vielleicht Herr J. B. seinem in Angst und Schmerz um das Geschick der Kinder vergehenden Weibe sagen mögen: „Ich kann Euch nicht decken, nicht schützen; früher kannte man Waffen, mein Vater trug sie noch; wir stimmten sie nieder — gerade damals, als wir auch gegen die Uferschutzbauten stimmten; erst riß die Überschwemmung tausend Familien ins Elend, heute haben wir den Krieg — trotz der Friedensabstimmung, wehrlos, wehrunfähig hingeschlachtet! — o ich unglücks-übervoller Mann!“ — ? —

Nun wird mir Herr J. B. den Kopf zurecht setzen, da ich eitle Schreckgespenster an die Wand gemalt habe; doch bemerke ich ihm nur, daß auch ein Athen seinen Demosthenes hatte und — seinen Alexander fand. — Zwei Fragen muß ich noch an Herrn J. B. richten; zunächst: „Was berechtigt ihn zu der Behauptung, daß (um von unserem barbaresken Deutschland und dem Staatenkartell ganz zu schweigen!) daß, sage ich, die Wahlen und Abstimmungen in Frankreich und England, in der Schweiz und in den „Vereinigten Staaten von Nordamerika“ nicht „unbe-

*) Faust II, 2.

einflußt“ erfolgen? (Herr J. B. gesteht nämlich, allerdings nur verschämt, aber er gesteht es doch zu, daß auch in jenen parlamentsherrlichen und freiheitsüberquellenden Staaten der „Militarismus“ bez. die Ausgaben für denselben sehr üppig ins Kraut schießen!) Und so ersuche ich denn um sehr gefällige ausführliche Schilderung jenes Wahl- und Abstimmungsmodus, der die J. B.schen „Beeinflussungen“ unterbindet; vielleicht wird uns dann endlich auch die letzte, ich glaube 180., diesmal aber ganz „unfehlbare“ Lösung des Problems der Quadratur des Zirkels mit vorgelegt! . . . —

Meine zweite Frage lautet: „Wo in aller Welt tritt man, um eine klare Antwort auf eine klar gestellte Frage zu erlangen, vor die dumpfen Volksmassen hin? Seit wann entscheidet über den Wert oder Unwert einer geschichts- und naturphilosophischen These das Urteil der meist ebenso blöden als großen Menge?“ Ich muß gestehen: Dieser Punkt der Ausführungen Herrn J. B.s hat mich am unangenehmsten berührt; wäre ich grausam, so würde ich hier Kant, der doch auch sozusagen ein Denker war, seine Worte wiederholen lassen, die er in der „Kritik der reinen Vernunft“ über den „Appell an die Meinung der Menge“ vernichtend spricht; aber dessen sei Herr J. B. versichert: Mit den Stimmen der Thatsachen kann er mich gewinnen, Abstimmungen aber und gar solche der Massen haben für mich kaum den Schein der Beweiskraft! Warum? — Bitte, Herr J. B., lassen Sie einmal „irgendwo“ abstimmen, ob es einen Teufel giebt und wie er aussieht! — ob jenes Bild nicht die Augen bewege! — ob jenes Haus nicht verhext sei! u. s. f. usque in infinitum! — Für mich ist und bleibt der Krieg eine Naturerscheinung unter tausend anderen; mich wundert ein Kriegsausbruch nicht mehr als der Ein tritt eines Erdbebens, einer Überschwemmung, einer Sturmflut, eines Hagelschlageso der eines Cyklons, einer Hungersnot oder einer Epidemie und endlich des Todes. Man kann ja auch da fragen: „Wo steckt die Naturnotwendigkeit z. B. der Influenza?“

Ja, Herr J. B., da kann ich Ihnen nur die Antwort geben: „Sie ‚steckt‘ eben in der Thatsächlichkeit! Hegel erschien alles Seiende als vernünftig, und mir däucht, er wollte damit nur den höchsten Grad der Notwendigkeit ausdrücken: alles Thatsächliche ist auch unbedingt notwendig, oder: eine Ansicht ist nur insoweit und insolange vernünftig, als sie durch das, was ist, durch die Thatsachen, bestätigt wird.

Mir ist der Krieg eine, den Erscheinungsformen des Individualdaseinskampfes vollkommen entsprechende, die Völker und Staaten brutalisierende Naturerscheinung, die in ihrem Auftreten durch Abstimmungen der Menschlein ebensowenig unterdrückt werden kann wie eine Eruption des Vesuv; eine Erscheinung, die in all ihrer grausen Bestialität uns tyrannisieren wird bis ans Ende aller Zeiten. —

Mit solchen und ähnlichen Auseinandersetzungen beschäftigen sich also die ersten 63 Seiten meiner Schrift; dann erst ließ ich die Darstellungen folgen über die Beziehungen des Krieges zum friedlichen Dasein und zu den Kulturerscheinungen jeglicher Art; in allen mir bekannt gewordenen, oft sehr eingehend gehaltenen Kritiken fand ich nur Lob; der von Herrn J. B. als wahrscheinlich erfolgt angedeutete Tadel ist ein Erzeugnis der freischaffenden Geistesfähigkeiten jenes Herrn; nur noch ein einziger, Herr Fredrik Bajer (Nationalokonomik Tidskrift 1885 Heft 6) machte sich und mir das unschuldsvolle Vergnügen, mich als einen jener bedauernswerten Begriffsschwächlinge hinzustellen, die angeblich der Meinung sein sollen, die Kriege gehören deshalb in den eisernen Bestand der unentbehrlichen

Staatseinrichtungen, weil ja sonst die Kruppschen Etablissements ebenso wie die Gruson-Werke eingehen müßten. Mit wenig Witz und umsomehr Behagen reißt der Herr Bajer, der große dänische Nationalökonom, seinen zu diesem Zweck eigens konstruierten Hampelmann an den Schülerohren hin und her, so daß dieser grün und blau wird, um endlich an den Folgen galoppierender Gelbsucht ein klägliches Ende zu finden. Wer meine Schrift nur mit einem Auge gelesen und mit halbem Verstande aufgenommen hat, erkennt sofort, daß der Däne Bajer, Fredrik, wenn überhaupt jemand — dann nur sich selbst lächerlich gemacht hat, weil er von den Grundideen sowohl wie von den Teilausführungen des „Ewiger Krieg“ offenbar nicht einmal soviel zu erfassen vermochte als Herr J. B. —

Wenn mir letztgenannter Herr die Autorität eines „k. k. Ministers a. D.“, Herrn Dr. Albert Schäffle gegenüberstellt, so finde ich das ganz in der litterarischen Ordnung; doch habe ich dagegen die des Herrn Staatsministers und Wirklichen Geheimen Rates Dr. Wolfgang von Goethe für mich ins Treffen zu führen; die Partie bliebe also immer noch unentschieden. Nun aber haben beide Herren Minister ihre Worte gesprochen, ohne den „Ewigen Krieg“ gesehen oder gelesen zu haben, um so mehr wird durch beider Männer Ansichten an den meinigen gar nichts geändert; nur habe und hatte ich das unantastbare Recht, meine Thatsachenreihen mit den herrlichen Erzeugnissen schier unerreichbarer, fremder Geisteskraft zu schmücken, vielleicht auch hie und da zu verbinden. Und wiederum sei's gesagt: man versuche es, meinen Beweisaufbau für die voraussichtliche Ewigkeit der Kriege zwischen Staaten zu untergraben, aber man bringe mir keine Entgegenstellung von Meinungen, wie die auf Seite 1796 der „Gesellschaft“ abgedruckten Sätze des Herrn Dr. Schäffle, welche ja völlig haltlos werden, sobald meine Grundanschauungen über den Krieg richtig sind. — Übrigens spricht Herr Dr. Schäffle schließlich von einem „Staate, der den Krieg zum Selbstzweck macht“; ich kann mir einen solchen „Staat“ mit dem besten Willen nicht einmal vorstellen; denn wenn es auch Tobsüchtige giebt, die aus reiner Zerstörungswut alles ihnen Erreichbare vernichten, so wird mir doch niemand einen Staat nennen können, dessen Kriegspolitik*) sich in gleichen oder nur ähnlichen Bahnen bewegte; selbst die Zerstörung Karthagos und die Verwüstung unserer Rheinpfalz erfolgten nicht bloß um der Vernichtung willen; Ehrsucht, Rachsucht, Konkurrenz- und Brotneid, das sind die ausgiebigsten Düngmittel des Bodens, aus dem die Kriege erwachsen. Und noch Eins nicht zu vergessen, von Troja bis Sedan klingt es leise aus der Geschichte uns entgegen, das wohlbekannte kleine Sprüchlein: Où est la femme? ... Herr J. B. hat ferner gemeint, für jeden „ernsthaften Mann“ gäbe es heute Wichtigeres zu thun, als sich in eine theoretische Polemik über die Möglichkeit des „ewigen Krieges“ oder des „ewigen Friedens“ einzulassen; wie wichtig Herrn J. B.'s Thätigkeit eigentlich ist, darüber zu urteilen mangelt mir jeder Anhaltspunkt; immerhin erschien es mir in der Zeit der Goethe-Waschzettel- und ähnlicher „-Forschungen“; in einer Zeit, die über eitel Kulturbegeisterung nicht selten des eigentlichen und einzig möglichen Kulturträgers, des Staates und seiner Lebensbedingungen und -Bedürfnisse, zu vergessen nicht übel Lust hat, als keine sträfliche Zeitverschwendung, die Beibringung des unwiderleglichen Nachweises darüber zu versuchen, daß die Kriege nie verschwinden werden, nie verschwinden können, und daß daher auch jedes Verständnis für staatliche Verhältnisse jenen Leuten versagt

*) Siehe auch Rüstow, Kriegspolitik und Kriegsgebrauch.

bleiben muß, die da der Meinung leben, man brauche nur auf „Frieden“ zu stimmen, dann sei er uns auch schon sicher.

Und so kann ich denn Herrn J. B. nur sagen, daß er offenbar meine zweite Schrift „Der Kriegsgedanke und die Volkserziehung*)“ nach Entstehung, Umfang und Bedeutung, besonders aber nach Begründung ebenso wenig ganz erfaßt hat, wie meine erste; ist der „Ewige Krieg“ unerschütterlich fundamentiert, dann muß auch die Volkserziehung, insoweit der Staat sie beeinflussen soll und kann, mit jenem in Beziehung gebracht werden; wir sehen, wie weittragend mein „Theorem“ eigentlich ist, und wie wenig es Herrn J. B. zukam, dessen Wichtigkeit für ernsthafte Leute zu bezweifeln. —

Hiemit hoffe ich den für die richtige Verwertung meiner dienstfreien Zeit so tief besorgt scheinenden Herrn J. B. einigermaßen getröstet zu haben; umsomehr freut es mich, mitteilen zu können, wie ein glücklicher Zufall mich in die angenehme Lage versetzen sollte, den auch für die Verbesserung und Berichtigung meiner bierphilisterhaften-volkswirtschaftlichen Einsicht so liebreich thätigen Herrn völlig beruhigen und um Einstellung weiterer Bemühungen ersuchen zu dürfen. Ich nehme an, daß Herr J. B. den Namen eines Lorenz von Stein, weiland Professor an der Universität Wien, schon irgendwo gelesen hat; vielleicht ist ihm auch dieses Mannes Bedeutung als Staatsrechtslehrer und Nationalökonom, sowie dessen Qualifikation als „Bierphilister“ nicht gänzlich unbekannt; ich bin überzeugt, Herr J. B. wird mir seine Zustimmung nicht versagen, wenn ich ihm L. v. Steins allerneueste national-ökonomische Abhandlung**) im nachstehenden Auszuge vorzulegen wage:

„Die historisch erste und auch natürliche Auffassung ist die, daß das Heerwesen unproduktiv ist, und daß dasselbe daher so viel kostet, als man dafür ausgiebt, so daß das Heeresbudget, damit einfach als eine Summe zu betrachten ist, welche der Staat aus dem Gesamteinkommen seines Volkes herausnimmt, ohne dem letzteren dafür einen — volkswirtschaftlichen — Ersatz zu bieten ...“ „Es ist eigentlich merkwürdig, wie lange sich diese Vorstellung, ohne ernstlichen Widerspruch zu erfahren, hat erhalten können“. (Ganz Ihr Fall, Herr J. B.!) „Vom Standpunkt der Einnahmen und Ausgaben bleibt am Ende des Jahres in der That kein Pfennig in der Kasse der Heeresverwoltung und kein Pfennig geht verloren; alles, was im Budget bewilligt worden ist, ist in gegebener Zeit wieder in den Taschen derer, welche es bewilligt oder gezahlt haben ...“ „In der That, wohin würde Europa gelangen, wenn alle diese Millionen jährlich verschwänden, ohne selbst wieder Produktion und Erwerb zu schaffen? Es würde daher wohl nicht nötig sein, weiter über diese noch fast naive“ (Hören Sie, Herr J. B.?) „Auffassung zu reden, wenn nicht doch etwas an dieser Unproduktivität richtig wäre ...“ „Bei dem Unterhalt des Heeres verliert der Staat die Arbeit des Soldaten ...“ „Nehmen wir z. B. ein stehendes Heer von 300 000 Mann und setzen wir den durchschnittlichen Wert der Tagesarbeit mit 3 Mark an, so ist der gesamte Betrag an geopfertem Arbeitswerte 900 000 Mark täglich, beiläufig 300 Millionen“ (aufs Jahr berechnet). „Vergleicht man die Heeresbudgets der verschiedenen Staaten, so wird es sich ergeben, daß, wie es ja auch ganz natürlich ist, das Heeresbudget im wesentlichen mit der Summe übereinstimmt, welche ungefähr gleich ist dem Werte der Arbeit, welche das Heer

*) Berlin, Luckhardt.

**) Militärbudget und Nationalökonomie. Allg. Ztg. 1889 Nr. 33 u. 34.

der Volkswirtschaft entzieht, plus der Zinsen und Amortisation der Heeresanschaffungen.“

Auf die Frage, „ob denn dieses Heerwesen ewig ganz außerhalb der Gesetze der Nationalökonomie stehen und nichts als das große unerbittliche Element der reinen unproduktiven Verzehrung im volkswirtschaftlichen Haushalt bleiben müsse?“, erwidert L. v. Stein u. a.: „Jedermann wird doch die Frage begreifen, was denn das Haus „produziert“, in dem ich wohne, das Stück Brot, das ich esse, das Kleid, das ich trage, der Spaziergang, den ich mache? Offenbar nichts, solange man von der ganzen Ökonomie des wirtschaftlichen Lebens nichts sieht, als was die tägliche Nationalökonomie darüber weiß. Geht aus allen jenen Dingen irgend ein Gut, ein Erzeugnis hervor? Nein. Trotzdem kosten sie dem wirtschaftlichen Leben der Welt nicht etwa einige Kreuzer aber Mark, sondern wenn ich die Sache genauer betrachte, so wird man doch leicht zugeben, daß die Summe, die ich für jene Bedürfnisse ausgebe, für eine Familie täglich mindestens eine Mark, bei dem Mittelstande täglich 4 Mark beträgt . . .“ „Nehme ich ganz Europa mit, sagen wir nur mit 60—80 Millionen Familien, so zahlt Europa täglich mindestens 250 Millionen für lauter Dinge, die scheinbar gar keine gewerbliche Produktion haben . . .“ „Die kapitalbildende Kraft der Einzelnen ist absolut verschwindend gegenüber dem beiläufig 30000 Millionen betragenden jährlichen Aufwand, der selbst nichts kann und thut, als das ihm durch die Produktion Dargebotene einfach zu ‚verzehren‘. Es wird wohl schwer sein, die wesentlichen Punkte dieser recht ernsthaften Thatsache zu bestreiten . . .“ „Wären wir Einzelnen nun Engel, oder gäbe es nur Einen Staat, so würde allerdings die damit hergestellte absolute Gleichheit Aller jene Unverletzlichkeit selber herstellen; nachdem aber der ganze Fortschritt alles Lebens ohne Ungleichheit nicht gedacht werden kann, wird die letztere — man wird uns hier die Gründe erlassen — zu einer beständigen Gefährdung der Unverletzlichkeit, und um auf dem streng logischen Gebiete unserer Frage zu bleiben, jeder Einzelne und jeder Staat muß daher einen Organismus entfalten, der die letztere gegen jede dritte die Arbeit gefährdende Kraft vertritt. Die rein national-ökonomische Konsequenz aber ist, daß die Erhaltung eines solchen Organs auch rein wirtschäftlich gerade so viel wert ist, als die Sicherheit der aus der Arbeitskraft die Güter erzeugenden Produktion . . .“ „Diesen Zustand der Unverletzlichkeit, das ist also der ungestörten Selbständigkeit der Völker und ihrer Individualität, nennen wir den Frieden. Diejenige Kraft, welche diesen Frieden erhält, nennen wir das Heer. Das Heer ist also nicht etwa das wert, was es kostet, sondern so viel als die Unverletzlichkeit des individuellen Staates gegenüber der Kraft, durch welche ein anderes Volk seine Arbeitskraft bedrohen könnte.“

Soweit Lorenz von Stein. — Nun ersuche ich Herrn J. B., Seite 104 des „Ewigen Krieg“ zu lesen, dort heißt es wörtlich:

. . . „Solche Erwägungen müssen den Gelehrtthuenden immer wieder gegenüber gestellt werden, die mit statistischen Zahlenreihen jeden Gegner zu zerschmettern sich vermessen; als könnte nicht jeder Knabe das Riesenexempel der Multiplikation lösen, daß 430000 Mann, von denen jeder nur 3 Mark täglichen Verdienst durchschnittlich habe, pro Tag ungefähr 1300000 Mark zu erwerben in der vorteilhaften Lage sich befänden; auf die naheliegenden Fragen nach der wirklichen Erhöhung des Volksvermögens, nach dem Herunterdrücken der Löhne durch das erhöhte Arbeitsangebot, nach der Absatzmöglichkeit der vergrößerten Produktenmenge u. s. f.

ist hier nicht weiter einzugehen; nur die der eben angeführten, an innerer Schwäche sehr ähnliche Erwägung möge hier noch eine Stelle finden, daß nämlich ein allgemein durchgeführtes Sparsystem, nach welchem von 43 Millionen Deutschen jeder täglich nur je 1 Pfennig Brot, Bier oder Schnaps, und Tabak oder Kaffee weniger als jetzt genösse, jene 1300000 Mark in fast ebenso sinnreicher Weise zu liefern vermöchte; das wäre also eine staatliche Sicherheit erster Qualität für 3 Pfennig à Person und Tag!" — Soweit „Ewiger Krieg"! —

Nun frage ich jedermann, wessen national-ökonomische Auffassung durch den National-Ökonomen Herrn Professor Lorenz v. Stein gestützt wird: meine von 1885 oder die des Herrn J. B. von 1889! Dieser Herr wird wohl oder übel zugestehen müssen, daß seine zarten Redewendungen wie Schiefheit, Naivetät, Bierphilistertum ꝛc. jenen berühmten Rechtslehrer und Schriftsteller viel härter treffen sollten als mich, den Laien in der National-Ökonomie; ob ein Lorenz von Stein wohl die volkswirtschaftlichen Ergüsse eines Herrn J. B. nicht mitleidig belächeln würde? — Die Geduld der Leser auf eine weitere Probe zu stellen, beabsichtige ich nicht; doch sei mir gestattet, noch den Satz anzuführen, mit dem L. v. Stein die Einleitung zu seiner mehrerwähnten Abhandlung in der glücklichsten Weise schließt: „Nun giebt es eine ganze Reihe von Gebieten, auf welche wir an dieser Stelle jene Heeresfrage nicht untersuchen werden: das ist zuerst die Frage nach dem ethischen Einflusse des Heerwesens („der Kriegsgedanke und die Volkserziehung"! B. K.), dann die Frage nach den Gründen, weshalb, solange es staatliche Gemeinwesen giebt, es auch ein Heerwesen gegeben hat („Naturnotwendigkeit der Kriege"! B. K.); endlich die Thatsache, daß bis jetzt das Heerwesen noch immer über den Prozeß und seine Folgen entschieden hat, den wir Staatenbildung nennen (Kulturnotwendigkeit der Kriege"! B. K.). Wir werden streng auf dem national-ökonomischen Standpunkt bleiben und mit dem einfachen Satze beginnen, daß es freilich ein unendlicher Fortschritt wäre, wenn die Entwicklung anderer, vor allem psychischer und ethischer Eigenschaften der Menschen und Völker ein eigentliches Militärwesen überflüssig und die Kosten dafür unnötig machte. Es wird jedoch wohl für eine geraume Zeit — für eine geologische Epoche — noch den Utopien überlassen bleiben, damit zu rechnen." Wie lange dauert denn eigentlich so eine „geologische Epoche"? Sollte ich mich täuschen? Sind es nicht etliche Dutzende von Jahrmillionen? — Ich für meinen Teil beschränke den Ausblick in biederer Genügsamkeit auf einige Jahrtausende ... Und nun, Herr J. B., Gott befohlen! Lassen Sie sich in Ihrem Friedensbegriff nicht stören und träumen Sie angenehm weiter! Auf frohes und recht gemütliches Wiedersehen beim allgemeinen Friedensfeste in der nächsten geologischen Epoche!

Golem.

Von M. G. Conrad.

(München.)

Etwas muß er sein Eigen nennen,
Oder der Mensch wird morden und brennen.
Schiller, Wallenstein.

Etwas! Sagen wir z. B. das „tägliche Brot".

In Doktor Martin Luthers Umschreibung ist das nun freilich nicht wenig. Der Reformator antwortet nämlich in seinem „kleinen Katechismus" auf die Frage „Was ist denn täglich Brot?" folgendermaßen: „Alles was zu des Leibes Nahrung und Notdurft gehört, als Essen und Trinken, Kleider und Schuh, Geld und Gut, Haus und Hof, Weib und Kind, gute Freunde, getreue Nachbarn und dergleichen."

Und dergleichen!

Da kann jeder deutsche Schriftsteller, der nicht in das große Horn des Geldsack-Idealismus und des Familienblätter-Industrialismus tutet oder mit einem Hollundermark-Rückgrat begnadet und bei einer an vollen Tafeln prassenden Klique als Schmarotzer eingeschrieben ist, sich den Mund wischen und einen Vers auf den ganzen Lutherschen Katechismus machen — denn er wird bei den heute im Reiche herrschenden „alten Lebensidealen" nie und nimmer sein „tägliches Brot" finden. Der Unglückliche wird nichts sein „Eigen" nennen, als seine — Kunst, nicht zu morden und zu brennen, sondern alles Elend und Unrecht über sich ergehen zu lassen und als recht schaffener Deutscher zu verhungern oder einen mehr oder minder schnellen Fall der mehr und mehr in Mode kommenden Selbstentleibung zu wählen.

An diesen thatsächlichen Zuständen ändert es ganz und gar nichts, daß ab und zu ein „berühmter" Dichter das sechzigste oder siebzigste Lebensjahr erreicht und dann aller festliche Humbug über ihn losgelassen wird. Das sind Zufälle und noch öfter Zurichtungen, die sich aus Ursachen ergeben, welche ganz abseits vom reindichterischen Gebiete spielen.

An diesen thatsächlichen Zuständen ändert es auch nichts, wenn ein Staatsminister in Festlaune, nehmen wir als konkretes Beispiel die preußische Kultusexzellenz Herrn von Goßler bei der Theodor Fontane-Feier, seinen Trinkspruch mit einigen Wermutstropfen sentimentaler Phrasen ins Bitterliche treibt und à la Goßler versichert: „Es ist schwer, hier in freier Rede die Schwierigkeiten zu erörtern, die heute noch zwischen der Staatsleitung und der modernen Litteratur bestehen. Daß hier ein Punkt liegt, der der Änderung bedürftig und fähig ist, darüber werden Sie sich nicht täuschen. Ich bitte

Sie, sich überzeugt zu halten, daß ich regen Anteil nehme an der Entwickelung der deutschen Litteratur wie der Presse, und daß ich genau weiß, was in unserer Litteratur vorgeht. Lassen Sie uns uns zurückversetzen in die Zeit, da Arndt sein „Was ist des Deutschen Vaterland?" sang und niemand da war, der ihn verstand! Heute existiert das deutsche Vaterland und wir alle wissen, welchen gewaltigen Anteil die deutsche Litteratur an seiner Entwickelung gehabt hat . . ." Und so weiter mit Wissen und Beredtsamkeit! Beim schäumenden Pokal ist es keine große Kunst, schöne Sprüche zu machen, um den Karren dann doch wieder da stecken zu lassen, wohin er trotz aller Reichsherrlichkeit verfahren ist.

Und nun prüfe man folgendes Dokument aus der Wirklichkeit!

München, 20. XII. 89. Herrenstr. 13.

Sehr geehrter Herr Doktor!

Anbei erlaube ich mir, Ihnen das Weihnachtslied eines deutschen Schriftstellers zu senden. Es lag dasselbe einem Briefe bei, worin mich derselbe flehentlich um eine Unterstützung bat.

Sie haben in den letzten Heften der „Gesellschaft" die Frage erörtert, was aus der deutschen Litteratur werden soll, wenn das deutsche Publikum, das gebildete voran, fortfährt, unter Verachtung einheimischer Schriftsteller sich fast ausschließlich an französische und russische Romane zu halten, und nur dann ins Theater zu gehen, wenn ihm französische, norwegische rc. Ware geboten wird; wenn ferner die deutschen Verleger fortfahren, den Büchermarkt mehr und mehr mit Produkten des Auslandes, Übersetzungen, Bearbeitungen u. dergl. zu überschwemmen.

Es scheint mir nun, daß das vorliegende Weihnachtslied eine sehr gute Antwort auf Ihre Frage giebt, nämlich jene, welche Publikum, Verleger und Theaterleiter bei nur einiger Besonnenheit selber an die deutschen Schriftsteller richten müßten: „Mögen sie betteln geh'n, wenn sie hungrig sind!"

Wer nun gewöhnt ist, Cognac mit Cayennepfeffer zu trinken, wird sich allerdings schwer bereden lassen, sich an Quellwasser zu halten, und darum fürchte ich, daß Ihr Kampf gegen die Geschmacksverirrung des deutschen Publikums ein vergeblicher sein wird, — ein Publikum, das aber in hohem Grade beleidigt wäre, wenn man seinen Patriotismus oder gar seine Bildung im geringsten anzweifeln würde.

Ich bitte Sie gleichwohl, das Gedicht zu veröffentlichen, wäre es auch nur, um den einen oder anderen Ihrer Leser zu veranlassen, der milden Gabe, die ich beischließe, eine weitere anzufügen.

Der Name des Dichters müßte wohl hinweggelassen werden; ich bin

nicht autorisiert, ihn zu nennen, nehme es aber auf mich, seine Erlaubnis zur Veröffentlichung des Gedichts nicht erst einzuholen, und lasse auch für Ihre persönliche Orientierung den Namen desselben stehen.

Hochachtungsvoll ergebenst
Dr. Carl du Prel.

Hier folgt das Weihnachtsgedicht des Unglücklichen:

Resignation.

Wie märchenhaft die Freudenlichter scheinen,
Die Liebe in den Häusern angezündet!
In jedem steht ihr Weihnachtsbaum gegründet;
Ich sitz' in Nacht, wer rüstet mir den meinen?

So freuet euch und laßt mich einsam weinen!
Wenn alle Welt, zu meiner Qual verbündet,
Den Dornzweig mir zur Leidenskrone ründet,
So brauche Trost ich fürder keinen, — keinen!

Ist jener Kram, nur gleißend aus der Ferne,
Nicht Flitterwerk für Kinder und für Thoren,
Das ich so spät und schwer entbehren lerne?

Ob Glück und Glanz sich gegen mich verschworen:
Im Dunkel erst erwachen Gottes Sterne,
Und furchtlos lebt, wer Alles hat verloren!

Und nun will ich den empfindsamen deutschen Reichsseelen noch dies verraten: Briefe und Gedichte und Not- und Hilfsschreie wie die vorstehenden erhalte ich als Herausgeber dieser Zeitschrift jährlich zu Dutzenden von vaterländischen Dichtern und Künstlern . . .

Aber davor bewahre uns der Himmel, daß solche Kleinigkeiten unserem satten Bewußtsein von der Herrlichkeit und Erhabenheit unserer „Nation der Dichter und Denker“ auch nur das Geringste anhabe!

O Golem!

* * *

Wenn aber der Richter und Rächer ersteht, wie in der jüdischen Sage, und dem riesigen Götzen die Buchstaben des Namens Gottes von der hohlen Stirne wischt, dann stürzt der Lehmriese zusammen und es bleibt nichts von ihm übrig als ein Haufen toter Erde.

Leipziger Theaterbericht.

Der erste Theaterabend des neuen Jahres brachte uns die Premiere des vielumstrittenen Trauerspiels „Der Generalfeldoberst“ von Ernst von Wildenbruch.

Erstaufführungen, besonders solche ernster dramatischer Werke, sind bei uns zur allergrößten Seltenheit geworden. Rundheraùsgesagt thut die Direktion Stägemann zur Förderung der dramatischen Kunst in Deutschland so viel wie nichts. Neue Stücke werden uns erst dann vorgeführt, wenn sie bereits an anderen Bühnen Erfolge zu verzeichnen haben. Eigene künstlerische Initiative hat das Leipziger Stadttheater schon längst nicht mehr; es ist eben alles nur noch auf den Begriff „Geschäft“ abgestimmt. Man wende mir hier nicht ein, daß von Zeit zu Zeit ein neues, ebenso langweilig als schief zusammengeschraubtes Drama von Rudolf von Gottschall auf unsern Brettern erscheint, welches, nachdem es sich mit Ach und Krach durch ein paar obligatorische Wiederholungen hindurchgewunden, schließlich in jenen großen Sack der Vergessenheit gesteckt wird, worin die gesamten dramatischen Werke des Herrn Hofrates bestens eingepökelt ruhen, hoffentlich bis zum jüngsten Tag. Diese Aufführungen beweisen gar nichts; denn bei der Stellung, die Gottschall als Kritikpapst des alleinseligmachenden Leipziger Tageblattes dem Theater gegenüber einnimmt, lassen sich die Motive der Zuvorkommenheit der Direktion diesem „Dichter“ gegenüber nur allzuleicht durchschauen. Ich muß also bei meiner Behauptung bleiben, daß die dramatische Kunst von hier aus, man kann sagen seit der Direktionsführung Stägemanns, keinerlei Förderung mehr erfahren hat. Das ist sehr bedauerlich; denn gerade die größeren und besseren Stadttheater, die nicht durch die mannigfaltigen Rücksichten eingeengt sind, mit welchen die Hofbühnen stündlich zu rechnen haben, wären vor allen anderen dazu berufen, wirkliche und freie Pflegestätten der Kunst zu sein und das ihrige zur Gesundung unserer mehr und mehr versumpfenden Bühnenverhältnisse beizutragen.

Ich möchte nun gerne der Direktion die Erstaufführung des Generalfeldoberst als einen wenn auch zaghaften Schritt auf dieser Bahn gesunden Strebens anrechnen, wenn — ja wenn es sich eben nicht gerade um dieses Stück handelte; denn hier scheinen in der That rein künstlerische Erwägungen weniger den Ausschlag gegeben zu haben als — das Sensationsbedürfnis. Ein berühmter Name, ein in Berlin und auf den preußischen Hofbühnen verbotenes Stück, ein persönlich anwesender Dichter, den man dem entzückten Premierenvolke leibhaftig vorführen kann — ja, das zieht! Heißt 'n Geschäft! Der Wert und der geistige Gehalt des Stückes? — Nebensache! Nur her mit dem Ding! Es lebe die deutsche Dichtkunst!

Ich bin persönlich ein Gegner jedweder dramatischen oder litterarischen Zensur; denn einerseits ist keine Macht der Welt kompetent, dem Künstler in seine Thätigkeit hineinzureden, weil sein Schaffen die letzte und höchste Spitze menschlicher Kulturarbeit bildet, andererseits aber sollte man dem deutschen Volke — ich meine hier ausdrücklich nicht das Premierenpublikum — so viel gesunden Sinn zutrauen, das Unpassende und Schlechte abzulehnen. Das wahrhaft Gute und Schöne aber, und wäre es auch noch so unbequem, bricht sich ja doch Bahn, allen Verordnungen und Verboten zum Trotz; denn der Geist der Wahrheit muß siegen.

Im vorliegenden Falle hat aber das Verbot entschieden einen humoristischen

Beigeschmack. Daß der Hohenzollernansinger Wildenbruch und zwar gerade mit demjenigen Stücke, worin er seiner Hohenzollernschwärmerei am stärksten, ja bis zur Geschmacklosigkeit fröhnt, an den preußischen Hofbühnen und den Theatern der Hohenzollernresidenz kaltlächelnd verboten wurde, ist zum mindesten eine lustige Ironie des Schicksals. Ich bin mir auch in der Aufführung nicht klar darüber geworden, welches die eigentlichen Gründe dieses Verbotes gewesen sein mochten. Staatsgefährliches enthält der Generalfeldoberst gewiß nicht. Auch die Österreicher können sich kaum beleidigt fühlen; denn sie gehen ja in dem Stücke als Sieger aus dem Kampfe hervor: und schließlich ist der Umstand, daß Wildenbruch dem im Elend gestorbenen Markgrafen Johann Georg einen tragischen Heldentod andichtet, ebenfalls nur eine an sich berechtigte poetische Licenz. Wo sitzt also der Haken? Ich kann ihn in den Einzelheiten nicht entdecken. Da bleibt nun freilich nichts anderes übrig als anzunehmen, das Ganze sei aus Rücksichten des guten Geschmacks abgewiesen worden; und da kann man allerdings der Berliner Zensur nur aus vollem Herzen beistimmen.

In der That, der Generalfeldoberst ist — Herr Wildenbruch verzeihe mir, wenn ich einmal die übliche Rezensentenhöflichkeit beiseite setze und derb allemannisch die Wahrheit geradeheraus sage — ein elendes Machwerk. Dieses Urteil hat sich mir bei der Aufführung nur bestätigt. Anlage und Form dieses sogenannten Trauerspiels sind gleich verfehlt: und erstaunt fragt man sich: ist das wirklich der Verfasser des „Menonit" und anderer sehr achtunggebietender Tragödien, der hier diese bombastische Historie in so unglaublichen Versen herunterleiert? Ein abschreckendes Beispiel, wohin Chauvinismus und Originalitätssucht einen sonst hochbegabten Dichter führen können! Hans Herrig hat leider mit dem altdeutschen Knittelvers — den er übrigens viel virtuoser handhabt als Wildenbruch — auch den historienhaften Stil wieder aufleben lassen, und sucht so unsere Schaubühne wieder auf den kindlich-naiven Standpunkt der mittelalterlichen Mysterienspiele, mit ihren durch epische, wenn auch dialogisierte, Erzählungen aneinandergereihten Guckkastenbildern, künstlich zurückzuschrauben. Wir sind aber keine Kinder mehr. Das deutsche Volk ist auch in künstlerischen Dingen mannbar geworden. Was sollen uns also diese alten Spielereien? Weg damit! Wir verlangen auf den Brettern, die uns die Welt bedeuten sollen, frischpulsierendes, vollsaftiges, lebendiges Leben. Ein Dichter aber, der, wie Wildenbruch, die dramatische Lebensader unstreitig besitzt, kann nur zu seinem eigenen Schaden auf solche längst überwundenen Dinge zurückgreifen. Dieser lose Historienstil scheint es aber Wildenbruch angethan zu haben, daher die die Handlung als Chorus exponierenden und kommentierenden vier Pagen.

Ich setze Inhalt und Handlung des Generalfeldoberst — er ist in der Gesellschaft bereits besprochen worden — als bekannt voraus und halte mich an den Eindruck, den die Aufführung hervorbrachte. Da fällt zuerst die über das erlaubte Maß hinausgehende Länge des Stückes unliebsam ins Gewicht. Mit drei sehr mäßigen Aktpausen dauerte die Aufführung von halb Sieben bis ein viertel Zwölf. Das heißt der Geduld des Zuschauers denn doch zuviel zumuten, besonders, da in dieser langen Zeit dramatisch eigentlich ungemein wenig geschieht. Es wird im ganzen Stücke furchtbar viel berichtet, erzählt, geschwatzt und — prophezeit, dabei aber erschreckend wenig gehandelt. Die vier pfälzischen Pagen, die immer alles erzählen, was eigentlich im Stücke passieren sollte, wirken ungemein ermüdend; ja selbst die unnütz lang ausgesponnene Todesszene des einen Mitgliedes dieses vierblättrigen Kleeblattes, Wämmslin von Heitersheim, macht höchstens einen theatralischen, aber

keinen dramatischen Eindruck. Das lange Gezänk zwischen Lutheranern und Calvinisten kann uns ebenfalls nicht erwärmen, besonders da es für die innere Entwickelung des Stückes von keiner Bedeutung ist. Damit würden aber der ganze erste und einzelne Szenen des zweiten Aktes als überhaupt unnötig wegfallen. Wildenbruch hat sich eben in die Vorgeschichte seines Dramas zu sehr verrannt. Dies ist auch schon andern Dramatikern passiert, z. B. Schiller in seinem Demetrius, wie wir aus dem Nachlaß des Dichters wissen. Der Unterschied ist nur der, daß Schiller später einen großen, dicken Strich durch die Liebesgeschichte des Dmitri und der Marina, durch die Kerker- und Erkennungsszene und anderes mehr machte, und das dem Zuschauer zu wissen nötige in die große Erzählung des Demetrius im jetzigen ersten Akte einflocht. Daran hätte sich Wildenbruch ein Vorbild nehmen sollen, aber — streichen ist eben schwer. Am bösesten wirken die vielen Prophezeiungen. Jeder der vier Akte hat davon das Seinige abgekriegt. Im ersten prophezeit die alte Großmutter über ein Wickelkissen, in welchem sie bereits den großen Kurfürsten erblickt, die zukünftige Größe Brandenburgs. Im zweiten Akt entwickelt der Generalfeldoberst Johan Georg stark anachronistische Pläne zur Einigung Deutschlands. Im dritten weissagt die Somnambule Genoveva Jessenius, daß ein Friedrich — sie meint damit Friedrich den Großen — der Retter Schlesiens sein werde, was der Generalfeldoberst unglückseligerweise auf Friedrich von der Pfalz deutet. Und im letzten Akte nimmt Johan Georg, bevor er erschossen wird, noch schnell die Gelegenheit wahr, den dreißigjährigen Krieg und den großen Kurfürsten zu prophezeien und dabei noch die künftige Größe Deutschlands unter den Hohenzollern anzudeuten.

Solche Vorhersagungen heute bereits geschehener Dinge sind zwar etwas sehr banales; dennoch mag eine derartige Anspielung, wenn sie sich an der richtigen Stelle befindet und in den gehörigen Grenzen hält, nicht an sich verwerflich erscheinen, sie wird auch ihre Wirkung auf die applaudierenden Hände der patriotischen Zuschauer selten verfehlen. Was aber zu viel ist, das ist zu viel, und hier hat Wildenbruch entschieden die Grenze weit überschritten, wo Unsinn und Geschmacklosigkeit anfangen. Überdies möge Wildenbruch bedenken, daß der prophetische Blick der wahrhaft großen Dichter zu allen Zeiten auf die Zukunft, nicht aber auf die Vergangenheit gerichtet war. Auch die mangelhafte Motivierung tritt bei der Aufführung in verschärftem Maße hervor. Das Mißverständnis mit dem Namen Friedrich, das den Generalfeldoberst zum Parteigänger des Winterkönigs macht, bricht der Peripetie des Stückes geradezu das Genick. Auch die Charakterwandlungen drängen sich, trotz aller Rederei, dem Bewußtsein des Zuschauers nirgends mit unumstößlich logischer Folgerichtigkeit auf. So bei Hannibal von Dohna. Dieser erzählt, er habe gesehen, wie die beiden kaiserlichen Räte in Prag zum Fenster hinaus geworfen wurden und nach ihrem Fall unten gesund und frisch aufstanden und davon gingen. Das sei ein Beweis, daß Gott die Katholiken schütze. Hier denkt der Zuschauer unwillkürlich daran, daß die beiden Herren damals, mit Respekt zu vermelden, weich auf den Mist fielen — und die ganze Wundererzählung wirkt einfach komisch. Und darum wird der gute Mann katholisch! Ganz unverständlich wirkt es, wenn man sieht, wie Hannibal am Ende des dritten Aktes seine Genoveva, trotzdem sie sich zu ihren mystischen Künsten bekennt, liebend in die Arme schließt, um im vierten Akte den wütenden Volkshaufen auf sie zu hetzen. Auch die plötzliche Feigheit der früher so resoluten Elisabeth beim Anblick einer blutigen Binde ist ein zu unvermittelter Übergang. Daß die zahlreichen Banalitäten des Textes, wie z. B.

„Deutschland ist nicht mehr in Wien,
„Deutschland bin ich,
„Deutschland ist in Berlin!"

oder:

„Meine Seele ist nur noch halb"

oder:

„Sterben wird nirgends so gut vergessen
„Als bei tüchtigem Mittagessen."

oder: gar die schönen Verse:

„Darfst mich nun wieder umarmen,
„Komm' ohne Scheu,
„Ich bin wieder neu,
„Ein König, der sich gewaschen hat."

von der Bühne herabgesprochen noch schauerlicher wirken, als wenn man sie gedruckt liest, versteht sich von selbst. Und solche Beispiele ließen sich leicht vermehren!

Hier muß ich noch ein Wort über die Form sagen. Die Tragödie ist in „deutschen" oder, wie man von Alters her sagt, in Knittelversen geschrieben. Das ist an sich kein Fehler, der Knittelvers schmiegt sich dem dramatischen Dialog enger und besser an als irgend ein anderer und wenn die klassischen Jamben den Sprechenden zu einer gewissen monotonen Gleichmäßigkeit zwingen, so folgen die kurzen Reimpaare, mit ihrem wechselnden Rhythmus der Rede vom feurigsten Allegro durch alle Abstufungen bis zum schmelzenden Adagio und zum sinnend verweilenden Largo. Dazu kommen noch die Effekte der mannigfaltigsten Reimverschlingungen. Was sich dramatisch mit diesem Verse erreichen läßt, hat nicht nur Hans Sachs, sondern haben auch Schiller in „Wallensteins Lager" und Goethe im „Faust" dargethan. Aber in der Freiheit und Mannigfaltigkeit dieses Verses liegt auch manche Gefahr verborgen, und wem nicht von Natur ein gewisses Gefühl für rein musikalische Rhythmik inne wohnt, der sollte sich vor diesem Verse hüten. Es verhält sich damit, wie mit einem faltigen Gewande. Wer es zu tragen weiß, dem schmiegen sich die Falten wie von selber um den Leib und begleiten bequem und harmonisch alle seine Bewegungen. Der Ungewohnte aber wurstelt es um sich herum, er verwickelt sich in den Falten, fühlt sich dadurch beengt und macht im besten Falle auf den Beschauer einen komischen Eindruck. Wildenbruch sitzt der Knittelvers nicht. Das mag in seinem norddeutschen Naturell liegen. Alles klingt zu abgehackt, fast wie preußische Kommandorufe. Ein volles Austönen der Verse findet sich nicht einmal in den lyrischen Stellen. Der Raum gestattet mir nicht auf, das schwierige und noch wenig bearbeitete Thema des „deutschen Verses" näher einzugehen, und zu zeigen, daß auch hier in der scheinbaren Regellosigkeit, gewisse Gesetze walten. Ich werde dies an anderer Stelle thun. Hier nur so viel. Durch das vielfache Fallenlassen des Reimes und durch allzuhäufigen und unvermittelten Rhythmenwechsel, gewinnen die Wildenbruchschen Verse, von der Bühne herabgesprochen, den Charakter von mit Reimen untermischter Prosa. Da ist eine ehrliche, aber schwungvolle und kernige Prosa doch weit mehr wert.

Das Stück wurde von der Regie (Grünberger) nach Art der Meininger sehr wirkungsvoll inszeniert. Gespielt wurde im Ganzen gut, wenn auch keine eigentlich schöpferischen Leistungen zu Tage traten. Die trockene, etwas eckige Art Borcherdts paßte nicht schlecht zu dem Wildenbruchschen Johan Georg. Doch bin ich überzeugt, daß ein phantasievollerer und in der Charakteristik gewandterer Schauspieler auch aus dieser Gestalt szenisch noch mehr machen könnte. Eine neue Rolle eigentlich

„creiert“ hat nur der geniale Komiker Ernst Müller mit seinem Kanzler Wenzel von Ruppa.

Da unser Premierenpublikum zwischen sinnvollen, bedeutenden und absolut schwachen Leistungen auf dramatischem Gebiet gar nicht mehr zu unterscheiden vermag, so fand das Stück eine warme, ja fast begeisterte Aufnahme und dem Dichter wurde mehrfache Gelegenheit geboten, sich vor der Rampe zu zeigen. Ein paar krummnasige Vertreter der Berliner Kritik sollen sich durch besonders kräftiges Applaudieren verdient gemacht haben.

Dieser „Erfolg“ des mehr als schwachen Wildenbruchschen Generalfeldoberst könnte uns recht traurig stimmen, wenn wir nicht wüßten, daß das Premierenpublikum zum Glück nicht das deutsche Volk ist. Das deutsche Volk, das in Wildenbruch einen talentvollen Dichter ehrt, wird über dieses sein letztes Werk anders urteilen. Wildenbruch aber muß nach dieser Aufführung, wenn ihn die Autoreneitelkeit nicht ganz blind gemacht hat, selber eingesehen haben, daß er auf diesem Wege nicht weiter fort schreiten darf und daß er zurückkehren muß aus seinem gegenwärtigen Chauvinismus und seiner Manieriertheit zur reinen Dichtkunst. Wildenbruch ist kein schöpferisches Genie, eine Bühnenreform kann nicht von ihm ausgehen und wenn er aus dem gewohnten Geleise treten will, so verirrt er sich höchstens, wie im gegenwärtigen Falle, in Absonderlichkeiten. Wenn er sich aber von diesem Irrwege zurückfindet, so können wir gewiß noch manche schöne Gabe von ihm erwarten. Hans Merian.

Kritik.

Zur realistischen Bewegung.

Im Dezember verflossenen Jahres hat der Universitäts-Professor Dr. Johannes Volkelt in Würzburg vor einer zahlreichen Zuhörerschaft, worunter viele Damen, einen fünfviertelstündigen Vortrag über „Die Ästhetik des modernen Realismus“ gehalten. Die „Neue Würzburger Zeitung“ brachte hierüber folgenden Bericht:

„Der Vortragende führte aus, daß sich seit einem Decennium eine bedeutende Umwälzung auf dem Gebiete der Litteratur vollzogen hat: Die Umformung des Realismus zum Naturalismus. Von Rußland, Skandinavien und Frankreich verbreitete sich die Bewegung auch nach Deutschland. Wie diese Länder ihren Zola und Ibsen, so hat auch die deutsche Litteratur ihre naturalistische Vertretung in den Männern des sogen. „jüngsten Deutschland“, zu deren hervorragendsten Conrad, Bleibtreu und Alberti gehören. Das Wesen dieser neuen Dichtung skizzierend, führte Redner aus, daß es nicht etwa ihr Hauptprinzip sein könne, die großen Ideen, welche gerade die Völker bewegen und die Geister der Freiheitskämpfe entflammen, zu verherrlichen, obwohl dieses Prinzip mit zum Programm der Naturalisten gehört. Diese Idee lag den „Räubern“, dem „Götz“ und „Werther“ zugrunde und doch, welch himmelweiter Gegensatz zwischen den Autoren dieser Werke und unseren heutigen Naturalisten! Der Grundzug der naturalistischen Dich-

tung ist vielmehr, daß alles Wahre und Menschliche, weil es eben wahr und menschlich ist, auch deswegen Vorwurf und Objekt der Dichtung sein müsse. Auf dieser Basis fußend, trägt der Naturalismus kein Bedenken, alle Vorgänge im menschlichen Leben, auch diejenigen, die sonst nie im öffentlichen Leben verhandelt werden, so genau wie möglich zu veranschaulichen und darzustellen. Mit großer Vorliebe werden gerade die Nachtseiten des menschlichen Lebens in den Vordergrund der Erörterung gestellt, das Gemeine, Schmutzige, Ekelhafte mit behaglicher Breite ausgeführt. Ein Lieblingsthema der naturalistischen Dichtung ist die physiologische Seite der Liebe. Alles wird ohne Schminke und Maske preisgegeben. Alle Schlacken und Laster der irrenden Menschheit ans Licht gezerrt, das alles oft in einem schleppenden, weitschweifigen Tone, daß dem Leser mehr Langeweile als Unterhaltung geboten wird. Als Muster einer derartigen Dichtung führte der Redner den Roman Conrads an, „Was die Isar rauscht". Übt nun diese Poesie eine veredelnde Wirkung auf den Menschen aus? Wohl nicht, da reifere Leser durch die Darstellung der Dichtungsart in hohem Maße gelangweilt, oft sogar angewidert und angeekelt werden. Was von vornherein gegen die Naturalisten einnimmt, ist der Umstand, daß sie sich gegenseitig selbst in widerlicher Weise verhimmeln. Conrad überhäuft Alberti mit den größten Lobesbezeugungen und Anerkennungen seines dichterischen Genies, Alberti nennt Bleibtreu den „größten Stern am Himmel der Poesie". Was die Naturalisten von den Idealisten am meisten unterscheidet, ist das, daß sie auch die Phantasie vollständig entbehren zu können glauben. Wie wenig aber eine wahre Dichtung ohne sie bestehen kann, weist Redner in längerer geistvoller Auseinandersetzung überzeugend nach, indem er das Verhältnis des potenzierenden zum thatsächlichen Stile nachweist. In ersterem führt uns der Dichter in eine fremde, neue Welt, die er in seiner Phantasie geschaffen, in der die Gestalten heldenhaft, kühn, jedoch nicht unglaublich sein dürfen. Hieraus resultiert, daß die Phantasie, auf ein historisches Faktum, einem glaubhaften Inhalt sich aufbauend, eine Grundbedingung für den Dichter ist. Den Dichter führt sie vom grellen Tageslicht hinweg in die mondbeglänzte Zaubernacht. Die Verbindung mit der Phantasie ist dem wahren Dichter Bedürfnis. Seine Gestaltungskraft wird erhöht, seinen Werken wird der Stempel des Eigenartigen, Ursprünglichen aufgedrückt, er wird zum Schöpfer neuer Ideen. Mit der Gewalt der Empfindung ergreifen Werke, die wie „Hamlet", „Macbeth", „Iphigenie" auf der Skala origineller Schöpfungen stehen, unsere Seele, da die künstlerische Wirkung, die harmonische Schönheit, die kunstvolle Komposition durch den sittlichen Gehalt, den reinen Adel des Gemütes und der Gedankentiefe unterstützt werden. Natürlich haben auch die Naturalisten, Deutsche sowohl wie Franzosen, versucht, in Essays und Abhandlungen die künstlerische Berechtigung und den ästhetischen Wert ihrer neuen Dichtungsart zu rechtfertigen. Redner wendet sich speziell gegen die Abhandlung Zolas und wies die Haltlosigkeit seiner Ansichten treffend nach. Wie aber immer, wo viel Schatten ist, auch das Licht nicht fehlt, so war Redner auch hier imstande, einige Vorzüge der naturalistischen Dichtung nachzuweisen. Diese bestehen einerseits darin, daß dieselbe im Gegensatze zu der allzu gekünstelten, psychologisch allzu fein ausgemalten Darstellung, wie wir sie z. B. bei Paul Heyse finden, mehr zur Einfachheit und Natürlichkeit zurückkehrt und zweitens, daß sie das wohl anzuerkennende Bestreben hat, die großen Fragen, welche unsere Zeit bewegen und welche der Fortschritt der Kultur am Ende des 19. Jahrhunderts aufgeworfen hat, mehr zu verallgemeinern

und einem großen Publikum zugänglich zu machen.

„Der geistreiche und hochinteressante Vortrag wurde mit gespanntester Aufmerksamkeit verfolgt. Und in der That gelang es Herrn Professor Volkelt in seinem Vortrage diese jeden Gebildeten in hohem Grade interssierende Frage nach allen Seiten zu beleuchten. Seine Ausführungen ernteten den wohlverdienten, reichlichen Beifall."

Soweit der Bericht der Neuen Würzb. Zeitung. Wir wollen dem Herru Professor seine gegen uns erhobenen Vorwürfe, wie die Unrichtigkeiten und Widersprüche, in die er sich verwickelt, nicht zu hoch anrechnen. Wir sind von seinen ästhetisierenden Kollegen Schlimmeres gewohnt. Das Falsche der Volkeltschen Behauptungen werden unsere aufmerksamen Leser selbst zu erkennen und zu berichtigen wissen. Wir können uns der Hoffnung nicht verschließen, daß Herr Prof. Volkelt, durch sorgfältiges Studium und fortgesetzte Beobachtung unserer vaterländischen Litteratur- und Kunstbewegung zu besserer Einsicht gelangt, aus eigenem Antriebe die Gelegenheit ergreifen wird, seine Fehler gut zu machen und an seinem Teile beizutragen, das deutsche Volk über den modernen Realismus in zuverlässiger, gewissenhafter Weise aufzuklären. Ja, unsere Hoffnung geht noch weiter: wir sehen die Zeit nicht ferne, wo Professor Volkelt, der, ein angehender Vierziger, noch nicht in der akademischen Schablone verknöchert, auf der Seite unserer erklärten Freunde und Förderer stehen wird. Die berühmte Würzburger Hochschule wird dann die neue Auszeichnung genießen, in ihrem Professor Volkelt einen der ersten akademischen Bannerträger jener neuen Kunstlehre zu besitzen, der die Zukunft gehört.

Ein neues Heilszeichen für den siegreichen Fortschritt unserer Sache kommt uns aus der Ostmark des deutschen Sprachreiches, die vor einem Monat mit großem Glanz ins Leben getretene, litterarisch und finanziell gleich gut fundierte Monatsschrift „Moderne Dichtung". Als Herausgeber zeichnet E. M. Kafka, als Redakteur Michel Constantin, als Verleger Rudolf Rohrer in Brünn. Das inholtreiche und vornehm ausgestattete erste Heft macht einen ganz vorzüglichen Eindruck. Von unserer „Gesellschaft" unterscheidet sie sich durch geringeren Umfang und durch Beschränkung auf Dichtung und Kritik (also Ausschluß der bildenden Künste und der mit der realistischen Bewegung in Beziehung stehenden ethischen und sozialen Reformfragen), ist jedoch eines Sinnes, einer Überzeugung und eines Strebens mit ihr in allen Angelegenheiten unseres realistischen Schrifttums. Diese Einigkeit des Geistes und der Ziele erhebt sie zu unserer willkommensten Mitkämpferin. Mit dieser „Modernen Dichtung" hat das deutschlitterarische Österreich ein Organ ersten Ranges gewonnen. Hat einmal auch die deutsch-litterarische Schweiz ihre realistische Zeitschrift, dann können wir den litterarischen Dreibund im deutschen Sprachreiche gründen. Glück auf!

Fritz Hammer.

Unehrlich Handwerk.

Es ist uns angenehm, den Lesern der — „Köln. Ztg." mitteilen zu können, daß die anständige Presse in der von uns im Januarheft der „Gesellschaft" S. 188 anhängig gemachten Sache bereits gegen das unehrliche Kritikhandwerk des rheinischen Blattes zu Felde gezogen ist und die ehrenwerten Schreibhandwerker mit blutigen Köpfen heimgeschickt hat. Wir können uns daher darauf beschränken, zum Abschluß der Geschichte folgenden kurzen Artikel des Herrn Colline aus Schaumbergers vorzüglicher Wochenschrift „Münchener Kunst" Jahrg. I, Nr. 4 einfach für unsere Leser nachzudrucken:

„Wer etwa für eine stilistische Mustersammlung ein Beispiel suchte für die Kritik, wie sie nicht beschaffen sein soll, der fände ein famoses Prachtexemplar dieser Gattung in einem ‚Der Roman der Neuesten‘ überschriebenen Artikel, welcher sich unlängst in den Spalten der ‚Kölnischen Zeitung‘ breit machte. Es hat freilich nichts Verwunderliches, daß in diesem Blatte, in welchem die Menschenfresserei bekanntlich vom Standpunkte der Schneidigkeit als etwas ganz Famoses, Tüchtiges erklärt wurde, auch die Geisteskinder deutscher Schriftsteller mit Haut und Haaren aufgefressen werden. Und wer wäre geeigneter zum Verschlingen, als die sogenannten ‚Neuesten‘, deren kühn-kräftiges, frisch-fröhliches Schaffen der gesamten litterarischen Mittelmäßigkeit Germaniens ein Dorn im Auge ist. Der Blechritter der Kölnischen Zeitung, der sich zur Helmzier einen Widerhaken erwählt hat, entwickelt aber einen wahren Heißhunger: Gleich zwei der ‚Neuesten‘ verschlingt er auf einmal, unseren M. G. Conrad, vor dem sich alle schwachen Seelen bekreuzen und den Berliner Conrad Alberti, der ihnen nicht minder fatal ist, weil er ebenfalls den Mut besitzt, wahr zu sein.

In der ‚Münchener Kunst‘ soll dieser Wackere einer Antwort nur gewürdigt werden, betreffs des Conradschen Romans ‚Die klugen Jungfrauen‘, über welchen er ebenso oberflächlich wie albern urteilt. Die erstere Eigenschaft ergiebt sich schon aus dem Umstande, daß er die Werke Albertis und Conrads zusammenwirft, welche in fast jeder Hinsicht verschieden sind: verschieden schon in der Technik, verschieden in ihren Zielen, verschieden in der ganzen Art der Erzählung, Komposition, Charakterschilderung. Aber da beide Werke das Bestreben bekunden, die Wahrheit wiederzugeben, so wie sie sich darstellt im Innern ihrer Autoren, je nach dem verschiedenen Temperament der Beiden, so ist es natürlich für diesen Durchschnittsbeurteiler, der am Worte Realismus klebt, wie eine Raupe an dem Blatte, welches sie auffressen will, selbstverständlich, daß er sie beide miteinander in demselben Topf schmoren läßt zu besserer Zubereitung. Das ist schon überaus kläglich und für einen Menschen mit Wahrheitsgefühl unsagbar widerwärtig, aber die Folgen dieser oberflächlichen, wahrheitswidrigen Vermengung sind noch abstoßender. Der Zwang, Gemeinsames herauszufinden, wo fast nichts Gemeinsames ist, bewegt diesen Recensenten — wir hüten uns wohl, den Ehrennamen: Kritiker zu mißbrauchen — die beiden Bücher nicht, wie es sich nach Vernunft und Anstand gebührte, als Werke an sich, als Ergüsse einer individuellen Künstlernatur zu betrachten, sondern sie aus der beliebten Vogelperspektive des ‚höheren‘ Standpunktes zu nehmen. Da sollen denn immer alle möglichen Mängel Beiden in gleicher Weise anhaften. Ist es z. B. teilweise berechtigt, dem Albertischen Romane gewisse Anlehnungen an die Tendenzromane der alten Schule und daraus hervorgehende Fehler im Aufbau, sowie Übertriebenheiten in malam partem vorzuwerfen, so wendet der gewandte kritische Taschenspieler natürlich diesen Vorwurf höchst unwahrhaftiger Weise auch auf Conrad an. Diese Künste kann man mit keinem parlamentarischen Ausdruck bezeichnen, — es ist auch allzu widerwärtig, des Näheren auf solche Praktiken der Entstellung einzugehen, abzusehen davon, daß sich diese allgemeinen Bemerkungen über die ‚Zolamanier‘, über die ‚Armut und Eintönigkeit des lärmerischen Scheinrealismus‘, über den ‚Mangel an breitem Erfahrungs-Boden‘ und was derartige Phrasen mehr sind, durch allzu ehrwür-

diges und bereits kindisch gewordenes Alter auszeichnen. Bezeichnend nur ist die Thatsache, daß auch dieser gewissenhafte kritische Nachrichter sich selbst leise als Anhänger des echten Realismus bekennt, hinsichtlich dessen Beschaffenheit er jedoch nichts verrät. Vielleicht ist es der Realismus des Auslandes, der natürlich ‚echt' ist im Gegensatz zum deutschen, da diese tapferen Germanen immer ganz unbewußt die verschiedene Meinung hegen, die Deutschen könnten doch nur nachahmen. — Und nun die eigentliche Besprechung des Conradschen Romanes. Da bildet sich natürlich der in den jämmerlichen Begriffen litterarischer Ehrlichkeit aufgewachsene Mensch ein, es müsse eine Analyse, ein Eingehen auf die dichterischen Intentionen, oder wenigstens nur in klaren, *wahren* Zügen eine Wesensschilderung nach Gehalt und Ausführung geboten werden. Nichts von alledem, nichts, nichts: *nur Behauptungen*, welche einesteils ein sehr geringes Auffassungsvermögen des armen Recensenten beweisen, während sie anderseits durch Stärke des Ausdrucks ihr Manko an Geistesinhalt zu ersetzen suchen. Die Bemerkungen über den spezifisch Münchener Charakter des Conradschen Romans, der sich angeblich niemals zu ‚typischer Allgemeingelttung herausgestaltet', sind das, was man gemeinhin *albern* zu nennen pflegt. Die Behauptung, daß kein scharfes Ortsbildnis in dem Roman gegeben sei, macht es jedem Kenner Münchens und dieses Romans zur Gewißheit, daß der beklagenswerte Mann mit dem Widerhaken als Devisezeichen an *Stumpfheit der Auffassungsorgane* leidet. Das eingeworfene Löbchen von dem ‚etwas, das den Leser an Jean Paul erinnern könnte' zeugt von einer sonderbaren Auffassung Jean Paulschen Geistes sowohl als von der Gabe höchst phantasiereichen Vergleichens. Die Kennzeichnung der charaktervollen Ausdrucksweise Conrads als ‚Münchener Bierbankstil' ist *komisch und toll* zugleich —. Aber geradezu *verleumderisch ist es*, wenn dieser Herr im Dunklen den deutschen Schriftsteller Conrad, welcher mit der Sprache der Überzeugung und mit Darangabe aller seiner Fähigkeiten einen ehrlichen rühmlichen Kampf für Wahrheit und Licht gegen Lüge und Finsternis kämpft, als ‚gewerbsmäßigen Raisoneur' bezeichnet.

Mit diesem Ausdruck hört jede Spur von Kritik auf, und es beginnt die allergewöhnlichste Beleidigung. — Deshalb auch der Ton *dieser* Entgegnung. Mit Leuten, welche sich vor derlei Angriffen nicht scheuen, kann man nicht anders verfahren. Selbst das *Mitleid mit der geistigen Armut* hält da nicht Stand, welches an sich geboten hätte, mit Stillschweigen über die schlecht stilisierten Ausbrüche neidischer Nichtskönner hinwegzublicken. Diese Leute, welche nicht das Zeug dazu haben, sich an den Bethätigungen eines freien, wahrheitsstrebenden Künstlergeistes zu erfreuen, sind ja an sich zu bedauern. Greifen sie aber zu den *verwerflichen Mitteln der Ehrabschneiderei*, so ist es Recht und Pflicht, sie beim rechten Namen zu nennen, obwohl sie schwach von Geiste sind. *Colline*."

Zum Schlusse noch dies zur Kennzeichnung deutscher Treue und Ehrlichkeit in litterarischen Fehden, wie sie von den oben geschilderten Kritikern einem aufgezwungen zu werden pflegen: die abgeführten Herren werden bei erster Gelegenheit den Spieß umkehren und in schamloser Verdrehung der Wahrheit dem Publikum verkündigen: „Da seht hin auf diese Naturalisten, kein ehrlicher Mensch, kein Verfechter der schönen Wahrhaftigkeit kann seines Amtes walten, ohne von ihnen angefallen und insultiert zu werden!"

M. G. *Conrad*.

Romane und Novellen.

Josua. Eine Erzählung aus biblischer Zeit von Georg Ebers. (Deutsche Verlags-Anstalt.) Der Herr Professor Ebers hat bekanntlich schon viele stilvolle Romane verbrochen, aber ein solches Meisterwerk der Unnatur und Geschmacklosigkeit wie sein neuestes Opus „Josua" ist ihm bisher doch noch nicht gelungen. Wer sich auch nur noch das kleinste Körnchen von gesundem Menschenverstand, nur noch ein ganz klein wenig Beobachtungsgabe und Sinn für dichterische Gestaltungskunst bewahrt hat, muß einfach starr stehen vor dieser Cheopspyramide gouvernantenhaft-professorlicher Abgeschmacktheit. —

Bei Besprechung eines so hervorragenden Artikels der litterarischen Weihnachtsbücherfabrikationsindustrie — man verzeihe mir gütigst die Wortmisgeburten; aber 400 Druckseiten Eberscher „Poesie" regen unwillkürlich zu dergleichen an — muß natürlich zuerst das Wichtigste erwähnt werden, nämlich — der Einband. Meister Buchbinder hat denn auch entschieden seine Pflicht gethan. Der Buchdeckel des mir vorliegenden Exemplares — es trägt die Marke des K. F. Köhlerschen Barsortimentes in Leipzig — zeigt eine polychromgehaltene, egyptische Stele mit dem Namen „Josua" und dem unvermeidlichen geflügelten Sonnenrade. Die Linearornamentik und die allerdings etwas zu groß geratene Lotosblumenpalmette lassen auf eingehende Stilstudien schließen. Den Rücken zieren fünf aus einem Wellengrunde hervorwachsende, schlanke Lotosstengel. Dieser Einband hat auf jeden Fall seinen Zweck erfüllt; d. h. er hat den mit dem Buche Beschenkten Gelegenheit gegeben, ihr kunstgeschichtliches Wissen mehr oder weniger geistreich zutage zu fördern und wird, was die Hauptsache ist, Käufer angelockt haben. Für tadellosen Druck und schönes Papier sorgte die „Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien". So hat sich denn das Buch unter den verschiedenen Tannenbäumen gewiß recht hübsch ausgenommen.

Nachdem diese Hauptsache ihre gebührende Würdigung gefunden, können wir uns nunmehr auch mit dem Inhalt beschäftigen. Da dieser aber sowohl für die Produzenten (Autor, Verleger) als auch für die Konsumenten (Käufer, Leser) jedenfalls von weitaus geringerer Bedeutung ist als die Ausstattung, so wird es uns gewiß niemand verübeln, wenn wir diesem nebensächlichen Teile der Eberschen Weihnachtsgabe weniger Anerkennung zollen.

Der Herr Professor hat, wie er uns in seinem Vorworte mit bescheidenem Stolze berichtet, den Entwurf des Josua seinerzeit auf dem Kamele konzipiert. Wie weit der persönliche Anteil des „Schiffes der Wüste" an seinem Opus reicht, sagt er uns allerdings nicht, und auch wir wollen diesen interessanten Punkt künftigen Düntzern zu erforschen überlassen. Zuerst aber muß ein verzeihlicher Irrtum berichtigt werden, in welchen man beim Lesen des Titels nur allzuleicht verfällt. Bei dem Namen Josua denkt man natürlich zuerst an die Eroberung des heiligen Landes. Davon handelt aber das Buch nicht, sondern vom Auszug der Kinder Israel aus Egypten. Der Roman beginnt mit dem Sterben der egyptischen Erstgeburt und endet mit der Amalekiterschlacht vor der Gesetzgebung. Das ist jedenfalls eine ganz nette Überraschung, die der Herr Professor den Lesern bereitet; dadurch gewinnt das Buch zudem eine anheimelnde Ähnlichkeit mit den, besonders zur Weihnachtszeit so beliebten Attrappen.

Ob man den Exodus, wie die neuere Bibelforschung thut, in das Reich der Sage verweist, oder ihn, wie Herr Ebers, als historisches Faktum bestehen läßt, gilt im vorliegenden Falle gleich;

jedenfalls aber besitzen wir in der biblischen Erzählung dieser Begebenheiten eine gewaltige Epopöe von ursprünglicher Kraft und erhabener Schönheit, aus welcher die eherne Gestalt des Moses fast übermenschlich hervorragt. Wer diese Gestalt dichterisch bezwingen wollte, der müßte ein ganzer Mann und ein gewaltiger Meister sein. Herr Ebers scheint denn auch wohl gefühlt zu haben, daß er sich an diesen Koloß nicht heranwagen dürfe; er ließ daher den Moses einfach weg. Nur zweimal erblicken wir ihn in ganz konventionellen Situationen: einmal wie er am roten Meer einen Stab ausstreckt, das andere Mal im Gebet während der Amalekiterschlacht, wo Aaron und Hur seine ermüdenden Arme stützen. Eigentlich handelnd tritt er nirgends auf. Ein solches Beiseiteschieben der Hauptgestalt ist natürlich recht bequem. Herr Ebers verfährt eben hier nach dem bewährten Recept des Schlachtenmalers aus den „Fliegenden Blättern", der alles was er nicht malen konnte in Pulverdampf einzuhüllen pflegte. Was wird aber dabei aus der gewaltigen biblischen Erzählung? Eine ganz erbärmliche, ganz gottesjämmerliche Liebes- und Intriguengeschichte. Die Leser der „Gesellschaft" sollen nicht mit der unendlich geschmacklosen „Handlung" behelligt werden. Zudem würde ich durch ein einfaches, des Ebersschen Schwulstes entkleidetes Referat, unfehlbar in den diesmal unverdienten Verdacht kommen, zu parodieren. Den Mittelpunkt des Buches bildet Josua. Aber wie sieht der biblische Held aus? Freuet euch und schlaget höher, ihr Backfischherzchen! denn vor euch steht ein schmucker, schneidiger, preußischer — pardon! wollte sagen egyptischer Lieutenant, dem nichts fehlt als das Monocle, welches schöne Ding leider zu Menephtahs Zeiten noch nicht gebräuchlich war. Sonst stimmt aber alles. Helm und Metallbuckeln sind blank geputzt und wenn man diesen Offizier im Heere des Pharao über das Dienstreglement oder die höhere Würde des Militärstandes reden hört, so glaubt man, er sei bei der „Tante Voß" oder der „Norddeutschen Allgemeinen" in die Schule gegangen. Sein kolossales Point d'honneur, wofür die Egypter, wie es scheint, gar kein rechtes Verständnis gehabt haben, bringt ihn übrigens in recht fatale Situationen. Er wird sogar als Staatsgefangener in die Kupferbergwerke abgeführt. Nachdem ihm die Israeliten, voran sein schöner Neffe Ephraim, aus dieser unangenehmen Lage befreit haben, bringt er innerhalb weniger Tage dem verwahrlosten jüdischen Gesindel so viel Schneid bei, daß er mit demselben unter Ausführung präciser militärischer Evolutionen die Amalekiter schlagen kann und sich der Leser nur wundert, daß dieses große Ereignis nicht mit einem schönausgerichteten, strammen Parademarsch schließt. Daß der schneidige Josua auch Herzen bricht, versteht sich von selbst. Seine Neigung schwankte zwischen der feinen egyptischen Salondame Kasana und der jüdischen Prophetin Mirjam, deren biblisches Alter von ca. 90 Jahren Ebers gütig in blühende Jugend verwandelte. Josua kriegt aber leider keine von beiden. Die launenhafte und eitle Mirjam nimmt den alten Hur, sobald sie gewahr wird, daß dieser und nicht Josua, den Oberbefehl über die jüdische Streitmacht erhält. Sie will halt unter allen Umständen Frau Generalin werden und ärgert sich grün und gelb, wie nachher Josua ihren Mann dennoch aus seiner Stellung verdrängt. Die arme Kasana aber, die auf den unglücklichen Einfall kam, dem Heere des Pharao mit den „Nebenweibern", wie sich Ebers zartfühlend ausdrückt, zu folgen, muß leider im roten Meere ertrinken, und, nachdem sie noch fast lebendig aufgefischt worden, von einer rabiaten Jüdin überdies noch

ganz zu Tod erstochen werden. Glücklicherweise behält sie gerade noch so viel Zeit, dem Josua sagen zu lassen, daß sie ihn furchtbar geliebt habe und daß sie eigentlich auch tugendhaft sei; sie habe sich, nur um ihn zu retten, mit dem nach der Krone strebenden Prinzen Siptah allerdings etwas stark eingelassen, wobei sie leider von dem unschuldigen und schönen Ephraim belauscht worden. Aber erst dieser Wunderknabe Ephraim! Womit soll ich beginnen, um seine strahlende Schönheit würdig zu beschreiben? Alles was einem tanzstundenbesuchenden Backfisch das Herz erfreuen und die Sinne kitzeln mag, ist über dieses ideale Zuckerpüppchen ausgegossen. Da fehlen weder die blitzenden Augen, noch die schlanke Gestalt, noch die üppigen schwarzen Locken; sogar der nackte, geschmeidige Oberleib und der breite Goldreif am sehnigen und doch so zierlichen Oberarm müssen ihre Wirkung thun. Und wie glühend er die schöne Kasana anschmachtet! Wenn er sie lange angeschaut, weiß er sich vor — na sagen wir vor zurückgedrängter Liebesglut gar nicht mehr zu helfen und fällt einmal über das andere in Ohnmacht. Der arme Junge! Und dabei ist er natürlich ein ganz fabelhafter Held. Ohne seinen unglaublichen Eifer wären die Juden trotz der wunderbaren Hilfe ihres Gottes Jehova gar nicht durchs rote Meer gekommen. Herr Ebers ist wirklich recht grausam, daß er ihm zum Lohne nicht wenigstens die schöne Kasana oder irgend ein anderes Mägdelein bewilligt. Der Pharao Menephtah gleicht ganz einem burleskdämlichen Operettenkönig, da er mit der liebenswürdigen Angewohnheit behaftet ist, Sätze, die ihm seine Minister vorgesagt, einige Dutzendmal stumpfsinnig zu wiederholen. Unter solchen Fratzengestalten bewegt sich die Ebers'sche Exoduserzählung. So schändet Ebers die heiligsten Sagen desjenigen Volkes, dem er selbst entstammt! Mir gilt die Bibel, und besonders das alte Testament keineswegs als heiliges Buch; dennoch kann ich nicht laut genug protestieren gegen eine solche elende Verballhornung des nicht nur durch sein ehrwürdiges Alter, sondern auch durch hohe dichterische Schönheit ausgezeichneten zweiten Buches Mose. Sehr unangenehm berührt auch der ganz unpassende Hinweis auf den zweiten Jehoschua, d. h. auf Christus.

Und ein solches Machwerk erlebt, wie berichtet wird, innerhalb vierzehn Tagen sieben Auflagen! Das ist einfach eine Schande für den deutschen Geist. Wann endlich wird es bei uns tagen?

Hans Merian.

Kismet. Novellen von Jesko von Puttkamer. Verlag von Julius Brehse, Leipzig. 199 S. Das kleine, elegante Buch enthält in sieben Nummern allerlei fesselnde längere und kürzere novellistische Studien, deren ausgeführteste in Ungarn spielt und dem Bande den Titel leiht. Die übrigen Geschichten spielen ein wenig überall und nirgends, trotz des ersichtlichen Bemühens des gewandten Erzählers, dem Leser Lokalfarbe und ethnologische Charakterzeichnung vorzudichten. Man wehrt sich auch gar nicht gegen diesen Täuschungsversuch, zumal derselbe in jenem leichten Ton gemacht wird, welcher in den internationalen Salons die fabulierenden Vorspiegelungen so angenehm erscheinen läßt. Dieser gut getroffene internationale Salon-Fabulier-Ton ist das eigentlich Realistische an dem Buche. Selbstverständlich — cela va sans dire — sind in demselben die Frauengestalten mit sehr viel Liebe und Phantasie behandelt und möglichst plastisch herausgearbeitet. Anmutige Chic-Litteratur.

Die rote Gräfin. Roman in drei Bänden von Otfried Mylius. Leipzig, W. Friedrich. Die Heldin kam als rot-

haariges illegitimes Kind eines Menschen zur Welt, der hauptsächlich Graf und nebenbei nach irgend etwas Diplomatisches war und aus Standes- und Amtsrücksichten glaubte, sein Kind verleugnen zu müssen. Äußerlich also ein adeliger Biedermann und nobler Beamter, innerlich ein energieloser Lump. Das vaterlose rothaarige Mädel erwartet nun auch ein Leben, das ganz darnach ist; ganz abgesehen davon, daß die außereheliche Rothaarige schon als Romanfigur älteren Stils die verschiedensten und merkwürdigsten Schicksale zu erleben sozusagen verpflichtet ist. Die Reihenfolge ist ungefähr so: zuerst bäuerliches Gärtnersmädel; dann Frau eines jungen Offiziers — der natürlich treulos ist —; dann bei Kunstreitern und selbst Kunstreiterin; dann im Hause ihrer wirklichen Großmutter, einer altadeligen Italienerin in Rom mit zahlreicher geistlicher Verwandtschaft; dann eine Testamentsaffaire; dann alleinstehende, vermögliche Wittwe, bis sie schließlich wieder den Wittwen- mit dem Ehestand an der Seite eines armen Schriftstellers vertauscht. Dies alles in möglichst raschem Tempo, wie sich's für einen auf Abwechslung und Spannung angelegten Roman schickt. Es verdient jedoch hervorgehoben zu werden, daß viel gute Lebensbeobachtung im Einzelnen hineingearbeitet und der Erzählton behend und flüssig ist. Neben die Darstellung eines modernen realistischen Gesellschaftsromans gehalten, muß die Schreibweise der „roten Gräfin" freilich etwas veraltet anmuten. Auffallend sind die zahlreichen Wiederholungen einzelner Worte und Redewendungen, ja ganzer Sätze — um so auffallender, als diese Wiederholungen durch keine künstlerische Absicht begründet erscheinen. Also offenbar aus Flüchtigkeit. In der Hitze des Gefechts kommen ja solche Dinge vor. Zum Beispiel passiert es Heiberg in seinem neuesten Roman „Schulter an Schulter", daß eine seiner Figuren, eine gewisse Frau Doktor Kartheuser, sich im Laufe der eifrigen Erzählung aus einer Bella in eine Blanka verwandelt, ohne daß dem Leser von einer standesamtlichen Umtaufe der betreffenden Dame etwas mitgeteilt wird. Das vollzieht sich so ganz unter der Hand. In einem überwiegend humoristischen Romane mit seinen meisterhaften Kinderszenen und fesselnden Einzelheiten wie hier in „Schulter an Schulter" ist der Leser dermaßen in Atem, daß er's zuerst gar nicht merkt, wie ihm für eine Bella eine Blanka untergeschoben wird.

Marie Conrad.

Niemals wurde die Familienblätter-Belletristik schlauer und pikanter genasführt als durch den Roman von Hartl-Mitius „Odysseus im Salon". (Verlagsanstalt in Stuttgart.) Nichts Ehrbareres und Poetischeres für den Büchertisch des guten deutschen Hauses als dieser „Odysseus", aber mit seinem standesamtlichen Namen Graf Tettenborn! Und die sechs nach Gemälden angefertigten Porträts, die den Band zieren, die Bildnisse der odysseusschen Liebchen: der Backfisch Klarissa, die pariser Grisette Marguerite, die russische Abenteuerin Lydia Boroff, die Tänzerin Manuele Granja, die Odaliske Mihri, zum Schluß die Gräfin Tettenborn selbst, d. i. die zum legitimen Eheweib aufgesparte einstige backfischliche Kousine Klarissa — kann man sich ein erlaubteres Schaugericht des Ewigweiblichen und Ewiggeliebten auf dem vornehmen Büchertisch vorstellen, sintemal alles so ordnungsgemäß ausgeht und Held Odysseus seine Jugendgeliebte als eheliches Gemahl heimführt? Seine Irrfahrten? Seine internationalen Liebschaften? Mein Gott, die Jugend muß sich austoben — die männliche Jugend, versteht sich, und, was sich wieder von selbst versteht: mit den Mädchen und

Frauen der Anderen, die am Schlusse nicht mehr zählen, sobald der Ausgetobte in den sicheren Hafen der sakramentalen Ehe einläuft. Und während der männlichen Austobungsperiode sitzt das vom gütigen Schicksal und der guten bürgerlichen Ordnung zur sakrosankten Ehe vorbestimmte Jungfräulein züchtiglich und minniglich am Ozean seiner Träume, spielt keusch mit den kleinen Muscheln und dergleichen und wartet und wartet in holdseliger Unschuld — bis der ersehnte Odysseus im Hafen einläuft mit seinen bunten Wimpeln. Das versteht sich am Rande. Und später, vielleicht als Zukost zu den leckeren Schmausereien der Flitterwochen, erzählt Gatte Odysseus seine hübschen, romantischen Abenteuer seinem süßen, klugen Weibchen. Ach Gott ja, jetzt kann man wohl davon erzählen, es war ja eigentlich nichts Schlimmes dahinter, lauter unschuldige, himmelblaue Romantik ohne Konsequenzen, ohne Störungen für das eheliche Glück! Na also! Das ist die angenehme Moral der netten, gesellschaftsüblichen Austobungsgeschichte. Ein Feigenblatt darüber für die pedantischen Sittlichkeitsschnüffler und Moralsetzer — und der Himmel des heiligen Ehestandes hängt nach wie vor voll Geigen.

Frau Hartl-Mitius macht sich den geistreichen Spaß, besagtes Feigenblatt ein wenig zu lüften und der gespannt lauschenden christlichgermanischen Familie zu vermelden, daß wirklich nichts dahinter ist als unschuldige, himmelblaue Romantik, als erlaubte Austobungswunder. Wollte aber irgend ein geriebener Thebaner, wie solche auch hie und da in christlichgermanischen Familien in bescheidenen Exemplaren vorzukommen pflegen, ein wenig blinzeln oder zweideutig lächeln: „Aha, jetzt kommt's!" so tippt die schlaue Erzählerin auf das Feigenblatt — und es kommt wirklich nichts, was ein sittiglich Gemüt kränken könnte. Nur zarte Ahnungen sind erlaubt und Gedanken zollfrei.

Und also schließt das tugendsame Buch auf S. 339: „Odysseus hat seine Irrfahrten vollendet, er ist im Hafen der Ruhe angekommen, und wenn er sich auch nicht immer mit Stricken an das Schiff binden ließ, um den Lockungen der Sirenen zu entgehen, so war ihm der Himmel doch gnädig gesinnt, denn er gab ihm ein kluges Weib und mit ihm sicher den größten Schatz auf Erden."

Wie eingangs gesagt: Niemals wurde die Familienblätter-Belletristik schlauer und pikanter genasführt als durch den Roman der Frau Hartl-Mitius „Odysseus im Salon". Das Buch ist in Stil und Ton und Fabelei die blutigste Satyre auf die äußere Wohlanständigkeit und innere Korruptheit des Liebeslebens und der Geschlechtermoral der tonangebenden Gesellschaft, ein dämonischer Hohn auf die ganze Fable convenue unseres Familienlebens und seiner schönen Litteratur.

M. G. Conrad.

Die weiße Frau von Fritz Lienhard (Pierson, Dresden). Nachdem sich der geistvolle Lienhard mit seinem trefflichen dramatischen Erstling „Naphtali" eingeführt, bekundet er in dieser zweiten Hervorbringung freilich noch völlig den Anfänger. Es sind Selbstbekenntnisse in loser Tagebuchform und die schwachen Ansätze zum Novellistischen darin verraten noch keine Ahnung irgendeiner „Technik". Doch macht der Verfasser auch keinen Anspruch darauf, denn er gesteht S. 119: „Was dem begnadeten Dichter ein pathologisch-symbolisches Werk ist, das sind dem unbegnadeten diese abgerissenen Notizen." Und es fällt mir am wenigsten ein, einem jungen Feuerkopf von Technik zu reden, der S. 109 folgendes Bekenntnis schreibt: „Der Dichter, den ich unlängst kennen gelernt ... ich finde kaum Ruhe, diese ernsten erhabenen Dichtungen

zu durchfliegen. Diese Ruhe, die mitten im nervösen Hasten der Weltstadt unsern Geist klar, sehend, stark macht! Wie der Steuermann, der im Orkan doppelt die Sehnen strafft! Wie Napoleon, der im Schlachtendonner die Arme kreuzte und ruhiger denn je Befehle gab . . . Angesichts dieses höchsten Zwecks der Poesie ... wie unwürdig ist das hämische Mäkeln an Kunstform und Technik." Wenn ein künstlerischer Wert auch diesen gestaltungs- und handlungslosen Tagebuchaphorismen nicht innewohnt, so muß die ethisch-philosophische Vertiefung doch ehrliche Achtung erregen, obschon auch sie nur in Umrissen und Ansätzen stecken bleibt. Dies Tagebuch schildert einen jungen Provinzialen, der als Idealist und Christ nach Berlin kommt und als gestrandeter Darwinist in finstrer Resignation sich bescheidet. „Das Charakteristikum dieser Epoche ist Stumpfsinn und Verdummung... Spar' Deine Revolution der Litteratur, Du Zorngewaltigster der Modernen! Der Preßbengel setzt eine vier Spalten lange Rezension in sein Blatt ... Himmel und Erde werden vergehen, ja, aber diese Rotte nicht." Der Mann hat ja so Recht. Doch hoffen wir dem begabten Verfasser bald wieder auf dem Gebiet des Dramas zu begegnen, wo er ja verheißungsvoll begann. Karl Bleibtreu.

Die Prätendentin. Historischer Roman aus der Zeit Katharina II. von Alexander Clinda. (Freiburg i. B., Adolf Kiepert.)

Der interessante Roman, der eine gründliche Kenntnis der russischen Zustände als Basis aufweist, spielt zur Regierungszeit der Zarin Katharina II. und schildert die Üppigkeit und Verdorbenheit der damaligen Adels- und Diplomatenkreise mit glühenden Farben. Der Verfasser verrät in dem Roman ein ungewöhnliches Erzählertalent und versteht es außerdem, das Interesse des Lesers bis zur letzten Seite seines Buches zu spannen und zu fesseln.

In der prächtigen Sammlung von Kapitän Marryats Romanen, die bei Carl Zieger Nachf. in Berlin erscheint, gelangten neuerdings Band 3 und 4 zur Ausgabe, enthaltend die Romane „Mitshipman Easy" und Die Sendung — Drei Kutter. Wir empfehlen die Kollektion wiederholt unseren Lesern aufs beste.

Dramen.

Thronfolger und Jesuit von G. Bunzeck, Weimar, Selbstverlag des Verfassers. „Der Schulze von Gabelbach". Volksstück von demselben, ebenda, Kommissionsverlag von Theleman. — Der Autor beruft sich auf „Reval. d. Litt." S. 12 Zeile 5 ff. Bei dem erstgenannten nach recht unreifen Versuch, in jammervollen Jamben, ist diese Berufung zurückzuweisen, bei der zweitgenannten Arbeit wird dagegen eine dramatische Begabung in lebendiger Darstellung bewegter Zustände offenbar. Abwarten! — Recht eigenartig tritt uns ein homo novus, F. Duckmeyer, entgegen in seinem wirren Drama „Pietro Aretino", wo aber doch eine gewisse Glut jugendlich ungestümer Leidenschaft anspricht. Auch das Drama „Spurius Carvilius Ruga" (beide Stücke im Kommissionsverlag bei Paul Schettlers Erben in Cöthen) mit seinem Motto aus Ihering verrät in der Stoffwahl ein kühnes Streben. Viel zu wünschen läßt die Form in desselben Verfassers Gedichten „Josef und Arvid", aber auch hier tritt befremdend und anmutend eine selbständige Persönlichkeit vor uns hin.

Henriette Maréchal. Von Gebrüder Goncourt. Deutsch von Fritz Mauthner. Verlag von S. Fischer. Aufgeführt an der „Freien Bühne". — Also dies ist das realistisch-naturalistische

Meisterwerk, das uns nicht eilig genug vorgeführt werden konnte? Ein boshafter Witzling meinte: Das Ding ist beinah so schlecht, als ob es Mauthner selbst geschrieben hätte! Nun, eine recht erfreuliche Förderung deutscher Dichtkunst, das muß man sagen. Und alle Wertschätzung für den begabten Mauthner, dessen zügelloser Witz sich nur allzu sklavisch in den Dienst des allerältesten „Künstlertums" stellte, hilft uns nicht fort über eine solche Formlosigkeit der ästhetischen Auffassung.

Wie kann sich freilich heut überhaupt ein Dichter entwickeln, heut, wo alles und alles nur Geschäft! Das Talent selbst steht hilflos da, wenn es sich nicht praktisch durchzusetzen weiß. Deshalb sagt ein englischer Autor mit Recht: „Circumstance is so odd and cruel a thing. It is wholly apart from talent". Genie thut so wenig für einen Mann, wenn er nicht versteht, die Gelegenheit zu ergreifen oder herbei zu locken. Wer scheu, schweigsam und zaghaft wie ein echter Künstler, wessen Persönlichkeit nicht Reklame für ihn macht, wer ohne die falsche Liebenswürdigkeit der Welt, — der kann heutzutage das Genie eines Shakespeare oder Michel Angelo in sich tragen, ohne daß je auch nur ein Strahl des Erfolges auf ihn fällt. Die harmlose und unwissende „Welt" lernt das nie und ob es ihr hundertmal gepredigt wurde. Bei jedem neuen Fall schwört sie gewissermaßen: „Das soll nie wieder vorkommen" und es kommt doch immer und immer wieder vor. Und da soll man es dem verhöhnten und verkannten Talent verargen, wenn es endlich die Geduld verliert und in seiner Weise Rache nimmt für die erlittene Unbill, wenn es im Bewußtsein seines Rechts seinen vollen Wert betont! Und da soll man sich wundern, wenn unsere deutschen Dichter, auf Schritt und Tritt von Kabalen und Attentaten bedroht, endlich selbst in einen pathologischen Zustand hineingeraten? In der Diplomatie des litterarischen Marktgetriebes schätzt man uns nur in dem Maße, wie man von uns etwas für seine Interessen abkratzen kann. In der Hausse und Baisse, dem zwerghaften Guerillakrieg der Journalistik besteht eine solche Verschiebung aller wirklichen Verdienste, ja sogar aller wirklichen „Ruhm"-Verhältnisse, daß Dichter, deren Namen man in ganz Europa kennt, als ephemere Radau-Brüder ausgegeben werden und obscure Nullen als „bekannte" oder „berühmte Autoren" gelten. Jetzt haben wir nun eine neue Berühmtheit: den jungen Gerhart Hauptmann. Mit dem verächtlichen Vorwand, das Talent breche sich ja immer Bahn, hält sich die Welt bekanntlich jede Verpflichtung fern, und doch lehrt die Vergangenheit, wie Zahllose durch diesen selbstsüchtigen Grundsatz untergingen. „Was schenkst Du mir?" also sprechen bekanntlich die Berliner Hetären zu ihren Schätzen — also sprechen die realen Mächte des Lebens zum deutschen Dichter. Kein Drama wird aufgeführt, ohne daß irgend ein persönliches Konnexionsmotiv mitspielte. Dies umfassende Diktum direkt zu beweisen („thatsächlicher Wahrheitsbeweis", nicht wahr, heißt ja wohl die gerichtliche Phrase, wenn man eine Wahrheit nicht buchstäblich beweisen kann?) scheint unmöglich. Jeder Eingeweihte erkennt aber seine völlige Berechtigung an. Man braucht nur einfach bei jedem Fall den obigen Vorwurf zu erheben, dem angegriffenen Teil sei der Gegenbeweis überlassen, daß nämlich der Beglückte ohne persönliche Einflüsse zu künstlerischem Erfolg gelangt sei; man kann sicher sein, daß dies nie gelingen wird. Alles wird eben vom Nützlichkeitsprinzip geleitet. — Der Mensch ist keine logische Denkmaschine, sondern von Blut und Nerven abhängig. Daher der stete Kampf ums Recht, zu dem das Temperament hinreißt, obschon die Vernunft davor warnt. Man braucht durchaus noch nicht ewig „brooding o'er his wrongs",

ein Michael Kohlhaas zu werden, der verlangt, daß ihm sein Recht bis aufs letzte I-Tüpfelchen werde. Gott bewahre! Aber schweigendes Hinnehmen der Unbill ist nur bequem, nicht sittlich. Es schädigt nicht nur materiell (denn die Welt glaubt dem Schreier, nicht dem Schweiger), sondern auch physisch, denn es verbittert und lähmt den frischen Trieb der Produktion. Sobald man sich durch eigene laute Aussprache vor sich selbst sein Recht verschafft, weicht der Alp des Unmuts und der Schaffensnerv arbeitet wieder heiter fort. (Dies auch der innere Berechtigungsgrund der so arg verpönten „Vorreden", an die sich dann Übelwollende klammern.) — Was ist der langen Rede kurzer Sinn? Er wird bald genug klar werden. Warum verschaffte die Freie Bühne zu allererst einem unbekannten Anfänger eine Tagesberühmtheit? Ganz einfach, um sich den Ruhm des „Entdeckers" zu sichern und einen neuen „Messias" gegen die unbequemen älteren Größen des „Realismus" auszuspielen. Ob dies bewußt (wie leider manche Anzeichen verraten, auch das gegenseitige Gelobhudel der Herren Holz, des „konsequentesten Realisten", und Hauptmann, und eine daran geknüpfte hämische Lobhudelei im „Börsencourier") oder unbewußt geschah, ist gleichgültig. Hätte ich entscheidende Stimme im selbstgewählten angeblichen Vorstand der Freien Bühne, (statt dessen lehnte ich überhaupt jede Mitgliedschaft ab, obschon natürlich der Verdacht mir ferne lag, daß es sich wieder mal um Poussierung der Norweger und Russen handeln solle!), so würde ich sofort das Hauptmannsche Stück angenommen haben. Es ist unbrauchbar als Drama, aber bedeutend als allgemeine Leistung und ich würde als Sachverständiger unbedingt vor Gericht beeidigen, da dies ja zum Prozeß Kastan mitgehört, daß dem jungen Dichter wohl sittliche Ziele vorgeschwebt haben. Als erstes aber durfte dies Stück nie und nimmer gegeben werden. Die immanente Gerechtigkeit der Dinge hat ja die Freie Bühne genug dafür bestraft, nur Herr Hauptmann selbst hat den Vorteil eingeheimst (sein „Drama" erlebte sogar schon eine zweite Auflage binnen acht Tagen!), den Nachteil, der vielleicht zu ihrer völligen Vernichtung führen könnte, allein die Freie Bühne. Nicht nur aus Opportunitätsgründen hätte man Hauptmann keinen solchen Vorrang einräumen dürfen, auch aus Gründen des litterarischen Anstandes. Denn auch hier giebt es ein Gesetz der Anciennität. Wäre selbst Hauptmanns Stück, was es nicht ist, etwas Großartiges und Meisterhaftes, so hätte er dennoch warten müssen, bis andre vor ihm an die Reihe kamen, die andauernd gestritten, als ein Herr Hauptmann noch in den litterarischen Windeln lag. Es ist wahr, die talentvollen Versuche Walloths und Liliencrons, welche dem Nibelungenhort des Jambenepigonentums einige funkelnagelneue Stoffe hinzufügen, wie „Marino Falieri" — sie aufzuführen darf man den „Realisten" der Freien Bühne nicht zumuten. Conrads beide Versuche, welche sich laut Eugen Wolff „kaum zur Höhe der üblichen Fabrikate erheben", sind seiner sonstigen Genialität unwürdig. Aber Albertis „Brot" hätte wohl Berücksichtigung verdient, trotzdem es in der Form noch ziemlich konventionell und in der Charakteristik schablonenhaft wirkt, auch ein gar zu schwacher dichterischer Wind hinter dem effektvollen Stücke herbläst. Aber was schaden die Einwände! „Brot", wie es da ist, würde zweifellos theatralisch einen Erfolg erzielen, der erste Akt sogar einen großen Erfolg, und es wäre doch der Mühe wert, die soziale Frage in historischem Gewand auf der Bühne zu sehen, welche sonst des Stoffes halber diesem Drama stets verschlossen bleiben wird. Hier hätte die Freie Bühne einmal einsetzen sollen! Besteht denn der ganze Realismus in der Vererbung der

Trunksucht? Oder ist es am Ende doch auch der Mühe wert, mal große politische Fragen erörtert zu sehen? — Diese Herren aber sind blind. Sie sehen nichts als Ibsenschen Kleinkram für voll an, vom Drama selbst haben sie keine blasse Ahnung, sondern suchen den „Realismus" in tausend Kinkerlitzchen. Der allein gilt ihnen als Heilswohlthäter, wer die „Macht der Finsternis" in stinkenden Bauernstuben heraufbeschwört. Was früher als revolutionär in der Litteratur galt, zählt heute zur überholten Reaktion, zum alten Eisen. Bekanntlich soll ich, dessen zehn erste Bücher überall als etwas Ungewöhnliches begrüßt wurden, ehe ein Mensch von der heut regierenden Realistenschule sprach, ein durch Geschrei der „Jüngstdeutschen" in die Höhe geschraubter homo novus sein. In Wahrheit entschädigten gerade diese Herren mich keineswegs für die erlittene Einbuße, nachdem meine wohlwollende Begünstigung so manchen „Genossen" geschaffen, der mich heut zu ersticken droht. Jetzt aber wird mir gar die Zugehörigkeit bestritten. Ein Herr druckte gelassen die großen Worte: „Bleibtreu ist der echte deutsche Ideologe, wie er im Buche steht". Nun hat mans schwarz auf weiß. Trotzdem ich aber ein solcher Ideologe bin, lebe ich des Wahnes, genug realistische Dramen verbrochen zu haben, so daß die sogenannte Freie Bühne wahrhaftig sich nicht damit begnügen brauchte, dieselben auf ihr Repertoire zu setzen, sondern recht wohl den Versuch einer Aufführung wagen konnte. Sie aber hat Wichtigeres zu thun, sie muß Tolstoi und Strindberg aufführen, angeblich weil nichts anderes da sei — was ich, mit Respekt zu melden, als eine dreiste Unredlichkeit und Wahrheitsfälschung bezeichnen muß. Herr Mauthner erkühnt sich zwar, in der Vorrede zu „Henriette Maréchal" mir, ohne böse Absicht natürlich, die indirekte Ohrfeige zu versetzen, das verschollene Revolutionsdrama der Goncourts „La patrie en danger", von dem kein Mensch gehört hat, sei zweifellos das beste aller Revolutionsdramen. Wenn dem wirklich so wäre, so will ich mein „Weltgericht" einstampfen lassen! Ich zweifle aber stark daran nach dieser Probe!! Denn „Henriette Maréchal", welches uns eiligst von einem Vorstandsmitglied übersetzt und unseren gespannt neugierigen Realistengemütern vorgeführt werden mußte, ist ein ganz gewöhnliches, um nicht zu sagen mittelmäßiges Opus, langweilig und handlungslos als Drama, unbedeutend als Dichtung, eine ganz landläufige Ehebruchstragödie, wie sie die französische Litteratur zu Hunderten aufzuweisen hat! Das also ist des Pudels Kern? Fürwahr, der Kasus macht mich lachen! Ich kann nicht umhin, den sonst so gescheiten Mauthner für farbenblind in diesem Falle zu erklären, was wohl auf allgemeines Unverständnis für alles wahrhaft Dramatische, verbunden mit anmaßender Unfehlbarkeit des Urteils, schließen läßt. Möchte Herr M. uns wohl erläutern, worin denn das Realistische oder Naturalistische in diesem schwachen Machwerk stecke?! Darin etwa, daß ein zwanzigjähriger Pariser sich wie ein kleines Kind gebärdet und als Fatzki unser Mitleid herausfordert? Die Titelheldin ist so unklar gezeichnet, daß wir ihr Benehmen am Schluß psychologisch höchstens ahnen, aber nicht begreifen können. Das einzig Originelle an dem Jammerding soll wohl sein, daß es keinen Schluß hat, trotzdem ein Mädchen schuldlos gemordet wird? Ein schöner Knalleffekt! Aber die Sprache —! ruft Herr Mauthner. Nun ja, die Sprache, was weiter! Sie ist ja recht lebendig, recht klangvoll, aber wie in den meisten anderen Stücken auch. Etwas Realistisches habe ich in den gezierten Phrasenperioden der Frau Maréchal und ihres Anbeters nirgends entdeckt. — Fazit: War die Wahl der Hauptmann-

schen Aufführung zu entschuldigen, so ist diese nutzlose Aufführung eines gleichgültigen, fremdländischen Opus unentschuldbar. Übersetzt hat Mauthner ganz ausgezeichnet, aber wir gehen, soviel ich weiß, nicht ins Theater, um die Arbeit des Übersetzers zu bewundern. — Es bleibt mir am Schluß dieser scharfen Auslassung nur zu betonen, da man ja die gefälligen Unterstellungen kennt, daß ich mit Übersetzer und Verleger persönlich und geschäftlich auf denkbar bestem Fuße stehe, daß aber die Wahrheit mir über alles geht und ich aussprechen mußte, was ich dachte. Man kaufe sich das immerhin lesenswerte Büchlein und urteile selbst!

Karl Bleibtreu.

Lyrik.

Karl Henckell, Diorama. (Zürich 1890 Verlags-Magazin. J. Schabelitz.) Abgesehen davon, daß es sich um 266 Seiten Gedichte handelt, giebt uns die Pflicht eine neue Erscheinung von Karl Henckell zu besprechen, immerhin einen kleinen Begriff von einer Sisyphus-Arbeit. Man weiß nicht, an welchem Ende man das Ding anpacken soll. Es scheint fast unmöglich, gerecht zu sein. Eigentlich müßte man jedes einzelne Gedicht kritisieren, doch dabei würden sowohl die Leser, wie wir selbst die Geduld verlieren. Ein vollständig gerechtes und erschöpfendes Gesamturteil über die Sammlung, die richtiger und besser „Spreu und Weizen" betitelt wäre, auf so beschränktem Raume auszusprechen, halten wir uns daher nicht für fähig. Man muß mit der Sache fertig zu werden suchen, so gut es eben geht. Man würde sich überhaupt nicht so viel Mühe damit geben, wenn man nicht Karl Henckell vor sich hätte, jenen jungen Dichter, der sein unleugbar großes poetisches Talent in seinen früheren Veröffentlichungen, besonders in den „Strophen" und auch in den teilweise ungenießbaren „Amselrufen" zur Genüge bewährt hat. Von allen jüngeren Poeten scheint uns Henckell einer der bedeutendsten, vor allem eine sehr nachhaltige dichterische Kraft zu besitzen. Trotz allem was er schon in tollem durcheinander hervorgesprudelt, scheint der Born, aus dem der breite Strom seiner Dichtung flutet, unerschöpflich. Nur wirbelt er wie jede erst aufgegrabene Quelle noch massenhaft Schlamm und Steine vor sich her. Über diese unschönen Unterlagen hinweg muß leider der lautere Quell auch vorläufig noch seinen Weg nehmen. So kommt es, daß trotz seiner hohen Begabung Henckell noch immer als der Unfertigste der neueren Dichter vor uns steht. Wir sehen zahlreiche, deutlich hervortretende Charakterzüge im Einzelnen, aber kein Gesamtcharakterbild in seiner Dichtung. Die Hauptschuld daran trägt wohl der gänzliche Mangel an Selbstkritik, von dem man den Autor nicht freisprechen kann. Dieser trat in den „Amselrufen vielleicht am stärksten hervor, ist aber auch jetzt zum Schaden des Ganzen noch überall zu bemerken. Alles, was dem Dichter einmal durch den Kopf gegangen und sich in ein saloppes Versgewand gehüllt hat, erscheint ihm wichtig und bedeutend genug, um gedruckt auf die Nachwelt überliefert zu werden. Es sind aber keineswegs immer große und bedeutende Gedanken, die durch dieses Dichterhaupt ziehen, es sind die allergewöhnlichsten Dinge darunter, sogar sein schwarzer Shlips. Wir können dem Dichter versichern, daß uns Allerhöchstdesselben Shlipse gerade so wenig interessieren, wie die Waschzettel Wolfgang Goethes. Derselbe glühende Freiheitsheld, der die Fürstenanbetung und jede Vergötterung irgend welcher Menschen aus tiefster Seele verdammt, geniert sich keineswegs, oftmals sich selbst und sogar die toten Dinge an seinem Leibe zu vergöttern. Ein läppischeres Gedicht, wie diese „Klage" um den verlornen Shlips haben wir

selten gelesen. Wir wollen durchaus nicht mit dem Dichter wegen der Wahl seiner Stoffe rechten. Jeder Stoff, auch der materiellste, kann poetisch verwendbar sein, wenn man nur eben versteht, ihn zu verwenden. Warum nicht auch ein Shlips? Aber dieser und manche andere Gegenstände haben doch der poetischen Kraft des Autors unübersteigbare Hindernisse entgegengestellt, und darum hätte er eben davon bleiben sollen. Herr Henckell wird freilich einwenden, daß wir absichtlich ein Bagatell herausgesucht und aus dem Floh einen Elephanten gemacht haben. Wir haben uns aber mit voller Absichtlichkeit so lange dabei aufgehalten, denn nichts zeigt die Fehler auch der vorliegenden Sammlung besser, als eben eine solche Kleinigkeit, die charakteristisch ist für die ganze Henckellsche Unfertigkeit. Dieser verhängnißvolle Shlips kehrt in vielen Gedichten, nur in anderer Gestalt wieder. Würden alle diese gestrichen und das Buch um ein Drittel seines Umfangs vermindert, so würde es nur zu seinem Vorteil sein. So männlich Henckell nach anfänglicher Weichlichkeit jetzt in seinem Dichten geworden, so kindlich ist er noch in der Selbstkritik. Was jetzt noch wie ein Augiasstall aussieht, würde vielleicht als glänzende Prachthalle erscheinen, wenn sich der Dichter mit kräftigem Besen der Rücksichtslosigkeit an die Ausmistung machen wollte. Da wir einmal vom Auskehren reden, wollen wir gleich noch bei dieser unangenehmen Beschäftigung bleiben, um uns nachher ungestört der gereinigten Schönheit erfreuen zu können. Zu den Ungehörigkeiten müssen wir auch die manierierten Verschraubungen der Sprache rechnen, die ganz an Hermann Conradi erinnern. Jener aber hütet sich doch wohlweislich, dieselben auch in seiner in der Form meist tadellosen Lyrik zu verwenden, während Henckell sie auch in die Gedichte hineinzupfropfen versucht. Dem Fremdwörter-Kultus Conradis freilich fröhnt er nicht, dagegen stoppelt er seine schöne Muttersprache, die er sonst so meisterlich zu handhaben versteht, zu wahren Wortungeheuerlichkeiten zusammen. Jedem, der nur flüchtig in das Buch hineinsieht, werden solche Monstra gar bald entgegenleuchten. Der realistische Dichter, und ein solcher will Henckell doch sein, soll die Sprache des Lebens reden. Mit Wortbildungen wie „Grobklotzkelbackenstreich", „Blütenschwellgetrief", „Deutschschriftsprachwaschwassertunke" wirft doch in Deutschland Gott sei Dank niemand um sich. In Prosa von Johannes Scherr läßt man sich das gefallen, aber nicht in Gedichten. Das ist nicht geistreich, sondern albern, und steht nicht höher als die „Geflügelbrutkunstanstaltsbesitzerstochter", die neulich laut einer Münchener Zeitung in den Stand der heiligen Ehe zu treten beabsichtigte. Ähnlich wie mit den Wortbildungen geht es Henckell auch oft mit den poetischen Bildern. Da finden sich neben den schönsten, kraftvollsten, einem echten Dichtergenius entsprungenen Vergleichen auch die allertrivialsten, wie z. B. in dem Gedichte „Wellen" die arme Sonne in unfreiwilliger Komik aus der Spitze ihres Zehs zittern muß. Wir müssen indessen zugeben, daß auch unter den Wortbildungen sich sehr viel schöne und anschauliche, besonders trefflich stimmungsmalende Adjektivzusammensetzungen finden und wollen den Verfasser nur vor Abgeschmacktheiten warnen. Somit mag es des Tadels genug sein. Was für viele deutsche Reichskritiker vielleicht als das Ärgste erscheint, die überall scharf ausgesprochene, staats- und fürstenfeindliche Tendenz kann uns nicht als Fehler gelten. Mit den persönlichen Anschauungen des Dichters haben wir uns nicht auseinanderzusetzen. Das wird in Deutschland schon die sehr kritische Polizei besorgen. Daß der Dichter

über den Parteien stehen soll, ist eine längst als wertlos erkannte Phrase. Jeder Mensch ist Parteimann und alle Dichtung in gewissem Sinne Tendenzpoesie. Der einzige, der sich über diesen allgemein menschlichen Standpunkt erheben sollte, ist der Kritiker, wenigstens in dem Augenblicke, wo er anderer Geistesprodukte bespricht. Der Kritiker allein soll über den Parteien stehen und objektiv urteilen. Für uns genügt es, festzustellen, daß Henckell im vollsten Sinne des Wortes ein deutscher Patriot ist. Die Liebe zum Vaterlande ist das Bleibende, wie wir auch zeitweilig über seine äußeren Verhältnisse denken mögen. Und dieser Patriotismus ist derjenige, welcher Deutschland not thut, nicht jener, der sich bei Festbanketten alltäglich in hohlen Worten austönt. „Mein deutsches Volk, wie ich dich liebend hasse!“ ruft Henckell aus. Aus dieser Stimmung erklärt sich bei ihm Alles, hassend muß er sein Vaterland über Alles lieben und dieser Haß, der nichts als Liebe ist, giebt ihm die volltönenden Worte heiligen Zorns in den Mund, wie er in so vielen Gedichten dröhnend wie der Sturm in einem deutschen Eichwald dahinrauscht.

„Wer nie der Wahrheit seiner Zeit
Mit offnem Sinne zugebebt,
Wer sich nicht geistig selbst befreit,
War da, doch hat er nie gelebt!“

Henckell will leben, er hat die geistigen Schwächen, die ihn eine Zeit lang überwinden wollten, wie ein Mann abgeschüttelt. Und wenn er in seinem heiligen Eifer, sich geistig selbst zu befreien, zuweilen über das Ziel hinausschießt, aus Liebe zu seinem Ideal das ihm unideal Erscheinende mit haßgetrübten Augen sieht, wer kann es ihm verdenken. Er will ja kein Philosoph sein, der alles vom Standpunkte ruhiger Objektivität vergleicht und abwägt, sondern ein von dem Gefühle eigener Leidenschaft berauschter Dichter. Die Liebe aber muß verzeihen, was die Liebe sündigt. Wir Deutschen dürfen mit Stolz Karl Henckell den Unsern nennen. Was den rein dichterischen Wert der neuen Sammlung betrifft, so ist derselbe ein hoher. Selbst aus allen Auswüchsen und Unschönheiten leuchtet Henckells großes Talent hervor, ebensowenig wie er es in den „Amselrufen“ verbergen konnte. Es ist schwer zu sagen, ob in dieser Beziehung ein Fortschritt bei ihm stattgefunden hat. Was Henckell jetzt kann, konnte er auch in den „Strophen“, er konnte es auch in den „Amselrufen“, nur hat er es dort am wenigsten gezeigt.

Die Liebesgedichte und was zu diesem Genre gehört, stehen im „Diorama“ auf derselben Höhe wie in den Strophen. Die dort unter dem Titel „*Εἰρήνη*“ vereinigten, rein lyrischen Gedichte aber standen durchweg auf der Höhe der Vollendung. Hier giebt Henckell nur Selbsterlebtes und Selbstempfundenes in der schlichten, zu Herzen gehenden Form eines echten Poeten, hier kann man keinen Fortschritt verlangen, und die gerügten Fehler finden sich auch in diesen Gedichten fast niemals. „Diorama“ enthält eine Menge reizend anschaulicher Stimmungsbilder mit prachtvollen Schilderungen der Natur, aus denen die liebliche und erhabene Umgebung des schönen Zürichsees uns entgegenblickt. Im allgemeinen müssen wir diesen lieblichen Augenblicksbildern den Preis zugestehen, vor den politischen Gedichten, die allerdings den größten Raum im Buche einnehmen. Aber auch dort findet sich neben diesem Unbedeutenden viel Vollendetes; so die ergreifend schönen Gedichte „Die kranke Proletarierin“, „Brotlos“ und manche andere. Gedichte aber wie „Frühling“, „Sonnensegen“ und vor Allem der kleine Cyklus „Anna“ voll der wärmsten und natürlichsten Herzenstöne, die den Leser zum vollen Miterleben zwingen, bekunden unwiderleglich, daß wir in Henckell einen großen ge-

borenen Dichter zu begrüßen haben. Wenn er auch laut eigenen Bekenntnisses „geistig noch dann und wann die Masern kriegt", so brauchen wir uns doch nicht um seine Weiterentwicklung zu sorgen. Die Masern sind ja eine Kinderkrankheit, und wenn sie überstanden sind, entfaltet sich der Körper um so kräftiger und schöner. Hendell hat mit dem „Diorama" die Hoffnungen, die wir von Anfang auf ihn gesetzt, nicht zerstört. Ein so starkes Talent wird alle Krankheiten überwinden und die vielen Jugendsünden, die er noch begeht, werden zugleich die ersten Sprossen auf der Leiter bilden, die ihn zu einer großen Zukunft emporträgt.

Franz Wichmann

Satirisches.

1. Herman Thom, Aus den Hexen-Küchen der Litteratur. Indiskretionen. (Leipzig, Bouman. 1889. 54 S.)

2. Albert Gehrke, Mit der Diogeneslaterne. Satirische Streifzüge. (Leipzig, Grunow. 1889. 112 S.)

3. Lucian der Jüngere, Moderne Totengespräche. (Berlin, Eckstein Nachf. 1889. 127 S.)

Wenn eine Zeit gesättigt ist mit Problemen, die nach Lösung, mit Konflikten, die nach Befreiung ringen, dann liegt auf der ganzen Litteratur ein Trauerflor trüben Pessimismus, vorausgesetzt, daß sie bemüht ist, die Strömungen ihrer Zeit in einem Vollbilde zu reflektieren. So ist es auch mit der Litteratur der Gegenwart. Der moderne Pessimismus ist psychologisch tief begründet; er ist mehr als eine Mode. Aber das Lachen wird man sich nie abgewöhnen und es ist gut so. Und so wandelt auch eine kleine satirische Litteratur heiter neben jener problem- und thränenschwangern her und lacht und kichert und wirft mit Kirschkernen nach jener. — Ein paar solcher schleudert auch H. Thom und sie treffen wirklich. In witziger Weise giebt er satirische Rezepte aus der Roman-, Lyriker- und Kritikerküche, deren Komik niemals der innern Berechtigung entbehrt. Und das ist doch das Hauptkriterium für eine satirische Leistung. Der Satiriker hat nicht das ehrlich Ernste lächerlich zu machen, — das ist oft so überaus leicht — sondern wo das Ernste die Achillesferse hat, das muß seine feinspürige Laune auffinden und seines Pfeiles Zielpunkt sein. Neben der inneren ästhetischen Berechtigung bedarf die Satire auch eines gewissen Maßstabes des Angriffs. Eine bestimmte Relation muß zwischen Arbeit und Lohn bestehen, zwischen Schwäche und Angriff. Man schießt nicht mit Kanonenkugeln nach Spatzen, nicht mit Erbsen nach Löwen. Ich hätte daher den Thomschen Satiren etwas schärfere Tonart gewünscht, aber ein Kritiker hat ja nichts zu wollen, sondern sich dessen zu freuen, was da ist. Der Schluß des Thomschen Büchleins bildet ein Kapitel, das wie die Vortragskünste eines Schauspielers, der einen winzigen Text auf die mannigfachste Weise vorträgt, ebenfalls ein Grundthema aufgreift und es litterarisch vielfach und äußerst gelungen variiert. Die hübschen Parodien auf Mirza-Schaffy (S. 52 f.) erinnern sehr an „berühmte Muster", aber nicht zu ihrem Nachteil.

Die „Diogeneslaterne" (Nr. 2) von A. Gehrke ist eine Sammlung satirischer Gedichte von tadelloser Form und bedeutender Sprachgewandtheit. Im letzten Gedichte (S. 112) zeichnet sich der Verfasser selbst:

Sah vor mir einen Kerl, sokratisch seltsamlich:
Kurz, stämmig, Trotz im Blick: es war mein eignes Ich.

Ich hatte das Gefühl, daß der Autor in der That sein „eignes Ich" hat, d. h. daß er den ganzen Kreislauf der drängenden Wirklichkeit mit eigenen Augen anschaut. Seine satirischen Einfälle sind

nicht Erzeugnisse seiner Schreibtischphantasie, sondern auf der Straße, in der Gesellschaft, am Kneiptisch angeschaut und ihrer derben Wirklichkeit alle Angriffspunkte abgespäht. Er sieht und beobachtet scharf; das Äußere betrügt ihn selten, sein satirischer, prüfender Blick dringt in die Tiefe und zerfasert den Grund, langsam, bedächtig, nicht mit dem zusammengekniffenen Schmerz des Pessimisten, sondern mit dem kurzen Lachen des Forschers, der das Resultat im Voraus weiß und — es begreift. Solche Satiriker sind selten. Und auch diese scheitern oft an der Klippe, daß sie alles in Negation auflösen, daß auch das Heiligste nicht verschont bleibt von ihrer unerbittlichen Anatomwut, daß sie endigen nicht mit dem stillen lebensfrohen Resignationslächeln eines Spinoza und Goethe, sondern mit dem schrillen Gelächter eines Rabelais, Voltaire, Swift. Der Leser lacht da wohl mit, aber diesem Lachen fehlt — Gemüt. Gehrke ist kein Geist, der nur verneint. Wir fühlen aus seinen satirischen Angriffen, die er gegen die Liebe (Abt. I), die Litteratur (II), die Philister (III) und die Philosophie (IV) der Gegenwart richtet, heraus, daß sie einer sicher gefestigten Weltanschauung entspringen. Die Eheschließung mit Tausendmarkscheinen, die Lebensklugheit resp. Streberei, die Volksbeschwätzer, die Blaustrümpfe, die Gemeinheit, die Lüge, die Heuchelei, das Lakaientum in allen Schichten, die Prüden, die dunklen Ehrenmänner, sie alle trifft seine Satire mit derben Geißelhieben. Freilich läuft manches Prosaische mit unter (S. 18, 19, 47), wo das Gedankliche vergebens nach poetischer Gestaltung ringt und nur gereimte Prosa sich erzwingt; anderes wieder (S. 3, 9, 11, 39) hat einen alten litterarischen Stammbaum. Überhaupt wäre es eine interessante Aufgabe, die satirischen Pointen und Witze auf ihr Alter hin zu prüfen. Mancher Witz, der uns neu dünkt, hat schon Griechen und Römer lachen gemacht.

Abt. II, „Im Gefolge der Musen“, las ich absichtlich zuletzt. Ich wußte vorher, daß wir armen Realisten wieder ein paar Hiebe abbekommen würden — dafür bürgte der Name des Grenzbotenverlegers — und ich wollte mir meine kritische Unbefangenheit nicht verderben lassen. Seine Angriffe auf den archäologischen Roman (S. 25), auf die „Ehebruchsdramenblutvergiftung“ von französischer Seite her (S. 26), auf den glatten Familienblattroman (S. 30) unterschreibe ich gern, aber seinen Angriff auf Ibsen (S. 26), wie auf die realistische Richtung (S. 29) weise ich l ä c h e l n d zurück, nicht g e ä r g e r t. Wer jetzt noch immer behauptet, daß die Realisten „das Vermodern getreulich schildern als Naturkopisten“, der ist nicht zu überzeugen. Und doch hat er etwas Realismus sich angeeignet in seinem ergreifenden, echt modernen Gedicht „die schwarze Grete“ (S. 62). Ein von einem Zeitungsschreiber verführtes Mädchen, deren Kind gestorben, erkennt in einem phrasenangefüllten Volksredner ihren Verführer wieder, als er gerade in schöner Rede sich als den Anwalt der Unterdrückten hinstellt:

„In dem Saale spricht der Redner hohe Worte,
Beifall lohnt ihn. Grete flieht dem Leidensorte,
Wankend eilt sie, wäre beinah umgesunken.
Hört, wie man ihr nachruft: „Ist das Weib betrunken?“ (S. 63.)

Die „Modernen Totengespräche“ (Nr. 3) sind eine glückliche Modernisierung der „Totengespräche“ des Lukianos von Samosata, der mit diesen die neue Litteraturgattung des satirischen Dialogs schuf. Der jüngere Lucian ist ein Skeptiker und ein Schalk wie sein großes Vorbild. Die Schatten der verschiedensten Typen, die das moderne Leben hervorgerufen, erscheinen in der Unterwelt und erzählen entweder ihre Laufbahn oder ihre Todesursache, oder sie werden mit parallelen

Charakteren aus der antiken Welt konfrontiert, wie der Parteiführer mit dem Gerber Kleon, ein englisches Rennpferd mit Pegasus und Bucephalus u. s. f. Bei der großen Fülle der Typen konnte daher die satirische Charakteristik des Einzelnen nicht tief genug gehen, aber in ihrer Kürze zeigt sie doch Scharfblick für die Schwächen der menschlichen Gesellschaft und schlagenden Witz. Die Modelaffen karrikiert Merkur so (S. 65):

„Wenn du die edlen Jünglinge einherschreiten sähest, affenähnlich frisiert, die traurigsten Beine in den engsten Hosen, in Mänteln so kurz wie Stalljacken, mit Stiefeln so lang wie Schifferkähne, du würdest sie für wandelnde Sammelbecken aller Geschmacklosigkeiten, die vom Hut bis zum Hacken möglich sind, erklären."

Und von dem Theater der Gegenwart klagt der Schatten eines Direktors von Lessings Schatten (S. 104):

„Die vornehme Geburt der Intendanten, das Selbstbewußtsein und die neidvolle Rivalität der Mimen sind fast das Einzige, was keiner Verbesserung bedarf."

Natürlich bekommt Zola auch ein paar Hiebe ab, desgleichen das jüngste Deutschland, als dessen Repräsentanten er einen „deutschen Jungen" (S. 16) hinkarrikiert, das Prototyp des unverschämten Grünschnabeltums. Ich versichere dem Pseudolucian, daß wir „Jüngstdeutschen" uns blutwenig getroffen fühlen. Daß er auch (S. 19) auf den neuen Cotta anspielt, das nimmt ihm Herr Friedrich gewiß nicht übel. Jedenfalls ist das Büchlein trotz mancher Übertreibungen und unbegründeter Angriffe ein gelungener Beitrag zu unserer schmalen satirischen Litteratur. Von dem alten Spötter Lukianos behauptete ein christlicher Byzantiner, namens Suidas, der Verruchte sei an der Hundswut gestorben und brenne mit Satanas im ewigen Feuer. Wir „Jüngstdeutsche" sind nobel genug, seinen Nachkommen ein besseres Schicksal zu wünschen.

Ludwig Jacobowski.

Deutsche Zeitschriftlitteratur.

„Moderne Dichtung." Monatsschrift für Litteratur und Kritik. Herausgeber E. M. Kafka, Redakteur Michel Constantin. Verlag von Rudolf M. Rohrer in Brünn.

Eine fidele Zeit, in der wir leben. Der herrliche Gotthold Ephraim hätte seine Freude daran gehabt, denn es geht wieder lustig aus Kämpfen und Dreinhauen. Wir aber sind die, welche am tüchtigsten zuschlagen und auf die am wütendsten losgeprügelt wird. Warum? Ach, — es heißt, daß wir die Brunnen der öffentlichen Moral vergiften, daß wir Gottesfurcht und fromme Sitte in Gefahr bringen. Wodurch? Ja, das ist eine gefährliche Geschichte und eine große Dummheit von uns: Wir bilden uns ein, daß wir verpflichtet seien, in „Litteratur und Kritik", die Wahrheit zu sagen und selbst die holde Schönheit nur in der Wahrheit zu suchen. Hat man je solche Verrücktheit gesehen? Gab es je so unpraktische Menschen? Und sollen wir uns darüber wundern, daß man auf uns losdrischt und mit Kotklößen auf uns wirft? Nein, wir haben unsern Lohn dahin und wir wollen uns deß freuen, — möge uns nur Freund Apollo ein wenig mehr Humor bescheren, der Manchem unter uns bedenklich mangelt, denn es hat gar keinen Sinn, daß auch wir zu schimpfen anheben nach den berüchtigten Mustern unserer Gegner. Wozu denn so bösartig sein? Wir haben gar keine Ursache dazu. Und wenn unsern verehrlichen Feinden noch tausend kritische Totschläger und Totschweiger erstünden, — die Zeit, in deren Strome wir schwimmen, bringt uns doch oben auf, und fatal ist bloß die Aussicht, daß wir einstmals

dieselbe blökende Herde hinter uns haben werden, die jetzt noch hinter ihnen hertrampelt. — Daß wir in aufsteigender Linie schreiten, ist aus vielem ersichtlich. Ein prächtiges Neujahrsgeschenk ist uns aus Österreich geworden in der oben im Titel angegebenen Kafkaschen Monatsschrift. Das ist eine verheißungsvolle That für den deutschen Realismus, um so verheißungsvoller, als es den Anschein hat, daß sie die Fehler vermeiden wird, welche uns bisher soviel geschadet haben, obwohl sie zum teil in den Stürmen der ersten Propaganda notwendig waren. Die „Moderne Dichtung" wird ohne die Tobanfälle jugendlichen Kämpferzorns auskommen können, welche vielleicht notwendige Begleiterscheinungen im bisherigen Gange unserer Entwickelung waren, sie wird sich auch wohl sicherlich nicht zur Unfehlbarkeitstribüne krankhaft geschwollenen Selbstbewußtseins hergeben. Wenn der Realismus seine Flegeljahre nötig gehabt hat, so hat er es jetzt sicher nötig, aus ihnen herauszutreten. Wir begrüßen das Erscheinen der „Modernen Dichtung" als ein Symptom dafür, daß diese Erkenntnis immer mächtiger wird, und so begrüßen wir denn dieses neue Organ des litterarischen Realismus überhaupt als ein schönes Zeichen des guten Fortgangs unserer Sache.

Das erste Heft ist gut gelungen, überraschend gut, wenn man bedenkt, welche Schwierigkeiten gerade die Zusammenstellung der Probenummer findet, die gewissermaßen aus dem Nichts herausgeschaffen werden muß. Eins ist vor Allem gut an ihr: man erkennt klar das Wollen des Unternehmens. Sie ist kein Prunk- und Schaustück, mühsam hergestellt zum Abonnentengimpelfang, sondern ein ehrliches Programm, aus dem man hauptsächlich erkennen möge, was man zu geben noch bestrebt ist. So bietet denn die Nr. 1 viel, läßt aber noch mehr erwarten. —

Als Bildbeigabe ist dem Ganzen das Porträt unseres Conrad vorangesetzt, desjenigen Mannes, der die realistische Bewegung zu uns herübergetragen und als echter Michael Georg zuerst den Kampf gegen den ekelhaften und mächtigen Drachen der Verlogenheit, Heuchelei und Gemeinheit begonnen hat. „Deine langen Fortschrittsbeine wiesen mir den rechten Pfad" anerkannte vor Zeiten Karl Bleibtreu, und er hat damit ausgesprochen, was fast alle der Jüngeren empfinden. Es war also recht und gut, den großen Blondkopf mit den blitzenden, blauen Frankenaugen zuerst im Bilde zu bringen, nur wäre es vielleicht angemessener gewesen, den breitschultrigen Hünen nicht in Frack und weißer Binde zu präsentieren. „Man soll seine besten Kleider nicht anziehen, wenn man für Wahrheit und Freiheit kämpft". Auch die Arabeskenumrahmung des Bildes in Braundruck konnte wohl geschmackvoller und in ihrem allegorischen Beiwerk ein wenig neuartiger sein. Zumal ein Mann wie Conrad macht sich einigermaßen sonderbar unterhalb eines adlerreitenden Badeengels, während sich unter ihm das alte brave Stillleben: Schmöker, Tintenfaß mit Gänsekiel und — Lyra befindet. Sehr gut sind dagegen die beiden gekrönten Vogelköpfe zu beiden Seiten, die wohl Schwäne darstellen sollen, sich aber viel besser als Gänse betrachten und erklären lassen. Sie versinnbildlichen höchst anmutig die beiden Hauptsorten von Kritik, deren sich Kraftgeister wie Conrad im lieben Deutschland daheim zu erfreuen haben. Die Gans zur Linken mit dem fest zusammengepreßten Schnabel und den wütigen, auf Conrads Lockenbuschwerk gerichteten Glotzaugen erboster Borniertheit: Das ist wunderschön zoologisch dargestellt die brave Totschweigetaktik; die Gans zur rechten aber, die in wildem Geschnatter den Schnabel aufreißt und giftige Blicke tief beleidigten

moralischen Gänserichtums auf die klar geradaus gerichteten Augen des Gehaßten richtet, — ob Karl von Perfall, der du thronst auf dem Redaktionssessel zu Köln, schwebt dir nicht selber so in guten Traumstunden dein kritisches Konterfei vor? Ja, dieser schnatterwütige Gänserich: Das ist das treffend gelungene Bild der Schimpfkritik, die an dem realistischen Autor just so rasend herumreißt wie ein erbostes Gansmännchen an irgend einem Dinge, das es nicht fressen kann. Im Anblick dieses Bildes habe ich einen Wunsch: Ich möchte Ehren-Victors Auge sehen, wie mild-brüderlich lächelnd es auf diesem zornigen Ganskopf ruht. — Unter einer lustigen Randleiste, in welcher sich zwei verliebte Puten recht innig tief ins Auge schauen, bietet sich dann die erste novellistische Gabe der „Modernen Dichtung" dar: „Auf der Haide" von Timm Kröger, den wir auch aus der „Gesellschaft" kennen. Das ist ein reizendes Stück holsteinischer Natur und rechten, warmen Eheglückes. Dieser Realismus vom Lande hat das, was beim Realismus der Stadt so häufig fehlt: sonnigen Humor. Eine Fahrt durch die Haide, während deren Einer seiner Eheliebsten eine Jugendeselei erzählt, — nichts weiter. Aber wie köstlich lebendig ist das gegeben, welch eine Liebe des Erzählers leuchtet darüber hin und tief hinein in das Geschilderte: wie der alte Kutscher Karsten Mutter Lisch, das Leitpferd, tadelnd vermahnt; wie die Landschaft vorüberzieht mit all dem Baum- und Busch- und Menschenwerk; wie sich die beiden Eheleute hinterm Rücken des würdigen Karsten heimlich küssen; wie die Familiengeschichte der Holm heiter schnell berichtet wird, — und dann die liebe Liebe des Bauernjungen zum Bauernmädel, wie sie sich beim Klange von Violine, Baßgeige, Klarinette und Waldhorn auf dem Tanzboden kennen lernen, wie er sich rasend verliebt und ganz albern und sie nur ein bischen und sehr verständig; und wie er schließlich ihr Aufgebot mit einem Anderen in der Kirche anhören muß und in die Haide hinausgeht, wo es stürmt und regnet. Ja, „Humor und die feine Künstlerhand", wie Liliencron sagt, — das ist es, was eine Welt im künstlerischen Gebilde erstehen läßt schier aus nichts. Es geschieht wirklich erstaunlich wenig „auf der Haide", aber unser Herz und Auge lebt mit in dem Wenigen, das der Dichter so treu lebendig bietet. — Auf dieses lustige Haidebild mit seiner lieben Einfalt und Herzlichkeit in Mensch, Tier und Natur folgt wie ein Raketenprasselregen untermischt mit Kanonenschlägen ein genial pathetisches Impromptu von Hermann Bahr, dem eminenten Dramatiker, dessen „Große Sünde" uns den Ausblick auf eine gewaltige realistische Dramatik eröffnete. „Die Moderne", Bahrs kurzer Aufsatz in der „M. D." liest sich wie eine Art hymnischen Monologs, gehalten von einer Bahrschen Bühnengestalt, wenn diese so altmodisch wären, Monologe zu halten. Ein Feuergeist spricht aus ihm zu uns und ein flammendes, großes, poesievolles Feuerherz, das eine Sprache von hinaufreißender, herrlicher Mannesgewalt hat. Man vergleiche einmal dieses Pathos mit dem leeren Paukenhall der alten konventionellen Pathetik, — das ist ein amüsanter Vergleich, ganz zu geschweigen von dem Inhalt. Von Karl Maria Heidt (Wien) dann ein „Pariser Nachtgespräch" in Blankversen. Gewaltige Kerle sind die Personen, welche hier das Wort führen: Der Eiffelturm, der Louvre und der Invalidendom, — aber ihnen allen wird das Wort abgeschnitten von einer Schar betrunkener Gamins, die den Boulangermarsch brüllen. In der That, ein brillanter Vorwurf zu einem modernen Phantasiestück, aber es will mir scheinen, als ob die Ausführung in Form und Stoffanwendung nicht ganz auf der Höhe des guten Hauptgedankens

stünde. Auch A. G. v. Suttners Skizze über M. G. Conrad will mir nicht genügen. Aus einem solchen Manne läßt sich schon was anderes machen; aber man muß sein ganzes Wesen in aller derben Echtheit ins Bild nehmen. Schildert man einen Mann, der „Flammen für freie Geister" geschrieben hat und ungespundet sein Lebtag gewesen ist als Mensch und als Schriftsteller, so muß man auch selber ein wenig vom ungespundeten Flammenelement daransetzen. Das ist es, was mir in der Suttnerschen Skizze fehlt, — die Form gefällt mir nicht. Der Inhalt dagegen ist wahr und gut. Richtig vor allem sind die Bemerkungen über die Führerstelle, welche Conrad sich in unserer Bewegung errungen hat durch sein opferfreudiges selbstloses Kämpfen, — richtig ist auch die Charakteristik der gegnerischen Kritik als „unehrlich" (s. die Gänseriche; die herrlichen Redaktionskräfte im schönen Köln und Bern mit ihren großen Jauchenkübeln) und des Leservolkes als „leichtgläubig", und ganz vorzüglich ist schließlich die Apostrophe an unsern „Ritter Georg". Wäre alles geschrieben wie diese letzte Seite, — diese Skizze wäre eine vollfertige Wesensschilderung von feinster Eigenart. — Auf die Skizze über ihn folgt eine Skizze von ihm, — aber sie zeigt ihn leider ebenso wenig in der Ganzheit seines Wesens und Könnens wie jene. Diese novellistische Skizze hält den Vergleich mit den früheren novellistischen Sachen Conrads nicht aus, weder mit denen in „Lutetias Töchtern", noch mit denen im „Totentanz der Liebe". Es fehlt ihr recht eigentlich gerade das, was Conrads Werke dieser Gattung so liebenswürdig auszeichnet: jener nie aufdringliche, nie pathetisch oder schulmeisterlich predigende, aber in jeder Zeile wie ein alldurchdringendes Fluidum fühlbare Conradsche Geist, dieser Geist von ganz besondrer Art, der eine so männliche, stürmische Liebe zu allem Echten und Tüchtigen atmet. Ich meine, es steht mit dieser Skizze so, daß sie nur den ersten Fadenschlag zu einer später enger und feiner zu webenden Novelle bildet. — Hoher Wert ist der kritischen Betrachtung von Wilhelm Bölsche zuzumessen: „Ziele und Wege der modernen Ästhetik". Bölsche hat in der wünschenswerten Klarheit den einzig rechten Weg erkannt, auf welchem wir zu einer modernen Ästhetik gelangen können, und er weiß schon jetzt diesen Weg scharf zu beleuchten und abzustecken, den Weg der Naturwissenschaft. Auch dieser Aufsatz zeigt, daß wir in ihm, neben Christaller, einen jener bisher noch nicht dagewesenen Ästhetiker erhoffen dürfen, die aus dem Leben die Lehren der Dichtung schöpfen wollen und nicht aus konstruierender Theorie anwenden. Was er von den alten Schönheitslehrern sagt, ist schauderhaft richtig. — Mit heller Freude begrüßen wir den Schriftsteller in der neuen realistischen Monatsschrift, der hinter diesem Ästhetiker folgt: Gustav Schwarzkopf. Zwar geht es mir mit der hier gebotenen Studie ähnlich wie mit Conrads Skizze, aber schon sein Erscheinen allein, das sich hoffentlich recht häufig wiederholen wird, muß herzlich erfreuen. Schwarzkopf ist ein Realist echtester Art, ein Psychologe zumal von tiefstem Seelenblick und ein Dichter, dem die feinsten Mittel zu Gebote stehen, diese herrliche Gabe künstlerisch zu verwerten. Die Studie „Liebe?" beweist voll freilich nur die seelische Scharfsichtigkeit, — aber diese ist auch ganz bewunderungswürdig. Was für mein Empfinden mangelt, das ist das undeutbar Tiefzügige des poetischen Wesenshauches. Schwarzkopf ist freilich immer etwas spröde, starr, — hier tritt mir diese Eigenschaft indes doch etwas peinlich auf. — Von Hermann Friedrichs dann, den wir auch in letzter Zeit zu selten vernommen haben, ein Gedicht „Thors Ant-

wort" voll Kraft und Gedankentüchtigkeit, und von F. v. Kapff-Essenther, die wir gleichfalls mit Freuden wieder begrüßen, eine interessante und richtige Betrachtung über „die Berliner Theater und die Litteratur". Wunderlich erscheint mir nur, daß F. v. K.-E. sich über die schlechten Theaterstücke Heyses und Lindaus wundert. Würde sie sich wundern, wenn ein Zuckerbäcker schlechte Häuser baut und ein Spielwarenfabrikant nicht imstande ist, eine Lokomotive zu konstruieren? — „Zur Meißnerfrage" ist von H. Astl-Leonhard ein Gedicht Meißners an F. Lemmermayer mitgeteilt, — es erscheint mir indes sehr fraglich, ob dieses Nachtpoem in irgend welchem Zusammenhange mit der Angelegenheit des „Dämons" Hedrich steht. Zur Erholung nach der Meißnerschen Schwermut folgt ein wenig leichte Ware von Gg. Schaumberg, der mir als Lyriker aber doch besser gefällt, denn als Gedankenschnitzler. Die Sachen sind weder recht tief, noch recht fein, sie haben weder den Schelm im Nacken noch den Teufel im Rücken. Aber nun Iven Kruse über Liliencrons herrliches, schönes Buch „Der Mäcen". Es ist eine eigene, hohe Freude zu sehen, wie ein Mensch den andern so ganz aus voller Herzens- und Geisteslust versteht, wie Kruse seinen Landsmann Liliencron. Der Dichter hat in die Natur geschaut und in sein eigenes Herz, und was er gesehen, wurde zum künstlerischen Bilde, — nicht minder klar und warm schaute der „Kritiker" das Kunstwerk an und sein schauendes Genießen drängte ihn, laut auszurufen, wie viel Schönes er gesehen und welch innere Verhältnisse er entdeckt, und seine Kritik wurde eine zündende Aufforderung, selbst hinzugehn und selbst anzuschauen. Füge ich noch hinzu, daß Kruse auch zu analysieren trefflich versteht, so habe ich, glaub' ich, alles gesagt, um zu dem Schluß berechtigt zu sein: Diese Art der Besprechung eines Dichterwerkes hat wirklichen Wert für die Kunst. Sie regt künstlerisch an. Ähnliches gilt von Heinz Tovotes Besprechung der „Klugen Jungfrauen" Conrads, nur daß hier der Verstand die Empfindung überwiegt, während bei Kruse das Umgekehrte der Fall ist. Die Wirkung ist dieselbe. Zu liebenswürdig scheint mir Kafka über Hermann Conradis sonderbares Opus „Wilhelm II. und die neue Generation" zu urteilen. So sehr ich Conradi als Lyriker bewundere, so hoch ich ihn stelle als eminenten Seelenmaler von gewaltigster Kühnheit und schier dämonischer Wühlkraft, so sehr muß ich die Sammlung von Wortdelirien beklagen, die er, untermischt mit allerdings genialen psychologischen Excursen, unter dem oben zitierten Titel herausgegeben hat. Und E. M. Kafka, — wie beklagen ich ihn! Er hat wirklich Sätze verstanden, wie: „die Lücke als Organ der Zukunft bejaht nur die Gabe der Gegenwart"? Ob ich mich auch der Gefahr aussetze, von Hermann Conradi als vollkommener Idiot als „stinkfliegengaukelndes Sandbankhirn" etwa bezeichnet zu werden — ich muß es doch sagen: mir wurde es unmöglich, auch nur die Hälfte dieses Buches zu verstehen und anderen ging es nicht besser. Was indessen Kafka über Conradis wirklich wunderbar scharfe Analyse der „jungen Generation" sagt, ist völlig berechtigt in der Höhe seiner Anerkennung. Nur hätte der Umstand hervorgehoben werden müssen, daß Conradi auch hier die Trefflichkeit seiner Psychologie durch die zappelige Tollheit seiner Sprache schädigt. Auf diese lobenden Kritiken folgen zwei absprechende, darunter besonders interessant die von Bölsche über Dahns „Weltuntergang". Ohne es an Schärfe irgendwie fehlen zu lassen, wird hier der litterarische Gegner doch mit schuldiger Achtung behandelt, freilich zu Tode behandelt, — aber auch das war schuldig. Von kräf-

tiger Eigenart ist die Kritik Feiths über Bahrs geniales Drama „Die große Sünde“. Es ist da etwas von dem besprochenen Autor auf den Kritiker übergegangen, — aber die Falschmeinung, daß dieses ebenso bühnenunmögliche als gewaltige Drama aufführbar sei, hat wohl der Autor selber nicht gehabt. Gerade das „Nebeneinander und Ineinander“, welches Feith lobend hervorhebt und welches freilich wunderschön wäre, macht das Stück bühnenunmöglich. So etwas realistisch dargestellt gäbe ein ewiges Stimmengewirre, in dem das Wort des Autors völlig ersöffe. — Ein wenig weit nach hinten gerückt folgen dann vorzüglich gewählte Gedichte von Liliencron, Alberta v. Puttkamer, Karl Henckell, Hermann Conradi, J. H. Mackay, Otto Erich, Paul Barth, Adolf Pichler, Arno Holz und hinter ihnen eine Chronik der Weltlitteratur“, in welcher Spanien von J. Fastenrath, Portugal von Hedwig Wigger behandelt wird. Noch unfertig erscheint die folgende „Kritische Rundschau“ trotz der ausgezeichneten Besprechung des Wallothschen Tiberius durch Christaller und die „Litterarische Rundschau“, obwohl Michel Constantin viel Interessantes gesammelt und gut zusammengestellt hat. Den Beschluß macht eine sehr reichhaltige und als sehr praktisch zu begrüßende Zeitungsschau, die hoffentlich in derselben Ausführlichkeit weiter geführt wird.

Möge die „Moderne Dichtung“ überhaupt so weiter und fortschreiten, wie sie in ihrem ersten Hefte begonnen hat. Sie wird dann ein mächtiger Faktor in unserem Kampfe zu lebendiger Erneuerung unserer deutsch-vaterländischen Litteratur sein. Daß sie nicht auf Rosen wandeln wird mit dem Banner des Realismus in Händen, weiß sie wohl selbst, aber mit ehrlicher Begeisterung im Herzen und fröhlicher Kampfeslust wandert es sich auch ganz lustig inmitten feindlichen Wutgeheuls und mehr oder minder grober Geschosse. Begeisterung und frische Freude am fröhlichen Kampf, — die beiden mögen ihr denn vor Allem treu bleiben!

O. J. Bierbaum.

Französische Litteratur.

Lucien Descaves, Sous-Offs. (Paris, Tresse & Stock.) Keine der in letzter Zeit ans Licht getretenen belletristischen Novitäten hat wohl mehr Sensation erregt und zu einem lebhafteren Meinungsaustausch Veranlassung gegeben, als der ebengenannte Militärroman des jungen, hochbegabten Naturalisten Descaves. Ganz besonders sind es die militärischen Kreise, denen dieses realistische Sittenbild, das uns die Brutalität und platte Nüchternheit des Kasernenlebens in seiner ganzen abstoßenden Nacktheit entrollt, ein Dorn im Auge ist, und einem Drängen von dieser Seite nachgebend, hat sich die Regierung wohl auch entschlossen, Verleger und Autor des Buches wegen Beschimpfung der französischen Armee strafrechtlich zu verfolgen. Es ist ein schönes Zeichen für das hochentwickelte Standesbewußtsein und das Solidaritätsgefühl des französischen Schriftstellerstandes, daß die namhaftesten französischen Schriftsteller für ihren bedrohten Kollegen eintraten und in einem geharnischten Protest Verwahrung dagegen einlegten, daß der Staat das Recht für sich in Anspruch nimmt, die Litteratur unter Polizeiaufsicht zu stellen. Sous-Offs, Unteroffiziere, betitelt Descaves seinen Roman, weil er in ihm vor allem den Unteroffizierstand in seinem Milieu einer kritischen Analyse unterwirft. Gegen die landläufigen Soldatengeschichten, die in unzähligen Variationen das Lied von des Soldatenstandes Leid und Lust wiederholen, sticht dieses nüchterne Sittengemälde, das, grau in grau gemalt, jeden helleren Farbton vermissen läßt, gewaltig ab. Das Bordell und die Kaserne sind der wechselnde

Schauplatz der Erzählung, die sich übrigens in bescheidensten Grenzen hält. Mag man auch zugeben, daß der Autor allzu pessimistisch sieht, daß er vor allem der erhöhten Wirkung wegen zu stark aufträgt, der Roman bleibt nichtsdestoweniger ein hochbedeutsames, warm zu empfehlendes Werk, das schon deshalb Beachtung verdient, weil sich in ihm der erste Versuch darstellt, — und das ist in der Zeit des Militarismus ein wahres Wunder — einen wesentlichen Bestandteil der modernen Armee in scharfer realistischer Beleuchtung zu schildern.

Ebenfalls bei Tresse & Stock in Paris hat J. K. Huysmans einen Band Studien und Aufsätze erscheinen lassen, denen er den Kollektivtitel „Certains" vorgesetzt hat. Huysmans gehört zu der kleinen Zahl von Schriftstellern, denen die Kunst nicht ein müßiger Zeitvertreib, sondern rechte Lebensarbeit ist, und die auch nur zur Feder greifen, wenn sie wirklich etwas Neues zu sagen haben. Dieser ernste Grundton, der aus allen seinen Arbeiten hervortönt, spricht auch aus den hier gesammelten Aufsätzen, die meist kunsttechnische und ästhetische Fragen behandeln; Huysmans kehrt überall neue Gesichtspunkte hervor, ihm ist es heiliger Ernst mit der Kunst und schonungslos zieht er gegen jede Art Afterkunst und ihre Vertreter zu Felde.

Ganz anders als diese beiden revolutionären Bücher präsentiert sich der neue Roman von Georges Ohnet „Dernier Amour". (Paris, Ollendorff.) Ohnet hat nichts vom Stürmer und Dränger an sich, in ihm verkörpert sich vielmehr das Prototyp eines Vertreters der Bourgeoislitteratur: er trifft den sentimental-sentenziösen Ton, der dem Durchschnittsleser so gut gefällt, meisterlich, verfügt über viel falsches Pathos und weiß seinen Geschichten ein hübsches moralisches Mäntelchen umzuhängen, das zwar recht fadenscheinig ist, ihnen aber gut zu Gesicht steht. Mit diesen natürlichen Gaben hat er sich denn auch eine stattliche Lesegemeinde geschaffen, die ihm nun gedankenlos durch Dick und Dünn nachfolgt. In „Dernier Amour" erzählt er uns in seiner rührseligen Art die Leidensgeschichte einer Frau, die an Entsagungstreue und Edelmut das Menschenmöglichste leistet. Es ist keine Frage, daß auch diese neueste Schöpfung Ohnets viele Leser finden und allgemeine Befriedigung hervorbringen wird trotz der vielen Unmöglichkeiten und trotz der groben psychologischen Schnitzer, die sie aufweist; aber auf solche Kleinigkeiten legt der richtige Ohnet-Leser kaum Gewicht: er will eine Geschichte, die ihm nichts zu denken giebt und die ihn dabei gut unterhält und diese beiden Forderungen findet er in Ohnets „Dernier Amour" bestens erfüllt.

Armand Silvestre, Histoires scandaleuses. (Paris, Ernest Kolb.) Silvestre ist der echte Typus eines „Conteur gaulois", einer Spielart, die leider immer seltener zu werden beginnt. Übermütig, voll gesunder Sinnlichkeit, genußfreudig, oft über die Stränge schlagend, aber immer geistsprühend und mit einem prächtigen Witz begabt, ein Feind aller Kopfhängerei, dafür aber stets den heiteren Lebensgenuß predigend, so zeigt er sich auch wieder in seinem neuesten Buche. Ja, das sind wirklich „skandalöse Geschichten", die uns Silvestre da erzählt und Waschlappen und Tugendsexe beiderlei Geschlechts thuen gut, den Band gar nicht erst in die Hand zu nehmen, denn sie würden Zeter und Mordio schreien über den Losen, der so wenig Rücksicht auf ihre keuschen Ohren nimmt. Wer sich aber seinen gesunden Geschmack bewahrt hat, wird seine Freude an diesem unmoralischen Buche haben und wird es gern wieder zur Hand nehmen, um sich an Silvestres geistreichen Skandalgeschichten für die Langeweile zu entschädigen, die ihm die Lektüre irgend eines tugendhaften Familienschmökers verursacht hat.

Die fünf Novellen aus dem Jura, die T. Combe unter dem Titel „Chez Nous“ zu einem Bande vereint hat (Paris, Paul Monnerat), sind dem Besten beizuzählen, was das Genre der französischen Dorferzählung aufzuweisen hat. Combe glänzt hier vor allem durch die Frische und Innigkeit der landschaftlichen Schilderung und die treffliche Art, mit der er die Eigenart der Landbevölkerung charakteristisch wiederzugeben versteht. Am besten von allen hat uns die prächtige Erzählung „Laquelle des Trois“ gefallen: Combe hat nicht viel geschrieben, was dieser Dorfgeschichte ebenbürtig an die Seite zu stellen wäre. Der Band ist brillant ausgestattet und mit hübschen Bildern von Bachelin und Huguenin geschmückt.

Der greise Akademiker Jules Simon, als Politiker und Philosoph bei Freund und Feind in gleicher Achtung stehend, hat die litterarische Welt durch das Erscheinen seiner „Memoires des Autres“ aufs angenehmste überrascht. (Paris, Testard & Cie.) Es sind die Memoiren anderer Leute, die uns Simon auf diesen Blättern erzählt, sein reichbewegtes Leben hat ihn mit manch interessanter Person zusammengeführt, von deren Lebensschicksalen er hier aus dem Schatze seiner Erinnerungen plaudert. Ein besonderer Reiz liegt in der Art, wie er dies thut: Simon plaudert mehr mit sich selbst, als daß er dem Leser etwas vorerzählt, man fühlt, daß er mit seinem ganzen Herzen bei der Sache ist und dieser warme Ton, der auf jeder Seite hervortritt, überträgt sich auf den Leser und steigert seine Teilnahme für den dargestellten Gegenstand. Daß der Autor auch über einen prächtigen Humor verfügt, beweist die Skizze Colas Colasse et Colette: ein rechtes Kleinod, das es verdiente, allgemein bekannt zu werden. Noël Saunier hat das Buch mit reizenden Illustrationen versehen, die dem auch sonst aufs reichste ausgestatteten Bande einen Reiz mehr verleihen.

Le Petit Gosse par William Busnach. (Paris, Perrin & Cie.) Eine an Abenteuerlichkeiten und merkwürdigen Vorfällen überreiche Geschichte, die in das Bereich jener Sensationslitteratur gehört, deren größter Reiz in der spannenden Erzählmanier beruht. Und in diesem Betracht läßt Busnachs Roman nichts zu wünschen übrig. Der durch die Dramatisierung der Zolaschen Romane bekannte Autor verfügt über eine tüchtige Portion von „Mache“ und technischer Fertigkeit und besitzt auch Phantasie genug, um eine packende Fabel zu erfinnen und spannend weiterzuspinnen. Bei dem Publikum, für das Busnach schreibt, bedarf es scharfer Reizmittel, um eine Wirkung hervorzubringen; die Abenteuerlichkeiten und die grellen Theatereffekte, die „Le Petit Gossi“ dem geschmackvollen Leser ungenießbar machen, thuen bei den Lesern, die unser Autor im Auge hat, eben noch immer ihre Schuldigkeit, und von diesem naiven Publikum wird Busnachs jüngster Roman auch voll und ganz gewürdigt werden.

Le Comte d'Hérisson, Journal de la Campagne d'Italie 1859. (Paris, Ollendorff.) Graf d'Hérisson hat sich mit seinem bekannten „Journal d'un officier d'ordonnance“ als geistvoller Militärschriftsteller einen geachteten Namen erworben, und seine späteren Arbeiten haben nur dazu beigetragen, ihn in der Gunst des Publikums zu befestigen. Sein neuestes Buch, das den italienischen Feldzug Napoleons gegen die Österreicher behandelt, ist ganz darnach angethan, ihm neue Freunde zu werben. In seiner lebhaften frischen Art, die in ihrer Anschaulichkeit den Leser zum Mitschauer des Geschilderten macht, erzählt er die Geschichte dieses Krieges, der den französischen Waffen so brillante Erfolge verschaffte, wobei er den militärischen Vor-

gängen auf dem Kriegsschauplatze seine besondere Aufmerksamkeit widmet. Hérisson hat für seine Arbeit Material zur Verfügung gehabt, das anderen bisher nicht zugänglich war, seine Enthüllungen über die Vorgeschichte des Krieges enthalten viel Interessantes und lassen besonders das Verhalten Napoleons in einem ganz neuen Lichte erscheinen.

Henri Blaze de Bury, Jeanne d'Arc. (Paris, Perrin & Cie.) Diese treffliche Lebensbeschreibung der Jungfrau von Orleans liegt nun bereits in zweiter Auflage vor, ein Beweis, daß der äußere Erfolg der an inneren Vorzügen so reichen Arbeit nicht gefehlt hat. Blaze de Burys Werk gehört mit zum Besten, was bisher über das Mädchen von Domremy veröffentlicht wurde. Unter sorgsamer Benutzung des vorhandenen Quellenmaterials schildert uns der Autor den Lebensgang dieser merkwürdigen Frauengestalt, von der uns Schiller in seiner „Jungfrau von Orleans" ein so verzerrtes Bild geschaffen hat; die anziehende Form der Darstellung ist nicht der geringste Vorzug der tüchtigen Arbeit, die sich aber auch in wissenschaftlicher Hinsicht als hochbedeutsame Leistung präsentiert.

Ernest Daudet; Coblentz 1789—1793. (Paris, Ernest Kolb.) Ernest Daudet hat sich sowohl als Romancier wie als populärer Geschichtschreiber in vorteilhaftester Weise bethätigt, uns will aber der Historiker Daudet weit besser als der Romanschriftsteller gefallen, zumal wenn er, wie hier, ein Thema aus der Revolutionsgeschichte zur Behandlung wählt, eine Geschichtsperiode, die ihm von Grund aus vertraut ist und die ihm schon den Stoff zu mehr als einer wertvollen Arbeit geliefert hat. Der vorliegende Band ist der dritte einer „Histoire de l'émigration", in der er die traurige Epopöe der Emigranten sine ira et studio erzählt; die strenge Unparteilichkeit, deren er sich dabei befleißigt, ist gerade bei diesem Thema, das so bequeme Gelegenheit zu einer subjektiven Meinungsäußerung giebt, besonders hoch anzuschlagen. Durch das Entgegenkommen des Baron von Langsdorf stand Daudet für seine Arbeit eine Menge bisher unbenutztes Material aus Familienarchiven zur Verfügung, das ihn in den Stand setzte, diese bisher noch so wenig beachtete Phase der französischen Revolutionsgeschichte in gründlicher, umfassender Weise zu schildern und aufzuhellen. Beigegeben sind dem Bande einige hochinteressante Briefe des Grafen von Artois, von Gustav III., dem Grafen von Calonne und Anderen, die hier zum ersten Mal veröffentlicht werden.

Einen brauchbaren Grundriß der Geschichte der französischen Litteratur gab Charles Cottier unter dem Titel „Histoire abrégée de la littérature française" bei Paul Monnerat in Paris heraus. In gedrängter Kürze giebt uns der Verfasser ein übersichtliches Bild der Entwickelungsgeschichte des französischen Schrifttums von seinen Anfängen bis in die Mitte dieses Jahrhunderts, die zeitgenössische Litteratur ist leider unberücksichtigt geblieben. Ist auch das Werk in erster Linie zum Gebrauch für den Unterricht in Schulen bestimmt, so wird es auch dem Litteraturfreund gute Dienste leisten, der es zur Hand nimmt, um sich einen orientierenden Überblick über das ausgedehnte Feld der französischen Litteratur zu verschaffen.

Zur Erinnerung an die exotischen weiblichen Gäste, die mit ihren Schaustellungen eins der anziehungskräftigsten Elemente der vorjährigen Pariser Weltausstellung bildeten, haben Catulle Mendes und R. Darzens vier reizend ausgestattete Hefte erscheinen lassen, denen sie den nicht ganz zutreffenden Titel „Les Belles du monde" gegeben haben. (Paris, Plon, Nourrit & Cie.)

Bei den spanischen Zigeunern läßt sich das Epithetan „schön" noch rechtfertigen, aber um diese Egypterinnen, diese gelben Japanerinnen und die schwarzen Schönen vom Senegal anziehend zu finden, dazu gehört ein etwas fragwürdiger Geschmack. Aber interessant sind sie deshalb dach und entbehren auch nicht eines gewissen pikanten Reizes, den die Bilder, mit denen L. Métinet die Hefte geschmückt hat, auch vortrefflich zum Ausdruck bringen. Jn jedem Falle sind die vier Bändchen in hahem Grade eigenartig und verdienen schan um ihrer Originalität willen allgemeine Aufmerksamkeit.

A. G—tze.

Spanische Litteratur.

Wer sollte nicht Dichter sein in der tierra de Maria Santisima, im lachenden Andalusien, dem Land des Orangendufts und der lauen Lüfte, der Nachtigallen und der Guitarrenklänge, der Blumen und der schönen Frauen? Drei Viertel aller Andalusier und die Hälfte aller Spanier verstehen sich auf die Sprache der Paesie und wissen Verse zu bilden, was in keinem Jdiom leichter als im spanischen ist; aber die Zahl rechter Dichter, die in ihre Straphen etwas van dem Licht und der Glut ihrer wundervollen Heimat übertragen, ist klein: zu den Auserwählten gehört unter den Andalusierinnen vor allen die in Marchena 1831 als die Tachter eines Arztes gebarene Excma Señora Antania Diaz de Lamarque, die schöne Gattin des gefeierten Dichters, Kunstfreundes und Mäcens José Lamarque de Navoa, die auf ihrem poetischen Landsitz Alqueria del Pilar in Dos Hermanas bei Sevilla mit den Philamelen ihres herrlichen Gartens um die Wette gesungen und in jahrelanger Krankheit sich heute nach an den Schöpfungen ihrer Jugend und Vallkraft erquickt und erhebt.

Unter dem blauen durchsichtigen Himmel Sevillas, im spanischen Ram, in der Welt des Marillo, der seinen Pinsel in Äther getaucht, hat die zarte, zierliche, feinsinnige Antiona zuerst als Kind ihre Dichterschwingen entfaltet: dasselbe Buch des Jesuitenpater Nieremberg: „De lo temporal y eterno", aus dem Jacinto Verdaguer den kühnen Gedanken zu seinem großartigen Epos „La Atlántida" geschöpft, ist auch ihr die erste Quelle der Geistesbildung gewarden. Hätte sie sich nicht sa bescheiden von der Öffentlichkeit in ihr stilles Heim zurückgezagen, ihr Name wäre längst von der geschäftigen Fama in alle vier Winde getragen; aber auch sa ist sie als eine der würdigsten Vertreterinnen der sevillanischen Dichterschule berühmt, die, einst von den Meistern des Wohllauts und des majestätischen Pamps dichterischer Sprache Herrera und Rioja gegründet, van ihren Schülern Arguija, Escabar, Cetina, Alcázar und Jánregui ruhmvoll fortgesetzt, auch unter Núnez, Arjana, Raldán, Castra, Reinaso und Lista blühte, in dem jüngst verstarbenen greisen Canonicus Francisca Radríguez Zapata einen der edelsten Sänger dieses Jahrhunderts fand, durch den verewigten Prafessar und Akademiker Jasé Fernandez-Espina und den gleichfalls entschlafenen Universitätsbibliathekar und Advakaten Juan Jasé Bueno gepflegt wurde, durch Huidobra und Tassara neue Lorbeern pflückte und in Jsabel Cheix und der Antiquerarin Sar María de las Angeles, die Saéns de Tejada hieß, ehe sie ins Heilige Geist-Klaster van Sevilla trat, in Jasé Lamarque de Navoa, Mercedes und José Velilla, Justiniana (den Dichter der Epen Roger de Flor und Hernán Cortés), Narciso Campilla (der den Betis mit dem Manzanares vertauscht), Mas y Prat, Mantata, in dem Dramatiker Cana y Cueta, in Cayetana Fernandez,

Eloy Garcia Valero, Carlos Jimenez Placer, José Sánchez Arjona (dem Verfasser des Dramas Bajo el Cristo del Perdón) und Juan Antonio Cavestany (dem jugendlichen Verfasser des Dramas El esclavo de su culpa und begabten Lyriker) fortlebt.

Während Luis Montoto, der Dichter der Granos de arena, ein Schüler Campoamor's, und Mas y Prat, der Maler des andalusischen Volkslebens, ein Jünger Heines und des Sevillaners Gustavo Adolfo Becquer, und als solcher ein Vertreter des Individualismus in der Poesie ist, stellt sich die klassische Dichterschule Herreras und Riojas in den religiösen Liedern der Donna Antonia Diaz de Lamarque in ihrer ganzen Reinheit dar, mag sie auch in ihren übrigen Dichtungen ebenso wie ihr Gemahl den Übergang von der klassischen sevillanischen Schule zur romantischen bezeichnen. Welch' treffliche Dichterin Antonia Diaz de Lamarque ist, zeigen die jetzt in Barcelona mit kunstvollen Bildern von Joaquin Dieguez Diaz und einem eingehenden Vorwort des Professors Joaquin Rubió y Ors, des Patriarchen der catalanischen Dichtkunst, gezierten Poesias religiosas. Eine tadellose Form eint sich hier der Hoheit der Gedanken. Diese schwungvollen Lieder, die der Weihrauch des Gebetes erfüllt, sind unter dem Zeichen des Kreuzes zur Verherrlichung der Religion von Golgatha, im Anblick der heiligen Stätten des Friedens, der Tempel- und Klostermauern, oder in der Wonne der Weihnacht gedichtet, und wie Columbus in der historischen Romanze unserer Dichterin: „La Virgen de la Rábida“ kann auch sie von sich sagen: „Seit zartester Kindheit war ich der Madonna ergeben.“ Viele dieser Gedichte sind duftige Marienblumen, aber manche atmen auch das innigste Naturgefühl und klingen daher dem deutschen Herzen gar lieb und traut. So der Abschied vom Frühling, dessen erste Strophe also lautet:

Schon mit schnellem Schritt entfliehst du,
Jahreszeit voll Wonnezauber;
Meines Vaterlandes Fluren
Willst du, schöner Lenz, verlassen.
Bald schon sehen Wald und Wiese
Ihren Reichtum, ihre Gala
Durch der glüh'nden Sonne Strahlen
Ach in eitel Staub verwandelt.
Die ihr in den Wäldern wohnet,
Werdet ihr, o Lüftlein, saget,
Für die Blümelein von heute
Morgen kein Gedächtnis haben?

Unter den Dichtungen ragt das von der Academia Bibliográfico-Mariana de Lérida am 16. Oktober 1864 mit einer Lyra von Gold und Silber gekrönte Poem Maria en Montserrat hervor: Antonia durfte es wagen, mit dem Abt des Montserrat Pedro de Burgos, dem Verfasser der Historia y Milagros de la Virgen de Montserrat, und mit Virués in die Schranken zu treten. Sie schildert den Zug Karls V. nach Tunis und die Freude des Abts des Montserrat, dem der Sieg des Kaisers in dem Augenblicke gemeldet wurde, als er die heilige Jungfrau um Hülfe für das kaiserliche Heer in Afrika anflehte. In diesem Gedicht ist die Virgen de Montserrat die Muse der sevillanischen Dichterin gewesen, wie sie es den beiden berühmten catalanischen Poeten Victor Balaguer und Jacinto Verdaguer war. Wie die Cruzifixe des Sevillaners Montañés, so sind auch schöne Blüten der christlichen Kunst die religiösen Dichtungen der Antonia Diaz de Lamarque.

Die christliche Dichterin trägt ihre Leiden mit der Geduld einer Heiligen. Der große Dichter Duque de Rivas, der Verfasser des Don Álvaro, des Moro expósito und der Romances históricos, aber rief: „Nichts ist so schwer zu ertragen, als das Unglück des Altwerdens; ich für meinen Teil habe mich noch nicht damit aussöhnen und trösten können.“

Von ihm spricht ausführlich eine Ab-

handlung aus der Feder des bekannten Kritikers Luis Vidart, welche der Almanaque de la Ilustración 1890 bringt. Derselbe ist wie immer gediegen und schön, nur hätten wir gewünscht, daß er ein Bild des verflossenen Jahres gewesen und uns an Spaniens große Toten, den Marqués de Molins, Francisco Rodriguez Zapata und Vicente Wenceslao Querol erinnert hätte.

Von dem vorhin erwähnten Sevillaner Juan Antonio Cavestany ist in Madrid ein Band Poesias erschienen, der ihn als Meister des Wortlauts zeigt. Er, der als Dramatiker begonnen, zieht jetzt den Leser dem Zuschauer vor, er will lieber von Wenigen beurteilt sein und in die Seele derer dringen, die ihn lesen, als von der Menge, die den Vorstellungen im Theater beiwohnt.

Umgekehrt Echegaray, dem eine nach Köln vermählte Wienerin (L. v. Asten) durch ihre ganz vortreffliche Übertragung des Dramas „Lustiges Leben, trauriger Tod“ (welches am 8. Dez. im Nürnberger Stadttheater unter dem Titel „Gesühnt“ mit seltenem Erfolge aufgeführt wurde) zu einem glänzenden Triumphe verholfen.

Echegaray hat unlängst in Madrid einen Vortrag über den Eiffelturm gehalten, Emilia Pardo Bazán aber hat über ihn in ihrem fesselnden Buche Al pié de la torre Eiffel (Madrid, 1889) geschrieben. Wie jetzt in Deutschland, so ist das Interesse an Echegaray und der spanischen Litteratur auch in Holland groß. Dort hat Calderons Alkalde von Zalamea in der schönen Übertragung des Haarlemer Kaufmanns Nieuwenkamp seinen Einzug gehalten und Moretos Donna Diana wird ihm unter der Ägide des bewährten dramatischen Lehrers und Journalisten L. Simons bald nachfolgen, während der Galeoto, von Rössing, dem Gatten der besten Naiven der holländischen Bühne, sich bereits eingebürgert hat. Der Schreiber dieser Zeilen aber ist von der litterarischen Genossenschaft Oefening kweekt kennis im Haag eingeladen worden, in der Stadt des Spinoza einen Vortrag über spanische Litteratur zu halten, und hat dies am 13. Januar gethan.

Johannes Fastenrath.

Nordische Litteratur.

Dänemark.

Von Henrik Pontoppidan kann noch in diesem Jahre eine neue Novellensammlung erwartet werden.

Erik Bøgh hat während der Sommerzeit an der Vollendung seiner Memoiren gearbeitet.

Ein den Abend ausfüllenden Schwank von Oscar Madsen ist von dem Volkstheater in Kopenhagen angenommen worden und soll nächstens zur Aufführung gelangen.

Gustav Esmann hat ein neues den Abend ausfüllendes Lustspiel vollendet und ist dasselbe bereits vom Königl. Theater in Kopenhagen zur Aufführung angenommen.

In Bälde erscheint eine Novellensammlung von Sophus Michaëlis.

Erik Skram arbeitet an einer Reihe kulturgeschichtl. Schilderungen.

Der Kunstgeschichtsschreiber Emil Hannover hat in Paris Material zu verschiedenen Studien über die „Pompadur-Kunst“ in Frankreich gesammelt.

Mit „Frauen-Ehre“ debutierte neulich ein Schriftsteller Karl Larsen, und diese dramatischen Arbeiten erwecken große Hoffnungen, sie sind nämlich mit einer seltenen sicheren und bewußten Kunst ausgearbeitet; der Verfasser ist von Anfang an klar über sein Ziel und seine Mittel gewesen. Ebenso hat er ein klares Auge für das Typische.

Verantwortliche Leitung: Dr. M. G. Conrad in München.
Verlag von Wilhelm Friedrich, Druck von C. G. Röder in Leipzig.



Professor Volkelt und der deutsche Realismus.

Von M. G. Conrad.

(München.)

Quousque tandem —

Unter der Überschrift „Dichtung und Wahrheit, ein Beitrag zur Kritik der Ästhetik des Naturalismus" hat Dr. Johannes Volkelt, früher in Basel, jetzt in Würzburg, in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung einen langen Aufsatz veröffentlicht, den wir nicht unbesprochen lassen können. Und zwar deswegen nicht, weil er für das Wesen des deutschen Professorentums in seinem Verhältnis zur Litteratur der Lebenden und Strebenden überaus kennzeichnend, sodann weil er in einem Blatt von guter litterarischer Herkunft erschienen ist.

Schlagen wir den neuesten Jahrgang des deutschen Litteratur-Kalenders auf, so finden wir über den Verfasser und seine seitherigen schriftstellerischen Leistungen die Angabe, daß er 1848 zu Lipnik in Galizien geboren wurde und folgende Schriften verfaßt hat: Pantheismus und Individualismus 1871, Das Unbewußte und der Pessimismus 1873, Die Traumphantasie 1875, Der Symbolbegriff &c. 1876, Kants Erkenntnistheorie 1879, Über die Möglichkeit der Metaphysik 1884, Erfahrung und Denken 1885, Franz Grillparzer als Dichter des Tragischen 1888.

Aus dem Vorworte seiner Grillparzer-Schrift erfahren wir ferner, daß er Mitte der siebziger Jahre längere Zeit in Wien lebte und dort das „Glück" hatte, „die meisten Stücke Grillparzers auf der Bühne teils des Burg-, teils des Stadttheaters zu sehen". So oft er im Lauf der Jahre auf Grillparzer zurückgekommen, „immer mehr wuchs seine Größe in meinen Augen", versichert er. In Basel hat er später einen Vortrag über die

Hero-Tragödie gehalten und sich entschlossen, ein wissenschaftliches Buch über seinen geliebten Grillparzer zu schreiben. Dasselbe ist als seine letzte größere schriftstellerische That 1888 erschienen, 196 Seiten Text, 20 Seiten Anmerkungen.

Auf S. 194 findet sich folgende Auslassung:

„Nach diesen Seiten hin (Vertiefung ins Innere, Herausarbeitung der Subjektivität und Betonung ihres Rechts) ist Grillparzer ein durchaus im modernen Geiste stehender Dichter. Ich hebe dies mit Nachdruck hervor, weil gerade in unseren Tagen eine gewisse Schule nur den Dichter als modern gelten lassen möchte, der das Platte, ja Faule und Stinkende im gegenwärtigen Gesellschaftsleben mit Vorliebe behandelt oder gar als einzig wahren Gegenstand der Dichtung ansieht. Zu dieser allermodernsten Art, welche in dem schamlosen Hinstellen der krankhaften und ekelhaften Seiten des gegenwärtigen Kulturlebens den Maßstab für den Wert des Dichters sieht und von der menschlichen Ausreifung und künstlerischen Durchbildung der dichterischen Individualität kaum eine Ahnung hat, bildet allerdings Grillparzer einen äußersten Gegensatz. Bedachte er schon zu seiner Zeit die Dichter des ‚Wirklich-Wahren‘ mit dem Epigramm:

> Ihr habt die Romantik überwunden,
> Nur daß in dem blutigen Krieg
> Der teuer erkaufte Sieg
> Die besten Truppen aufgerieben,
> So daß nichts als Lumpe übrig geblieben —

so würde er dem ‚allerjüngsten Deutschland‘ gegenüber noch aus einer ganz anderen Tonart sprechen. Von den verschiedenen Arten des Radikalismus war ihm der ‚talentlos poetische‘ nicht am wenigsten zuwider.“

Das genügt einstweilen. — Für Grillparzer-Volkelt sind wir „Lumpe“!

So ist also der ästhetische Herr Volkelt aus Galizien durch das Thor seiner Grillparzer-Studien gleich mit einer saftigen Schimpferei und Ehrabschneiderei eingezogen in die Burg der modernen deutschen Dichtung — als professorlicher Triumphator und Rechtsprecher über deren Vertreter alias „Lumpe“ und mehr als dies, siehe oben!

Man sollte meinen, die gewöhnliche Ehrbarkeit und Mannhaftigkeit müßte einen einigermaßen gelehrten und gebildeten Menschen antreiben, Beschuldigungen und Anklagen, wie sie oben gegen eine ganze Richtung im vaterländischen Schrifttum erhoben werden, keine Minute beweislos zu lassen, wer mit „Lumpe“ in der Litteratur um sich wirft und noch eine „ganz andere Tonart“ der Beschimpfung für angemessen hält, müßte sofort die

Belege aus der Tasche ziehen, die Namen der Autoren, der Werke u. s. w. mit allen Buchstaben vor die Augen der Leser hinschreiben!

Man sollte meinen! Jedoch wie die angeführte Thatsache zeigt, ist der ehrliche, mannhafte Mensch mit dieser Meinung gründlich im Irrtum. Der deutsche Professor à la Volkelt ist über solche Verpflichtungen der Gewöhnlichkeit erhaben. Er behauptet, beschuldigt, beschimpft — damit hat er der modernen Schriftsteller-, Dichter- und Künstlerwelt gegenüber seine hohe Sendung erfüllt und er kann ruhig an die Staatskasse gehen und sich seinen Sold für seine professorale Leistung auszahlen lassen. Er ist unfehlbar, heilig und unantastbar. Er hat den Lebenden gegenüber das Monopol der höchstgebildeten — Ungezogenheit.

In Deutschland! In anderen Kulturländern, wo weniger unsittliche und alexandrinische Ansichten im öffentlichen Geistesleben herrschen, in Frankreich, in England zum Beispiel, würde eine solche feige, mit dem Professormantel sich schützende Anrempelung und Bespeiung vaterländischer Dichter, Denker und Künstler von der gesamten Publizistik mit niederschmetternder Energie zurückgewiesen werden; in den litteratur- und kunstfreundlichen höheren Gesellschaftskreisen würde man einem solchen Lästermaul den Rücken kehren und die Thür weisen, und seine Schüler würden ihn auslachen oder auspfeifen. Kurz ein Professor à la Volkelt würde so gründlich in die Kur genommen werden, daß ihm bald die Lust verginge, mit solchen merkwürdigen Mitteln Litteratur- und Kunstwissenschaft in der Öffentlichkeit treiben und über Dinge mitsprechen zu wollen, von denen er wenig oder nichts versteht und die ihn von amtswegen gar nichts angehen.

Der sieben Spalten lange Aufsatz des Herrn Prof. Dr. Johannes Volkelt in der Allg. Zeitung zeichnet sich, wie seine oben zitierte Auslassung in seinem Grillparzer-Buche, namentlich durch die Kunst des ins Blaue hinein Behauptens, Beschuldigens und Beschimpfens aus und durch die Unverfrorenheit, nie und nirgends auch nur den Versuch eines Beweises zu unternehmen. Stilistisch nimmt sich der professorale Aufsatz etwa wie das konfuse Feuilleton eines an Wortdelirien leidenden Zeitungsdilettanten unter dem Striche aus, ohne System und Disposition wird drauflos schwadroniert, vom Hundertsten ins Tausendste in allen erdenklichen ästhetisch-schulwissenschaftlichen Nebeln herumgefuchtelt, in Nachsätzen negiert, was in Vordersätzen zugestanden, mit Halbwahrheiten und Widersprüchen Fangball gespielt — und dies und noch vieles andere in einem Tone der Sicherheit und Hochfahrenheit, der für den wirklichen Kenner wahrhaft mitleiderregend ist.

Natürlich hebt der professorale Aufsatz echt deutsch und gelehrt

mit dem Auslande an. Gleich in der ersten Zeile werden die Namen Zola, Dostojewskij und Ibsen dem Leser in die Augen gefeuert. Erst acht Abschnitte später taucht die Frage auf: „Und wie steht es denn in unserer vaterländischen Dichtung mit dem Naturalismus?“ Das ist ja der altbeliebte Kniff, das Einheimische als ein armselig Ding darzustellen, das aus dem Ausländischen wie ein Schwanz aus einem Leibe herausgewachsen ist und zwar wie ein sehr nachträglicher, verspäteter, verkümmerter Schwanz, nachdem sich der exotische Leib längst zu Fülle und Herrlichkeit entwickelt hatte. Dem modernen deutschen Realismus in seiner vaterländischen Entwickelung z. B. von dem jungen Goethe an nachzugehen und all die verborgenen oder geflissentlich verschütteten Quellen und Adern aufzudecken, welche in diesem Jahrhundert deutscher Geistesarbeit den plötzlich so geräuschvoll und wuchtig hervorbrechenden Strom realistischer Dichtung und Kunst erzeugt haben, das wäre eine eines deutschen Professors würdige Aufgabe gewesen. Allein sie hätte offenbar Volkelts Kraft überstiegen. Darum lenkte der kluge Mann sofort ab und begann mit den bekannten Redensarten, Wiederkäuereien und Salbadereien vom Auslande, um dann auch desto auffälliger die deutschen Realisten moderner Richtung nur als traurige Nachbeter und Nachtreter der Fremden erscheinen zu lassen. Aber auch was er vom Auslande auskramt, ist in hohem Maße oberflächlich und lückenhaft.

Das ewige Starengeleier und Gepiepse von Zola!

Als ob Zola einzig und allein den französischen Realismus jemals repräsentiert hätte! Als ob nicht schon vor zwölf Jahren in den „Soireen von Medans“ die Maupassant, Alexis, Huysmans u. a. den Realismus auf ihren eigenen Ton gestimmt, als ob nicht ein wenig später ein Bourget, Bonnetain u. a. ganz wesentlich neue Entwickelungsphasen in der weitverzweigten Bewegung eingeleitet hätten! Allein Zola ist nun einmal bei deutschen Reportern, Leihbibliotheklesern und ähnlichen kundigen Thebanern der bekannteste französische Naturalist, er hat die größte Zahl von Bänden geschrieben und einige jüngere deutsche Essayisten haben ihre realistisch-ästhetischen Untersuchungen an seine Gelegenheitsaufsätze angeknüpft, was Wunder, wenn auch der Professor Volkelt im Dezember 1889 nichts anderes zu singen und zu sagen weiß?

Als ich im Jahre 1878 Zola zum erstenmale besuchte, machte er sich schon über die zolaistische Beflissenheit der Deutschen lustig: „Na, Ihre Landsleute scheinen sich furchtbar in mich zu verbeißen? Sehr schmeichelhaft für mich, daß das sittliche Deutschland so viel Geschmack an mir findet. Hat man denn keine Naturalisten dadrüben? Ich habe einmal von einem gewissen Sacher-Masoch gehört, Turgenjeff hat mir von ihm erzählt, der

soll wunderbare Sachen geschrieben haben, ein Vermächtnis Kains oder so ähnlich. Kümmert das die Deutschen nicht?"

Und bei einem späteren Besuche: „Ich stehe in einem furchtbaren Kampfe, aber ich werde ihn durchfechten. Freilich, wie viel ermutigender wäre es für mich, wenn namentlich auch in Deutschland unsere Sache mehr in Fluß käme und schöpferische Geister jenseits des Rheins in mächtigen Werken eine Phalanx gegen die litterarische Reaktion der Alten und Verdorbenen bildete. Nur Werke und immer wieder Werke, bedeutend an Zahl und Gewicht, können uns den Sieg erstreiten."

Heute können wir's den Gegnern unseres vaterländischen Realismus frei ins Gesicht sagen, was Zola uns gewesen. Er ist vornehmlich etwas ganz anderes für uns gewesen, als sich die Professoren vom Schlage Volkelts einbilden — nicht der Dalailama einer neuen Kunstoffenbarung, sondern der große, geniale Mutmacher, weniger ein litterarisches, als vielmehr ein sittliches Vorbild. Er hat uns das Herz stark gemacht, unserer mit allen Garantieen des Erfolges und des pekuniären Vorteils ausgestatteten Familien-, richtiger Kinderstubenlitteratur, die allmählich ganz in Heuchelei und Leisetreterei und jämmerliche Ohnmacht versunken war, den Fehdehandschuh hinzuwerfen und das Banner der ehrlichen, freien, unabhängigen Litteratur, der männlichen, starken Kunst aufzupflanzen.

Was uns Zola für die Würde des Buches, das bedeutet uns Ibsen für die Würde der Bühne. Ibsen ist uns in erster Linie der große Heerrufer im Streit gegen die künstlerische Verlotterung und moralische Entartung der Schaubühne. Und hier liegen auch unsere innigen Berührungspunkte mit dem urgewaltigen Reformator der Oper, mit dem genialen Begründer des neuen Musikdramas, mit dem Meister von Bayreuth. Die Streitschriften Richard Wagners haben mehr zur Förderung der vaterländischen litterarischen Revolution und zur Entfaltung des kernechten Naturalismus in Deutschland beigetragen, als die kritikschwätzenden Professoren sich träumen lassen. Meine Erleuchtung und meinen Ausgangspunkt zur Revolutionierung des versumpften Litteraturwesens habe ich — um ein persönliches Beispiel zu geben — am Lebens- und Kunstwerke Richard Wagners genommen. Nicht durch Zola, sondern durch Wagner habe ich den Naturalisten in mir entdeckt. Sein Buch „Oper und Drama" ist meine ästhetische Fibel gewesen.

In Volkelts redseligem Aufsatz kommt nicht einmal der Name Wagners vor — Beweis genug, wie wenig der Würzburger Professor in den Geist der Geschichte der modernen deutschen Kunstbewegung eingedrungen. Dafür schweift er auf das Gebiet der bildenden Künste ab und ergeht sich über Malerei in so oberflächlichen Redensarten, daß einem verständigen Leser die

Haut schaudert. Von konkreten Unterlagen und Nachweisen auch hier nirgends eine Spur. Worte, Worte, Worte. Diese Partie des Volkeltschen Aufsatzes hat in Münchener Künstlerkreisen geradezu Entsetzen über die professorale Suffisance erregt.

Ein junger Meister des Pinsels bemerkte, als er diese verwunderlichen Expektorationen gelesen, sehr richtig: „Wer über die Grenzen der Malerei reden will, über die Beschränktheit ihrer technischen Mittel, der sollte doch vorher ihren Umfang kennen! Nicht einmal ein halbwüchsiger Dilettant, der einen Wereschagin, einen Oswald Achenbach, einen Ferdinand Knab, einen Max Liebermann — ich nenne mit Absicht diese gegensätzlichen Namen — gründlich angesehen, vermöchte solches Zeug daherzureden, wie dieser gelehrte Maulwurf."

Hätte sich der Herr Volkelt um eine umfassende, ehrliche Kenntnis und redliche Würdigung der neuesten deutschen Kunst und Litteratur realistischer Richtung bemüht, so hätte er auch dem deutschen Leser vermelden können, daß schon Erscheinungen wie die des Lyrikers und Novellisten Detlev v. Liliencron, des Lyrikers und Romanziers Wilhelm Walloth — um nur diese beiden zu nennen, die Volkelt natürlich nicht genannt hat — den ewig aufgewärmten Vorwurf der Auslandsnachahmerei bis zur Vernichtung entkräften. Thatsache ist, daß gerade die neueste Richtung, die äußerste Linke der Bewegung eine Reihe von Künstler- und Dichtertypen aufweist, deren unbefleckte Eigenart und urdeutsche Kraft nur von der heillosesten Dummheit oder Bosheit in Frage gestellt werden können.

Das Maß seiner Sünden bringt Volkelt zum überfließen, wenn er persönlich wird und mit Beleidigungen und Berufsehrabschneidereien hantiert wie der erste beste Kritikaster im Busch. Oder ist es etwas anderes, wenn er z. B. über meine Wenigkeit Beschuldigungen verbreitet, die von wirklichen Kennern meiner Person und meiner Schriften als erlogen und erstunken (um mit Lessing zu reden) bezeichnet werden müssen? Wenn er mich mit einigen jüngeren Schriftstellern in einen Topf wirft und behauptet, daß ich an gegenseitiger und eigener „faustdicker" Lobhudelei teilnehme, wohl auch meinen „eigenen Namen dem Publikum ins Ohr schreie", mein „Ich aufblähe"?

Es ist dies so wenig wahr, daß ich wiederholt abfällige Urteile über meine Schriften in meiner eigenen Zeitschrift zum Abdrucke gelangen ließ und die Schriften meiner Freunde selbst der strengsten und rücksichtslosesten Kritik unterzog. Daß ich dem Publikum meinen Namen ins Ohr schreie, ist so gründlich erlogen, daß ich meine letzterschienenen fünf Bände (Roman „Die klugen Jungfrauen", „Fantasio" und „Pumpanella") nicht einmal in

der „Gesellschaft“ zur Besprechung gebracht habe. Ich schreie dem Publikum meinen Namen ins Ohr! Als ich zwei Winter lang in Paris Vorträge über deutsches Geistesleben in französischer und deutscher Sprache gehalten in der Association littéraire, im Institut polyglotte und im Deutschen Turnverein) und vom Minister Ferry zum Offizier der französischen Akademie ernannt wurde für meine internationalen litterarischen Bemühungen, habe weder ich selbst noch irgend ein Reporter auch nur eine Zeile darüber in die deutschen Zeitungen geschrieben und es still geduldet, daß mich Hieronymus Lorm gerade damals in einem Feuilleton-Aufsatz des Frankfurter Journals als Zolafreund aufs gröblichste insultierte. Aber der gelehrte Herr Volkelt weiß das alles besser; es bleibt dabei, ich schreie dem Publikum meinen Namen ins Ohr, ich blähe mein Ich! Die „Allg. Zeitung“ selbst hätte ihn eines Bessern überführen können. Seit zwei Jahren habe ich eine förmliche Zusage von dem Redakteur Dr. Otto Braun, daß meine Romane eine sachliche und umfassende Besprechung in der „Allg. Zeitung“ finden sollen. Die Zusage wurde noch nicht erfüllt, und es ist mir bis heute nicht eingefallen, den Herrn Dr. Braun an sein Wort zu erinnern. Nein, eine sachliche Besprechung meiner Romane schien dem Herrn Dr. Braun bis jetzt noch nicht gelegen, wohl aber dies, daß Herr Professor Dr. Volkelt mich in seinem Blatte, an dem ich einst selber italienischer und französischer Mitarbeiter gewesen, ohne redaktionelle Einschränkung mit Schmutz bewerfen durfte. Oder heißt es nicht einen in heißem Bemühen nur seinen Idealen und seiner Arbeit lebenden Schriftsteller mit Schmutz bewerfen, wenn man ihm ohne jedweden Wahrheitsbeweis nachsagt, daß er sich faustdicken Selbstlobes schuldig mache, seine Kameraden lobhudle, seinen eigenen Namen dem Publikum ins Ohr schreie, sein Ich aufblähe — und schließlich „geistreichelnde Interessantthuerei für reifes dichterisches Schaffen ausgebe“? Und dem fügt der ehrenwerte Herr Professor und Feuilletonschreiber im Tone der eigenen Unfehlbarkeit hinzu: „So macht es Conrad“.

Man beachte: Volkelt sagt nicht, daß meine Schriftstellerei im grunde nur „geistreichelnde Interessantthuerei“, daß mein dichterisches Schaffen „unreif“ sei; denn das wäre einfach eine kritische Meinung, die, ob zutreffend oder nicht, individuell berechtigt wäre, wie jede ehrliche Meinung. Nein, Volkelt erklärt kurzweg ex cathedra: „Conrad giebt geistreichelnde Interessantthuerei für reifes dichterisches Schaffen aus“, d. h. Conrad betrügt, schwindelt, fälscht mit Absicht! Das Entscheidende liegt hier in dem gewiß nicht bewußt- und absichtslos gebrauchten Verbum „ausgeben“. Da nicht nur wohlbestallte Professoren und Beamte, sondern auch freischaffende Schriftsteller eine gesetzlich zu schützende Berufsehre haben, so könnte hier der

biedere Herr Volkelt wegen Berufsehrabschneiderei gerichtlich belangt werden . . .

„So macht es Conrad".

Nein, so macht es Conrad nicht, hat es nie gemacht und wird es nie machen. Die Volkeltsche Behauptung ist auf deutsch eine bodenlose Frechheit und gemeine Lüge. Wie es eine groteske Fälschung meines litterarischen Charakters ist, wenn derselbige gelehrte und gewissenhafte Herr so ganz summarisch und obenhin meinen Schriften „Widerliches im Grundton und zahlreichen Einzelheiten" andichtet. Doch das ist schließlich Geschmacksache, etwas widerlich zu finden, oder es beruht auf moralischen und intellektuellen Defekten bei dem Finder, worüber sich nicht rechten läßt. Der Grundton z. B. meines Romans „Was die Isar rauscht" ist der tragische Schmerz darüber, daß die herrlichsten Künstlerphantasieen an der Gemeinheit des Geldsacks und der Stumpfheit des großen Haufens scheitern, oder in den „Klugen Jungfrauen", daß in einer verweibsten Kultur der männlichste und keuscheste Mann den Kürzeren zieht, oder in meinem „Totentanz der Liebe", daß die Dämonie der Sinnlichkeit die weicheren und höheren Naturen rettungslos vernichtet und um den Segen der besten Begabung bringt, während ich in meinen „Töchtern Lutetias" und im „Fantasio" die Herrlichkeit des Machtgefühls einer unverbrauchten Kraft, eines starken, unverdorbenen Blutes bejubele, natürlich mit manchen ironischen Dissonanzen — wer das „widerlich" findet und dem Romanzier als dichterisches Verschulden zur Last legt, der ist eben mit anderen Organen begabt, als der normale Empfindungsmensch.

Auch darüber will ich mit dem Herrn Professor nicht rechten, daß er über den „ritterlichen Hutten", der mir von Bleibtreu in einer Widmung angehängt wurde, „nur lachen" kann. Ich habe mir zwar auf diese Bezeichnung niemals das Allermindeste eingebildet und seither geglaubt, daß dergleichen Widmungsgeschichten ganz persönlich intimer Natur seien und der litterarischen Kritik nicht unterständen. Allein, wie ich nun sehe, habe ich die Rechnung ohne den deutschen Professor gemacht, dessen allumfassende Kritik zwar über litterarische Nachweise hinweghüpft und Büchertitel, Seitenzahlen u. s. w. leichtfertig unterschlägt, dafür aber sogar das Widmungsblatt in einer kleinen Broschüre vor das Forum der Öffentlichkeit zieht, sich den Bauch hält und — über den „ritterlichen Hutten" lacht — „nur lacht". Ich gönne dem professoralen Heiterling dieses Vergnügen. Habeat sibi. Jeder nimmt eben seinen Lachstoff, wo er ihn gerade findet, und Leute, die nicht wählerisch sind und ein dringendes Lachbedürfnis empfinden, lachen sogar öffentlich vor dem gesamten Leserkreis der „Allgemeinen Zeitung"

über den „ritterlichen Hutten" auf einem harmlosen Widmungsblatt. Es giebt Leute, die einfach alles fertig bringen, und zu ihnen gehört nach dieser öffentlichen Lachprobe offenbar auch der würdevolle Professor Volkelt in Würzburg. Nur will ich bei diesem Anlasse seiner beschränkten Belesenheit ein wenig nachhelfen und ihm verraten, daß dieser so stark auf seine Lachmuskeln wirkende „Hutten" lange vor Bleibtreu in einem ebenso umfang- wie positiv inhaltreichen Buche auf mich anzuwenden und sogar — staunen Sie, Herr Professor Gründeschen! — zu begründen versucht wurde von einem Manne, der gar nicht im Lager der „allermodernsten Richtung" steht und nicht so leicht zum Lachen zu reizen ist, wie ein ixbeliebiger deutscher Hochschullehrer, von einem Manne, der die ernsten Probleme des Lebens und der Dichtung auch mit dem gebührenden Ernste und der gebührenden Sachkenntnis zu erfassen und zu behandeln versteht, von Wolfgang Kirchbach. Siehe „Ein Lebensbuch", München und Leipzig 1886, Kap. II. S. 107 bis 115 „M. G. Conrad und seine Schriften". Notabene, in diesem Buche eines einfachen Schriftstellers stehen auch noch sonst einige Kapitel über naturalistische Dichtung und Malerei, die sich mancher deutsche Professor zur Abrundung seines Wissens und Verstehens aneignen dürfte, bevor er sich herausnimmt, über „Dichtung und Wahrheit" apodiktisch loszulegen.

Und weil ich gerade daran bin, meinem professoralen und doch so lachlustigen Gegner in christlicher Feindesliebe ein wenig unter die Arme zu greifen — unter die Arme, nicht höher, nicht bis an die Ohren, obwohl das Vorbild meines fränkischen Landsmannes Hutten in diesem Falle den höheren Griff noch als ritterlich und christlich rechtfertigen würde — so will ich ihm auch noch dies verraten, daß ich schon vor dreizehn, vierzehn Jahren mir eine der Bleibtreuschen ähnliche Bezeichnung in einer italienischen Zeitschrift gefallen lassen mußte. Es war dies in jener wunderschönen, kampfesfreudigen Zeit, wo ich die Fehde gegen die Dunkelmänner, gegen deutsche und wälsche Lügenwirtschaft in Institutionen, Vereinen und Zeitungen, im Schatten des Vatikanes selbst mehrere Jahre unverdrossen führen half, bis der Serie meiner Streitschriften durch die Konfiskation meiner letzten römischen Bücher „Spanisches und Römisches" und „Die letzten Päpste" (in vierzehn Tagen drei Auflagen!) von Seiten des preußischen Staatsanwaltes im März 1878 ein jähes Ende bereitet wurde. Es war dies in jener wunderschönen Zeit, wo Herr Doktor Volkelt vielleicht noch nicht einmal Professor war und, statt vom Naturalismus, noch von der Traumphantasie, vom Symbolbegriff, von Kantischer Erkenntnistheorie und anderen unschuldigen scholastischen Sachen träumte, mit denen man sich so glatt und stätig bis zum Inhaber einer Universitätskanzel hinaufschreiben kann, ohne — das Lachen zu verlernen

über den „ritterlichen Hutten“ und andere Narren der Wahrheit und Wahrhaftigkeit im Leben und Dichten und Kritisieren, und ohne den Mut zu verlieren, durch das Sprachrohr Grillparzers Deutschlands jüngere Schriftsteller „Lumpe“ zu schimpfen.

Ich schließe. Ich hoffe für heute genug für den Herrn Professor Volkelt gethan zu haben.

Und nun einige Fragen an das lesende deutsche Volk: Ist es eines deutschen Universitätslehrers und der von ihm vertretenen Wissenschaft würdig, unter dem Vorwande, einen „Beitrag zur Kritik der Ästhetik des Naturalismus“ zu geben, in schnodderiger und unmotiviert beleidigender Weise gegen mitlebende vaterländische Schriftsteller zu Felde zu ziehen, in der Charakterisierung der Autoren der Wahrheit ins Gesicht zu schlagen und Männer der öffentlichen Verachtung preiszugeben, die durch lange arbeitsreiche Jahre einen Anspruch darauf haben, in der heimatlichen Presse eine sachliche Zergliederung ihrer Schriftwerke und ein gerecht abwägendes Urteil über ihre gesamte litterarische Thätigkeit zu erwarten? Ist es eines deutschen Universitätslehrers würdig, die vaterländischen Bahnbrecher einer neuen Kunst und Dichtung den Fremden nachzusetzen, sie mit persönlichem Beleidigungskram zu überschütten und dafür weite fruchtbare Strecken der naturalistischen Ästhetik einfach links liegen zu lassen?

Lautet die Antwort nein — und sie kann nicht anders lauten, wenn das Volk noch Herz und Gewissen im Leibe hat — dann fragen wir Beleidigten und Geächteten zum Schlusse: Quousque tandem —?

Das Fräulein von Brugg.

Die Geschichte einer verfehlten Ritterlichkeit.

Von Ernst Wechsler.

(Berlin.)

Was seit langer Zeit beider herzlichster Wunsch gewesen, sollte sich endlich erfüllen. Unerwartet und rasch, heute noch. Er lag noch im Bette, als ihm der Postbote das verhängnisvolle Briefchen überbrachte. Sofort sprang er auf, kleidete sich an, füllte seine Reisetasche — der nächste Zug, er wußte es genau, ging kurz nach zehn Uhr vormittag ab —, verließ seine Wohnung und steuerte dem Bahnhofe zu.

Sein Herz gehörte seit einigen Jahren einem lieben, guten Mädchen aus feinem Hause; mit offener Werbung vor ihre Eltern zu treten, durfte er nicht wagen, denn er hatte es noch nicht so weit gebracht, um einen eigenen Hausstand gründen zu können, und so mußte ihre Liebe geheim bleiben, ihre glühende, treue Liebe, die sie auf einsamen Stelldicheins unermüdlich beteuerten und befestigten. Da übersiedelten ihre Eltern nach München und die Verbindung der beiden war auf einen verstohlenen schriftlichen Austausch ihrer Gefühle beschränkt. Vor qualvoller Sehnsucht einander wiederzusehen, flossen ihre Briefe über und ruhelos durchstreifte er oft stundenlang jene Straßen und Plätze in Berlin, wo er die Geliebte einst traf, die ihm aber jetzt verwaist und verödet erschienen. Nun erhielt er heute ihr Briefchen: ihr älterer Bruder wurde plötzlich von einer ansteckenden Krankheit befallen, die ängstlichen Eltern begnügten sich nicht allein mit der strengen Absonderung des Patienten, sie telegraphierten ihren Verwandten in Berlin das Eintreffen des Mädchens, dem sie während der Krankheit des Bruders Gastfreundschaft erweisen sollten. Die Hoffnung, Marie binnen kürzester Zeit in Berlin sehen zu können, würde allein ihn mit höchster Freude erfüllt haben. Folgende Stelle ihres Schreibens aber machte ihn zum „Glücklichsten aller Sterblichen": Und nun folgendes, geliebter Max. Meine Reise geht nicht direkt nach Berlin. Ich mache im Auftrage meiner Eltern einen bis zwei Tage Station in L. bei einer Jugendfreundin meiner Mutter. Wenn Du diesen Brief erhältst, bin ich bereits in L. Benütze den nächsten Zug und komme hierher. Ich werde es auf alle Fälle einrichten, daß wir einige Stunden ungestört beisammen bleiben können. Ich vermag es Dir nicht zu sagen, wie Dir mein Herz entgegenschlägt. Und weiß Gott, ob wir in Berlin so viel Gelegenheit haben werden, uns unauffällig zu treffen. Du weißt, bei meinen Verwandten in Berlin ist nicht alles so, wie ich es wünschte, und darum muß ich doppelt vorsichtig sein. Meine Tante hat übrigens so eine leise Ahnung, daß wir uns näher stehen, und sie wird jetzt, wo ich dort wohne, mir ihre rührende Anhänglichkeit beweisen, mich so selten als möglich allein ausgehen zu lassen. Also komm, Du innigst Geliebter, und laß uns kurze Stunden glücklich sein!

So saß nun Max im Koupee, den Brief in der Hand, und prägte sich Punkt für Punkt jenes aus Wahrheit und Dichtung gemischten, aus zierlichsten Notlügen und sorgfältig vorbereiteten Zufallsüberraschungen verwobenen, im Hirn eines verliebten Mädchens ausgeheckten Planes ein, der es ihm ermöglichen sollte, mit ihr, ohne die alte Dame stutzig zu machen, im fremden Ort ein unbelauschtes Wiedersehen zu feiern. Es fehlte nur mehr eine Stunde bis zum Eintreffen in L. In immer holderen

Zügen schwebte ihm ihr Bild vor. Der rüttelnde und schüttelnde Waggon, der wilde Stoß-Rhythmus des dahinpolternden Zuges versetzte ihn in eine ungeduldig nervöse Stimmung, in einen zitternden Sinnenrausch. Und ach! Fährt er nicht einem seligen kurzen Beisammensein mit ihr entgegen, das er dann wieder mit dem qualvollsten Abschied, mit dem bitteren Schmerz des Lostrennens von ihr erkaufen muß? Und doppelt schwer kam über ihn das Bewußtsein seiner haltlosen, äußeren Existenz, das ihm nur kurze, flüchtige, gestohlene Minuten mit der Geliebten gestattete, während sein Herz in Sehnsucht aufloderte, das Mädchen zu besitzen und sie ewig vor Gott und der Welt die Seine nennen zu können. Doch all' sein Grübeln und Hadern verflog, als der Zug langsam in die Bahnhofhalle einlief, und er auf dem Perron eine ihm wohlbekannte, teure Gestalt sah, deren Blicke eifrig die allmählich stille stehende Linie der Wagen auf und ab flogen, um hinter einem der Coupéfenster ihn zu entdecken.

In wenigen Sekunden begrüßte er sie und ergriff ihre Hand; mit lebhaftester Freude rief sie seinen Namen, und der Druck, der von ihrer kleinen, feinen Hand ausging, floß wellenartig und blitzschnell durch seinen ganzen Körper, er beugte das Haupt, um sie auf die Stirne zu küssen, sie wehrte mit einer unmerklichen, aber entschiedenen Bewegung ab und flüsterte: „Um Gotteswillen, nicht hier." Erst als sie wenige Minuten darauf in der geschlossenen Droschke saßen, lehnte sie ihr Haupt an seine Brust: „Wie wohl ist mir, daß ich wieder bei Dir bin . . ." Und sie ließ es ruhig geschehen, als sein Mund den ihrigen mit leidenschaftlicher Gewalt schloß. Dann aber, als das Gefährte in die belebte Hauptstraße einbog, und die Gefahr nahe lag, daß entgegenkommende Personen in den Wagen sehen könnten, befreite sie sich von seiner Umarmung. „Du, denk' Dir, was für Glück wir haben. Frau Thesen ist gar nicht einmal hier, sie ist bei ihrer verheirateten Tochter in M. auf Besuch und kommt morgen Mittag zurück. Mit ihrer alten Magd haben wir leichtes Spiel, ich habe sie schon auf Deinen Besuch vorbereitet, Du speist heute bei mir, bleibst bis zum Abend, allein, ganz allein, die Alte stört uns nicht, gelt Geliebter, unser Schutzengel hat die Sache wieder gut gemacht?"

„Ja, Schatz, aber wenn morgen Frau Thesen zurückkommt und ihr die Magd sagt, ein Unbekannter sei gestern stundenlang bei Dir gewesen —?" Sie lachte: „Dafür laß mich sorgen, Lieb. Was wir alles zusammenlügen hätten müssen, wenn Frau Thesen hier gewesen, das wär' doch viel mehr als das bischen Erklären, wieso und weshalb Du, ein ehemaliger Lehrer oder Freund meines Bruders oder weiß der Himmel was, mir gestern die Zeit vertreiben mußtest. Morgen bist Du ja über alle Berge, das heißt

wieder in Berlin, und ich und Frau Thesen werden schon miteinander fertig werden." Dabei ließ sie ein allerliebstes Freudejauchzen ertönen und ergriff Marens Hand. „Ja, Geliebter, Du glaubst nicht, wie ich mich auf heute Nachmittag freue."

Die alte Magd hatte still den Tisch abgeräumt, in einer glänzenden, messingenen Kaffeemaschine summte und brodelte es, Max hatte sich eine Zigarre angezündet und sprach zu Marien von seinen Bestrebungen, Hoffnungen und Aussichten. Marie saß mit ihm auf dem Sofa, sie hörte Max nur mit geteilter Aufmerksamkeit zu, ihre Augen hingen zärtlich an seiner Gestalt, ihre Ohren aber lauschten gespannt auf die Geräusche in der nahen Küche, aus denen sie schloß, ob die Magd so ferne war, daß sie durch ihr übliches leises Öffnen der Zimmerthüre nicht das Fräulein überraschen konnte, wenn sie sich zu Max hinneigte, um zu küssen und geküßt zu werden. So oft also die akustische Constellation der Dinge draußen eine günstige war, flogen die Küsse wie liebesvergiftete Pfeile hin und zurück, um plötzlich mit einem heftigen Zurückfahren beider zu endigen, wie die Thürklinke erklang. Einmal aber lag er an ihrer Brust, als die Thüre geöffnet wurde und die Magd mit einem Stoß von gereinigten Tellern eintrat, um sie auf das Buffet zu stellen. Die Beiden hatten die Bewegung der Thürklinke überhört und Max ward es einen Moment in seiner Verlegenheit dunkel vor den Augen. Marie aber behielt ruhig ihre vorgeneigte Stellung bei und sagte, wie um ein Gespräch fortzusetzen: „So, wenn Sie glauben, daß der Stoff Ihrer Kravatte ein guter ist, dann täuschen Sie sich. So eine unpraktische Façon dürfen Sie überhaupt nicht tragen, sie kleidet Sie nicht gut. Soeben verschiebt sich wieder die Binde, sehen Sie, trotzdem ich sie Ihnen in diesem Augenblick zurecht rückte."

Die alte, kluge Magd schien dieses harmlose Gespräch doch nicht zu täuschen, ein flüchtiges Lächeln glitt über ihr kundiges Gesicht, und sie trat von da an nicht mehr ins Zimmer. Das konnten die Beiden allerdings nicht wissen und sie schenkten jedem Geräusch draußen verdoppelte Aufmerksamkeit, die Unterhaltung der Beiden flackerte unruhig auf und nieder. Bald wurde sie in absichtlich erhöhtem Tone über die gleichgültigsten Dinge der Welt geführt, ein lautes Lachen scholl auf, dann versank sie zu einem leisen, heißen Geflüster und zwischen diesen Nüancen flogen ihre Lippen aneinander zu unhörbaren Küssen, während ihre Hände sich fest umschlangen und ihre Herzen in trunkener Wonne zuckten.

Was hätte alles Max zu sagen gehabt! Stundenlang schritt er in Berlin durch die Straßen, in die eifrigsten Gespräche mit der abwesenden Marie versunken, sie sollte sein Gefühl, sein Herz, seinen Geist, seinen Ver-

stand bewundern, und nun sie neben ihm saß, plauderten sie mit starr auf die Thüre gehefteten Augen wie zwei gleichgültige Leute. Und wenn ihre Augen in einander sanken, spannten sich ängstlich ihre Ohren. Wenn sie sich umhalsten mit einer glühenden Innigkeit, um sich nie, nie wieder loszulassen, zitterten krampfhaft ihre Hände, im nächsten Moment schier mit der Heftigkeit des Widerwillens sich frei geben zu müssen. Sie gehörten einander nicht ganz an, nicht mit allen Gefühlen, allen Gedanken, sie mußten stets einen Sinn Wache stehen lassen, aber welche Qual, sich zu küssen, und dabei das halbgebrochene Auge der Geliebten nicht sehen zu dürfen, welche Qual, mit den Augen sich in seliger Liebe zu vereinigen, und dabei nur mit halbem Ohr dem süßen Stammeln der Koseworte lauschen zu können! Und doch, das Bewußtsein, zum ersten Male in ihrem Leben in einem geschlossenen Raum für Stunden allein zu bleiben, durchschauerte sie mit unsäglichem Glücksgefühl.

Die Dämmerung schwebte herauf und die Gegenstände des Zimmers versanken in Schatten. Da klopfte es. Erschrocken und befremdet rief Marie: „Herein", langsam öffnete sich die Thür und die Magd erschien mit der Lampe. Sie war aber nicht angezündet. „Ich bringe die Lampe, daß sich das gnädige Fräulein selber Licht machen können. Ich muß auf eine oder zwei Stunden fort, die gnädige Frau kommt morgen, und ich habe für sie noch heute Besorgungen zu machen. Wann wünschen das gnädige Fräulein das Abendbrot? Jetzt oder wenn ich zurückkomme?"

„Müssen Sie wirklich fort, Liese?"

„Ja, gnädiges Fräulein, die gnädige Frau hat's mir streng aufgetragen, noch heute alles zu besorgen; sie wußte ja nicht, daß sie heute Besuch bekommen wird." Marie überlegte einen Moment. „Gut also. Der Herr bleibt nicht lange mehr hier, besorgen Sie daher das Abendbrot, wenn Sie zurückkommen. Bitte, bleiben Sie nicht zu lange aus, sonst fürchte ich mich in der ganzen Wohnung allein."

Mit stillem Gruß entfernte sich die Magd, nach wenigen Minuten hörten sie die Korridorthüre sich dumpf schließen. Marie stand auf, um sich zu überzeugen, ob die Magd wirklich fortgegangen; als sie zurückkehrte, setzte sie sich wieder aufs Sofa und lehnte stumm ihr Haupt an Maxens Brust. Die Beiden sprachen kein Wort. Im Nebenzimmer ertönte das Tik-Tak der Wanduhr, neben dem Fenster, hart über dem Sofa, hing ein Vogelkäfig. Ein munteres Tierchen schwirrte auf den Sprossen herum, schüttelte sein Gefieder, aber es sang nicht. Behutsam, fast mit ängstlicher Zärtlichkeit berührte Maxens Hand ihr Kinn, hob ihr Haupt zu sich empor und küßte sie scheu auf die Stirn. Sie ließ es geschehen. Dann drückte er

ihren Kopf fest an seine Brust, seine Finger glitten spielend durch ihr Haar, von dem ein feiner Duft ausging. Von dem Hauch seines Mundes bewegt, flogen einzelne Härchen empor und strichen, kaum spürbar, mit geisterhaft-magischer Gewalt um seine Wangen. Wieder beugte er sich nieder, um ihren Mund zu küssen. Aber knapp vor ihren Lippen hielt er inne: Im Zimmer herrschte nun völlige Dunkelheit, nichts war mehr zu sehen, nur ihre beiden großen Augen, sie schwebten vor ihm, scheinbar jeglichen irdischen Stützpunktes beraubt, und blickten ihn an. Er sah ihren Mund nicht, aber er wußte, er war halb geöffnet. Er starrte nur auf die beiden Augen, deren Feuer, wie aus überirdischen Lichtquellen, ihm entgegenflutete. Die ganze Seele des liebenden Weibes, sie schien in diese Flammen zusammengeströmt zu sein, so dicht vor ihm und doch wie in unendlicher Ferne, wie eine nahe Verheißung des höchsten Glückes und doch wie das unnahbare Glanzbild eines uranischen Wunders. Da erloschen die Gluten und er spürte, wie ein Weib heftig zitternd ihn umklammerte und schwere, feuchte, betäubende Küsse langsam, als ob sie jedesmal ein ganzes Glück auskosten wollte, auf seine Lippen preßte. Überwältigt von Zärtlichkeit und Leidenschaft, ergriff er mit beiden Händen ihren Leib und drückte Kuß auf Kuß auf Lippen, Hals, Stirne, Wangen — sie riß sich von ihm los, sprang auf, blieb aber vor ihm stehen und streichelte ihm schmeichelnd die Haare und sagte mit zärtlich-vorwurfsvollem Lächeln: „Jetzt sitzen wir so lange Zeit zusammen und haben noch kein Wort gesprochen. Hast Du mir gar nichts mehr zu sagen, wir sehen uns doch heute seit vielen Monaten zum ersten Mal. Ach, was habe ich Dir nicht alles mitzuteilen, — und nun fällt mir auch nichts ein.“ Und dabei ließ sie sich vor ihm nieder und lehnte ihr Haupt an sein Knie. Max blieb stumm, in seinem Innern wogte und gährte es. — Es lag zwischen beiden die beklemmende Schwüle vor dem Ausbruch des Sturms. Sie bebten vor einander wie vor der Sünde zurück, während die Lebenswärme des Einen sich mit der des Anderen verschmolz und beider Sinne mit narkotischen Aromen berückte. Sie fühlten sich zu schwach, um der Gewalt des Augenblicks widerstehen zu können. Er hob sie zu sich empor und sie ruhten beide auf dem Sofa, mit dicht aneinandergeschmiegten Leibern. Ein dumpfes Stöhnen drang aus der Brust des Mädchens, ihre Arme sanken schlaff vom Halse des Geliebten und wie im Starrkrampf streckte sich ihr Körper. Einen Moment blitzte es im Innern Maxens wie tiefes Mitleid auf — noch war das Mädchen, dem er Schutz und Schirm zu sein gelobte fürs Leben, rein, — und er wagte nicht die geringste brutale Berührung an dem jeglichen Widerstandes unfähigen Mädchen . . . Da auf einmal stand vor seinem Auge ihr erschrecktes Angesicht in jenem Augenblick, als die Magd an die

Thür klopfte . . . nun wußte er, welch' großer Gefahr er soeben entronnen. Eine Mattigkeit befiel ihn und er stützte sein Haupt mit beiden Händen auf den Tisch. Da fühlte er sich wieder heiß umschlungen, und wieder seinen Mund bedeckt von zitternden, schweren, feuchten Küssen. Ihre Lippen saugten sich an seinem Munde fest . . . Mit einer sanften, weichen Bewegung machte er sich los und sagte mit gepreßter Stimme: „Es wird Zeit, daß ich gehe. Du willst ja, daß mich die Magd nicht mehr hier trifft."

„Nein, bleib!" —

„Und doch, Kind, es ist gut, wenn ich gehe. Bedenke, Frau Thesen erfährt morgen —"

„Laß sie denken, was sie wollen. Bleib' hier. Wer weiß, wenn wir uns in Berlin sehen können. O mein Geliebter!" Und mit einem leisen Schauer drückte sie ihr Haupt an seine Brust.

„Marie, es ist für uns beide gut, wenn ich gehe, — laß mich gehen!"

„Bleib noch und ich zünde die Lampe an."

In wenigen Sekunden blitzte die Flamme im Glascilinder. In schmalem, schwarzroten Streifen züngelte die Flamme hervor und Marie drehte ein wenig die Schraube zurück. Wie lieb, wie schön ihr Gesichtchen war, ihre Augen blickten etwas überschleiert. Mit inniger Rührung beobachtete Max das Mädchen und gedachte der schweren Stunde im Finsteren.

„Willst Du wirklich schon fort?"

„Ja, die Magd kann jeden Moment kommen."

„Was wirst Du noch heute Abend in der fremden Stadt anfangen?"

„An Dich denken und nach Dir mich sehnen!"

Sie lächelte glücklich. „Heut geht kein Zug mehr nach Berlin?" fragte sie.

„Nein, vor neun Uhr morgen kann ich nicht zurück."

Noch einmal schloß er sie in seine Arme, noch einmal hing sie an seinem Halse, mit derselben bestrickenden, willenlosen, demütigen weichen Zärtlichkeit, die ihn so mächtig in den Zauberbann einer echten, tiefen Leidenschaft schlug, noch einmal wechselten sie Abschiedsworte, dann ein langer, langer Kuß und dann schieden sie.

* * *

Ein überschwellendes Kraftbewußtsein machte sein Herz höher schlagen, als er ziellos die von großen, im Herbstwind vielstimmigrauschenden Baumreihen durchzogene Villenstraße dahin schritt. Er wußte, er hatte über sich einen mächtigen Sieg errungen und er war überzeugt, daß der scharfe

Instinkt des Weibes dies auch anerkennen wird. Man kann seiner Geliebten keinen größeren Beweis unwandelbarer Liebe und Achtung geben, als durch die Bezähmung seiner selbst und die Schonung ihrer Reinheit. Wehe ihm und seinem zukünftigen Glücke, wenn er der heutigen Gelegenheit, der ersten, die sich ihm überhaupt in so gefährlicher Weise darbot, nicht widerstanden hätte. Mit welch' quälenden Selbstvorwürfen müßte er Marie verlassen haben!

So sehr er sich auch dem Gefühl der Zufriedenheit mit sich selbst hingab, er konnte doch nicht seiner selbst vollkommen froh werden. Er fühlte eine brennende Trockenheit auf der Zunge, wie nach dem Genusse einer Flasche schweren, feurigen Rotweins. Aber auch seine Seele empfand gewissermaßen einen glühenden Durst. Sein Inneres war in gewaltige Schwingungen versetzt worden, noch immer zitterte und bebte es ihm, er hatte das lebhafte Verlangen, nicht allein seinen leiblichen Durst zu löschen, sondern noch irgend etwas zu erleben, was seine gegenwärtige innere Verfassung voll und grell ausklingen ließ. In einsamer Stille sein Abendbrot in einem Hotel, das er doch aufsuchen mußte, einzunehmen, und dann zu Bett zu gehen, war ihm unmöglich. Wäre er in Berlin gewesen, er hätte sicher mehrere Nachtcafés besucht, und im wirren Treiben einer lärmenden, zechenden Menschenmenge sein Inneres allmählich beruhigt. Und es gab für ihn nichts Süßeres, als mitten in einer Schar von zweideutigen Mädchen und halbbesoffenen Männern, wo Rohheit und Frechheit ihre schönsten Zotenblüten treibt, an ein reines, edles Mädchen zu denken und sich des Bewußtseins ihrer Liebe zu erfreuen. Wenn er in einer Kneipe sich befand, wo ein verkommener Musikant ein jämmerliches Klavier bearbeitete, gedachte er unwillkürlich mit überquellender Liebe Mariens, und je toller es zuging, desto heller und himmlischer stieg ihr Bild in geheiligter Schönheit vor seinem Blick empor. Und das war das Merkwürdige an seiner Liebe zu Marien, daß sie, je mehr sie sich in seinem Herzen festwurzelte, ihn um so empfänglicher machte, eine Art Gegenliebe zu einem anderen Mädchen zu fassen. Diese Gegenliebe war eigentlich der Spiegel seiner Liebe zu Marie. In dieser Liebe zu einem anderen Mädchen erkannte er die Vorzüge, die Schönheiten Mariens. Hätte Marie eine Ahnung gehabt, daß er viele Mädchen umschlungen während der Zeit ihres Herzensbundes, sie würde aufs tötlichste verletzt ihn der niedrigsten Untreue beschuldigt haben. Und doch thäte sie ihm bitter Unrecht: Seine Liebe zu ihr war eine unwandelbare. So oft er ihr auch die Treue brach, er dachte ihrer Tag und Nacht, und wenn er in den Armen einer anderen lag, hörte er aus ihrer Stimme die Stimme Mariens, fühlte er aus dem Odem

ihrer Küsse den warmen, beseligenden Gluthauch von Mariens schwellend-weichen Lippen.

So schritt er hin, selig ihrer Nähe, einzig von dem Wunsche beseelt, sie an seiner Seite glücklich und zufrieden zu machen. Aber die Stille, die Finsternis ringsum war ihm lästig und erzeugte in ihm ein Gefühl der Sehnsucht nach Stimmengeschwirr und Lichterglanz. Da drangen zu ihm aus nicht allzuweiter Ferne Klänge, dumpf und gebrochen, als kämen sie aus einem geschlossenen Raume. Er bog in eine Seitenstraße ab, um nach der Richtung der Töne zu gehen. In fünf Minuten stand er auf einem mittelgroßen freien Platze. Auf der Seite, wo er sich befand, war ein Hotel, hier konnte er schließlich einkehren, und auf der andern Seite des Platzes flackerten im Halbbogen um eine Gitterthür in weißen Glasglocken Flämmchen, von dorther kam die Musik. Er schritt hinüber. Nun hatte er, was er wollte. Es war ein dreiteiliges Gebäude. Der Mittelteil war unstreitig ein Theater, in dem das Schauspiel gespielt wurde, dessen Titel und Personenverzeichnis der Zettel an der Wand gab, und die Seitenflügel schienen Restaurants, größere Vergnügungslokale zu sein. Hunderte durcheinander summende Stimmen drangen aus den geschlossenen, halberleuchteten Fenstern. Hier wollte er den Rest des Abends verbringen, wenn es sich auch nicht mehr lohnte, die beiden letzten Akte des Stückes selber anzuhören. Er warf unter dem zitternd matten Schein der Gaslaternen über ihm noch einmal einen flüchtigen Blick auf den Zettel.

Wie, las er da nicht unter den Darstellerinnen Fräulein von Brugg? Ja wohl, es stimmt. Gott, Fräulein von Brugg, den Namen kannte er gut, eine Menge von Heimatserinnerungen flutete blitzschnell durch sein Hirn. Fräulein von Brugg spielte auch bei ihm, wenn auch nur für wenige Stunden eine große Rolle! Aber ist sie wohl auch die richtige? Vielleicht eine zufällige Namensgleichheit, oder im besten Falle eine Verwandte. Rasch trat er in eines der Restaurants, bestellte das Abendbrot und studierte bei einem Glas Bier noch einmal den Theaterzettel durch. Der konnte ihm allerdings keine Aufklärung geben. Er rief wieder den Kellner und erkundigte sich, wie lange schon Fräulein von Brugg hier spielte.

„Das weiß ich nicht, ich bin selber erst einige Wochen hier im Orte. Vielleicht steht's aber dort auf der Tafel." Und dabei wies er auf einen großen Photographien-Kasten, den Max bisher übersehen hatte. „Sind dort die Bilder der Theatermitglieder ausgestellt?" „Ja," sagte der Kellner, „ich werde nachsehen." „Lassen Sie's, ich will's thun." Kaum stand Max vor der Bilderreihe, als er auf den ersten Blick unter der Menge der Photographien die ihrige herausfand. Er hätte sie sicher erkannt, wenn auch nicht unter

dem Bilde in großer Ronde-Schrift der Name „Emmy von Brugg" geprangt hätte. „Himmel, hat die sich verändert." Mit gespanntester Neugierde betrachtete er das Brustbild: Ein rundes, übervolles Gesicht, niedrige Stirn, etwas weite Nasenflügel, wulstige Lippen, dichtes Kraushaar, glühende, inhaltsleere Augen, kleine, abstehende Ohrmuscheln — ein Kopf, der nur stumpfe, intensive Sinnlichkeit, aber keine Seele verriet.

Langsam kehrte Max an seinen Tisch zurück. An jedem anderen Abend hätte ihn dieses Wiederfinden keineswegs aufgeregt, ihn sogar kalt gelassen. Aber gerade heute bewegte ihn dasselbe mit leidenschaftlicher Gewalt, er war gerade heute so recht gestimmt zu einem Abenteuer, wie er es vor zwölf Jahren mit Fräulein von Brugg hatte.

Die Seele Maxens glich einer Wage: je höher die eine Schale im Schwunge idealer Liebe emporschnellte, desto tiefer sank die andere Schale unter dem Druck seines sinnlichen Naturells. Und so versenkte er sich mit wollüstigem Behagen in die Vorgänge jener Nacht, in der er Fräulein von Brugg näher getreten. In seinem Heimatsort, einer größeren österreichischen Stadt, geschah's. Er war in der obersten Gymnasialklasse und nicht wenig stolz auf diesen hohen Rang. Seiner Würde entsprechend lernte er auch tanzen. Die Gemahlin eines Turnlehrers veranstaltete Tanz-Kurse, an denen die Töchter der ersten Bürgerfamilien teilnahmen. Der Unterricht fand in dem Turnsaal statt, und so trieb sich das junge Volk zwischen den Leitern, Recks und Böcken umher; die Beleuchtung war eine ärmliche, sie bestand aus wenigen Öllampen, aber das hinderte nicht, daß sich die höheren Töchter und blutjungen Studenten fröhlich unterhielten, trotz der strengen Zucht der Frau Professor und der ewig wachen Späheaugen der anwesenden Mütter. Auf diesen harmlosen Tanzabenden lernte er Emmy kennen; sie zählte, als achtzehnjähriges Mädchen, zu den ältesten Fräuleins. Tanzen konnte sie bereits, sie machte nur die Übungsabende für die vorgeschrittenen Schüler mit. Max interessierte sich sehr für das niedliche Mädchen, dessen volle, runde Formen er so angenehm spürte, wenn er mit ihr im Walzertakt dahinflog. Max war ein schüchterner Junge, trotzdem wagte er es, als der Tanzkursus im Frühling zu Ende ging, sie zu fragen, ob er denn nicht mit ihr die Bekanntschaft fortsetzen könnte. Er hatte da kleine, heimliche Rendezvous vor Augen, deren sich seine Kollegen stets brüsteten, ohne daß es ihm je gelang, ebenfalls solche Heldenthaten zu vollführen. „Gewiß," antwortete das Mädchen, „Sie brauchen nur ins Café Zinke zu kommen, meinem Schwager gehört das Café und er erlaubt mir manchmal, bei meiner Schwester im Geschäft zu sein und mitzuhelfen."

„So, so," antwortete er kühl, aber mit sehr beschwertem Herzen, denn

den Gymnasiasten war es bei strenger Strafe verboten, ein öffentliches Lokal ohne Eltern oder Vormünder zu besuchen. Emmy sah den betroffen drein schauenden jungen Ritter lächelnd an und sagte: „Sie können ganz ungeniert kommen; unser Geschäft wird nie von den Herren Professoren besucht und mein Schwager wird Sie doch sicherlich nicht verraten!" „O, ich bitte," sagte er abwehrend, mit geheimem Ingrimm über die so niedrig in Kurs stehende männliche Würde der Gymnasiasten. „Ich fürchte mich nicht. Aber ich besuche prinzipiell keine öffentlichen Lokale, wissen Sie, man bekommt das mit der Zeit satt; auch hat mir der Arzt angeraten, so wenig als möglich in rauchiger Luft zu sein." So schwatzte er noch allerlei, um dem Mädchen zu zeigen, wie hoch er über allen Gymnasial-Gesetzen stand. „Na, einmal können Sie doch wenigstens kommen." „Gewiß!" antwortete er, „und ich hoffe, daß mir die dortige Gesellschaft angenehm ist, ich bin nämlich sehr wählerisch in meinem Verkehr." „Ich auch," antwortete sie schnippisch. Und Max kam. Allerdings stand er einige Minuten mit klopfendem Herzen vor dem Thor, ehe er es über sich brachte, hineinzuschlüpfen und die Treppe empor zu dem im ersten Stockwerk belegenen Lokal zu gelangen. Vom Fenster aus mußte Emmy den Kampf zwischen Liebe und Gesetz im Herzen des Studenten wohl bemerkt haben, denn sie erwartete ihn bereits vor der Thüre, die zur Privatwohnung ihres Schwagers führte. Sie ergriff seine Hand: „Fürchten Sie sich nicht. Es ist kein Mensch drinnen." Damit meinte sie keinen Professor. Und so trat er ein, zum ersten Mal sah er das Innere eines Cafés.

Allmählich überwand er seine Schüchternheit, die er vergeblich als maskierte Blasiertheit ausgeben wollte, wurde mit Herrn Zinke und seiner Frau näher bekannt und Emmy wurde seine gute Freundin. Mit Herrn Zinke war es nicht ganz richtig. Die Fama behauptete, er hätte im Hinterzimmer seines Lokals in langen Nächten die Mitgift seiner Frau und seiner Schwägerin verspielt, und von ersterer erzählte man sich, daß sie einige Offiziere, Stammgäste des Cafés, etwas allzusehr bevorzugte. Herr Zinke soll seine bildschöne Frau bereits in Situationen überrascht haben, die auch nicht den leisesten Zweifel mehr zulassen, er soll ferner in der Wut des Augenblicks der Ehebrecherin mit dem schweren Ende einer Queue einige Hiebe auf den Kopf versetzt haben. Die Ehe war also eine unglückliche. In dieser Atmosphäre wuchs Emmy auf: eine leichtsinnige junge Frau, die ihren Gatten verachtete, ein Mann, großen Lastern ergeben — auf der andern Seite der ein junges Mädchen verpestende Dunst eines Caféhauses, wo Emmy natürlich keine bessere, ernstere Lebensauffassung kennen lernte, als in der Wohnung rückwärts bei ihren Verwandten. Nichtsdestoweniger war sie ein gutes,

braves Mädchen, welche ihre natürlichen, gesunden Anlagen vor dem Straucheln bewahrten, — bis zu jener Nacht.

In der ganzen Stadt wurde die Hochzeit des Kronprinzen Rudolf gefeiert. Am Abend war allgemeine Beleuchtung, der in der Mitte der Stadt aufragende „Schloßberg", auf dem die Ruinen eines uralten Castells und ein berühmter Glockenturm sich befanden, strahlte in einem Meer von Flammen. Auf den Straßen fluteten unzählige Menschenmengen hin und her, oft jeden Verkehr unmöglich machend. Max befand sich im Café und bot sich Emmy an, für ein Stündchen mit ihr die Beleuchtung anzusehen. Nach kurzem Bitten erhielt sie die Erlaubnis und die beiden stürzten Arm in Arm in die schwarz wogende Menschenflut. Anfangs belustigten sie die Glanzeffekte der Häuser, namentlich der öffentlichen Bauten, dann wurden sie dieser Dinge satt und er machte ihr den Vorschlag, den Schloßberg zu besteigen und von oben aus, in aller Ruhe das Schauspiel der in Tausenden von Flammen strahlenden Stadt zu genießen. Aber sie täuschten sich, was die Ruhe anbelangt. Es waren oben nicht minder viel Menschen als unten, und so hatten sie die größte Mühe, wieder die gewundenen, engen, abwärtsführenden Wege durchzukommen. Als sie am Fuß des Berges anlangten, war es $^{1}/_{2}$1 Uhr, kein Wunder, denn sie gingen erst gegen 11 Uhr fort.

„Nun rasch nach Hause, rief erschrocken Emmy, „sonst setzt es noch was heute ab!" Binnen zehn Minuten standen sie vor dem Café, seltsamerweise war es bereits geschlossen. Trotz des großen Verkehrs hatten jedenfalls Herr und Frau Zinke auch etwas von der Beleuchtung haben wollen. Emmy konnte nicht in die Wohnung, Schlüssel besaß sie nicht, und außer ihrer Familie bewohnte niemand weiter das Haus. Im Parterre war ein großes Damen-Konfektionsgeschäft, im ersten Stock das Café. Herr Zinke hatte entweder an seine abwesende Schwägerin nicht gedacht oder vermutet, sie sei bereits zu Bett gegangen, und seine Frau „die hatte sicher was anderes zu thun gehabt, als sich um mich zu kümmern", meinte Emmy bitter. Nun war guter Rat teuer.

„Wissen Sie was, Fräulein Emmy, lang können Ihre Leute doch nicht mehr ausbleiben, denn mit der ganzen Beleuchtung ist es ja bald zu Ende und auf den Straßen wirds ja auch leerer, gehen wir noch eine Weile spazieren und kommen nach einem Stündchen wieder zurück." Er ergriff ihren Arm und so gingen sie weiter. Er führte sie absichtlich in schwächer beleuchtete Straßen, denn das Herz schlug ihm vor Angst, er könnte mit ihr von einem Professor gesehen werden, was gar nicht so unwahrscheinlich war, da die Massen sich immer mehr und mehr lichteten. So schritten sie weiter und weiter, durch die „Drei Säcke", eine unheimliche, stark gewundene Straße,

in der sich das Polizeigebäude und das an dem Fluß liegende Zuchthaus befanden. Wie mit tausend kleinen Schattenaugen stand das lange Gebäude mit seinen vielen Fensteröffnungen da. Dumpf rauschten die Gewässer, sie gingen schweigsam längs des Gestades dahin. Auf einmal ward Emmy in seinem Arm schwer, und plötzlich knickte sie zusammen. „Nach Hause," flüsterte sie, mir ist sehr unwohl." Aber es war unmöglich, diesen Wunsch zu erfüllen. Emmy konnte momentan keinen Schritt gehen, eine Droschke war weit und breit nicht zu sehen, sie waren von ihrer Wohnung mindestens zwanzig Minuten entfernt, und die beiden einzigen Menschen in der Straße.

„Mein Gott," stöhnte sie, „wenn ich nur ein Glas Wasser hätte."

„Bitte, Fräulein Emmy, stützen Sie sich auf mich" — der junge Ritter fragte nicht einmal die Dame, was ihr fehlte — „und versuchen Sie, ob Sie nicht die paar Schritte über die Brücke gehen, dort drüben ist ein Wirtshaus, und da kann ich Ihnen Erfrischungen besorgen, aber Sie müssen eben mit, hier darf ich Sie doch nicht stehen lassen." Und seufzend wankte sie, sich fest an seinen Arm hängend, mit ihm weiter. Jenseits der Brücke lag der „Königstieger", ein Restaurant und zugleich Absteigequartier für verliebte Pärchen, ein Lokal, in das man anständige junge Damen nicht zu führen pflegt. Aber ihm blieb keine andere Wahl übrig und so mußte er notgedrungen dieses übelbeleumundete Wirtshaus aufsuchen.

Endlich kamen sie vor dem schwachbeleuchteten Hause an. Emmy stolperte über eine Stufe, mit Mühe bewahrte er sie vor dem Fallen. „Holla," rief drinnen im Schankzimmer eine tiefe Bierstimme, „eine edle Donna ist gefallen, das passiert oft in diesem Hause." Ein vielstimmiges Gelächter erscholl. Es war unmöglich, Emmy ins Schankzimmer zu bringen, nicht allein wegen ihres Zustandes, sondern auch wegen der Gesellschaft dort, und so ließ er sich, als die Haushälterin auf sein Rufen erschien, ein Zimmer aufsperren. Emmy bestellte sich mit matter Stimme Braten und Bier. Als die Haushälterin sich entfernte, sagte sie verlegen: „Wissen Sie, was mir fehlt? Ich bin überhungert. Heute Mittag zankten sich mein Schwager und meine Schwester so fürchterlich, daß ich vor lauter Schrecken nichts essen konnte. Gerade als Sie kamen, wollte ich mir Abendbrot besorgen, aber ich vergaß darau, denn ich wollte mit Ihnen so rasch wie möglich fortgehen." Die Wirtin brachte das Essen, das Pärchen wurde lustig und guter Dinge. Als aber die Wirtin abräumte und sie fragte, ob sie nichts weiter für die Nacht wünschten, sah Emmy mit bangen Blicken Max an. Mit zuckendem Munde gestand ihr Max, soweit er es thun konnte, daß sie in keinem Hotel ersten Ranges sich befänden. Und was vielleicht für ein anderes Mädchen der Anlaß gewesen, entsetzt aufzuspringen

und in Sturmeseile das Haus zu verlassen, fand Emmy pikant und interessant.

„Also so sehen solche Lokale aus? Ja, den Namen habe ich oft im Café gehört. Na, meine Schwester wird Augen machen, wenn ich ihr das sage! Pah, wer weiß, ob sie nicht schon einmal dagewesen ist, so was kommt in den feinsten Häusern vor," schnarrte sie im Offizierston.

Was weiter geschah, dessen konnte sich Max nur mehr dunkel erinnern. Jedenfalls haben sie beide zum ersten Mal vom Apfel der Erkenntnis gekostet. Jedenfalls auch war es Emmy gewesen, die in dieser stürmischen Nacht eine führende Rolle gespielt, und die so aus dem schüchternen Gymnasiasten einen kundigen jungen Mann machte. Als sie beide am nächsten Morgen gegen 6 Uhr den „Königstieger" verließen, sagte Emmy: „Das ist geschehen und läßt sich nicht mehr ändern. Mein Schwager aber ist der letzte, der mir Vorwürfe machen darf, und von meiner Schwester nehme ich erst recht keine an, und so — und — so" sie vollendete den Satz nicht und brach in ein bitteres, herzbrechendes Schluchzen aus. Mit flüchtigem, beinahe verletzend kühlem Gruße eilte sie davon.

Am Abend dieses Tages, als es sich Max, noch halbbetäubt von seinen Erlebnissen, überlegte, ob er ins Café gehen solle, brachte ihm ein Dienstmann ein Billet: „Innigstgeliebter! Kommen Sie nie wieder, Sie dürfen nicht mehr! Ihre fürs Leben unglücklich gemachte Emmy".

Wochenlang verzehrte sich der Jüngling in Sehnsucht nach ihr, aber er respektierte ihren Wunsch. Dann vergaß er sie. Dann machte er sein Examen, dann zog er in die Welt — nie mehr jenes Mädchens gedenkend, und nun sitzt er nach mehr als zwölf Jahren hier, um sie als Darstellerin kleiner Rollen unter so eigentümlichen seelischen Umständen wieder zu treffen.

Während er sich diesen Erinnerungen hingab, dachte er nicht ein einziges Mal an Marie. Übermächtig ergriff ihn die Überraschung und er konnte das Ende der Vorstellung kaum erwarten. Er mußte sie sprechen und sich nach ihren Schicksalen erkundigen. Seine Ungeduld wurde indessen bald befriedigt. Größere und kleinere aus dem Theater kommende Gruppen von Herren und Damen betraten den Saal und besetzten unter lebhaften, sich mit Stück und Darstellern beschäftigenden Gesprächen die leeren Tische. Und in einer Schar von Damen und Herren erkannte er sofort Fräulein v. Brugg, trotzdem sich ihre vollen magdlichen Formen bereits allzu rundlich ausgeweitet hatten. Ihre Kleinheit stand im übeln Verhältnis zu ihrer entschiedenen Vorliebe zum Fettwerden. Sie war keineswegs schön zu nennen, und doch mußte sie große Anziehungskraft ausüben, denn die Augen sämtlicher anwesenden Herren wandten sich ihr zu, als sie eintrat. Maxens

Befürchtung, mit ihr keine Gelegenheit zum Sprechen zu bekommen, erfüllte sich nicht. Sie nahm rasch Abschied, trotzdem man versuchte, sie zum Bleiben zu bewegen, und verließ allein den Saal. Max bezahlte schnell und folgte ihr; er erreichte sie, Fräulein v. Brugg stand vor dem Theaterzettel und schien etwas nachzusehen, sie konnte aber auch auf jemand warten. In kurzer Entfernung blieb Max unschlüssig stehen und wußte nicht, ob er sie anreden sollte.

Da drehte sie sich um, ging auf ihn zu und rief: „Kennen's mi net mehr, Herr Wendler?"

„Was?" rief er erstaunt. „Sie haben mich auf den ersten Blick hier erkannt?"

„Na, hier nit, aber drinnen hab' i Sie ja g'sehen und bin deswegen weggangen, weil i mir glei dacht hab', wenn's mi erkennen, werden's mi auch sprechen wollen. Und wie Sie mir nachgangen sind, hab' i g'wußt, daß i mi net täuscht hab'. Is das a Überraschung!"

Mit diesen Worten begann sie langsam zu gehen und Max folgte an ihrer Seite.

„Ja, ich bin auch aufs höchste überrascht gewesen, als ich Ihr Bild im Restaurant sah."

„Warn's net im Thiater?"

„Nein, ich kam erst vor einer halben Stunde ins Restaurant."

„Aber Sie sein schon längere Zeit hier?"

„Nein, ich bin heute gekommen."

„Bleiben's jetzt hier?" fragte sie mit einer gewissen Hast.

„Auch das nicht. Ich fahre bald wieder fort."

„Na, wie i mi frei', daß Sie da san!" sagte sie herzlich.

Das Gespräch zwischen beiden wollte nicht recht vorwärts. Ein Etwas ließ einen vertraulichen Ton nicht aufkommen.

„Erzählen Sie mir doch, Fräulein Emmy, wie es Ihnen während der langen Jahre ergangen ist und warum Sie mir streng untersagten, wieder ins Café zu kommen."

Fräulein v. Brugg schien diese Frage offenbar erwartet zu haben, antwortete aber doch etwas verlegen und stockend. „Wissen's, es is mir recht schlecht gangen. Wegen unserer G'schicht damals im — im — in dem Lokal hab' i sehr viel ausstehn müassn. Wieri*) damals ham kumen bin, hat mei Schwager, der Lump, glei g'wußt, wie viel d'Glocken g'schlagen hat und hat mi bei die Haar umizarrt**) und g'schrien: Das hast von

*) Wie ich, **) an den Haaren herumgezerrt.

Deiner Schwester g'lernt! Mei Schwester hot mi in Schutz g'nommen und do is der Spektakel erst recht losgangen. Drei Jahr hot dös elende Leben dauert und mei Schwester hot sie z'letzt gor net mehr schenirt und is mit die Herrn mitgangen. Da san viel andere Skandal vorkommen, mei Schwager hat's G'schäft schliaß'n müaßn und nochher*) hat er sie derschossen. Und denken's Jhna das Glück von meiner Schwester! Der erste Buchholter von der Kriegerischen Bierbrauerei, ein feiner, nobler Mensch, hat sich in ihr verliebt und hot's g'heirat. Und zu mir sagt mei Schwester: „Waßt,**) Emmy, mei Haus is jetzt ein anständiges Haus und jetzt muaßt Du fuat."***) Da hat mi dös Mensch, dö's†) so arg trieb'n hat, aus'm Haus g'schmiss'n. Mei Vermögen hat mei Schwager verputzt,††) g'lernt hob' i a nix g'hobt — da bin i holt zum Thiater gangen. Die Ausbüldung hot a guater, alter Freund, a Stammgast von uns übernommen. Drei Jahr hob' i bei ihm g'wohnt. Aber profetirt hob' i net vül. Nocher hob' i a Engaschmah†††) g'sucht und bald an's g'funden. So is holt die Zeit vagangen."

Nach einer kleinen Pause sagte Max: „Sie haben wohl in vielen Orten gespielt. Waren Sie auch in Berlin?"

„Na natirli. O" — sagte sie nachäffend, „a jute jebratene Jans, dös is a jute Jab' Jottes, net wahr?"

Max lachte: „Na, es freut mich, daß Sie sich trotz Jhrer Schicksale eine gute Laune bewahrt haben. Und hübscher sind Sie auch geworden." Dabei suchte er vertraulich einen Arm um sie zu legen.

„Hübscher — ich? Gengen's, Sie uzerln mich."

„Uzerln? was ist das?"

„Na, Berlinisch, — ein bischen uzen."

„Ach so."

Eine Weile schritt er neben ihr schweigend hin. So ging es nicht weiter. Er mußte anders mit ihr reden. „Hören Sie, Emmy, Sie dürfen nicht glauben, daß ich Sie vergessen habe. Wie oft hab' ich Jhrer gedacht und mich nach Jhnen gesehnt. Jetzt, da ich Sie so plötzlich gefunden habe, müssen wir unsere alte Freundschaft wieder erneuern. Jch bin derselbe geblieben. Und Sie, Emmy?"

„Herr Wendler, ich bin jetzt ein braves Mädchen geworden. Sie glauben gar net, wie anständig und solid ich jetzt bin. Nein, Herr Wendler, Sie dürfen jetzt nichts mehr Unrechtes von mir verlangen. Nein, nein! Früher, ja, da war i wie' i nit hätt sein sollen, und dös hob' i auch

*) nachher, **) weißt Du, ***) fort, †) die es, ††) vergeudet, †††) Engagement.

bitter büaßen müſſ'n. Jetzt aber habe ich entſagt und mein ganzes Leben, mein Sein und Alles gehört nur mehr der göttlichen Kunſt! Die Kunſt hebt den Menſchen über alles hinweg, ſie läutert, ſie begnadet ſein Herz, und nur der Kunſt will ich dienen!"

„Was?" rief er erſtaunt, einige Schritt zurücktretend, „aber, Fräulein Emmy!"

Sie ſprach weiter voll Würde: „Glauben Sie, weil ich kleine Rollen ſpiele? Das kommt davon, daß ich ſo ſpät zum Theater ging. Ich arbeite aber mit Rieſenſchritten an meiner künſtleriſchen Vollendung. Das iſt eben das echte, hohe Streben, wenn man Verſäumtes Tag und Nacht nachholt. Nein, Herr Wendler. Bis zu meiner Wohnung können Sie mich begleiten, und dann nehmen wir Abſchied!"

Max ſchritt wie betäubt neben ihr her, das hätte er am allerwenigſten erwartet. „Aber vielleicht läßt ſich doch noch was durchſetzen. Sie muß ſich erſt von ihrem Pathos erholen, da ſcheint ſie ſehr empfindlich zu ſein."

Sie ſtand vor dem Hausthor, drehte den Schlüſſel mehrmals um und reichte Max die Hand. „Na?"

„Emmy, wenn Sie glauben, daß ich ſo von Ihnen fortgehen ſoll, dann muten Sie mir zu viel zu. Ich muß noch mit Ihnen beiſammen ſein und von alten Zeiten plaudern. Schließen Sie wieder das Thor und kommen Sie mit in ein Reſtaurant."

„Ich? In dieſer Stunde mit einem Herrn in einem öffentlichen Lokal? Denken Sie denn gar nicht an meinen Ruf?"

„Gut. Dann laſſen Sie mich mit!" rief er entſchieden, glühend vor innerer Erregung. „Emmy, ich habe ein Recht auf Ihre Freundſchaft und auf Ihre Liebe!" Und damit ſuchte er vor ihr durch das halb geöffnete Thor zu kommen.

Sie trat raſch zwiſchen ihn und das Thor: „Ich kann's Ihnen ja net wehren, mit hinauf zu kommen, aber," ſchluchzte ſie, „was wollen's denn bei mir? Schaun's, ſo a klan's Kammerl hob' i" — ſie beſchrieb mit den Händen ein Viereck — „mei Gaſch*) is net ſo groß, daß ſich an anſtändig's Madel a ſchene Wohnung holten kann, neben an ſchlaft mei Wirtin, morgen frua**) waß es die ganze Stadt, daß i an Herrenbeſuch g'hobt hob, mein Gott im Himmel! I kenn mi eh' nimmer mehr aus vor lauter Zudringlichkeiten von die Herrn, und wenn das bekannt wird, daß Sie bei mir waren, is aus und g'ſchehen mit mein' Ruf!" Und bitter weinte ſie in ihr Sacktuch hinein.

---

*) Gage. **) früh.

Max stand betroffen da, er konnte sich noch immer nicht recht in die Situation fassen. „Liebe Emmy, lassen Sie mich doch mit! Es ist ja nur einmal — mit mir können Sie eine Ausnahme machen . . .“

„Ich muß es ja, ich bin ja in Ihrer Hand! Wenn Sie morgen erzählen, was Sie aus mein'n Leben wissen, schaut mich ka—ka M—Mensch mehr an! Ja, machen's mich nur wie — wieder un — unglücklich! Einmal hab'n Sie's—eh—eh sch—schon than!“ weinte sie. „Herr Wendler hab'n 's denn a Herz von Stein? Können's denn gar net a bissel ritterlich sein?“

Der Appell an seine Ritterlichkeit entwaffnete ihn. „Nein, zwingen will ich Sie nicht,“ sagte er weich, ja voll Rührung, „gehen Sie allein hinauf! Von meiner Seite soll Ihnen keine Gefahr mehr drohen!“ Und er reichte ihr die Hand hin. Sie drückte sie heiß, aber nur eine Sekunde, blitzschnell schlüpfte sie ins Haus und von innen drehte sich rasch und laut der Schlüssel.

Mit erhobenem Haupte schlug er den Weg zum Hotel ein. Wenn Emmy anständig geworden ist und sich so geändert hat — nein, nein, er konnte, er durfte nicht anders handeln! Mit einer gewissen Achtung, ja mit Stolz gedachte er des Mädchens und er machte sich sogar Vorwürfe, das arme Geschöpf so lange gequält und geängstigt zu haben. Ja, die Männer besitzen eben kein Zartgefühl für die feineren Regungen einer weiblichen Seele.

* *
*

Am anderen Morgen befand er sich auf der Rückfahrt nach Berlin. Ihm gegenüber saß ein junger, mit einem karrierten Anzug bekleideter feiner Herr. Beide kamen ins Gespräch. Es drehte sich um die Verhältnisse in L. Der Fremde schimpfte weidlich auf das dortige Theater.

„Ich kann Ihnen weder zustimmen, noch widersprechen,“ sagte Max, „aber wenn Sie lauter so strebsame Kräfte haben, wie z. B. Fräulein von Brugg in allerdings kleineren Rollen . . .“

„Ja, strebsam ist Fräulein von Brugg etwas sehr, aber anders.“

„Wie meinen Sie das?“

„Hm,“ sagte der Fremde und verzog spöttisch den Mund, „vielleicht verstehen Sie mich besser, wenn ich Ihnen sage, daß das . . . Fräulein von den Offizieren ‚die Regimentstochter‘ und von den Civilisten ‚das Mädchen für alles‘ benamset wird.“

Max sprang in die Höhe. „Wie ist denn das möglich?“

„Möglich ist sehr vieles, mein Herr, und bei ‚der‘ alles.“

„Aber ich verstehe Sie noch immer nicht,“ rief Max erregt, „Fräulein

von Brugg ist doch eine höchst achtbare Dame, die streng ihren Ruf hütet, nur der Kunst lebt, ja infolge ihrer kleinen Gage ein Kämmerlein bewohnt!"

Der Fremde verzog das Gesicht, als wenn ihm etwas in die falsche Kehle geraten und brach in ein prustendes Gelächter aus. „Wer hat Ihnen denn diesen Kapitalbären aufgebunden? Eine Wohnung von zwölf, mit raffiniertestem Luxus eingerichteten Zimmern ist doch kein Dachkämmerlein! Das mit der Gage stimmt, aber dafür läßt sie sich von ihren Verehrern unverschämt hohe Summen bezahlen, feste Preise, mein Herr! Ich kann Sie versichern, man muß sehr bluten, wenn man Gnade vor ihren Augen finden will. Und was ihre Kunst anbelangt, ja allerdings, sie soll mancherlei Künste verstehen, aber Theater spielen kann sie nicht!"

Max starrte den jovialen jungen Mann mit großen Augen an — noch einmal wagte er zu widersprechen: „Was ich sagte, mein Herr, habe ich aus guter, vertrauenswerter Quelle."

„Daran will ich nicht zweifeln. Aber eine Dame hat Ihnen das sicherlich nicht gesagt. Ihre gute, vertrauenswerte Quelle ist bestimmt ein Mann. Entweder hatte er nicht Geld genug oder Fräulein Brugg hielt ihn prachtvoll zum Narren."

Max retirierte. „Das könnte sein. Aber Fräulein von Brugg ist doch eigentlich nicht hübsch. Wie kommt es dann, daß sie so viele Verehrer hat?"

„Über ihre Schönheit kann man eben verschiedener Meinung sein. Ich z. B. halte sie für höchst pikant. Sie kennen sie jedenfalls nicht genauer?"

„Ich? Nein, durchaus nicht."

„Und dann, sie weiß sich wunderschön in Szene zu setzen. Allerdings wenn man aus hochangesehener österreichischer Adelsfamilie stammt, in ihrer Familie sollen sich ganz romanhafte, unglaublich interessante Dinge begeben haben —"

„Hat sie das gesagt?" schrie Max.

„Nein, nicht direkt, aber Andeutungen — man munkelt — Sie scheinen sie doch zu kennen?"

„O nein, mein Herr. Es muß da eine Verwechslung stattfinden. Das ist nicht das Fräulein von Brugg, die ich meine."

„Kann sein," erwiderte der Fremde, „ihre Familie ist ja weit verzweigt."

Von da ab sprach Max kein Wort mehr mit ihm. Er fürchtete sich noch mehr zu blamieren. Wie schön hätte er sich gestern mit ihr amüsieren

können, . . . zwölf Zimmer, raffinierter Luxus . . . gerade derlei Dinge liebte er, und gestern war er in der rechten Stimmung . . . der Thor!

In Berlin angekommen, bestieg er einen Pferdebahnwagen und fuhr nach Hause, unzufrieden mit sich und der Welt, voll gährendem Mißmut und Zweifel. Das häßliche Gekreische und Gepolter und Geklingel stimmte so recht zu seiner Laune. Als der Wagen am Elisabeth-Hospital vorüberfuhr, erklang eine Glocke, sie läutete einem Toten. Merkwürdig dämpften die Glockenlaute das Geräusch des Wagens, es klang wie Trost und Verheißung, wie ein Evangelium der Versöhnung in die Disharmonie des Lebens. Und in überirdischer Schönheit stieg vor seinem Auge das Bild Mariens auf, sehnsüchtig glänzte ihr Auge, weich und süß schimmerten die lieblichen Züge ihres Angesichtes, und im Nu fiel von ihm ab all' das, was ihn quälte und verdroß, und wie ein Irrlicht verflackerte die Erinnerung an Fräulein von Brugg.

Ob die Teufel Hörner haben?

Von G. de Gayffier (Aus La Quinzaine Littéraire et Politique Paris No. 1).

Aus dem Französischen übersetzt von E. P.

Gnädige Frau!

Geh' ich auf Krücken oder trag' ich einen grünen Schirm über den Augen? Sie haben neulich in einer ernsthaften Revue einen anonymen Artikel von drei tötlich langen Seiten über den Skeptizismus der Jetztzeit gelesen, und mich beschuldigen Sie, denselben geschrieben zu haben! . . .

Wahrhaftig, gnädige Frau, ich hätte ein Recht, mich zu beklagen, wenn mir das nicht einen überaus geistreichen Brief eingetragen hätte: „Man spricht immer von Skeptizismus" schreiben Sie, „aber der liebe Gott hat schließlich noch nicht soviel dabei eingebüßt als der Teufel . . . Man glaubt doch noch an den lieben Gott, aber an den Teufel . . . Offen gestanden, glauben Sie, daß er Hörner hat?" Nein, gnädige Frau. Er hat deren wohl gehabt, aber jetzt trägt er keine mehr. Und zwar deshalb:

Sie kennen die Geschichte vom Satan, der Eva und dem Apfel. Das ist eine Legende, die man höchstens noch den Kindern erzählen kann. Ein Weib von einer Schlange betrogen! Gerade das Gegenteil ist wahrscheinlich.

Gottlob hat die moderne Kritik die Thatsachen wieder hergestellt und heutzutage ist es vollkommen bewiesen, daß bei der Unterhaltung zwischen Eva und Luzifer von allem möglichen die Rede war, nur nicht von Äpfeln.

So machen wir uns auch vom Satan eine ganz falsche Vorstellung. Sie malen sich denselben vielleicht ungeschlacht, schwerfällig, gemein, mit Schwefel parfümiert. Denken Sie sich im Gegenteil den vollkommensten Gentleman, den kecksten Kavalier, den elegantesten Walzertänzer. Um nichts auf der Welt hätte er es unterlassen, der schönen Eva jede Woche an ihrem Empfangstage seine Aufwartung zu machen.

Und es war auch ein köstliches Geschöpf, jung, weiß, rosig, rund und voll. Da sie vom Bösen noch nichts wußte, zeigte sie Jedermanns Blicken, was Sie den profanen Uneingeweihten verbergen, einen blaugeäderten Marmorbusen, auf welchem die Hand des Schöpfers wollüstig zwei Himbeeren zerdrückt hatte, und auf die üppigen Hüften voll reizender Grübchen flossen die blonden Haare herab. Keine aschblonden, — nein, von jener hübschen Goldfarbe, die noch heute alle jungen, hübschen Frauen gern haben, wie Sie, gnädige Frau, wie Lina, wie die kleine Marquise, kurz, wie überhaupt alle, die zwanzig Jahre zählen . . . Das ist doch wohl Ihr Alter? Wir haben so zweimal im Jahrhundert eine Generation von Blonden. Da kommt der ursprüngliche Typus des Weibes wieder voll zum Vorschein. Ein eigentümliches Phänomen des Atavismus, ein unwiderleglicher Beweis für die Einheitlichkeit der Abstammung.

Eva war blond, Satan braun, beide jung, Adam dagegen fing an zu altern. Er war ja lange vor dem Weib geschaffen worden und das machte ihr Herzeleid. Wenn er auch nur einen erfinderischen Kopf gehabt hätte! . . . Aber nein . . . nicht die geringste Intuition! Um Forscher zu werden, muß man in jungen Jahren gereist haben: Adam, gnädige Frau, — hätte nimmermehr Amerika entdeckt. Mein Gott! sie verlangte ja auch gar nicht Amerika von ihm, wie Sie sich wohl denken können; sie würde sich begnügt haben mit der einfachen kleinen Einrichtung, welche Sie nicht acht Tage lang entbehren können, sogar auf Reisen. Aber es war Alles umsonst, sie mochte, wenn die Nacht einbrach, sich noch so artig auf die Kniee des Männchens setzen, die Arme um seinen Hals schlingen, ihre liebelechzenden Lippen den seinigen entgegenstrecken, ihm mit der schmeichelndsten Stimme zuflüstern: „Hast Du keinen Wunsch heute Abend, mein dickes Kerlchen?" Es war immer dieselbe entmutigende Antwort! „Nichts, was wollen Sie denn, daß ich wünsche?" Sie hatte es noch nicht dazu gebracht, daß er sie duzte. Und so stieß sie denn nun schwere Seufzer aus . . . Sie hatte wohl Grund dazu. Versetzen Sie sich doch nur einmal in ihre Lage. Tausenderlei tolle

Gedanken, wie sie seither alle Frauen gehabt haben, stiegen ihr in den Kopf. Sie frug sich, warum Gott, indem er vorgab, ihr das Allerbeste auf der Welt geschenkt zu haben, ihr verboten Vergleiche anzustellen — und sie dachte an Luzifer, wenn auf ihren langen, einsamen Wanderungen, des Abends unter dem gestirnten Himmel, tausend Schauer ihres Fleisches, tausend unbestimmte Wünsche nach unbekannten Freuden den weißen Schimmer ihrer Haut rosig färbten.

Satan hatte wohl bemerkt, welchen Eindruck er gemacht. Auch hätte man sehen sollen, was er alles anstellte, ehe er bei Eva eintrat, wie er sein Schnurrbärtchen drehte und seine Hörner recht imponierend aufsetzte. Dann kam er auch nicht mehr bloß an ihrem Empfangstag, er kam jedesmal, wenn Adam gerade nicht da war. So oft er ihn ausgehen sah, versäumte er es nie, ihn eine Strecke weit zu begleiten, sich nach seiner Gesundheit zu erkundigen, ihm die schmeichelhaftesten Komplimentes über seine Frau zu machen. Adam fand ihn reizend.

Eines Tages hatte der gute Mann einen weiten Ausflug zu machen. Er sollte erst am nächsten Tage heimkommen. Es kam ihm wohl ein wenig schwer an, Eva ganz allein zu lassen. Er konnte sie aber nicht mitnehmen, es war zu weit. Hättet ihr den Schmerz der Eva sehen können, daß sie ihn so von sich lassen mußte, der Anblick hätte euch Thränen entrissen. „Wann kommst Du wieder heim?" fragte sie —

„Morgen!"

„Erst!" — Und sie klammerte sich an seinen Hals und begleitete ihn bis zum Abhang. Adam war ganz gerührt davon. Aber kaum hatte er ihr den Rücken gekehrt, so lief Eva, hochrot vor Lust, wie närrisch zurück, denn sie hoffte ja den zu treffen, der jedesmal pünktlich kam, wenn sie allein war. Er wartete schon auf sie.

Was sie miteinander verhandelten, gnädige Frau, — ja wenn ich es nicht wüßte, so würde ich mich an die Frauen wenden. Ich kenne mehr als eine, welche über dieses Thema authentische Dokumente besitzen muß.

Eva sprach von Träumen, die sie nicht hatte verwirklichen können, von Adam, der sich für unwiderstehlich hielt, weil er witzig zwei oder drei Geschichtchen erzählte, aber immer die gleichen. Nach acht Tagen wußte man sie auswendig, seine Geschichten. Und da lachte Luzifer und fing an, vom Unbekannten zu erzählen, von dem Lande, das geschaffen sei, um erforscht zu werden, von der Todsünde, ohne die man vor Langeweile sterben würde, von der Tugend, die nur dazu dient, die Reize der Sünde schmackhafter zu machen. Ein verteufelter Geist und ein geistreicher Teufel! Endlich, nach zwei Stunden war die Unterhaltung soweit gediehen, daß Satan seine

Hörner eingezogen hatte, was für einen Teufel den Gipfel der Gemütlichkeit bezeichnet.

Unterdessen vermaß Adam seine Felder, besichtigte seine Ernten und dachte: Ich darf mich nicht verspäten. Was würde meine Frau anfangen ohne mich? Und dann erledigte er seine Geschäfte über Kopf und Hals, auf die Gefahr hin, die einen oder die anderen zu vergessen; er wollte noch am Abend zurück sein, ihr eine Überraschung bereiten. Um Mitternacht war er noch zwei Schritt von seinem Heim entfernt. „Wie froh wird sie sein, mich wiederzusehen," dachte er und rieb sich die Hände so laut, daß Satan es hörte, im Nu das Hasenpanier ergriff und . . . seine Hörner vergaß.

Adam merkte natürlich gar nichts, nur fand er Eva rosiger, niedlicher, zärtlicher, schmeichlerischer. Ihre verschleierten Augen, die sich schmachtend zu ihm erhoben, glühten von sanftem Feuer und ihre Arme zogen ihn in müde Umschlingung.

Vielleicht wären bei der Berührung dieser feuchten Wärme die Eiszapfen seines Alters auf immer geschmolzen, als er plötzlich sich verletzt fühlte und einen Schrei ausstieß. „Eine Schlange hat mich in die Ferse gestochen," rief er. Eva beugte sich erschrocken vor, um nachzusehen. „Eine Schlange," sagte sie, ein wenig errötend, „wie hast Du mir Angst gemacht. Nein, es sind die Hörner Luzifers, er ist heute Nachmittag dagewesen. Es war so warm; er hat sie ausgezogen und liegen lassen. Du kannst sie ihm ja morgen wieder hinbringen, gelt, Alterchen?" Und während sie so sprach, hob sie die Hörner mit ihren rosigen Fingerspitzen auf und mit einer reizenden Miene, mit ausgestreckten Armen, den Kopf zurückwerfend, um den Effekt besser zu studieren, probierte sie ihm dieselben auf der Stirne. Dann plötzlich, in das nervöse Lachen eines glücklichen Weibes ausbrechend, rief sie: „Das steht Dir gut," und küßte ihn auf beide Backen, „Du siehst fast aus wie ein Teufel."

Der nächste Tag — Sie kennen die Geschichte — gnädige Frau, war ein gar trübseliger Tag. Da wurden die Feigenblätter eingeweiht und das Exil. Adam hätte gar zu gern dem Luzifer seine Hörner zurückgegeben, aber da er ihm seither nicht mehr begegnete und dieser Schmuck seiner Frau zu gefallen schien, so fügte er sich darein, sie zu tragen.

Von dem Tage an, gnädige Frau, erkennt man den Teufel daran, daß er keine Hörner hat. Bei den anderen Mänern ist es aber Mode.

Ich kenne solche, die sie sich vergolden lassen.

Vergessen Sie mich, bitte, nicht beim Marquis und genehmigen Sie, gnädige Frau, die Versicherung meiner tiefsten Ergebenheit.

Noch einmal: Judentum und Antisemitismus.

Von Conrad Alberti.

(Berlin.)

Als ich unter jenem Titel die kleine zeitgeschichtliche Studie in Heft 12 der „Gesellschaft“ (Jahrg. 1889) veröffentlichte, lag mir nichts ferner als der Gedanke, damit einen Sturm in der Öffentlichkeit heraufzubeschwören, und als derselbe dann doch losbrach, war niemand davon mehr überraschter als ich. In jenem Aufsatz hatte ich meine Meinung über eine der brennendsten Tagesfragen als ehrlicher und moderner Mensch angedeutet — angedeutet, sage ich, denn um den Gegenstand einigermaßen zu würdigen, und nur die hauptsächlichsten Punkte zu behandeln, welche bei einem Urteil in Erwägung kommen müssen, hätte ich ebensoviele Bogen bedurft, als mir Seiten zur Verfügung standen. Ich schilderte ganz einfach die offene Ansicht eines wahrhaft modernen Menschen, der über allen kleinlichen religiösen Bedenken auf dem heutigen Standpunkt der Wissenschaft steht, für den der ganze Streit nur noch die Bedeutung eines sozialen Problems hat, dessen Lösung mit menschlichen Mitteln möglich erscheint, was nie der Fall sein kann bei Gegensätzen des Glaubens, die, unüberbrückbar, zuletzt nur dazu dienen können, immer wieder die Bestie im Menschen in der grauenhaftesten Form zu befreien. Ich war mir bewußt, mit meinen bescheidenen Kräften einen kleinen Stein zu dem Tempel des inneren Friedens im Vaterlande, zur Versöhnung der Gegensätze beigetragen zu haben, deren Ausgleichung das höchste Ziel meines Strebens und Wirkens sein wird. Ich war mir bewußt, logisch auf dem Wege der organischen Fortentwicklung der heutigen Kultur vorgegangen zu sein, deren Gesetz das Dasein beherrscht, deren Befolgung allein den Fortschritt der Menschheit gewährleisten kann. So suchte ich Juden und Antisemiten ihr Recht zu geben, ich legte die Schwächen des heutigen Judentums so unerbittlich dar, wie die des Antisemitismus und forderte beide auf, zusammenzufließen in einer modernen Weltanschauung, sich zu vereinigen unter dem Banner freien und reinen Menschentums, in dem Feuer glühender Vaterlandsliebe. Denn im Deutschtum sehe ich mit Fichte den einzigen unangreifbaren und ewigen idealen Besitz unseres Volkes, der ihm zugehört so lange es selbst existiert und ihm nur genommen werden kann mit seiner eigenen Existenz. Die Forderungen, die Phrasendrescher und Dunkelmänner sonst noch als unveräußerlichen deutschen Nationalbesitz aufstellen: Christentum und Monarchie, sind nicht natürlicher deutscher Besitz, sondern historischer. Das Deutschtum hatte die erste herrliche Epoche seiner

Selbstentfaltung schon hinter sich, als ihm diese beiden Institutionen aufgezwungen wurden, die seine eigenartige Entfaltung nicht etwa zur Blüte brachten, sondern eher erstickten und hinderten, und erst dann wird der deutsche Geist wieder die Führung auf der Entwicklungsbahn der modernen Kultur übernehmen, wenn es ihm gelingt, sich wenigstens von der ersteren Fessel ganz frei zu machen und die zweite auf legalem Wege so zu mildern, daß sie nicht mehr wie heut seine besten Keime unterdrückt und sogar die Entfaltung reinen Dichtertums verhindert.*) Wie Fichte hätte ich daher wohl über meinen Aufsatz das stolze Wort setzen können: ich rede für Deutsche schlechtweg.

Ich freue mich, daß diese meine Absichten von vielen der verständigsten, der höchststehenden Männer im Vaterlande anerkannt worden sind. Zahlreiche Zuschriften von Männern, welche die Führung unseres geistigen Lebens haben, und die mir zum Teil persönlich unbekannt sind, beweisen mir dies. Ich nenne nur Namen wie Gerhard von Amyntor, Theodor Fontane, Hans Hopfen. Und innig freute es mich zu sehen, wie viele der zunächst beteiligten den Aufsatz ganz so auffaßten, wie er gemeint war, wie Juden und Christen in ihm eine Brücke zur Versöhnung sahen, und daß die Wahrheit meiner Ausführungen nicht in die schwarz- weiß-roten Grenzpfähle gebannt war. „Sie haben das erlösende Wort gesprochen", schrieb mir u. A. ein mir persönlich völlig unbekannter jüdischer Jurist aus Wien, „es wird in den Herzen tausender Juden und idealen Antisemiten mächtigen Wiederhall erwecken, ja es wird und muß der ganzen Bewegung eine neue Richtung geben, es ist von epochemachender Bedeutung. Das ist meine reinste Überzeugung, das fühle ich mit jeder Faser meines Herzens . . . Wir an den österreichischen Universitäten, die wir mitten in der Bewegung stehen, wissen das zu beurteilen" u. s. w.

Indessen, der eigentliche Sturm kam, wie das gewöhnlich so geht, nicht von der freundlichen Seite, sondern von der feindlichen, von beiden Parteien, die sich durch meine Zurückweisungen ihrer Überhebungen gleich verletzt fühlten. Ich hatte die Antisemiten in zwei Gruppen geteilt: ideale, deren Gesinnung der falsche Ausdruck einer an sich edlen Anschauung ist, und solche aus Geschäftsrücksichten, das heißt gemeines Lumpengesindel, welches mit der Bewegung nur sein Geschäftchen machen will. Zu dieser letzteren Kategorie gehört fast ausnahmslos die antisemitische Preßbande, ein Haufen verrotteter, bankerotter, feiler Banditen, käuflicher Bravos, deren Stilet die

*) Man denke an den Fall Wildenbruch, an den Fall Fitger (von Gottes Gnaden) u. v. a!

Feder ist, die sie in den Dienst eines Jeden stellen, der sie bezahlt. Die anständige Presse, welche aus idealen Gesichtspunkten anfangs mit ihnen Hand in Hand ging, hat sich von diesem Lumpengesindel schon längst mit dem Ausdruck gebührender Verachtung losgesagt — z. B. die „Schlesische Ztg."

Dieses Pack nun fiel über den Aufsatz her, wie ein Rudel hungriger Wölfe über die Eingeweide eines Hirsches, die der Jäger von seiner Beute zurückgelassen. Es zerpflückte ihn nach allen Richtungen, und entblödete sich nicht, die schärfste Verurteilung, die jemals über den Antisemitismus ausgesprochen worden war, den beschimpfendsten Fußtritt, den er je erhalten, für seine Zwecke auszubeuten.*) Scheint es nicht, als ob auch der letzte Rest von Scham aus den Machern der „Kreuzzeitung", der „Staatsbürgerzeitung", des „Reichsboten" und der anderen Schmutzblätter gewichen ist, wenn sie die Widerlegungen, die ihnen in gleicher Weise, gleicher Form mit ihren Gegnern zuteil geworden sind, wider diese Gegner auszuspielen versuchen? So jubelt der Gassenjunge, der sich mit seinem Genossen in der Pfütze gewälzt und dafür vom Lehrer seine Züchtigung gleichzeitig mit diesem bekommen, die eine Hand an dem Backen, die andere gegen den Mitschuldigen ausgestreckt: „Seht ihr, der da ist ein Schwein — der Lehrer hat's gesagt!"

Aber wo in aller Welt giebt es ein Mittel, das den Schriftsteller gegen Verleumdungen, gegen Entstellungen schützt, das dem boshaften Gegner verbietet, durch Anführung aus dem Zusammenhang gerissener Stellen eine ganze Arbeit zu entstellen und in ihr Gegenteil zu verwandeln? Hat es die jesuitische der Ultramontanen nicht fertig gebracht, den freiesten der freien Geister, Schiller, vermittelst einzelner aus der „Maria Stuart" und der „Jungfrau" herausgerissener Stellen als katholischen Missionär hinzustellen? Mit eben so viel Berechtigung, mit eben so viel Grund, mit der gleichen Technik liest jenes Lumpengesindel in meinem Aufsatz Billigung der antisemitischen Bestrebungen hinein. Denkt ihr Elenden vielleicht an die seltsame Pädagogik eures Gottes, der seine Liebe durch Züchtigungen zu beweisen pflegt — vielleicht nicht die willkommenste Ausdrucksform der Liebe, aber sicher die billigste?

Doch so tief ich diese Elenden verachte — zu tief, mich noch länger mit ihrem Schmutz zu besudeln — so gut begreife ich ihr Verfahren. Die Sache des Antisemitismus ist in der letzten Zeit, dank seiner eignen Erbärmlichkeit, Dank der Geschicklichkeit unserer Regierung, so herabgestiegen, hat so viel Boden verloren, daß sie heut nur noch ein Gegenstand für die

*) Einzig die Germania hatte die Ehrlichkeit zu gestehen, daß der Aufsatz auch die heftigsten Angriffe gegen den Antisemitismus enthalte.

Witzblätter ist, daß ihre paar Vorklopffechter, in heißer Angst ihr bißchen Brot zu verlieren, gezwungen sind, zu den schlechtesten Mitteln zu greifen, und in ihrer Not selbst vor Fälschungen nicht zurückschrecken. Solche Gegner verachtet man nur, indem man sie nicht beachtet.

Um wie viel würdeloser noch müssen aber die erscheinen, welche zu gleichen Mitteln greifen, ohne die Entschuldigung jenes Ertrinkenden, der vom Strohhalm Rettung erwartete? deren bürgerliche Existenz eine gesicherte, ja eine glänzende ist? Die Not erklärt manches — und es giebt kein antisemitisches Blatt, das nicht an chronischem Abonnentenschwund litte, das nicht dem Nichts gegenüberstände. Die Verlogenheit und der Judenhaß des Herrn von Hammerstein werden noch übertroffen von seinem „Dalles", und wenn der Antisemitismus an der Auszehrung stirbt, so können die Leiter seiner Organe „schnorren" gehen. Aber woher die gebührenden Ausdrücke vernichtender Brandmarkung nehmen, wenn Leute ohne Not, in materiellem Wohlbefinden, aus bloßer Freude an der Gemeinheit zu dem Mittel der Verleumdung greifen, das sogar die Lage des Notleidenden nur erklären, aber nicht entschuldigen kann?

Wenn die Behauptung in jenem meinem Artikel, daß Anstand und Gemeinheit in der ganzen Welt, bei allen Nationen und Stämmen gleich verteilt sei, daß die Masse der Juden um kein Haar besser oder schlechter sei, als die der Antisemiten, daß es unter ihnen so gut wie unter diesen einige ideale Ehrenmänner und eine Masse von Lumpen gäbe — wenn diese Ausführungen noch eines Beweises bedurft hätten, so haben Antisemiten und fanatische Juden gewetteifert ihn zu liefern. Das Maß schamloser Gemeinheit, ekelhaften Schmutzes, welcher bei dieser Gelegenheit über mein Haupt geleert wurde, ist auf Seiten der jüdischen Fanatiker nicht kleiner als auf Seiten ihrer Gegner. Ich will von den plumpen Fälschungen und Kothbomben des „Berl. Börsencouriers" nicht sprechen. Es ist eine offene und jederzeit gerichtlich zu beweisende Thatsache, daß in der Redaktionsstube derselben berufsmäßige Verleumder sitzen. Einer der Hauptredakteure z. B. entblödete sich unlängst nicht, über einen höchst ehrenhaften Berliner Schriftsteller — natürlich ohne den Schatten eines Grundes — das Gerücht zu erbreiten, er sei ein erkaufter französischer Spion. Ein anderer, Namens Klausner, in dem der Verfasser jener anonymen Verleumdung gegen mich vermutet wird, der Sohn eines jüdischen Rabbiners, wurde unlängst wegen wissentlicher Beamtenverleumdung auf Befehl des Präsidenten schimpflich von der Tribüne des Reichstags fortgewiesen, auf der nur anständige Journalisten Platz finden.

Anders aber liegt die Frage, wenn diese niederträchtigen und verwerflichen Mittel der Verleumdung angewendet werden von Leuten, welche das Vertrauen eines, wenn auch noch so kleinen Teils der Bevölkerung genießen, von Leuten, deren Amt persönliche Wahrhaftigkeit verlangt, denen die Pflicht ihres Berufs, den sie selbst von Gott herleitet, befiehlt, sich keiner unehrlichen Mittel zu bedienen. Wenn solche Männer Arm in Arm mit dem Verbrechen fortschreiten, wenn sie ihre Waffen mit dem Gift der Verleumdung selber, wenn sie das Ehrenkleid, welches das Vertrauen von Mitbürgern ihnen angelegt, als Deckmantel für heuchlerische, lügnerische Ehrabschneiderei und Fälschung benutzen, wenn sie ihre eignen verwerflichen persönlichen Interessen decken mit dem Vorwande, angegriffene heilige Interessen einer Gemeinschaft zu verteidigen. Da wird es unabweisbare Pflicht, solcher Lügenbande die Heuchlermaske vom Antlitz zu reißen, und sie in ihrer ganzen Erbärmlichkeit vor der Welt zu kennzeichnen.

Dieses Verbrechen heimtückischer Verleumdung aber hat sich schuldig gemacht die in Berlin erscheinende „Jüdische Presse", beziehentlich ihr Leiter, der Rabbiner Hirsch Hildesheimer. In Nr. 52 vom Jahre 1889 enthielt dieselbe den untenstehenden Aufsatz, den ich um der grundsätzlichen Wichtigkeit der Sache willen wortgetreu zum Abdruck bringe.

Ein Denunziant.

Berlin, 24. Dezember.

Die holden Tage des lieblichen Weihefestes gehen zur Neige. Wiederum hat der milde Strahl der Chanuka-Lichtlein allen Gliedern unserer Familien gekündet, daß wir in stolzer Erinnerung jener gewaltigen Ruhmesthaten eingedenk sind, welche unsere Ahnen einst im Kampfe gegen blindwütenden Glaubenshaß, im Ringen für nationale Selbständigkeit und religiöse Freiheit so heldenhaft vollführt haben. Zwei Jahrtausende sind dahingeflutet, seitdem der schlichte Priestergreis aus Modiim, umgeben von seinen ebenbürtigen fünf Heldensöhnen, getragen von der flammenden Begeisterung, dem thatendurstigen Opfermute für seinen Gott und sein Volk, zum Widerstande aufrief gegen den erbarmungslosen Tyrannen, seitdem die winzigen Häuflein, kaum bewaffnet und unerfahren in den Künsten des Krieges, die schlachtgeübten, sieggewohnten Syrer in blutigem Ringen zu Boden warfen — zwei Jahrtausende sind seitdem dahingeflutet, und unvermindert und ungeschwächt leuchten, wie ein erhabenes Vermächtnis der Ahnen, jene Großthaten selbstloser Glaubensbegeisterung bis in unsere Gegenwart hinein; wie die zahllosen thränenreichen Blätter aus dem blutgetränkten Buche unserer langen, bitteren Leidensgeschichte, predigen sie die erhebende und beglückende Wahrheit, daß „der Gott in unserem Busen" nicht getötet werden kann, daß so lange wir, wie die Vorfahren, treu, hingebend und entsagungsbereit zu unserem Gotte stehen, das „Licht Israels" nicht erlöschen, daß die unsichtbare, aber mächtige Kraft jener Begeisterung und Opferfreude immerdar triumphieren wird, wie sie zur Hasmonäerzeit über den gewaltigen Syrerkönig und

seine Schergen, wie sie im Mittelalter über Ketzergericht und Inquisition so wunderbar triumphiert hat.

Aber nicht nur die Erinnerung an die Ruhmesthaten der Hasmonäersprossen, an die Glaubensstärke und den Märtyrermut ihrer Nachfahren wird bei der Wiederkehr der Chanuka-Tage abermals mit verstärkter Gewalt in uns lebendig, auch die Jason, Menalaos, Lysimachus und die ganze feile Rotte der Elenden trifft der rückwärts schauende Blick, welche in dem harten Kampfe für Freiheit und Recht brudermörderisch in die Reihen der Feinde ihres Stammes und ihres Bekenntnisses traten, welche um schnöden Mammons, um äußerer Vorteile willen Verrat übten an den heiligsten Heiligtümern und das Schwert wetzen halfen, das ihren Volks- und Religionsgenossen den Todesstoß versetzen sollte. Die Schande — wir dürfen es mit Stolz bekennen! — ist dem Judentum erspart geblieben, daß jene entarteten Griechlinge in zahlreichen Exemplaren Nachahmer gefunden hätten; durch die Jahrtausende hindurch hat es sich bewährt, daß unser Volk um so eifriger sich um seine Heiligtümer scharte, je heftiger sie umdroht waren, daß es um so kampfesmutiger, um so einhelliger auf die Schanzen trat, je mehr die Wälle bestürmt wurden. Aber, wie nicht immer Alle den vollen Mut wohlgefestigter Überzeugung, die ganze Kraft entsagender Glaubensstärke sich bewahrt haben, und so manches Blatt des schwer geschüttelten Baumes abfiel, weil es — fahl geworden, so hat sich auch der Verrat, die Gesinnungsniedertracht in unsere Reihen geschlichen, haben Nachahmer der Jason, Menelaos und Lysimachus unseren Todfeinden schmähliche Handlangerdienste geleistet, als verlogene, erkaufte Lügenzungen die Verfolgungswut gegen Juden und Judentum teuflisch noch geschürt. Auch in unsere Gegenwart hinein wirft der Glaubenshaß seine schwarzen Schatten; wiederum wird in Wort und Schrift der Sturmlauf gegen Israel gepredigt, wiederum ist das Soldschreiben, das Denunzieren ein einträgliches Geschäft geworden, und wiederum fanden sich einige Entartete, die das Einzige, was sie aus dem materiellen und moralischen Schiffbruch hinübergerettet, ihre jüdische Geburt, gegen Bezahlung als „jüdische“ Zeugen in den Dienst der Judenhetze stellten. Man hätte meinen sollen, daß die öffentliche Verachtnng, mit welcher die Briemann-Justus, „Dr.“ Simon May und Morgenstern von der Bildfläche verscheucht wurden, um in selbstverschuldetem Elend zu verkommen, die Lust, ihrem Beispiele zu folgen, und Genossen ihres Schicksals zu werden, gründlich verleiden, daß kein Vierter selbstmörderisch sich selbst an den Schandpfahl stellen würde, indem er das Bekenntnis, in welchem er geboren wurde, und diejenigen, welche ihm treu geblieben, zu schmähen sich vermißt. Und doch haben sie einen Genossen gefunden, der sich noch dazu seinen Vorahmern nicht nur ebenbürtig an die Seite stellen kann, sondern ihre Leistungen noch bei weitem überbietet. Im Dezemberhefte der im Verlage von Wilhelm Friedrich in Leipzig erscheinenden „Gesellschaft, Monatsschrift für Litteratur und Kunst“ veröffentlicht Conrad Alberti, unter welchem Pseudonym sich ein gewisser Sittenfeld verbirgt, einen Aufsatz „Judentum und Antisemitismus“, der — wir sind uns vollkommen bewußt, was das bedeutet — an Lügen, Verleumdungen, Pöbeleien und Niederträchtigkeiten alles in den Schatten stellt, was das letzte Jahrzehnt der Rassen- und Glaubenshetze gezeitigt hat. Wir würden das albern widerliche Geschreibsel keiner Erwähnung gewürdigt, sondern den Genuß, es kennen zu lernen, der „Gesellschaft“, welche sich dasselbe gefallen läßt, ungeschmälert gegönnt haben, hätte sich nicht die antisemitische Presse mit einem wahren Jubelgeheul dieses „Zeugnisses eines Juden“ bemächtigt, und wäre nicht auch in diesem

Falle zu fürchten, daß unser Schweigen als ein Beweis dafür mißdeutet werden könnte, daß wir nichts darauf zu erwidern wüßten. Schreibt ja die „Kreuzztg.“ in der That schon heute: „Die, welche es in erster Linie angeht, werden ohnehin den Aufsatz in üblicher Weise totzuschweigen suchen!“ Nun werden wir uns diesem Zwange der Notwendigkeit nicht bis zur Selbsterniedrigung beugen, sind wir selbstverständlich weit davon entfernt, den Sittenfeld eines Wortes ernsthafter Erwiderung zu würdigen — es wäre ein Attentat gegen unsere Religion und ihre Anhänger, wollten wir sie gegen derartige Besudelungen in Schutz nehmen — nur einige Sätze sollen herausgerissen, in ihrer nackten Schamlosigkeit wiedergegeben werden, und das wird zur Kennzeichnung des Sittenfeld und seines Machwerks vollauf genügen. Nach einigen Einleitungssätzen, in denen er sich, wie auch später wiederholt, als Vertreter der jüngeren Generation jüdischer Abstammung aufspielt, beginnt er:

„Ich darf dreist behaupten, daß es unter der ganzen jungen, mit moderner Bildung durchtränkten jüdischen Generation kein Mitglied giebt, das von der Überflüssigkeit, Schädlichkeit und Verfaultheit des Judentums nicht in tiefster Seele überzeugt wäre.“

Wir sind versucht, uns auf diese Stichprobe zu beschränken; aber sie ist nur das Vorspiel, man höre weiter:*)

„Das Judentum hat das Recht zum Dasein verloren . . . In Wirklichkeit hat das heutige Judentum alle religiösen, ethischen, ethnischen Rassen-Momente bis auf winzige Spuren abgestreift, es bildet nichts mehr als eine soziale Gemeinschaft . . . Dabei leitet die heutigen Juden jedoch ausschließlich das materielle Interesse. Das sogenannte ideale Zusammengehörigkeitsgefühl, die Familienliebe ꝛc., die selbst Christen als eine besondere jüdische Tugend gepriesen haben, sind schon längst nicht mehr vorhanden, wenigstens nicht in höherem Grade als bei Andersgläubigen . . . Den Juden betrachtet der Jude heut nur noch als einen natürlichen oder positiven Bundesgenossen im wirtschaftlichen Kampfe und stützt und hält ihn nur als solchen; die Fälle, daß Juden ihre Verwandten mitleidlos verhungern und untergehen lassen, ereignen sich heut alle Tage. Das Judentum hat aufgehört eine Religion, eine Rasse, eine Nation zu sein — es ist nur noch eine Klique. Während der jüdische Bankier und der jüdische Makler im Betstuhl nebeneinander stehen, verhandeln sie ihre Börsenmanipulationen. Gläubig sind sie beide nicht, sie finden sich höchstens rein formell mit einem Wesen ab, dessen Existenz beiden gleich zweifelhaft erscheint, und wenn nicht wirtschaftliche Gründe dagegen sprechen, so würden sie das ebensogut in einem Gebäude mit dem Kreuz auf dem Dach thun, wie in einem mit doppeltem Dreieck... Das Judentum ist der charakteristischste und folgerichtigste Vertreter des Prinzips des modernen Kapitalismus, der Akkumulation (Kapitalsanhäufung) . . . Niemand kann bestreiten, daß das Judentum in hervorragender Weise an der Versumpfung und Korruption aller Verhältnisse Teil nimmt. Eine Charaktereigenschaft des Juden ist das hartnäckige Bestreben, Werte zu produzieren, ohne Aufwendung von Arbeit, d. h. da dies unmöglich, der Schwindel, die Korruption, das Bemühen durch Börsenmanöver, falsche Nachrichten mit Hülfe der Presse künstliche Werke zu schaffen, sich diese anzueignen und sie dann im Eintausch gegen reale, durch Arbeit geschaffene

*) Ich drucke das Citat des edlen Blattes mit ab, um an demselben die niederträchtige und hundsföttische Kampfesweise des Herrn H. zu zeigen, der durch Auslassungen, Herausreißen, Punktieren den Sinn einzelner Stellen ins gerade Gegenteil verkehrt.

Werte von sich abzuwälzen, auf andere, in deren Händen sie in Luft zerfließen wie Helena in Fausts Armen. Die Vertreter der Korruption von Börse, Presse, Theater, der Klasse, die sich ohne Arbeit zu bereichern sucht, sind Juden ... Das Judentum bildet in der modernen Gesellschaft eine Klique mit der eben gekennzeichneten Tendenz. Hand in Hand damit geht eine gesellschaftlich höchst gefährliche Eigenschaft: die Bildungsheuchelei ... Im allgemeinen ist für die Juden die Kunst nur ein Gegenstand, ihren Witz daran zu üben, und das Gemeingefährliche dieser Eigenschaft besteht darin, daß sie diese fade Witzelei mit größter Dreistigkeit der Welt als echte Kritik aufreden ... Die charakteristischen Züge treten nirgends so scharf hervor, als im Judentum, der Jude kann niemals Mob werden, aber auch niemals Aristokrat, er bleibt stets Parvenu. Der Jude kann im allgemeinen nicht auf eine solche Stufe der brutalen Rohheit herabsinken, wie unter Umständen der Christ. Eine Ausnahme bildet nur der geschlechtliche Verkehr, besonders das Verhalten reicher Judenjungen armen Mädchen, Näherinnen u. s. w. gegenüber. Dieses erreicht eine unglaubliche Stufe cynischer Rohheit, zu welcher ich christliche junge Leute nie habe herabsinken sehen. Diese bewahren dem Weib gegenüber doch noch einem letzten Rest von Scham, die unseren Börsenjobbern bis auf das Fünkchen ausgeht ... Der Selbsterhaltungstrieb ist immer der stärkste Trieb im Juden, das Opfer desselben, die rückhaltslose Hingabe an einen andern, an eine Sache, kennt er kaum ... Eine der gefährlichsten spezifisch jüdischen Eigenschaften ist die brutale geradezu barbarische Unduldsamkeit — wieder ein seltsamer Widerspruch bei einem Stamme, der jeden Augenblick laut nach Duldung schreit. Eine schlimmere Tyrannei kann nicht geübt werden, als sie die jüdische Klique übt. Von einer Achtung für die Ansichten oder die Person des Gegners ist nicht die Rede. Wer es wagt, sich der jüdischen Klique entgegenzustellen, den versucht diese unweigerlich mit viehischer Brutalität niederzutreten. Und es ist noch ein großer Unterschied zwischen der Unduldsamkeit des Germanen und des Juden. Jener bekämpft seinen Gegner in offenem, ehrlichem Kampfe. Der Jude sucht den Gegner auf geistigem Gebiet zu vernichten, indem er ihm den materiellen Boden entzieht, seine bürgerliche Existenz untergräbt, oder indem er die Existenz und die Bestrebungen seines Gegners der Welt so viel als möglich zu verheimlichen, diese zu belügen sucht, indem er den Andersgesinnten einfach wegläugnet. Die niederträchtigste aller Kampfarten, das Totschweigen, ist spezifisch jüdisch. Als Gegner im sozialen wie im geistigen Kampfe bedient sich der Jude mit Vorliebe der niedrigsten Mittel, weil er weiß, daß der germanische Christ lieber den Kampf aufgiebt, als ihm auf das Gebiet der Gemeinheit folgt. Alle diese Ausführungen gelten nur von einem Teil der modernen Juden — von der älteren Generation. Die jüngere jüdische Generation ist fast ausnahmslos von der Überflüssigkeit und Schädlichkeit des Judentums überzeugt, sie hegt nur den einen Wunsch, sie ist nur von dem einen Bestreben beseelt, dasselbe so schnell als möglich abzustreifen ... Sie erkennt die Überflüssigkeit des Judentums an und will rückhaltlos aufgehen im Deutschtum ... Man kann sagen: nirgendwo giebt es glühendere, entschiedenere und rückhaltlosere Feinde des Judentums, als unter den Juden, und diese Gegner sind für das Judentum gewiß gefährlicher, als alle anderen, denn keiner kennt die geheimsten und tiefsten Fehler des Judentums so wie sie, keiner vermag so die Mittel und Wege zur Vernichtung des Judentums zu erkennen wie sie ... Tausende von Juden sind sind bereit, den äußeren Rest des Judentums, das sie innerlich schon längst überwunden haben, auch äußerlich abzuwerfen, und nur der Antisemitismus hält sie

davon zurück, nur diesem Zwange gehorchen sie, wenn sie gegen ihre Überzeugung, gegen ihren Wunsch, gegen ihr Herz ein ihnen längst Verhaßtes mühsam mit verteidigen helfen, indes sie im Herzen nichts heißer wünschen, als — nicht an der Seite — aber an Stelle der Angreifer zu sein, denn sie wissen nur zu gut aus eigenster Anschauung, und wissen es viel besser, als diese Gegner selbst, wie wohl begründet, bis zu einer gewissen Grenze, die Sache dieser letzteren ist."

Bedarf es mehr? Haben wir zu viel behauptet, indem wir diese Spottgeburt von Lüge und Niedertracht das Frechste Albernste und Widerlichste nannten von alledem, was der Giftbaum des Antisemitismus hervorgebracht? Hat schon jemals auch der wütigste Hetzbold sich vermessen, unsere religiöse, bürgerliche und gesellschaftliche Ehre mit solcher Rohheit in den Schmutz zu zerren, wie dieser „jüdische" Denunziant, der auch die Tugenden uns abspricht, an denen die Stöcker, Böckel und Konsorten in stummer Verlegenheit vorüberschlichen, der die ungeheure Lüge frech niederschreibt: „Die Fälle, daß Juden ihre Verwandten mitleidlos verhungern und untergehen lassen, ereignen sich heut alle Tage!" Derartige Zoten (!!) und Alfanzereien bedürfen keiner Widerlegung, sie strafen sich selbst und scheuchen ihren Urheber aus der Gemeinschaft aller Anständigen in die — „Gesellschaft", in welche er gehört. Er ist bereits in Gnaden von derselben aufgenommen worden, und damit hat ihn auch schon die Nemesis erreicht. Siegreich und unwiderstehlich schreitet jene furchtbare Macht, „die richtend im Verborgnen wacht", von Land zu Land und reißt den Tageshelden der Judenhetze, den Abgöttern der Antisemiten der Reihe nach die Maske vom Antlitz. Der neueste „jüdische" Lügenzeuge wird von demselben Schicksal ereilt werden, das Briemann-Justus, Simon May, Morgenstern wie alle ihre Vorläufer zermalmt hat, und seine „historische Studie" wird nur fortleben als ein Schandmal antisemitischer Verwilderung und Verrohung, welche den letzten Rest von Anstand und Scham so völlig verloren hat, daß sie einen Entarteten als Gewährsmann auszuspielen sich nicht scheut, der das eigene Nest beschmutzt, der seine Ahnen im Grabe schmäht, der eine ganze große Glaubensgemeinschaft, und noch dazu seine eigene, mit so handgreiflich erlogenen Gemeinheiten bewirft. Wir wollen abwarten, ob die Hetzpresse damit fortfahren, den Denunzianten auch fernerhin für ihre Zwecke ausbeuten wird; sollte es der Fall sein, dann werden wir den Widerwillen überwinden und uns mit der sittlichen Qualität dieses Sittenfeld etwas eingehender beschäftigen. „Die niederteächtigste aller Kampfarten, das Totschweigen ist spezifisch jüdisch" — so lügt der „Gesellschafts"-Retter! Nun, er soll, mehr als ihm lieb sein dürfte, erfahren, daß **wir** diese „spezifisch jüdische Kampfart" nicht anwenden.

Jeder anständige Mensch wird zugeben, daß es etwas Gemeineres und Schuftigeres als diesen Aufsatz nicht geben kann, den ein Prediger des Wortes Gottes geschrieben.

Ich habe in meinem Artikel Thatsachen angeführt, ich habe wissenschaftliche, geschichtliche Auseinandersetzungen gegeben. Statt zu beweisen, daß sie falsch, unzutreffend sind, statt meine Behauptungen zu widerlegen, greift der Rabbiner zu dem erbärmlichsten aller Mittel — zur persönlichen Verdächtigung und Verleumdung. Er macht nicht einmal den Versuch, mir eine thatsächliche Unrichtigkeit nachzuweisen, nur darzulegen, daß ich das

Judentum nicht gehörig kenne — das wäre doch das erste Mittel einer Polemik gewesen. Das fällt ihm nicht ein, das kann er nicht, denn er weiß, daß ich jede meiner Ausführungen sofort mit Bänden voll Thatsachen belegen könnte. O nein — er macht sich die Sache viel leichter: er verdächtigt einfach die Person des Gegners. Und er führt nicht etwa Thatsachen an, er sagt nicht etwa, daß ich silberne Löffel gestohlen, Wechsel gefälscht habe — nein, das thut er nicht, denn dann müßte er ja sagen, wann und wo . . . so hintenherum, mit versteckten Worten deutet er an, daß sich in meinem Leben dieser oder jener dunkle Punkt befände, daß an mir ein sittlicher Makel hafte, den er nicht näher bezeichnen wolle. Herr Rabbiner Hildesheimer, das ist die Kampfesweise eines Banditen! Wenn Sie schon gegen meine Gründe nichts sagen können, wenn Sie schon glauben, die Sache der Freiheit vernichten zu können, indem Sie ihre Vertreter bloßstellen — dann heraus mit eurem Flederwisch! Dann keine halben Andeutungen und Verdächtigungen! Dann erklären Sie rund und nett, wo und in welchem Jahre ich betrügerischen Bankerott gemacht, wann und welche Urkunde ich gefälscht habe. Nicht darauf kommt es an, ob antisemitische Blätter meine Angriffe auf den Antisemitismus in gewohnter Spitzbubenfrechheit für sich auszunutzen suchen. Die Sache steht allein zwischen uns, und wenn Sie sich weigern, den verlangten Nachweis zu führen, wenn Sie nun nicht auf der Stelle in Ihrem Blatte erklären, wann, was, wo ich gestohlen, dann, Herr Rabbiner, sind Sie ein ehrloser Lump, ein niederträchtiger Ehrabschneider, dem auf seinen Artikel nur eine Antwort gebührt: die Hundepeitsche!

Aber die Erbärmlichkeit dieses Verfechters des Glaubens, dieses wackren Kämpen Gottes, dieses würdigen Nachkommens der Maccabäer geht noch weiter. Er überschreibt seinen Artikel „Ein Denunziant", er bezichtigt mich darin der Propaganda für den Antisemitismus, er stellt mich auf eine Stufe mit erbärmlichen Schuften wie Simon May und Morgenstern, welche von den antisemitischen Hetzern für ihre Ephialtesdienste bezahlt wurden.

Denunziant! Was ist das charakteristische Kennzeichen der Denunziation? Doch daß er der Öffentlichkeit oder der Behörde bis dahin unbekannte Thatsachen verrät, welche geeignet sind, die Ehrenhaftigkeit eines Mitmenschen zu vermindern. Nun frage ich jeden Leser meines Artikels: welche Thatsache ist in demselben enthalten, die der gebildeten Welt nicht schon längst bekannt gewesen, die nicht schon seit Jahren öffentlicher Geistesbesitz wären?*) Mit Absicht habe ich mich auf die allgemeinsten, fest-

*) Die „Deutsch-sozialen Blätter", ein antisemitisches Organ, machen mir sogar den Vorwurf des Plagiats an anderen sozialen Schriftstellern!!

stehendsten Thatsachen beschränkt, um den Eindruck der Wahrheit meiner Schlußfolgerungen zu vergrößern. Daß die Familienliebe bei Heiden nicht größer ist als bei Christen, hat schon längst der Christ Gutzkow gewußt, daß sich unter unseren Börsenschwindlern viele Juden befinden, davon kann sich Jeder überzeugen, der mittags einen Gang nach der Burgstraße macht. Eine Denunziation wäre es gewesen, wenn ich auf eine bisher verborgene Stelle im Talmud aufmerksam gemacht hätte, die das Opfer von Christenblut gebietet. Aber eine solche Stelle giebt es nicht. Im Gegenteil — ich habe ausdrücklich die Lächerlichkeit dieser Beschuldigungen nachgewiesen, ich habe ein halb Dutzend der häufigsten antisemitischen Anklagen, z. B. den jüdischen Wucher, entschiedener widerlegt, als dies jemals Herr Hildesheimer vermocht. Ich habe die Thorheit, die Unmöglichkeit, die Erfolglosigkeit des Antisemitismus mit den klarsten Gründen nachgewiesen, ich schloß meinen Artikel mit den Worten: „Wann wird das deutsche Volk einsehen, daß der Antisemitismus die größte Beschimpfung ist, die man ihm anthun kann, ein Versuch ihm das trostloseste Armutszeugnis aufzunötigen?" — ich verlangte im Gegenteil für das Judentum die vollste Freiheit, die unbeschränkte soziale Gleichheit, — Eröffnung der Offiziers-, der Beamtenlaufbahn, und Herr Hildesheimer beschuldigt mich der Beihülfe zum Antisemitismus! Wenn das nicht wissentliche Verleumdung ist — was will man dann darunter verstehen?

Ich predige Versöhnung, Liebe, Ausgleich der Gegensätze, Überwindung des religiösen und sozialen Hasses auf dem gemeinsamen Boden der Vaterlandsliebe — und Herr H. setzt meinen Namen in eine Reihe mit denen, welche den Störern des Friedens, den Urhebern des gesellschaftlichen Krieges aus dem eigenen Lager Waffen zugetragen — um schnöder Bezahlung willen. Jedermann weiß, daß meine Arbeiten in der „Gesellschaft" lediglich der Sache willen geschrieben sind, daß ich für dieselbe eine so lächerlich kleine Vergütung beanspruche und bekomme, daß sie in keinem Verhältnis zu meiner Mühe steht, zu den Einnahmen, die mir aus meiner sonstigen litterarischen Thätigkeit zufließen — und dieser Pfaffe entblödet sich nicht, mir Verrat um Bezahlung willen vorzuwerfen. Ich erwarte, Herr Hildesheimer, daß Sie die Summen nennen werden, die ich gleich May und Morgenstern von Stöcker für meine gegen ihn gerichtete Thätigkeit erhalten — und können Sie es nicht, so nenne ich Sie abermals einen elenden Verleumder, dem die Hundepeitsche gebührt.

Er entblödet sich nicht, heimtückisch über einen Schriftsteller herzufallen, der seit Jahren im brennenden litterarischen Tagesleben steht, dessen Name im Munde aller Gebildeten ist, dessen Schriften von allen Gebildeten ge-

lesen werden, dessen Wirken und Leben in jeder Sekunde der Öffentlichkeit ausgesetzt war, dessen Name selbst von seinen entschiedensten Gegnern mit persönlicher Hochachtung genannt wird, dessen Ideen das ernsthafteste Interesse der erleuchtetsten Geister der Nation, Minister und Universitätslehrer, erregt haben und beschäftigten. Er entblödet sich nicht, einem solchen Schriftsteller die gemeinsten persönlichen Motive für seine sachlichen Veröffentlichungen unterzuschieben!

In meiner Aufzählung der Fehler, die sich bei Juden und Christen gemeinsam finden, habe ich einen ausgelassen: die wissentliche persönliche Verleumdung des sachlichen Gegners. Ich glaubte allerdings, daß dieser Grad der Charakterlosigkeit sich bei Heiden nicht fände, ich glaubte, daß nur das verworfenste aller menschlichen Geschöpfe ihrer fähig sei, der Jesuit. Ich habe geirrt. Jenes Artikels brauchte Loyolas geschultester Jünger sich nicht zu schämen.

Ja, Herr Hildesheimer, daß ich es Ihnen sage: Sie sind noch hundertmal schlechter und verächtlicher als der Mann, den Sie — und ich — in tiefster Seele verachten, als des Judentums erbittertster Feind, Herr Stöcker. Denn dieser hat wenigstens nie ein Hehl daraus gemacht, daß es ihm nur um einen sozialen Kampf zu thun ist, um die wirtschaftliche Lahmlegung des Judentums, daß sein Antisemitismus aus dem Geldbeutel komme. Sie aber verzerren Ihr Gesicht zu der heuchlerischen Fratze des Verteidigers der Sittlichkeit, der idealen Güter, die Ihnen so schecht steht, hinter der sich der freche Verleumder nur schlecht verbirgt. Aber Eines kann dieser Streit freilich jedem lehren, der Augen hat zu sehen: Jesuit, Hofprediger, Rabbiner — Stola, Talar, Tallis, es ist alles gleich — Pfaffe bleibt Pfaffe!

* * *

Aber wir sind noch nicht fertig mit einander.

Jedem Leser jenes Artikels muß sofort Eines auffallen. Nicht daß ich die jüdische Religion, nicht daß ich seinen Glauben angegriffen — obwohl ich sie wie jede positive Religion grundsätzlich bekämpfte, macht mir Herr Hildesheimer zum Vorwurf, was doch für ihn als Priester die Hauptsache wäre. Wenn er mich einen Abtrünnigen, einen Epikuräer nannte, so würde ich es begreifen, und achselzuckend sagen: „Er ist ein Fanatiker — aber er meint es ehrlich — lassen wir ihn!"

Aber nicht um Angriffe gegen die Religion handelt es sich in den von Herrn Hildesheimer angeführten Stellen. Heine, Börne u. a. haben gegen den jüdischen Glauben viel schärferes geschrieben als ich in meinem Artikel, und es ist niemanden eingefallen in solchem Tone gegen sie zu schreiben.

Nein, jene von dem Rabbiner inkriminierten Stellen haben sämtlich einen gemeinsamen Charakter: sie greifen die kapitalistische Klique an, welche sich zum Judentum bekennt, sie kennzeichnen in unwiderleglicher Weise die spezielle Erbärmlichkeit, welche das jüdische Kapital vom Christentum unterscheiden. Sie greifen jenes Gesindel von Börsenjobbern an, das durch eine gefälschte Depesche, durch Aussaugung der armen Arbeiter Millionen von Menschen um seine sauer ersparten Groschen, um den gebührenden Ertrag ihrer Arbeit bringt, jene Bande moderner Raubritter, welche das zwar von der modernen Zeit überwundene aber an sich reine und edle Judentum zum Deckmantel seiner schmutzigen Spekulationen macht. Ich bin in Hirsch Hildesheimers Augen ein Verbrecher, nicht weil ich den Glauben seiner und meiner Väter stürzen will, sondern weil ich die Hyäne entlarvt, die sich die Haut des toten Löwen überzieht, weil ich den Mut hatte zu sagen: „der alte, große Löwe ist schon längst tot; was ihr hier seht, ist nur seine Haut, und der darin steckt, ist nicht der großmütige, edle Löwe, nicht das Judentum der Maccabäer, mit dem Herr Hildesheimer prahlt, sondern nur die Hyäne, die gierige Herde einer Klique von Ausbeutern und Schwindlern, die eure Pietät als Deckmantel zur Straflosigkeit ihrer Räubereien benutzt, die lügt Juden zu sein und nichts ist als Jobber!

Und das merkwürdige ist, daß der edle Hirsch Hildesheimer nicht nur ein Mann Gottes ist, ein Priester, ein Verkündiger der Heilswahrheit, sondern selbst ein Großkapitalist erster Sorte. Nicht der Rabbiner erhebt seine Hand zum Banne wider mich, sondern der Inhaber der Halberstädter Messingwerke, dem die kapitalistische Ausbeutung seiner Arbeiter eine fürstliche Jahresrente sichert, die er zum Teil verwendet, sich unter der Maske einer billigen Wohlthätigkeit eine fanatischen Klientel zu verschaffen. Daß ich seinen Glauben antaste, das macht mir der ehrwürdige Priester nicht zum Vorwurf — aber wehe mir, daß ich an seine Anteilscheine rührte! Ja, Dank diesen Männern, denen ihr Schamgefühl nicht verbietet, zugleich Priester und Aktienspekulanten zu sein, ist es leider so weit mit dem Judentum gekommen, daß seine fanatischesten Vertreter durch ihre Handlungsweise erklären dürfen: „Gegen den lieben Gott und das Gesetz Moses schreibt so viel ihr wollt — denn damit ist es doch eine recht zweifelhafte Sache — aber um alles in der Welt rührt uns nicht an dem Rothschild und dem Bleichröder!" Nicht dem Judentum gilt mein Kampf, denn dieses wird und muß mit dem Christentum ganz von selbst untergehen vor der siegenden Gewalt des Darwinismus — er gilt dem Kapitalismus, dessen brutale Begier nicht einmal vor der Pforte des Tempels halt macht, der im Begriff steht, das an sich reine Judentum zu korrumpieren, und diesen Versuch bei

seinen fanatischesten Priestern glücklich begonnen hat. Das ist ja eben die Politik des Rothschild, Hirsch und Genossen: die ganze Welt auszusaugen und auszuplündern, und einen winzigen Teil des aufgehäuften Raubes im engen Kreise einer bestimmten Klique — nennen wir sie Juden — „wohlthätig" zu verwenden, um sich in derselben eine Prätorianergarde, eine Schar fanatischer Anhänger, heranzuziehen, die ihnen den ungestörten Besitz ihres übrigen Raubes sichert. Genau so treibt es Herr Hildesheimer, wenn auch in kleinerem Maßstab.

Und die glänzendste Bestätigung erhält diese Anschauung durch eine Notiz, die ich zufällig in derselben Nummer der „Jüdischen Presse" finde, und die an Perfidität und Gemeinheit allerdings vielleicht den Denunziantenartikel noch übertrifft. Da heißt es in einer Korrespondenz aus Rom: „Das Parlament hat nach mehrtägiger lebhafter Diskussion die Vorlage über die Opere pie (frommen Stiftungen) mit starker Majorität angenommen und dadurch viele Illusionen zerstört, denen sich gewisse Kreise noch bis zur zwölften Stunde hingaben. Jetzt erst werden sie einsehen, daß die Regierung gewillt ist, die Verwaltung aller dieser frommen Stiftungen zu monopolisieren und selbst in die Hand zu nehmen. Daß dieser Schritt aus verschiedenen Gründen mehr wie bedenklich ist, daß nicht bloß die Katholiken, sondern auch wir Juden hundert Gründe haben, dagegen Verwahrung einzulegen, liegt auf der Hand. Der Staat hat sich noch nie als Armenpfleger, Waisenvater, Kurator &c. sonderlich bewährt, und am wenigsten dürfte gerade der italienische Fiskus zu einer so delikaten Verwaltung qualifiziert sein. Nunmehr bleibt es dem Senat überlassen, sich über die Vorlage schlüssig zu machen. Anscheinend dürfte sie im Oberhause sehr entschiedenem Widerstand begegnen, und es ist durchaus noch nicht zweifellos, daß sie hier eine Majorität findet. Sollte der Senat sie zurückweisen, so kann die öffentliche Charitas dabei nur gewinnen."

Wer, wie ich, Italien kennt, weiß von der himmelschreienden Wirtschaft der katholischen Opere pie, der fürchterlichen Verschwendung riesiger Millionen, von denen nur der kleinste Teil in die Hände Armer und Unglücklicher kommt, der größere aber in die Taschen der Geistlichkeit zurückbleibt. Jeder muß daher in dem Gesetze Crispis eine der großartigsten Kulturthaten der Neuzeit sehen, denn unzählige Millionen werden dadurch der Armut zugute kommen.

Und doch der jüdische Fanatiker Hildesheimer Hand in Hand mit dem katholischen Papste, der dem Judentum freventlicherweise aber erst die ungerechte Blutbeschuldigung aufbrannte!

Woher dieses Schauspiel von königlicher Komik?

Lieber Leser, bist Du wirklich so naiv, das nicht zu merken?

Wenn der italienische Staat heute die Verwaltung der katholischen Stiftungen in die Hand nimmt, so könnte er ja auch morgen den Einfall haben, zu untersuchen, wie es mit den milden Stiftungen in den jüdischen Gemeinden steht? Er könnte die Dreistigkeit haben, auch diese in den Kreis seiner konfessionslosen Sorgfalt zu ziehen, und dadurch Tausenden von armen Teufeln, die innerlich das Judentum schon längst überwunden haben und nur um der Bettelpfennige, der Almosen willen, die sie verwalten, den Rabbinern und Fanatikern völlig in die Hand gegeben sind, die Möglichkeit gewähren, ihre Almosen nur nach dem Grade ihrer Bedürftigkeit zu empfangen und frei nach ihrem Gewissen, ohne Zwang zur Heuchelei zu leben. Wie bald die Reihen der Hildesheimerianer sich dann lichten würden! Wie bald die Freunde der speziellen und religiösen Reformen sich dann um Tausende vermehrten! So bestätigt sich wieder die alte Wahrheit: Der Glaube ist dem Pfaffentum nur ein eitler Vorwand — wo die Interessen des Kapitals, die Herrschaft der Hierarchie bedroht ist, stehen die wütendsten Gegner im Priesterkleide plötzlich einträchtig neben einander.

* * *

Ich will indessen einmal annehmen, Herr H. sei wirklich nur das, wofür seine Verteidiger ihn auszugeben lieben: ein finsterer aber ehrlicher Fanatiker. Da muß man doch aber mit aller Entschiedenheit fragen: was wollt ihr vom äußersten orthodoxen Flügel denn eigentlich? Was ist der Sinn eurer Bestrebungen?

Glaubt Herr H. wirklich, er könne mit den paar Tausend getreuen Spartanern, die noch bei ihm ausharren, die Welt zurückschrauben? Ahnt er denn gar nicht, daß der menschliche Geist sich die empörende Knechtung verdummender Pfaffenherrschaft nicht mehr gefallen läßt, daß er gegen den Wahnwitz jeder Orthodoxie, und der rabbinischen insbesondere, sich auflehnt und die Fesseln der Vernunftwidrigkeit zerbricht, die er ihr auflegen will? Will Herr H. uns wirklich die Herrschaft des Talmuds zurückbringen mit all seinem hirnverbrannten Unsinn, seiner Heuchelei, seiner Kasuistik? Denn wenn es auch freche Lüge ist zu sagen, er enthalte Vorschriften für die Juden, die Christen zu ermorden oder zu berauben, er rechtfertige den Meineid Christen gegenüber, und dergleichen antisemitische Gemeinheiten mehr — so muß er zum weitaus größten Teile doch jedem Menschen von moderner Bildung als der Ausbund alles mittelalterlichen Aberwitzes erscheinen, gerade so wie die Klügeleien und Sophistereien der Scholastik, deren natürlicher Bruder er ist.

Sollen wir wirklich verhindert werden, das Ei zu essen, das die Hennen am Sonnabend gelegt? Will Herr H. modernen Menschen wirklich einreden, daß es ein Verbrechen ist, am Sonnabend zu rauchen, eine Droschke zu besteigen? Hält er uns für Kinder, daß er glaubt, nur ein Mensch könnte an all diesen blödsinnigen Alfanzereien heute nur noch das mindeste Interesse nehmen? Glaubt er wirklich, daß es im Zeitalter Darwins noch einen Menschen von fünf gesunden Sinnen gäbe, dem er einreden kann, es sei Sünde, sich ein paar alte lederne Riemen um den Arm so herum und nicht so zu legen? Herr H. thut nicht klug mit den Thaten der Maccabäer zu prahlen. Will er auch noch heute den jüdischen Soldaten befehlen, sich widerstandslos hinschlachten zu lassen, wenn der Feind ins Lager bricht? Soll Moltke solch' heroische Narretei imponieren? Das Werk Moses, ist es auch für die heutige Zeit zum größten Teil ein überwundenes, ist doch in jedem Zuge von eherner Großartigkeit, und jede Bestimmung darin, sei sie rechtlicher, sei sie sozialpolitischer, sei sie hygienischer Natur, ist von unermeßlicher Weisheit — für ihre Zeit. Daß er diese recht vernünftigen und praktischen Bestimmungen mit den geheimnisvollen Schauern göttlicher Offenbarung umgab, war notwendig, da das auffässige, habgierige, ungerechte Volk sie sonst nie befolgt hätte. Es war ein frommer und gerechtfertigter Betrug, so gut wie die ganze Offenbarung des Pentateuchs ein frommer Betrug einer sehr späten, nachprophetischen Zeit ist, ein Werk edler Patrioten, welche den politischen Zerfall des Landes verhindern wollten, und darum geheime mündliche Traditionen schriftlich aufzeichneten und als alte Urkunden ausgaben.

Ja, Moses und die Richter, Könige und Propheten waren Männer von höchstem, gewaltigstem Geiste, welche die Menschheit zu ihren Helden und Kulturvätern zählen wird, auch wenn sie längst die Fessel jeder positiven Religion abgestreift haben wird. Aber die sich ihre Erben nennen, die ganze Schar der Rabbiner und Gesetzesausleger vom ersten Jahrhundert n. Chr. bis auf den heutigen Tag, bis auf Herrn Hildesheimer — das ist mit wenigen Ausnahmen eine Schar wahnwitziger Fanatiker, blöder Schwätzer, raffinierter Kasuisten, welche ihre übergroße Muße während der Jahrhunderte, die Furcht ihrer Glaubensgenossen, die Sehnsucht der Israeliten nach der Erlösung, das durch die Furcht gestärkte Gefühl ihrer Zusammengehörigkeit, den Glauben sie nur erhalten zu können durch strengstes Festhalten am „Gesetz“, ausnutzten, um ein endloses System der drückendsten und sinnlosesten Vorschriften auszuspinnen, das nur den Zweck hatte, die Masse immer unentrinnbarer in die Fesseln der rabbinischen Hierarchie zu schlagen. Man darf dreist behaupten, daß das Rabbinertum, die ganze nachbiblische Gesetzesauslegung nicht einen Satz original aus sich zu stande gebracht haben, der

über die Geisteshöhe der Bibel hinausführte, der die geistige Entwicklung der Menschheit gefördert hätte, der in den ewigen Besitz der Kulturmenschheit übergegangen wäre.*) Der thatsächliche Kulturgehalt des alten Testaments — ebenso wie des neuen — ist aber schon längst in den geistigen Besitz der Menschheit übergegangen, und zum Teil auf ganz neue und viel festere Basen gestellt worden: z. B. die Liebe und Humanität gegen das Tier. Es ist daher Zeit, beide Testamente ihrer Eigenschaft als bindende Dokumente zu entbinden, denn das viele Thörichte und Schädliche, für unsere Zeit Unfaßbare, Undurchführbare und Unglaubliche darin, überwiegt heute bei weitem ihren ewigen und idealen Kulturgehalt. Gleich dem Christentum hat daher das Judentum seine geschichtliche Mission erfüllt, eine neue Zeit mit zum Teil neuen Kulturquellen tritt herauf, und es ist daher notwendig, die verschiedenen positiven Religionen der Weltanschauung des reinen Menschentums zu opfern, damit was bisher Kulturträger und Förderer war, nicht fürder Hemmnis und Fessel werde. Das heutige Judentum gleicht Helenas Mantel, der in Fausts Händen zurückbleibt, eine tote, fadenscheinige, zerfallende Hülle.

* * *

Der jüdische Stammesstolz ist gewiß kein Verbrechen. Es gab eine Zeit, wo er sogar seine vollste und natürlichste Berechtigung hatte. Bis zu den Kreuzzügen herrschte bekanntlich der beste Friede zwischen Christen und Juden in Deutschland, welch letztere eine ähnliche staatsrechtliche Stellung einnahmen, wie etwa die Metöken im alten Attika. Erst die Erweckung des christlich-religiösen Fanatismus brachte die Judenschlächtereien, die Vertreibungen, die Beraubungen, jene fürchterlichen Kämpfe des Mittelalters und der Renaissance, aus denen das Judentum unversehrt hervorgegangen ist, weil es einig war. In seiner ungebrochenen Lebenskraft sah es sich einem Lande gegenüber, das wütete, sich selbst immer wilder zu zerreißen, dessen bessere Teile vergeblich nach Einigkeit und Frieden strebten. In jener Zeit der tiefsten Zerrissenheit Deutschlands und der heftigsten Judenverfolgung hatte der Jude ein Recht, mit Stolz zu sagen: „Ihr seid eurer viele Millionen, mächtig, stark, nahe bei einander wohnend und seid nicht imstande euch ein Vaterland, eine Vereinigung zu verschaffen — und wir, eine handvoll Menschen, über die ganze Erde zerstreut, überall rechtlos, machtlos, besitzen das, was ihr euch mit all eurer Herrlichkeit nicht schaffen

*) Von der großen Förderung, die Medizin und Mathematik durch die Juden des Mittelalters empfangen haben, sehe ich natürlich ab, die hat nichts mit der rabbinischen Scholastik zu thun.

könnt: eine Nation, das Gefühl der Zusammengehörigkeit! Haben wir nun nicht ein Recht zu sagen, wir seien was besseres als ihr?"

Damals also war der jüdische Stammesstolz natürlich und berechtigt. Aber heute ist er es nicht mehr. Jeder Vernünftige muß sich sagen, daß eine Nation ohne Vaterland doch zuletzt ein fauler Notbehelf ist, ein Zwitterding, das früher oder später sterben muß, in einer Nation aufgehen, die eine thatsächliche Grundlage, ein Vaterland besitzt. Und heute haben wir dieses bisher fehlende Vaterland, diese feste Vereinigung, die sich auf thatsächliche Macht gründet, wir haben das Reich. Gewiß, vieles, sehr vieles darin ist noch lange nicht so, wie es sein könnte, sein sollte, aber es ist doch etwas gewisses, großes, heiliges, es ist eurer aller wahre Heimat, an der euer Herz hängt — es ist euch mehr Heimat als jenes Palästina, das ihr nie gesehen, als jenes Gesetz, das seinen Wert, seine Bedeutung längst verloren. Ist es nun nicht das natürlichste, euch an dieses Reich, die Erfüllung des Traumes jedes Patrioten, ehrlich und mit ganzem Herzen anzuschließen? Fühlt euch ganz als Deutsche! Arbeitet redlich und thätlich mit an dem Ausbau der Institutionen des Reiches in freiem und modernem Geiste! Laßt endlich den alten Stammeshochmut fahren, der heute jede Berechtigung verloren, und hört auf länger einen Staat im Staate zu bilden! Euer Vaterland bietet euch mehr als euer Stamm. Es verlangt auch nicht die Annahme eines anderen Glaubens, indem ich selbst wie ihr, wie alle Menschen von Bildung und Geschichtskenntnis, die Wiege aller Barbarei, alles Feudalismus, aller Weltabwendung sehe, es verlangt von euch nur die Abstreifung der alten Schlangenhaut, es bietet euch jene festen sichern Güter, alle die, welche ihr bisher so schmerzlich vermißtet und für welche euer Abstammungsstolz, gesteht es ehrlich, euch doch nur einen mageren Ersatz gewährte: Vaterland, Nation, Heimat, festen Boden! Hört nicht auf jene blinden Fanatiker, jene Hildesheimer und Genossen, jenes hergelaufene Volk, das nie die herrliche Empfindung gekannt, ein Vaterland zu haben, das nie die Wonne verstehen kann, sich als Deutsche zu fühlen, sich ganz eines Wesens zu wissen mit Lessing, Goethe, Fichte, Humboldt, sich mit ihnen verwandt zu empfinden — das selbst nie ein Vaterland besessen, das aus Ungarn, Polen, Galizien über die Grenze gelaufen, um euch über eure Pflichten zu belehren, das nicht einmal unsere herrliche Sprache richtig zu gebrauchen weiß, das nur die Stärkung seiner eignen pfäffischen Macht anstrebt, das euch in die finstersten Zeiten mittelalterlicher Barbarei, kabbalistischen Aberglaubens zurückführen will, und euch zu diesem behuf gleißnerisch in die Ohren wispert, ihr hättet euch zuerst als Juden und dann erst als Deutsche zu fühlen. Stoßet sie mit Verachtung von euch, diese Lügenpropheten!

* * *

Was wollen sie, die mich verlästern und verklagen, ich hätte Tempelschändung getrieben? Ihr zürnt mir, daß ich ehrlich und gerecht die Schwächen des Judentums wie des Antisemitismus zugleich aufdeckte. Soll ich etwa sagen, die Juden seien alle Engel? Wird denn nie jene wahnwitzige Einbildung von euch weichen, jener freche Hochmut, der Schuld an so vielen eurer Leiden trägt: ihr seiet das auserwählte Volk unter allen Völkern? das ist ja eben euer verruchter Größenwahn, der euch verhaßt gemacht hat von Osten bis zum Westen, der euch den Antisemitismus auf den Hals geladen! Nur ein Wahnsinniger kann glauben, daß irgend eine Nation, sei sie welche wolle, es sich auf die Dauer gefallen lassen könne, daß eine winzige Minderheit in ihrer Mitte sich für besser hält als sie und mit höhnischer Geringschätzung auf die Gojim herabblickt. Ich darf wohl sagen, daß keines der Mitglieder der jüngeren Generation unter den Juden diesen verfluchten Rassenhochmut mehr teilt, der den modernen Rassenhaß geschaffen — aber euch Alten sitzt er noch tief im Blut, und er muß heraus, wenn ihr den Frieden haben wollt, nach dem ihr ruft. Was habt ihr denn geleistet, daß ihr euch besser dünkt, als die Nationen Schillers und Goethes, Shakespeares und Darwins, daß ihr euch unter ihnen wohnend von ihnen absondert und immer strebt unter euch zu sein, daß ihr Einrichtungen stiftet, die nur euch zu gut kommen, und eine Ehe zwischen Juden und Christen womöglich für eine Herabwürdigung haltet? Nein, es giebt keine „auserwählten“ Nationen, alle sind gleich und alle bemühen sich in gleicher Weise zur Entwicklung der menschlichen Kultur beizutragen. Der Franzose ist ein Anderer als der Deutsche, der Engländer ein Anderer als der Italiener, und jeder hat seinen besonderen Nationalgeist, dessen höchste Fortbildung und Entfaltung seine heiligste Aufgabe ist, aber keiner ist darum besser als der andere, keiner hat ein Recht, auf den anderen herabzusehen, denn inbezug auf den moralischen Wert kompensiert sich zum Schluß die Bilanz der Fehler und Vorzüge, so verschieden sie sind, bei allen.

Oder wüthet ihr, daß ich Gerechtigkeit genug besaß nicht alle Antisemiten als Schufte zu behandeln, daß ich bei einigen auch ideale, wenn auch irrige Beweggründe voraussetzte? In der That, ich betrachte einen Teil von ihnen nicht als Verbrecher, sondern als Irrende, ich weise ihnen nach, daß ihr Weg falsch sei, daß die notwendige Regeneration des Judentums nur von diesem selbst ausgehen könne. Für euch Fanatiker ist jeder ein Verbrecher, der nicht auf eure thörichten und überwundenen Dogmen schwört. Ihr schreit nach Duldung und seid ärgere Ketzerrichter als Torquemada. Ihr säet Hochmut und wundert euch, daß ihr Haß erntet. Mein Werk ist nicht der Haß, mein Werk ist die Versöhnung, der Frieden! Soll denn nie

der scheußliche Kampf ein Ende nehmen, der seit Jahren tobt und beiden Parteien so unermeßlichen Schaden, dem Vaterlande so unendliche Verwilderung gebracht hat? Ihr mit eurem wahnwitzigen Dünkel, eurem Größenwahn, allein die wahre Weisheit zu besitzen, ihr Fanatiker der Schule Hildesheimer, ihr seid es allein, welche den inneren Frieden stören und hindern! Als mein Artikel in der „Gesellschaft" erschienen, kamen Leute an mich heran, deren Namen aus der Antisemitenbewegung bekannt sind, und sagten: „Wir haben Ihren Aufsatz gelesen, er hat uns vollständig überzeugt; es muß endlich einmal Friede werden; wir mögen auch nichts mehr mit dem Antisemitenrummel zu thun haben, der doch keinen Zweck hat." So wirkten meine Worte Entgegenkommen und Versöhnung — auf Ihre Ehre, Herr H., wenn Sie noch welche besitzen, wieviele Gegner haben Sie schon versöhnt und zum Frieden gebracht? Nicht Einen wett' ich — nichts als Erbitterung und Verhetzung hat Ihr Fanatismus gestiftet. Nur dann kann es uns gelingen, Frieden zu stiften, wenn wir den besseren Teil der Gegner auf unsere Seite ziehen können! Es ist Ihnen, der Sie nicht Deutscher sind, der Sie in unser Land herkamen, nur um zu hetzen, auch gar nicht um den Frieden zu thun, Sie wollen den Haß, den Antisemitismus, denn nur durch ihn existieren Sie. Wir aber, die wir unser Vaterland lieben, und es vor Allem im Innern einig sehen wollen, in gemeinsamer friedlicher Kulturarbeit aller Klassen, wir werden uns durch Ihr blindes Wüten nicht hindern lassen zu erklären: es ist in diesem bedauernswerten Kampfe gefehlt worden auf beiden Seiten und beide haben Vieles gut zu machen. Bemühen wir uns ernstlich, einander zu verstehen, unsere Fehler abzulegen, das Gute am Anderen zu schätzen. Der Jude fühle sich nur noch als Deutscher, der Deutsche sehe in ihm seinen Bruder, und lege in seine Hand die seiner Schwester, seiner Tochter!

Ihnen erscheint das Alles als Frevel. Wir wollen, daß der Jude sich abschließe, Sie beginnen den Verfall des Judentums mit dem Tage, da man das Ghetto öffnete, Sie untersagen ihm die Mischehe, Sie halten fest an der besonderen Zeitrechnung, dem besonderen Gesetz — mit einem Wort, Sie wollen den Antisemitismus rechtfertigen, denn nur so lange gelten Sie ja als Licht in Israel, als der Jude noch nicht zum Deutschen geworden ist! Aber ich scheue mich nicht es auszusprechen, mit wie viel Kot Sie mich auch darob bewerfen werden: Der Jude, der den „Börsenkourier" oder die „Jüdische Presse" hält, der Ihren Lehren folgt, Herr Hildesheimer, der rechtfertigt und stärkt den Antisemitismus und hat kein Recht sich über ihn zu beklagen — denn gäbe es keine Hildesheimer, so gäbe es auch keine Stöcker! Ein

kommendes Jahrhundert, eine Zeit der reinen Kultur, die den religiösen Aberglauben nicht mehr kennen, das über die traurigen Thorheiten des gegenwärtigen Rassenhasses mit trübem Lächeln hinweggehen wird, wird beide Namen neben einander in die schwarze Liste der gewissenlosen Zeloten und Pharisäer schreiben.

Das war ja immer eure Taktik, ihr Fanatiker, die zu verleumden, zu begeifern, welche für die Aussöhnung der inneren Gegensätze auf dem Boden freudiger Vaterlandsliebe, reinen Menschentums eintraten. Wie habt ihr den edlen Mendelssohn beschrieen! Wie habt ihr Acosta und Spinoza verfolgt! Wie habt ihr Heine und Börne das Leben schwer gemacht. Ich bin im Vergleich mit jenen erleuchteten Männern nur ein kleiner Tagesschreiber, — aber dafür sollt ihr auch einen Trost nicht haben: eure Verleumdungen, eure Verfolgungen können mich nicht kränken, nicht betrüben — ihr seid für mich nur lächerliche Hanswurste, Schwindler und Komödianten!

Nicht an die ältere Generation unter Christen und Juden wende ich mich: die, in ihren verbohrten, beschränkten, fanatischen Anschauungen ist für die moderne Welt verloren. Ich wende mich an die Jugend, und ihr rufe ich zu: „Schart euch Alle um dieses Blatt, in welchem das Banner der Zukunft, der Kultur, der natürlichen Menschenwürde aufgepflanzt ist! Laßt endlich den Wahn der dogmatischen Religion, des Formentums, des Stammeshochmuts, der kapitalistischen Begierde fahren, der sieben Achtel alles Elends, aller Verfolgung in die Welt gebracht hat! Wagt es, moderne Menschen zu sein, und haltet nur die Ideale des modernen Menschen hoch, die einzigen, welche die Natur selbst uns geschaffen, nicht die kurzsichtige menschliche Einbildung: Familie — Vaterland — Menschheit.

Israeliten, die ihr seit zweitausend Jahren vergeblich des Messias harret, ihn von einem Passah zum anderen erwartet und jedesmal enttäuscht den Kopf schüttelt und betrübt auseinandergehet — werdet ihr denn nicht einsehen, daß dieser Messias schon achtzehnhundert Jahre unter euch weilt, unerkannt und mißachtet von den meisten, nur von wenigen geschaut und in sich aufgenommen? Nicht vom Himmel fährt er donnernd herab in feurigem Wagen — leise und lind wehet er allein tief im Herzen eines Jeden. Wenn ihn euer Blick nicht da entdeckt, euer Wille nicht festhält — eure Gebete, eure Ceremonieen, eure Verwünschungen werden ihn umsonst herbeizuziehen suchen.

Soll ich euch seinen Namen nennen?

Er heißt „Vaterlandsliebe“.

Wenn ihr euch dem Vaterlande nicht ganz ergebt mit eurem Denken, Fühlen, Wollen, wenn nicht die Empfindung, Deutsche zu sein, auch die

innerste, verborgenste Zelle eures Gehirns ausfüllt und die Grundlage jedes eurer Gedanken bildet — wenn ihr in diesem allerhebenden Gefühl, wieder ein Vaterland zu besitzen, in der Arbeit für dieses Vaterland nicht die Erlösung findet — in euren Synagogen werdet ihr sie vergeblich suchen! — — —

* * *

Ich hatte gerade diesen Artikel gegen den jüdischen Papst, der mich exkommuniziert, beendet, als ein Freund mir Nummern der „Antisemitischen Korrespondenz“ schickte, die ihm zufällig untergekommen, des „Zentral-Organs der deutschen Antisemiten“, wie es sich nennt. Es bringt drei lange Artikel voll Gift und Galle gegen meinen Aufsatz — und beschimpft mich ob meiner Bekämpfung des Antisemitismus genau im selben Tone wie der Retter des Judentums. Es wirft mir „großartige Heuchelei“ vor, „noch großartigere Unwissenheit und Unverschämtheit“.

Wer hat nun Recht? — —

Ich aber freue mich von ganzem Herzen. Denn daß beide mich in gleich frecher Form bekämpfen — das erst giebt mir die volle Gewißheit der Güte meiner Sache!

Nachschrift der Redaktion. Wie jeder Mitarbeiter der „Gesellschaft“, so hat auch Herr Alberti die Verantwortung für seine Ausführungen persönlich zu übernehmen. Im nächsten Hefte wird Herr Franz Held mit einem Aufsatze „Die Mission des Judentums“ neue Gesichtspunkte geltend machen.

Unser Dichteralbum.

Der Ruhm.

Ich bin der Ruhm! Bei meinem Namen
Aufhorchet rings die ganze Welt,
Wo ich nicht bin, da muß erlahmen
Der Dichter wie der Schlachtenheld.
Ich wohne tief in jedem Herzen,
Bin Herrscher über Alt und Jung,
Ich bin der Bringer bitt'rer Schmerzen
Und flammender Begeisterung.

Wen ich mit Geisterhand berühre,
Der ist ergeben mir allzeit,
Auf daß er nimmermehr verspüre
Des Alltagslebens Stachelkleid.
Er lächelt ob der Erde Sorgen,
Er stößt von seiner Brust die Maid,
Und glaubt, in meinem Schoß geborgen,
Sich zu dem höchsten Los geweiht.

Die Jugend lock' ich, doch bethör' ich
Das Alter auch zum letzten Traum;
Den Herd vernicht' ich und zerstör' ich,
Streift flüchtig ihn mein Mantelsaum.
Ich träufle Gift dem durch die Adern,
Der mich vermessen angeschaut,
Ich weck' in ihm ein wildes Hadern
Und ruf' ihm nachts so süß und traut.

Nach meiner Pfeife lass' ich tanzen
Das Weltgetriebe, wie ich will,
Da klingen Lieder, schwirren Lanzen,
Erschallt ein Tosen wirr und schrill.
Ich treibe mit den eitlen, kleinen
Menschlein ein höllisch Gaukelspiel,
Doch führ' ich auch den Herzensreinen,
Wenn's mich erfreut, bis an sein Ziel:

Ich hetz' auf ihn die Schar der Spötter,
Ich mach' ihn einsam und allein,
Ich führ' ihn vor den Saal der Götter,
Doch nicht zu ihrem Fest herein.
Ich lasse lange peinvoll hangen
Ihn zwischen Erd' und Himmelreich,
Er seh' des Edens blühend Prangen
Und auch der Erde Not zugleich.

Das Mark saug' ich ihm aus den Knochen,
Und nur als bleicher Knochenmann
Darf er an meine Thüre pochen,
Daß er den Lohn empfahen kann.
Der Tote, er allein darf schauen
Mein wahres Wesen bis zum Grund,
Denn Keinem kann es anvertrauen
Sein hohler Blick und stummer Mund.

Ob ich ein Gott, ein milder, böser,
Ein Kobold bin, ob ein Phantom —
Man nennt mich Retter und Erlöser,
Den Ewigen im Götterdom.
Vieltausend Seelen stets wallfahren
Flehend nach meinem Geistersitz,
Mich ihnen all' zu offenbaren
In des Gedankens Flammenblitz.

Ich bin der Ruhm! Vor meinem Glanze
Verblaßt des Himmels Sternenpracht,
Ich krön' mit schwerem Lorbeerkranze,
Den ich mit meiner Gunst bedacht.
Ich bin der Gott, dem ewig ragen
Wird rings sein düst'res Heiligtum,
Draus der Begeist'rung Gluten schlagen
Verzehrend heiß — ich bin der Ruhm!

Berlin. Ernst Wechsler.

Pan Kaniowsky.*)

Kaniowsky reitet vom Reich zurück,
Pan Kaniowsky,
Und wie er reitet über die Brück',
Pan Kaniowsky,
Da find't er das ländliche Volk im Tanz,
Da find't er der Mädchen bunt fröhlichen Kranz,
Land Polen liegt im Sterben
Sie haben getaget beim Meißener Wein,
Land Polen zu gesunden
Von Siechens Nöten, von Sterbens Pein,
Das war ein Raten, das war ein Schrein,
Wollt nichts den Edeln munden.

Kaniowsky taget und sitzt so still,
Pan Kaniowsky,
Wohl wüßt er Leben, welchem es will,
Pan Kaniowsky,

*) Mit freier Benützung einer Mitteilung von Sacher-Masoch, abgedruckt in der Frankfurter Zeitung vom 28. Oktober 1886.

Wer nicht will hören, wird schweigen zumal,
Es klingen die Schritte, Sporen im Saal,
Land Polen liegt im Sterben.
Wie düstert Land Polen traurig ihm nach,
Dem Reiter, dem Roß, dem Sausen,
Kein Wort Kaniowsky der Heide sprach,
Er reitet so wild, er reitet so jach,
Konnt' länger nicht, wollte nicht hausen.

Kaniowsky donnert über die Brück',
Pan Kaniowsky,
Da wend't er noch einmal, wendt sich zurück
Pan Kaniowsky.
Er klirrt von dem Roß, es klinget das Schwert:
„Was wendst Du dich, Rößlein, wieherst du, Pferd?"
Land Polen liegt im Sterben!
„Du Wirt da, Du zitterst? Nimm hin dies Gold,
Den Troß bei Dir zu gasten;
Ich habe geraten, habe gewollt,
Das Reich war taub und war nicht hold,
Zu lang allein wir praßten."

Da wird ihm so düster, wird ihm so trüb
Pan Kaniowsky.
Ha, blitzet Dein Auge wilderen Trieb
Pan Kaniowsky?
Da hat er die herrlichste Frau gesehn,
Noch einmal Wonnen, wieder ein Wehn!
Land Polen liegt im Sterben.
Sie waltet im Kreise stolz und bewußt, —
Manch minderem Weibe ward Ehre —
Wie hehret die Hüfte, raget die Brust,
Wie lächelt das Antlitz, lachet die Lust,
Sie sorgt, wie würdig sie wehre

Hei, Hei, Kaniowsky, schreitest Du scharf,
Pan Kaniowsky!
Zofien kein Mann je berühren darf,
Pan Kaniowsky!
Er schreitet so stumm, er schreitet so wild,
Umfasset das schlanke, wonnige Bild.
Land Polen liegt im Sterben!
Und losgerissen in sein Gesicht
Hat sie den Mann geschlagen,
Er kann sie fassen, doch küssen nicht,
Zur Thür, durch den Saal, durch die Menge dicht
Hat sie der Fuß getragen.

„Was trotzest, was thatst Du?“ Was wieder ich thu,
Pan Kaniowsky!
Der Reisige trägt sie dem Ritter zu,
Pan Kaniowsky.
„Was eilst Du zu fliehen den Saal voll Licht?“
Du kannst mich ergreifen, doch küssen nicht,
Land Polen liegt im Sterben.
„Dich hab ich zur Braut mir heute erwählt,
Mich fasset heilige Wonne;
Du wirst mir zum kostbaren Weibe vermählt,
Mit Dir will ich trotzen der ganzen Welt,
O Glut der scheidenden Sonne.“

Umarmt sie wieder, sie wieder ihn schlägt,
Pan Kaniowsky!
Und wieder der eilende Fuß sie trägt.
Pan Kaniowsky!
Sie hüpfet im Fliehen das Fenster hinaus,
Sie kehret den Rücken dem Vaterhaus.
Land Polen liegt im Sterben.
Kaniowsky, den Halfter reißet in Stück,
„Dich fleh ich, magst verziehen!“
Er zielet, er wartet, den Hahn er drückt,
Sie steht auf dem Flusse mächtig gebrückt,
Kann nicht dem Knall entfliehen.

Sie wend't sich, wendet, wendet sich um,
Pan Kaniowsky!
Und schaut und strauchelt um und um
Pan Kaniowsky!
Es ist, sie folget dem Rufer gern
Und folgt ihm nicht als ihrem Herrn.
Land Polen liegt im Sterben.
„Und liegt sie tot und liegt sie stumm,
Wir wollen sie stolz begraben
Nimm Wirt mein Gold und heul' nicht drum!“
Es geht Euer Sterben um und um,
Will Euer Gold nicht haben.

Er wacht an der Bahre, keinem erlaubt's,
Pan Kaniowsky,
Auf ragendem Schlosse finsteren Haupts
Pan Kaniowsky;
Er bettet sie selbst zur bleiernen Ruh
Er selber häuft mit der Erde sie zu,
Land Polen liegt im Sterben.

Dann rüst't er die Reisigen, fährt durch den Moor,
Es liegen so öde die Lande,
Kein Vöglein zwitschert, flattert empor,
Kein Hammer pochet dem rauschenden Ohr,
Er reitet dem Reiche zur Schande.

Dem Städtlein naht er, nahet dem Ort,
Pan Kaniowsky!
Es gleiten die Schatten, rollen so fort,
Pan Kaniowsky!
Sie bergen die Waare, suchen Gewinn,
Sie gleiten so leise dem Markte hin,
Land Polen liegt im Sterben!
„Ei Wucherer, suchest, suchst Du Gewinn?
Land Polen liegt begraben!"
Wonach, o Ritter, wonach Dein Sinn?
Nimm unsere Habe, nimm Alles hin!
„Will Euer Gold nicht haben"

„Land Polen tot," Kaniowsky spricht,
Pan Kaniowsky!
„Kaniowsky lebet vom Golde nicht,
Pan Kaniowsky!
Kaniowsky lebt von der rasenden Jagd,
Kaniowsky Manchen zum Schatten macht,
Land Polen liegt im Sterben."
Sie fliehen grausend, er dürstet ihr Blut
Noch einmal, daß es ihm fließe,
Ja, Blut ist Leben, Leben ist Gut,
Sie fliehen, sie fliehen, der Jäger nicht ruht,
Das sind des Scheidenden Grüße.

München. Karl Reiß.

Toteninsel.

Weit überm Meer trotzt in die Nacht
Kühn-zackig geborstnes Felsengeklüfte,
Dort schimmern in purpurner Fackelpracht
Die Säulen uralter Fürstengrüfte.

Ein Kahn stößt ab, drauf schwarz verhängt
Der Prunksarg schwankt durchs Sturmgewühte —
Ein alter Mönch sie hinüber lenkt,
Des alten Geschlechtes letzte Blüte.

Schon gleitet leis durch Felsenbogen
Die Mädchenleiche so still und traurig,
Das Echo weht über klagende Wogen
Totengesänge dumpf und schaurig.

Sie künden von Streit und Liebe und Trug ...
Erloschen die Fackeln ... verstummt die Lieder.
Erfüllt hat sich ein alter Fluch ...
Der Mönch im Kahn kehrt sinnend wieder.

Darmstadt. Wilhelm Walloth.

Winterstimmung.

Mein Herz ward betrogen,
Mein Glück mir geraubt,
Der Schwur war erlogen,
Tief senk' ich mein Haupt;
Die Welt liegt im Schlummer,
Es deckt sie der Schnee,
Mit mir wacht der Kummer,
Mich rüttelt das Weh!

Ich starr' in das Feuer
Mit zehrendem Blick,
Mein Gram ist mir treuer,
Als einstens mein Glück! —
Mich friert es, mich schauert,
Das Feuer verglüht,
Die Seele vertrauert,
Mein Lenz ist verblüht.

Straßburg i. E. Marie Jerschke.

Der ungerechte Lohn.

Ein Dichter starb — und ringsherum
Blies man in die Posaune:
Der Edelste, der Beste ging,
Man höre nur und staune! —
Acht Tage ging es spaltenlang
So durch die ganzen Blätter,
Es sprach von nichts mehr als von ihm
Frau Muhme und Herr Vetter.
Und wollte, was von ihm man schrieb,
Man Zeil' für Zeile lesen,
Man wär' damit in einem Jahr
Ganz fertig nicht gewesen.

Doch Einer bracht' es doch zuweg',
Notierte alle Namen,
Wieviel man schrieb und was dafür
Für Honorare kamen,
Die Rechnung ist sehr int'ressant
Von wegen diesem Lohne,
Für Telegramm-Notizlerei,
Für Nekrologe, Feuilletone.
Was die Skribenten konnten froh
An Geld zusammenraffen,
War mehr, als was dem Dichter trug
Sein lebenslänglich Schaffen! — —

Wien. Leop. Hörmann.

Regeneratio Christi.

Wenn Christus heut wieder zur Erde kehrte
Und käme, seine Kirchen zu beschaun,
So faßte ihn ein zornig-heilig Graun,
Daß er vergeblich euch die Liebe lehrte.

Er schwäng' die Geisel, wie er sie geschwungen
Ob jenen einst, die Gottes Wort geschändet,
Und die im Tempel unters Volk gesendet
Des Hasses Worte mit geweihten Zungen.

Doch fürchtet Nichts! Er kommt nicht, euch zu sagen,
Wie ihr so schlau und klug es angefangen
Die Lehre zu umhüll'n mit Graun und Bangen —
Es läßt ans Kreuz sich Niemand zweimal schlagen!

Cilli (Steiermark). Julius Syrutschek.

Unter einer Libanon-Ceder
(im Jardin des Plantes zu Paris).

Ceder des Libanon, zeltig flach,
Fittigfrei über Buschbeengnis —
Wie gemahnt mich dein schwärzlich Dach
An des nomadischsten Stamms Verhängnis!
Bräunlich die Rinde, wund von Wettern,
Wie bekratzt mit hebräischen Lettern;
Deine Zweige, die eckigen, starren,
Wandern nach Licht in nackten Barren.

Ja, sie wandern, gleich Juda's Zweigen
Nach den vier Ecken des Horizonts!
Dann, am Ende vom Astknie-Beugen
Endlich ein Büschel — die Sonne besonnt's!
Aber obgleich nun im Vollglanz badend,
Weiße Tauben zum Ruhsitz ladend,
Wird sein Grün durchdunkelt von Schwermut —
Kreist doch im Stamm noch der alte Wermut!

Denn dir fehlt ja die krönende Spitze!
Deine Zweige sind Trümmer und Reste!
Statt des Wipfels die platte Mütze
Dehnt sich, wie eine geschleifte Veste.
Mußt beneiden die dünnste der Tannen,
Weil wie ein Kirchturm sie aufwärts dringt!
Ach, was hilft's, daß die Zweige sich spannen,
Wenn kein Kerntrieb zum Ziele ringt?

Heimatloser, tragischer Baum!
Wie ein Ocean flach deine Decke,
Deine Krallen, wie Meeresschaum,
Fingern weitaus in Sehnsucht-Gestrecke.
Zwischen der Nadeln düstern Gefügen
Tönst du das Himmelblau sprisch heiß —
Laßt mich träumen von Wanderzügen!
Ceder, umwurzle den Erdenkreis!

Berlin. Franz Held.

Waldstation.

Durch den tausendjähr'gen Urwald
Brach die Axt sich der Kultur
Siegreich Bahn und sturmbeflügelt
Folgt das Dampfroß ihrer Spur.

Abend ist's — und um die Wipfel
Spielt des Tages letzte Glut,
Tief im Dickicht glost ein Meiler
Und das Wild zieht auf die Hut.

Wiederum ein Pfiff, ein schriller —
Waldeszauber, Waldesruh
Sind vorüber, sind entschwunden
Und ein holder Traum dazu ...

München. Heinz Offer.

Spaziergang.

An einer Seilerstätte
Führt' mich mein Weg vorbei,
Da rang aus meiner Seele
Sich der Gedanke frei:

Soll'st Du für alle Lumpen,
Die hier zu Recht bestehn,
Die wohlverdienten Stricke
Entsprechend haltbar dreh'n,

So wandertest Du Armer,
Ein neuer Ahasver,
An Deiner Seilerstätte
Auf ewig hin und her. —

Karlsruhe. Robert Weiß.

Frühlingswunder.

Noch sind die Bäume starr und kahl,
Da kommt der Frühlingssonnenstrahl—
Ein Blättchen nach dem andern
Thut aus den Zweigen wandern.

Erst guckt es vor und schaut und spitzt,
Streckt dann sein Näschen raus verschmitzt,
Zuletzt kommt's ganze Köpfchen —
Die Sonne küßt ihm's Schöpfchen

Es steht auf einmal über Nacht
Das Bäumchen da in grüner Pracht.
Es weht ein eignes Sausen
Hindurch — das Frühlingsbrausen.

Das Bäumchen regt und rüttelt sich
Und es bewegt und schüttelt sich,
Es lispeln seine Blätter
Ein Lob dem Frühlingswetter.

Der erste Vogel im Walde.

Noch rascheln herbstlich gelbe Blätter
Im Waldesgrund, in Schluft und Spalte,
Da trillert schon
In munterem Ton
Trotz Regenschauer, Wind und Wetter
Der erste Vogel im Walde.

Erwacht auch ihr, o Menschen'erzen,
Daß nie der Jugendsinn erkalte!
Vorahnungsreich
Und frühlingsgleich
Beschäm euch nie in Lenzesscherzen
Der erste Vogel im Walde.

Beflügle dich, du meine Seele,
Und danke Gott, wie Er es walte!
„Gebenedeit
Sei Gott allzeit!"
So singt Dir vor aus voller Kehle
Der erste Vogel im Walde.

Der Donner brüll's in allen Gründen,
Vom Berge tön's zu Berg und Halde:
„Gebenedeit
Sei Gott allzeit!" —
Den Wolken mag den Jubel künden
Der erste Vogel im Walde!

Würzburg. Eduard Steidle.

Sinngedichte.

I.

Semper idem.

Im stetigen Banne der Konvention,
Begleitet ihn Würde im Lieben und Hassen.
Er kann sich in jeder Situation —
Mit Anstand photographieren lassen.

II.

Treue.

Die Treue verpflichtet seit Alters her
Nur Männer (wie Phintias und Mörus!),
Vor eh'licher Untreu ist sicher geschützt
Nur der römisch-katholische Klerus.

III.

Des Referendars Klage.

Des Weltalls Schöpfung fiel glänzend nicht aus,
Obschon man sechs Tage sich redlich gequält. —
Es hat dem Herrgott bei Bildung des Bau's
Der nötige juristische Beistand gefehlt!

IV.

Böse Zeiten.

So voller Mißtraun ist die Zeit,
Der man des Glaubens Rest geraubt,
Daß man allmählich weit und breit
Sogar — dem Lügner nicht mehr glaubt.

V

Jugendlichen Idealisten.

Ihr rast im Sturm zum hohen Turm hinauf,
Der Logik Zwang ficht nimmermehr euch an.
Doch zu vergülden eines Turmes Knauf,
Gehört ein völlig schwindelfreier Mann.

VI

Zur Warnung.

„Gar wässrig nur scheint mir sein Epos". —
Die Phrase sagt wohl nicht genug.
Nein, wenn Du seine Verse liesest,
So stürzt auf Dich ein Wolkenbruch.

VII.

Schulüberbürdet.

Für ihn gab's keine Rettung mehr,
Den Geist umwehen jetzt Cypressen,
Dem Ärmsten wurde gar zu schwer:
Was er gelernt hatt', zu vergessen.

Tübingen. Hugo Böttger.

Wellington bei Talavera.

Ein Schlachtbild von Karl Bleibtreu.

(Charlottenburg.)

(Schluß.)

Während die französischen Feldherren berieten, rasteten die Truppen auf beiden Seiten. Wellesley ließ seine Verwundeten zur Nachhut schaffen. Aber das Ausruhen allein half seinen Truppen wenig, da sie bittern Hunger litten. Der reguläre Provisionsdienst hatte schon mehrere Tage aufgehört und nun sollten sie so harte Arbeit verrichten. — Von 9 Uhr vormittags bis Mittag bot das Schlachtfeld ein friedliches Bild, alle Feindseligkeiten schwiegen. Das Wetter war unerträglich heiß und Franzosen wie Engländer stiegen von den Höhen und mischten sich, ohne Furcht nnd Argwohn, um ihren Durst in dem kleinen Bach zu löschen, der die Positionen trennte.

Plötzlich aber gegen 1 Uhr vernahm man das Rollen der Trommeln längs der ganzen französischen Linie. Wellesley, der auf dem vielumstrittenen Hügel saß, bemerkte sofort, wie die Napoleonischen sich um ihre Adler sammelten. In der That stand um diese Zeit Marschall Victor ihm grade gegenüber in seiner großen Batterie, um von dort aus die Bewegung seines Korps zu leiten. Eine halbe Stunde später entdeckte man das IV. Korps, nahe dem Centrum, zur Vereinigung mit dem I. heranmarschieren. Und um 2 Uhr nachmittags bedeckte sich das Tafelland auf der französischen Rechten mit dunkeln Massen, die sich zur Tiefe bewegten. In diesem Augenblick meldete sich der erste Verteidiger des Hügels, Brigadier Donkin, mit soldatischem Gruß bei dem Feldherrn.

„Was giebt's?“ fragte dieser, ohne aufzusehn, indem er angestrengt die Bewegungen des Feindes überwachte.

„Sir, ich zaudre es zu sagen. Der Herzog Albuquerque hat soeben seinen Adjutanten geschickt, um Sie in Kenntnis zu setzen, daß Cuesta Sie im Stich lassen wolle. Der Adjutant richtete mir die Botschaft aus und ich bringe sie nun weiter, Sir Arthur.“

Nicht ein Wort erwiderte Wellesley, indem er gelassen durchs Fernglas seine Beobachtung fortsetzte. Kaum ein verächtliches Lächeln kräuselte seine Lippen. „Gewiß,“ dachte er blitzschnell, „das spanische Lager ist voll Verwirrung und gegenseitigem Mißtraun. Cuesta, dieser Harlequin, flößt höchstens Schrecken ein wie jeder Tollhäusler, gewiß keine Zuversicht. Aber dies da ist Unsinn. Albuquerque will seiner persönlichen Rancüne Luft machen; ich kenne sie, diese spanischen Patrioten. Cuesta wird stillhalten, schon aus Dünkel. Solches Zeug darf mich nicht kümmern, wenn das Schicksal von 50000 Mann von mir abhängt.“

„Very well, Sie mögen zu Ihrer Brigade zurückkehren,“ gab er trocken zurück, ohne nur den Kopf zu wenden. Donkin verzog sich eilig, von Bewunderung für seinen Chef erfüllt. Und wirklich bestaunte der Stab Wellesley's, auf dessen kalten klaren Zügen den Ausdruck unerschütterlicher Entschlußkraft und schnellblickender wachsamer Unerschrockenheit. Er hatte all seine Anordnungen vollendet und sah der Gefahr gelassen entgegen.

Während der Pause von 1 bis 2 Uhr hatten die rastenden Briten sich zum Kampf gerüstet, auch die Verwundeten-Träger kehrten wie ein Mann zurück.

Die Soldaten stellten sich, die Offiziere knöpften die Uniform mit den langen Schößen und den dicken Goldepauletten zu, legten den Degen an und durchschritten kommandierend die Glieder. Man spannte die Fuhren an, packte und schnürte Bagage. Man rückte in die Positionen ein. Einförmiges Stampfen der marschierenden Kolonnen, Vorbeidefilieren, Waffen- und Räderrasseln, Schnaufen der Pferde, Geräusch trabender Geschwader. Mit verhängtem Zügel durchritten Adjutanten das Schlachtfeld. Die Truppen standen gelangweilt still, Gewehr bei Fuß. Man beschoß sich träge und ungenau. Vedetten streiften auf und ab, hier und da verrieten Hornsignale die Nähe des Feindes. Endlich hatten die beiderseitigen Truppen fest Posto gefaßt. Bei den Britischen, hastig sich ordnend, wurden die Tornister abgeworfen und im Thale hörte man den strammen wuchtigen Taktschritt vormarschierender Tausende. Die früher unbeweglichen Massen des Feindes rührten sich; den Blick darauf gerichtet, warteten die Leute aufs Kommando. Die Reiter hoben sich in den Steigbügeln. Auf dem Hügel zur Linken, auf einer Geschützlafette sitzend, prüfte Wellesley durch ein Fernglas noch einmal die Örtlichkeit. Hier längs der breiten Schlucht, wo man so schwer manövrieren konnte, erschloß sich Aussicht auf die gesamte Truppenstellung.

Weißer Rauch schimmerte drüben auf. Marschall Victor auf dem gegenüberliegenden Hügel gab das Signal zur Schlacht. Den schwach aufsteigenden Dampf begleitete ein furchtbares Donnern. Ein zweiter Feuerstrahl blitzte auf. Da sauste und heulte es wieder heran. „Mannschaft ans Geschütz! Dreht! Nummero Eins!“ Auch die englische Batterie in der Nähe protzte keck ab und beschoß mit Brandkugeln die bewaldete Ebene. Nun füllte sich bald die ganze Luft voll Qualm. Der Dampf ballte sich, löste sich, verschwamm, 80 französische Geschütze sandten einen Kugelorkan den leichten Truppen vorher, die mit der Heftigkeit eines Hagelwetters heranrasselten, dicht gefolgt von breiten dunklen Säulen in der düstern Majestät des Krieges. — Das Pulver der Pfannen blitzte auf — die englischen Scharfschützen an der Bergkante luden und feuerten beständig. Hintereinander zuckte die Berglehne ein Leuchten und Blitzen entlang. Längs der ganzen pulvergeschwärzten Schützenkette rauchte und krachte es vom Schießen. Und dem Mark und Bein erschütternden Kleingewehrfeuer mischte sich das von allen Seiten andringende gräßliche Dröhnen der Sénarmontschen Geschütze, die mit unglaublicher Schnelle luden und mit grausigen Tönen ihre feurige Lava schleuderten. Und nun wälzten die Kolonnen sich im Laufschritt vor. Eine Welle klirrender Bajonette jagte die andre.

„Leute, heut zeigt, daß männiglich seine Schuldigkeit thut!“ Langsam zwischen die Geschütze einreitend, ermunterte Wellesley die erste Linie der Garden.

„Hurra!“ tobte und toste es durch die Reihen. Schon krochen Verwundete zusammen; Tote lagen, das Gesicht in die Erde gewühlt, die Arme starr vor sich ausgestreckt, auf dem Bauch. Wimmern, Winseln, Stöhnen in allen Lauten vernahm man über das leichenbesäte Schlachtfeld. Aber mit herzhaftem lustigen Cheer, der in ein fürchterliches Geschrei anschwoll, behaupteten die Garden tapfer den Hügel gegen den ersten Anlauf der Avantgarde Lapisses.

Auch die Franzosen verrichteten Wunder und schlugen sich mit gefälltem Gewehr. Aber sie lagen bald am Boden und die Avantgarde wich übel zugerichtet

auf ihr Gros zurück. Lapisse zog all seine Geschütze in die Feuerlinie vor, um die gegenüberstehende Artillerie Sherbrookes zu dämpfen.

Wellesley gab seinem Roß die Sporen, um zufrieden einen andern Teil der Position aufzusuchen. An dem Ausfall dieses ersten Angriffs vermochte auch der fortwährende, aufs höchste gesteigerte Geschützdonner nichts zu ändern, unter dessen erschütternder Überlegenheit die hier fechtenden britischen Abteilungen standhaft ihren Posten festhielten. Jetzt sah man auch nach Rechts hinüber, wie das IV. Korps sich in Marsch setzte. Die Absicht Milhauds, mit seinen Dragonern die Reiterei Cuestas am westlichen Rand der Haide von Talavera anzufallen, kam nicht zur Ausführung, weil sich die Spanier beim ersten Kanonenschuß auf ihre Hauptstellung zurückzogen.

Mittlerweile erhielt auch Sénarmont von Jourdan den Befehl, die Hauptschlacht durch möglichst heftiges Feuer einzuleiten. Man sah in der Ferne auf dem Hügel an der Alberche die Kanoniere hinund herhuschen. Die Batterien eröffneten allmählich ein großartiges imponierendes Feuer, staffelweise, wie sie grade den Höhenzug besetzt hielten. Galt es doch grade hier, die Entscheidung herbeizuführen.

Die deutsche Division (Division Allemande) unter Leitung des französischen Generals Leval, für den bei seiner jeweiligen Abwesenheit der badische General Schäffer intermistisch das Kommando führte, wurde nun gegen den rechten Flügel Wellesleys vorgeschoben, kaum daß diese Truppe ihren Aufmarsch vollendet hatte. Bei dem Zusammenstoß, wenn man den rechten Punkt traf, konnte vielleicht auch Milhaud, allerdings nur schwach, mitwirken. Division Sebastiani, die noch immer von den Höhen her ihren Marsch fortsetzte, wurde rasch nach vorn befohlen, um bei nicht glücklichem Gelingen die deutsche Division abzulösen. — Ganz ebenso aber zog drüben Wellesley die Brigade Mackenzies, die bekanntlich hinter der Garde stand, nach rechts, um in den Kampf Campbells einzugreifen und in Aufnahmestellung den etwa nachdrängenden Feind aufzuhalten. Alle scharmützelnden Vortruppen wurden zurückgenommen, während alle Geschütze in die Gefechtslinie einrückten. Ein kurzer Stillstand trat ein, während auf dem rechten französischen Flügel jetzt auch das I. Korps aus Casa de Salinas und den umliegenden Gehölzen vorbrach. Das Artillerieduell gestaltete sich aber für die Briten immer ungünstiger bei der geschickten Massierung und Treffsicherheit der Napoleonischen Geschützleitung. Auch die Spanier kamen schlecht weg, so sicher sie gedeckt schienen, dies vermehrte natürlich nur ihre Unordnung. Grade jetzt erfolgte das Ergreifen der Offensive auf der ganzen Linie. Vorwärts stürzte das IV. Korps mit der gewöhnlichen Impetuosität französischer Soldaten, auf die Division Campbell los, indem sein erstes Treffen das durchschnittene Gelände mit unendlicher Wildheit durchflog. Doch Franzosen waren's nicht!

Die **deutsche** Division hatte wie so oft schon (auch später bei Ocanna) die wohlfeile und zweifelhafte Ehre des ersten Angriffs auf die außerordentlich feste Stellung des feindlichen linken Flügels. Trotzdem die heiße vibrierende Luft eines spanischen Sommertags auf den in Schweiß gebadeten Truppen lag, waren sie voran geflogen und bald über die Schlachtlinie vorausgeeilt. Die französischen Batterien des IV. Korps setzten sich auf der Straße ins Feuer, bedeckt durch Dragonerschwadronen, und die spanische Artillerie wurde bald genug zum Schweigen gebracht. Das I. Bataillon Darmstadt warf sich dem vom Olivenwäldchen anrückenden Fußvolk des Feindes entgegen, in Divisionskolonnen formiert, mit dichten Plänklern voraus. Gleichzeitig ging das Regiment Baden gegen die Flanke vor. Die Deutschen siegten,

der Feind wich zurück. In diesem Augenblick attakierte eine große Abteilung spanischer Kavallerie. Der Zeitpunkt schien nicht ungünstig gewählt, da die Bataillone auseinandergekommen und eben im Begriff, sich zu sammeln. Allein sie bildeten schnell Viereck-Klumpen. Die feindliche Reiterei ritt brav an, wurde aber nahe herangelassen und dann mit wirksamem Feuer überschüttet. Indem aber dieser Reiterangriff abgeschlagen wurde, eröffnete die abgewiesene Infanterie ein mörderisches Feuer auf die dichtgeballten Haufen und mußten sich letztere nun nochmals gegen sie wenden. Wieder wurden die Spanier geworfen, und als ihre Reiterei aufs neue attakierte, wies man sie mit beträchtlichem Verluste ab.

Die fechtenden Bataillone hatten schon stark gelitten und wurden etwas zurückgenommen. Mittlerweile hatte das Regiment Holland das Gelände weiter rechts besetzt und das Feuergefecht gegen die dort postierte englische Brigade eröffnet. General Campbell zögerte nicht mit einem eigenen Gegenstoß. Dieser erfolgte mit allen verfügbaren Kräften. Gleichzeitig gingen frische spanische Kräfte wieder in der Ebene vor. Eine Zeit lang leistete die angegriffene Linie der deutschen Division den tapfersten Widerstand, schließlich aber mußte sie weichen. Da erschien das Regiment Nassau. Holland machte sogleich wieder Front und eroberte gemeinschaftlich mit dem Füsilierbataillon Nassau die nächsten Höhen, konnte sich jedoch nicht dauernd gegen die Übermacht behaupten. Anfangs drängte die Verfolgung Campbells heftig nach, die französischen Batterien hemmten sie jedoch bald und nun traf hier auch das Bataillon Frankfurt ein. Es griff energisch an und warf den Feind zurück. So gelang es, das gewonnene Terrain vor der feindlichen Hauptstellung zu sichern.

Der Umschwung, den jedes Auftreten frischer deutscher Truppen mit sich führte, konnte aber nur von kurzer Dauer sein. Denn General Leval hatte nun nach und nach fast seine ganze Infanterie ins Feuer gebracht und es mußte sich jetzt zeigen, ob sie vereint die Höhen zu nehmen vermöge.

Auch weiter links in der Ebene hatte man den Kampf fortgesetzt. Das 2. Bataillon Darmstadt wurde jetzt mitverwendet und ohne Mühe gelang es, die spanischen Abteilungen zurückzudrängen. Die Deutschen gelangten bis ans Olivenwäldchen, hier scheiterte jedoch der Sturm. Da nun das Gefecht zur Rechten eine so bedrohliche Wendung nahm, daß der Rückzug gefährdet schien, ging Alles wieder in die alte Stellung zurück.

Doch bald darauf stürmte die ganze Division Allemande in zwei Treffen zu umfassendem Anlauf vor; Baden, Holland, Nassau an der Spitze. Infolge der einspringenden Winkelstellung in Front und Flanke mit mörderischem Kartätsch- und Kleingewehrfeuer empfangen, geriet man bald in eine verzweifelte Lage. Der Angriff geschah heftig und von allen Seiten avancierten die Deutschen mit größter Bravour. Umsonst. Baden und Holland hielten nicht lange Stand und der Rückzug wurde unvermeidlich. Der Brigadier General Schäffer hatte zwar mit Nassau den Feind geworfen, mußte sich aber jetzt zurückziehn, weil das Weichen der Andern seine Flanke entblößte. Der General holte nun Bataillon Frankfurt aus der Reserve heran und der Divisionär Leval selbst brachte Holland zum Stehen. Ein Handgemenge entstand, wobei Nassau sich zähe und erbittert verteidigte.

Dabei hatte Schäffer das Mißgeschick, bei dem allgemeinen Wirrwarr zwischen das 60. englische Infanterieregiment zu geraten, lauter Hannoveraner. „Schütet den Kerel vom Päre!“ schrie einer der Niedersachsen und legte auf ihn an. Schäffer, weil selbst zufällig geborener Hannoveraner, verstand aber Platt und hatte die Geistes-

gegenwart, ihnen zuzurufen: „Jungens, ick höre tu you!“ Darauf setzten sie lächelnd Hahn in Ruhe und ließen ihn durch.

Bataillon Frankfurt machte nun den Bedrängten Luft und Nassau schlug sich rückwärts durch. Dabei hatte letztere Truppe noch besonderes Glück. Das 45. englische Regiment (Brigade Mackenzie) nämlich,*) das rechts eingebrochen war, hielt bei dem allgemeinen Durcheinander der Truppen, in dem ungewissen Wirrwar der Staub- und Dampfwolken, die Nassauer unbedachterweise für Portugiesen, weil letztere wie Nassau grüngekleidet waren. Der gewandte und tapfre Oberst Kruse benutzte diesen Irrtum und fiel mit dem Bajonett über das Regiment her, das nach hartnäckigem Widerstand überwältigt und samt Kommandeur und Fahne gefangen wurde.

Dagegen unternahm jetzt feindlicherseits auch die Brigade Mackenzie, aus der Reserve herangeholt, einen übermächtigen Angriff auf die deutsche Linie. Hätte diese frische Verstärkung erhalten, so konnte Alles noch gut werden. Leider langte aber die Division Sebastiani immer noch nicht an. So wehrte man sich denn noch eine zeitlang, von vierfacher Übermacht konzentrisch umfaßt und vom Kreuzfeuer zusammengeschmettert, aufs standhafteste. Speziell Regiment Nassau bewahrte die größte Ordnung und erleichterte den Abzug der andern kämpfenden Abteilungen, um dann selbst den Rückzug anzutreten, wobei allerdings ein Teil der englischen Gefangenen sich verlief. Der Feind begnügte sich mit dem errungenen Erfolge, endgültig im Besitz seiner Stellung bleibend. Denn auch er war stark in Bedrängnis gekommen und ein neuer Versuch der spanischen Reiterei, einzuhauen, bot nur den Kugeln der deutschen Schützenschwärme ein breites nicht zu fehlendes Ziel. Man hütete sich also vor schärferem Nachdrängen.

Die Division Allemande, welche es mit solcher Übermacht zu thun gehabt und doch ein ganzes Regiment mit seinem Stabe zu Gefangenen gemacht hatte, formierte sich wieder auf Kanonenschußweite in Bataille. Division Sebastiani, auf den Kanonendonner losmarschierend, befand sich noch teilweise auf dem Marsche. Sobald sie aber aufs Schlachtfeld geführt, rückte sie in zweiter Linie auf.

General Schäffer und Oberst Kruse hatten sachgemäß und thatkräftig gehandelt, die Truppen sich mit hervorragender Tapferkeit geschlagen. Wenn das Gefecht ungünstig ausfiel, so konnte man nicht die braven Soldaten, sondern nur die Oberleitung dafür verantwortlich machen. Trotzdem wurde den Deutschen wie gewöhnlich keinerlei Anerkennung zu Teil.

Daß sie sich überhaupt aus der Umklammerung retten konnten, gereichte dem tapfern Kommandeur und dem vortrefflichen Benehmen der Division zu hohem Ruhme. Erleichtert wurde dies Entkommen aus der Winkelstellung dadurch, daß grade im gefährlichsten Augenblick die Division Lapisse im Centrum einen Scheinangriff machte, durch welchen die linke Flanke des englischen rechten Flügels beschäftigt wurde. Lapisse stieß hierbei auf die Vortruppen der englischen Garde. Es kam zu einem unbedeutenden Scharmützel, welches jedoch zur Folge hatte, daß die Engländer nur mit Vorsicht weiter gegen die weichende deutsche Division vormarschierten und dadurch Zeit verloren. Lapisse brach dann rechtzeitig das Gefecht ab und ging in seine Stellung zurück, noch ehe das Auftreten der Brigade Mackenzie,

*) Die 45er zeichneten sich später in Madrid bei der Hungersnot 1812 durch besondere Humanität aus.

welche jetzt zwischen Lapisse und der deutschen Division vorbrach, ihm verderblich werden konnte.

Es galt nunmehr, die ganze Kraft der Division Sebastiani einzusetzen, um den gescheiterten Versuch der Deutschen zu erneuern. Eine Aufsehen erregende Bewegung entstand rechts neben der deutschen Division. In der weißen, mit hellgrünen Kragen und Aufschlägen gezierten Uniform seines Leibregiments „Josef Napoleon", erschien der „König von Spanien und Indien Don José" in eigener Person. Der wohlwollende und einsichtsvolle Mann nahm sich ganz kriegerisch aus, wie er sich denn durch glänzenden persönlichen Mut seines Familiennamens würdig zeigte. Im übrigen schien er stets bereit zu beweisen, daß die Gegenwart eines Souverains eine Armee zugrunde richten kann, falls derselbe nicht entweder selbst ein Feldherr ist oder in militärischen Dingen sich jedes Urteils enthält. Den König umgab der Generalstab und an seiner Seite hielt der Major-General der spanischen Heere, Marschall Jourdan, ein Veteran von jovialem derben Äußern, mit lang herabfallenden grauen Haaren, die der alte Republikaner und Sieger von Fleurus noch nach Mode der Konventszeit trug, mit plumpen Zügen und offenem Ausdruck, der dem „père Jourdan" das Zutrauen der Soldaten erwarb. Er blickte verdrießlich drein. Verantwortlichkeit und üble Nachrede ohne eigentliche Selbstthätigkeit, die den Posten des Major-Generals begleiteten, verletzten ihn doppelt, da er mit der dünkelhaften Empfindlichkeit jener schwankenden Größen, welche von ihrer Vergangenheit zehren, behaftet war.

Hinter dem König ritt seine reitende Leibwache auf: die Gardeeskadron de Service, die Garde-Chevauxlegers unter Oberst Rapatell, und die Guadalaxara-Husaren.

König und Marschall wollten also Zeugen dieses zweiten Angriffs sein. Die Division Sebastiani entwickelte sich alsbald in Regiments-Angriffskolonnen. Sie bestand aus den Regimentern de la Ligne 28, 75, 32, 58, lauter Franzosen, im Ganzen 8000 Mann, also fast das Doppelte der deutschen Division.

General Schäffer, welcher interimistisch die deutsche Division befehligte, bemerkte alsbald, daß sich die Franzosen genau in derselben Richtung wie vorher die Deutschen gegen den Olivenwald fortbewegten, welcher den Schnittpunkt der feindlichen Stellung bildete. Er sprengte daher zu Jourdan heran, salutierte und meldete auf den kalten fragenden Blick desselben: „Herr Marschall, die Stellung der Engländer formiert einen einspringenden Winkel. Der Feind ist auch dadurch begünstigt, daß er uns in ein Kreuzfeuer bringen kann. Ich erlaube mir anheimzugeben, ob nicht der Offensivstoß mehr nach der rechten Flanke des Feindes zu gerichtet werden müßte."

Auf diese, in ehrlicher bester Absicht gegebene Warnung erhielt der deutsche General gar keine Antwort. Ja, als er sie wiederholte, strafte ihn der hochmütige Franzose durch einen schrägen Blick der Verachtung über die Achsel her. Und noch nicht genug damit, warf ihm ein Adjutant aus dem Stabe des Marschalls die Abfertigung an den Kopf: „Wie? Sie zweifeln? Das wird eine französische Attake und Sie werden ja sehn." Aufgebracht riß Schäffer sein Pferd herum, indem er ausrief: „Wir werden sehn!" und sprengte zur Brigade zurück.

Mittlerweile avancierte Division Sebastiani mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen gegen den Feind. In Gefechtsformation (colonne serré par division) zog sie sich durch die Intervallen der geworfenen deutchen Division, um so das erste Treffen zu formieren. Die Franzosen eilten im Geschwindschritt an ihren Waffen-

brüdern vorbei, sie leicht und elegant begrüßend. Jene schlossen sich hinter ihnen wieder fest zusammen, ohne jedoch der Bewegung zu folgen. Die Division marschierte regimenterweise auf und rückte im Sturmmarsch durch die mit Weinbergen und Olivenbäumen besetzte Ebene, um sich grade auf jenen Winkel-Schnittpunkt am Olivenwald zu stürzen. „Vive l'Empereur, vive la France!" Unter dem üblichen Feldgeschrei und dem Wirbeln aller Trommeln drang sie mit dem gewöhnlichen Elan und Ungestüm in das Gehölz, wo die Engländer sie ruhig erwarteten. Mit ungemeiner Entschlossenheit unternommen, hätte der Angriff ungeübte Gegner wie die Spanier über den Haufen gerannt. Kaum aber hatten sich die Regimenter Sebastianis dem Blick in jenem unglückseligen Walde entzogen, als sich ein furchtbares Feuer erhob, das mit äußerster Heftigkeit eine halbe Stunde lang anhielt. Die englischen Brigaden schlugen sich mit Bravour, lagen aber auch hinter Erdaufwürfen und Steinmauern gedeckt. —

Auch im Centrum, wo Division Lapisse zum Angriff bereit stand und eine matte Kanonade fortwährte, schienen die Truppenbewegungen ziemlich schwierig. Das Gelände, wo es Anmarschwege für die Franzosen gab, bestand teilweis aus Wiesen, Reisfeldern, Buschparzellen, teilweis war es ganz eben, aber überall mit Maulbeerbäumen und Weinreben bestanden, daher unübersichtlich.

Das Gefecht Sebastianis aber, kaum daß es sich entwickelt, verlief von Beginn an überaus unglücklich. Sehr bedeutende feindliche Kräfte befanden sich ihm gegenüber und die Gefahr eines Flankenangriffs von Südwesten her war von vornherein ausgesprochen. Der Feind hatte in seiner starken Position frontal gar nichts zu fürchten, konnte aber überlegene Kräfte gegen den französischen Angriff auf den Flanken verwenden und mit Übermacht gegen den Teil vorgehn, der im Wäldchen eingeklemmt wurde.

Mindestens hätte der Angriff Jourdans mit allen verfügbaren Truppen zugleich, auch im Centrum, erfolgen müssen. So aber wurden die Divisionen in Einzelangriffe heillos zersplittert. Die französische Korpsartillerie fuhr ziemlich nahe vorwärts auf der Ebene auf, wurde aber bald zurückgenommen, da sie von den feindlichen Geschützen scharf beschossen wurde. Andere Batterien im Centrum traten an ihre Stelle, zogen aber bald wieder ab, da die Division Lapisse so weit zurückging. Das Gefecht verstummte hier fast ganz.

Sebastiani hatte seinen Marsch beschleunigen müssen und keinen Mann in Aufnahmestellung belassen. Seine erhitzten und ermüdeten, recht schlecht verpflegten Soldaten, ganz auf ihre eigene Kraft angewiesen, rangen sich verzweifelt ab. Das Têten-Regiment griff den Olivenwald und warf den Feind heraus, begnügte sich jedoch nicht damit und drängte die Hochfläche empor. Diese wurde vom Feind siegreich behauptet. Da Wellesley wartete, ob nicht Lapisse mit eingreifen werde, so glaubte er anfangs vorsichtig sein zu müssen. Da aber die Kampfpause im Centrum andauerte, so schien der Zeitpunkt gekommen, neuerdings ernsthaft zu Flankenstößen auszuholen.

In der Hauptposition wurden die keilartig eindringenden Franzosen von wohlgezieltem Feuer aus 10 Geschützen empfangen und durch Kartätschen in Unordnung gebracht. Jedoch blieben sie mit ausgezeichneter Tapferkeit im Vorgehen und erstürmten die nächsten Verhaue. Als sie aber ihren Vorstoß fortsetzten, wurden ihre Versuche, in dichten Schwärmen sich auszubreiten, durch mörderisches Gewehrfeuer vereitelt. Die Tirailleure bei Seite schiebend, brach das Fußvolk Campbells in

die Front der Kolonnen ein, Feuer schwängerte deren Weichen und ließ sie nicht zu Atem kommen. Man verdankte dies besonders einem heftigen Flankenangriff Mackenzies. Seine Brigade stürmte ohne Weiteres vor und dieser Flügel Sebastianis, durch den Anblick der Übermacht erschüttert, leistete keinen energischen Widerstand. In der Front zusammengepreßt, fingen die Franzosen an zu weichen. Die englischen Geschosse schmetterten sie haufenweise nieder. Da sie ihre Flanken nicht gesichert sah und schwerste Verluste erlitt, ergriff die französische Division mehrfach die Flucht und löste sich auf. Mit Mühe stellte man das Gefecht vorläufig am Olivenwäldchen her, in das die Angreifer wieder zurückgeworfen, und verwehrte ein weiteres Nachdrängen. Hier aber wurde Sebastiani nun erst recht unter Kreuzfeuer genommen, auch in der linken Flanke umgangen. Jetzt fiel aber der tapfere Divisionär Mackenzie. Es entstand ein wirrer wilder Kampf, der mit der Vernichtung ganzer Truppenkörper endete. Jede einheitliche Leitung hörte auf, die Verbindung der Gefechtslinie ging verloren. Was noch focht, war bunt durcheinander gewürfelt. Versprengte trieben sich bereits draußen auf der Ebene und unter den Olivenbäumen umher. Ehe man an Sammeln und Ordnen denken konnte, wurden die Engländer wieder Herren des Olivenwäldchens und zogen überall Geschütz vor, um die Weichenden möglichst wirksam hinwegzufegen. Die erschöpften Soldaten konnten sich nicht mehr in ihrer schlimmen Lage zurechtfinden. Wie Spreu zerstob die fast vernichtete Division. Mit Mühe konnte der Adler des 28. Regiments gerettet werden, die drei andern gingen verloren.

Mit hoffender Seele hatten König Josef und Jourdan durch den Schleier des Pulverdampfs das anfängliche Vordringen verfolgt. Bald kamen ganze Massen Verwundete aus dem Wald vor ihnen zurück und endlich erschien der Rest der Division Sebastiani, sich durch die Intervallen und um den Flügel der deutschen Division in wilder Unordnung wälzend. Nur beim Adler des 28. Regiments schienen noch etwa 60 Mann in einer Art Ordnung vereint. Von den 4 Obersten sind 2 gefallen! 7 Kanonen der Divisionsartillerie, welche nutzlos mit vorgegangen war, und 3 Adler verloren! Über 2000 Mann außer Gefecht gesetzt!

So hatte denn die französische Tapferkeit das Schicksal der Deutschen geteilt, war aber noch unglücklicher gewesen. Denn ihr Los entschied sich schneller, als das der um die Hälfte schwächeren deutschen Division. Auch diese büßte übrigens 1000 Mann und 3 Kanonen ruhmvoll ein, wovon allein 300 Mann auf das berühmte Regiment Nassau (Nr. 2) entfielen, dem man schon die glorreiche Waffenthat von Messa de Ibor verdankte und das sich bei Medellin den Ehrennamen „Die wandelnde Citadelle“ erwarb. Beide Divisionen des IV. Corps hatten also ein Viertel ihrer Stärke auf der Wahlstatt gelassen, beide hatten sich wahrlich des bestandenen Kampfes nicht zu schämen.

Da begab sich Schäffer wiederum im Galopp in die Nähe Jourdans, ohne jedoch ein Wort zu reden. Der König schaute bestürzt auf die Trümmer der französischen Regimenter, die sich hinter den Deutschen wieder mühsam formierten. „O welch Unglück!“ rief den deutschen General derselbe Adjutant von vorhin in aller Naivetät an. „Die Affäre ging so gut!“

„Es ist noch nicht alles verloren!“ versetzte Schäffer mit erhobener Stimme, so daß ihn der Marschall hören konnte. „Die deutsche Division hat noch Kugeln und Bajonette!“ Das war seine Rache. In der That schob sich jene wie ein eherner Wall dazwischen.

Während dies auf seinem rechten Flügel vorging, sah aber der britische Feldherr, wie Division Vilatte gegen den Berg anmarschierte, und weiter links entdeckte man Division Ruffin, ihre Grenadiere voran, bedeckt von einer Brigade Chasseur-à-Cheval, das große Thal gegen die britische Linke hinaufrückend.

Indem Wellesley dies beobachtete, drängte sich ihm die Möglichkeit auf, hier mit Kavallerie etwas auszurichten. Ohne langes Besinnen sandte er daher seinen Adjutanten, Lord Somerset, zu General Anson mit dem Geheiß, die Spitzen dieser Kolonnen zu attakiren. Ansons Brigade, zusammengesetzt aus den 23. leichten Dragonern und den 1. deutschen Husaren (von der Legion), trabte vor. Ein kritischer Augenblick, eine kitzliche Aufgabe. Ein zur Attake ungünstigeres Gelände konnte wohl Reiterei schwerlich finden. Hier galt es die Pferde nicht zu schonen, rücksichtslos die Mannschaft einzusetzen, um vielleicht als Gewinn zu erlangen einen unvergänglichen Ruhm und das Bewußtsein, die Infanterie von dem Wert der Bruderwaffe durch die That zu überzeugen.

Brigade Anson beschleunigte im Vorgehen querfeldein ihre Gangart und ritt endlich in schärfster Carriere an. Immer schärfer sprengten die Rappen und Schimmel, immer näher glänzten die rotblauen Uniformen. Aber in wenigen Augenblicken kamen sie so an den Rand einer hohlen Kluft, die man in der Entfernung nicht bemerken konnte. Die Franzosen am jenseitigen Rand und im Thal warfen sich, sobald das Signal „Kavallerie“ sich fortpflanzte, in Vierecke und feuerten los: Da erkannte Oberst Arenschild, der Kommandeur der deutschen Husaren, ein greiser Offizier von vierzigjähriger Kavalleristenerfahrung, daß die Unüberschreitbarkeit der Schlucht, gerade dort wo er anritt, eine nicht zu bewältigende Schwierigkeit bot. Er konnte die französischen Kolonnen so überhaupt nicht erreichen. Er riß daher sein Roß mit großer Sicherheit noch rechtzeitig am Rand der Kluft zurück, und donnerte „Halt!“ und dann „Kehrt“, worauf er zurückging, vor der Verantwortung scheuend, seine „young men's“ (wie er sich in seinem gebrochenen Englisch ausdrückte) so großen Verlusten auszusetzen.

Aber gerade jetzt hieben bereits die 23. Dragoner unter ihrem heißblütigeren Oberst Seymour, auch ihren verwegenen Brigadier Anson persönlich an der Spitze, in die Franzosen ein. Denn das Hindernis des aufgeweichten durchschnittenen Bodens bot bei weitem nicht so ernstliche Gefahr, wo sie attakierten, weil die Bergschlucht weiter unten viel niedriger und an Höhe und Breite abnahm. Die 23er ritten daher wild in die Höhlung hinab, obschon Pferde und Reiter übereinanderstürzten und die Ordnung vielfach gebrochen wurde. Dennoch fragten sie nicht danach, sie attakierten eben — sprengten die jenseitige Hügelbank hinauf, zu Zweien und Dreien, wirbelten die französischen Schützenschwärme durcheinander, hieben nieder, was ihnen in die Hände fiel, und drangen sogar in Vilattes Kolonnen. Dies heldenmütige Beispiel hätte von einer nachfolgenden Reserve nachgeahmt werden müssen, um von Erfolg gekrönt zu werden, aber auch so war der Erfolg da. Oberst Seymour fiel verwundet; aber Major Friedrich Ponsonby sammelte alle Schwadronen, die den hohlen Grund passiert, und ging aufs neue auf den Feind los. Einige Franzosen warfen schon das Gepäck fort und in der vordersten Gefechtslinie riß Verwirrung ein, welche derart wuchs, daß die Leitung den Händen der Führer entfiel. Die Zwischenräume der Kolonnen füllten sich plötzlich mit wirbelnden Staubwolken, die sich wie vom Orkan gepeitscht vorwärts bewegten und in ihrem Schoß das stampfende Getöse einer anreitenden Masse mit sich führten. Als der Staub

sich senkte, brachen die 23er in vollem Lauf mitten zwischen Vilattes Sturmhaufen durch. In mehreren Linien aufgestellte Infanterie wurde niedergetrampelt. Wild und geblendet vor Furcht, warfen mehrere die Waffen weg und rannten durch die Öffnungen der britischen Schwadronen, sich bückend und um Quartier jammernd. Die Dragoner aber, starke Leute auf tüchtigen Rossen, ritten immer drauflos, indem sie mit ihren langen glitzernden Schwertern um sich schlugen. Die französischen Massen schienen nacheinander vor dieser fürchterlichen Attake zu fallen. Und noch war die unwiderstehliche Gewalt dieser Schwertmänner keineswegs erschöpft. Lag auch ihr eigener Oberst verwundet, noch sprengten Anson und sein Stab an ihrer Spitze. Mit ungeordneten vermischten Reihen, in eine Masse verschmolzen, galoppierten sie dennoch voran. Wohl empfingen sie manch unregelmäßigen Feuerstrom von allen Seiten, der manchen Sattel leerte. Aber der ungestüme Ponsonby drängte ungezähmt immer weiter. Besonders eine Schwadron unter Kapitän Drake, der ganz unten einen leichten Übergang und keine französische Kolonne in der Front gefunden, fuhr mit edlem Mut mitten durch die Feinde hindurch und verbreitete weithin Schrecken. Endlich fiel diese hartnäckige Reiterei auf die Brigade von Chasseurs-à-Cheval in der französischen Nachhut und durchbrach sie mit rauhem Choc. Die Chasseurs, von gutem Metall, fochten jedoch verzweifelt in engem Schwertkampf. Von zwei Seiten schmetterten Angriffssignale und frische Geschwader stürzten sich auf die Müden mit überwältigender Wucht. Ein Windstoß blies den Rauch beiseite und man sah rechts die polnischen Lanciers in Linie herankommen und zugleich die westfälischen Chevauxlegers von links herandonnern. Marschall Victor hatte das Herankommen der Brigade Anson gleich anfangs erspäht und diese frischen Truppen heranbeordert, um über die todverachtenden Wagehälse herzufallen. Diese konnten sich nicht mehr halten. Wohl ritten ihre Offiziere ritterlich heraus, um zu fechten, und die Leute folgten eine kurze Strecke. Dann aber drangen die feindlichen Lanzenreiter überall ein mit schrillem, eifrigem Geschrei und die 23er wandten sich. Da wurden die britischen Reihen gänzlich gebrochen, und die schwachen Reste stoben davon, sich mühsam aus der Verfolgung entschürzend und überreitend, was die wilde Jagd hemmte. Kein Sammeln konnte versucht werden. Sie ließen mehr als die Hälfte der Ihren zurück, 207 Offiziere und Gemeine, und was entkam, suchte Schutz bei Bassecours Division. Nur die Schnelligkeit der englischen Rosse verhütete eine noch schrecklichere Katastrophe. Aber ihr schönes Verhalten, Ungeahntes leistend, hatte so viel Verwirrung beim Feind verursacht, daß die Division Vilatte so lange abgehalten wurde, sich an dem allgemeinen Angriff gegen Hill zu beteiligen. Und damit erreichte Wellesley den beabsichtigten Zweck.

Der Zeit nach fielen diese Vorgänge ungefähr mit dem endgültigen Abweisen der deutschen Division zusammen. Division Ruffin wurde nach dem wilden Durcheinander wieder geordnet, in drei große Regimentskolonnen, und alle sollten dann vereinigt einen letzten entscheidenden Schlag führen. Einstweilen nahm jedoch der Angriff gegen den Hügel, diesen Schlüssel der Position, seinen Fortgang, obschon die Truppen im großen Thal, erstarrt von dem rasenden Anritt der 23er, wie auf dem Fleck festgenagelt stehen blieben. In der That, die ganze Division Ruffin, welche freilich auch die Schwere der früheren Kämpfe hauptsächlich hatte tragen müssen und daher etwas der Schonung bedurfte, sowie jener Teil der Division Vilatte am Eingang des Thales, wurde durch diese Attake, eines einzigen Regiments paralisiert, zur Unthätigkeit verdammt. Ruffin, ein erfahrener Veteran, geriet in

banges Staunen bei dem Anblick, der sich ihm bot, als er ins Thal vordrang. Vier Linien Reiterei, deutlich, dicht hintereinander: die englischen 13. und 14. Dragoner, außer dem Rest der Brigade Anson, und das ganze spanische Reiterkorps des Herzogs von Albuquerque. Ruffin sah ein, daß eine einzelne Infanteriedivision unmöglich hoffen könne, sich zum Angriff gegen die Flanke Hills zu entwickeln, während doch 5000 Reisige auf seiner eigenen Flanke hingen. Er wagte sich daher keinen Schritt weit, weil er nur die leichte Reiterei Beaumonts als Deckung besaß. Marschall Victor bereute jetzt sehr, daß er die Dragonerdivision Latour-Maubourg an Lapisse abgetreten. Denn der Versuch, mit einer einzigen Division eine solche Umgehung durchzuführen, hätte nur furchtbar werden können, wenn der Hauptteil der französischen Kavallerie den Marsch der Infanterie sicherte und voraufgehend aufklärte.

Vilatte hingegen, mit einem Teil der Division Lapisse kombiniert, kreuzte die Schlucht. Die Artillerie Lapisses und die große Batterie Victors auf der Rechten halfen, so gut sie konnten, nach. Bald wurde das scharfe Plappern des Kleingewehrs überlaut. Vilattes Grenadiere schlossen und preßten sich Mann wider Mann unmittelbar gegen Hills Reihen, die Höhen strahlten und funkelten von Musketfeuer. Die Franzosen kamen wieder dicht an den Feind heran, in dem zähen Entschluß zu siegen. Aber sie wurden mit einer allgemeinen Generalsalve aller Waffen empfangen und gleich kräftig begegnete man ihrer Kraft, auf halbem Weg entgegenstürmend. Trotzdem die gehoffte Wirkung ihrer Artillerie also nirgends eintrat, warf sich dies tapfere Fußvolk immer wieder auf die zur Verteidigung so gut vorbereitete und stark besetzte Höhe, um sie trotz aller Verluste einem selbst außerordentlich tapfern Gegner zu entreißen. —

Mittlerweile hatten die französischen Geschütze, hier durch ihre eigene stürmende Infanterie maskiert, ihre Rohre ausschließlich gegen das britische Centrum gewandt und in Sherbrookes Division breite Furchen gerissen. Und jetzt ging auch Lapisse zum Angriff vor.

Die Offiziere leiteten mit hohem Mut, die Truppen folgten mit Feuer, wie es das erste Ausbersten französischer Angriffswut stets erheischt. Sobald also das eintönige Bambambam des pas de charge laut wurde, strömten und stürmten stolze Kolonnen vor. Offiziere in glänzenden Uniformen, Trommler neben sich, stürzten mit geschwungenem Degen voran und alles brauste vorwärts mit lautem zuversichtlichen Geschrei. Aber das beißende Feuer ihrer Schwärmer wurde aufs bitterste erwidert. Verwundete rollten übereinander und die Köpfe der Sturmsäulen schmolzen. Aber, weder zerrissen noch zerstreut, häufte der Feind sich schnell und dicht.

Die Batterien Victors richteten jetzt ihre Geschosse gegen Centrum und Rechte der Briten. Diese verlängerten Donnerschläge wurden von zahllosen Echos aufgefangen. Und der Rauch, langsam sich hebend, löste sich auf in einen mächtigen Bogen, der die Hügel überspannte und von dem Blitzgewirbel der fliegenden Bomben flimmerte.

Die führende französische Brigade stieg an mit wunderbarer Hast. Obschon die Kugeln unablässig von der ersten bis zur letzten Sektion hindurchfegten, wurde die Ordnung nie gestört noch der Laufschritt gemäßigt. Die englischen Geschütze arbeiteten mit Fleiß, doch ihr Wirkungskreis wurde sichtbarlich enger und die Schüsse des Feindes pfiffen schärfer aufwärts, bis seine Tirailleure, atemlos und pulvergeschwärzt, die Spitzen des Abhangs hinaufströmten. Die britischen Artilleristen

verließen ihre Kanonen und die Siegesrufe der Franzosen wurden laut. Da wandte sich Wellesley, der allein an einem Felsen stand und angestrengt den Fortschritt des Feindes berechnete. Mit lautschallender Stimme befahl er: „Up, Guards, and charge!“ Ein schreckliches Schlachtgeschrei ließ die französischen Kolonnen erstarren und 1800 britische Bajonette stürzten wie eine stählerne Lawine bergab. Das Haupt der Sturmsäule wurde hinabgestürzt, ihre Weichen umwickelt und drei mörderische Salven in nächster Nähe vollendeten die Niederlage, welche in wenigen Minuten ein langer Schweif von Leichen und zerbrochenen Waffen anzeigte.

Wellesley hatte sich schon wiederum zu Hill begeben, aber zu früh, denn das Blatt wendete sich auf seltsame Weise. In der Erregung des Augenblicks nämlich verließen die Garden ihre Linie, um ihren Erfolg mit unbedachter Hitze zu verfolgen. So in den Kampf verbissen, daß sie jedes Haltsignal überhörten, während Sherbrookes andere Brigaden sogar vorzeitig zurückgingen, kamen die Garden in Masse aus ihrer Linie heraus. Der Abzug der geschlagenen Brigade Lapisses hinter die Unterstützungskolonnen gelang aber vollkommen und die Verfolger wurden zuerst durch Kartätschlagen übel zugerichtet. Auch schrak die Infanterie anfangs zwar zurück, erholte sich aber sofort, und die spärlichen Gehölze an der Schlucht füllten sich aufs neue mit den Scharfschützen der Division Lapisse. Alsbald drangen sie wieder mit dichten Schwärmen, denen geschlossene Massen folgten, vor. Zugleich wurde eine Umgehung immer drohender, welche die herantrabenden Dragoner Latour Maubourgs unternahmen, und die große Batterie Victors belästigte die Flanke. Lapisse ließ den wilden Ansturm auf wirksame Schußweite herankommen und that ihm dann mit niederschmetternden Salven Einhalt. So gepeinigt, suchten die Garden sich rückwärts durchzuschlagen, während die deutsche Legion zur Hülfe heraneilte. Sie wurde aber schwer bedrängt, im Wirrwar auf die Garde geworfen und diese wiederum warf sich in ihre Stellung, dermaßen über den Haufen gerannt, daß anfangs nur eine Handvoll entkommen zu sein schienen. — Lapisse war nicht der Mann, um diese Gunst des Zufalls unbenutzt verstreichen zu lassen.

In kurzer Zeit waren die Seinen dem Gipfel nah, so entschlossen klommen sie empor, alles niederwerfend, was sich widersetzte. Die Gardebrigade wurde in Stücke geschlagen, erschöpft von ihren vorhergehenden Anstrengungen; der deutschen Legion unregelmäßiges Feuer verstummte; die Division Lapisse erreichte den Höhenkamm und beide Teile untereinandergemischt rutschten gleichsam rückwärts von dort thalunter mit wildem Getöse. Tote und Sterbende besäten den Hang von oben bis zur letzten Bergstufe.

Dies Mißgeschick erschütterte die ganze Schlachtlinie. Aber der allgegenwärtige Wellesley hatte bereits Abhülfe getroffen. In dem kritischen und entscheidenden Augenblick, wo die Garden ihren unüberlegten Ausfall machten, sah er ihre Niederlage voraus und zog das 48. Regiment von Hills Hügeln herbei, obschon dort gerade eine rauhe Schlacht vor sich ging. Zugleich befahl er der leichten Kavalleriebrigade Cotton, die hinter der großen Redoute hielt, aus der zweiten Linie heranzutraben.

Es war auch höchste Zeit. Denn obschon Hills und Campbells Divisionen auf den beiden Ecken der Linie standhielten, so schien doch das britische Centrum absolut durchbrochen und das Schicksal des Tages sich zu gunsten der Franzosen zu entscheiden. Da sah man die 48er plötzlich durch die zerspellten Massen vorbrechen. Der Eisenorkan pfiff durch die ritterliche Schar, die mitten aus dem Rauch auf-

tauchte. Zuerst schien es, als ob das Getümmel sie mit wegschwemmen werde, aber, in Kompagnien zurückschwenkend, ließen sie's durch ihre Intervallen durch. Dann, plötzlich von der wirren Menge der geworfenen Truppen getrennt, stellten sie ihre stolze schöne Linie wieder her und schritten gegen die rechte Flanke der Verfolger unaufhaltsam vor. Nichts konnte diese erstaunliche Infanterie unter ihrem braven Obersten Donellan aufhalten. Umsonst suchte Lapisse die Seinen durch Stimme und Geste zu ermutigen. Mit betäubendem Schlachtgebrüll, Fuß für Fuß, Mann wider Mann, ohne daß nervöser Elan die Sicherheit ihrer Bewegungen schwächte, mit abgemessenem Tritt, der den Boden erdröhnen ließ, stürzten sie unter schrecklichem Blutbad in unheilbarer Verwirrung den Feind kopfüber ins Thal. Auf dem Centrumhügel aber standen wiederum triumphierend die Überreste der unbesieglichen britischen Infanterie.

Mit musterhafter Disziplin enthielten die 48er sich weiterer Verfolgung, damit nicht der Höhenkamm wieder verloren gehe. Denn die Berghügel waren so zerrissen, daß man unmöglich über den allgemeinen Gang der Aktion klar urteilen konnte.

Auch die britische Artillerie hatte ihre Pflicht gethan. Sie erschrak durchaus nicht vor dem wilden Vorwärtsstürmen der Franzosen und schmetterte sie dann durch ein wohlgezieltes Massenfeuer haufenweise nieder, derart, daß ihnen der Atem für weitere Verfolgung ausging. — Die Garden aber und die deutsche Legion, kaum durch den Vorstoß der 48er gerettet, sammelten sich sofort, aufs neue vorgeführt und dem nachdringenden Feind entgegengeworfen, der bald alle errungenen Vorteile wieder aufgeben mußte. Die höheren Führer griffen persönlich ein, alles wetteiferte an Tapferkeit, auch die Kavallerie versuchte am Kampfe teilzunehmen. Die Franzosen wurden über den Haufen gerannt und in wilder Flucht vor den Sturmkolonnen hergetrieben. In glänzendem schnellen Angriff wurden die Stellungen, die man dem Feind hatte überlassen müssen, abermals erobert und der Feind bis hinter die Höhe zurückgedrängt. Aber erst nach schwerem Ringen gelang es, Lapisse ganz zu werfen. Das mörderische Artilleriefeuer Victors übte aufs neue seine vernichtende Thätigkeit und bestrich den ganzen Höhenrücken der Länge nach. Mit bewundernswerter Tapferkeit griff Lapisse immer und immer wieder aufs wuchtigste an. Der heldenmütige Widerstand der deutschen Legion, die sich hier ein Denkmal setzte, zwang ihn zwar wieder, an den nordwestlichen Rand der Schlucht zurückzuweichen. Aber man hatte hier noch lange einen sehr schweren Stand. Reserveartillerie König Josefs fuhr alsbald auf und Lapisse, der sich heut rühmlich auszeichnete, blieb besonders darauf bedacht, am Hügel mit Vilatte in Verbindung einen Keil einzuschieben. Plötzlich fiel er selbst, zu Tode getroffen. Da begannen seine Leute, durch seinen Fall erschüttert, zu wanken. Wellesley, der jetzt an dieser Stelle persönlich kommandierte, entdeckte dies sofort. Mit festem regelmäßigen Schritt marschierte die 2. Gardebrigade unter Oberst Stofford drauf und bearbeitete den Feind mit zerstörendem Musketfeuer, so daß jede Vorwärtsbewegung gestoppt wurde. Noch einmal entbrannte ein heftiges Gefecht, das aber allmählich nachließ, je mehr die Franzosen ihre unnützen Anstrengungen einstellten. Freilich nur nach und nach. Aber im selben Maß schwoll das Feuer der Engländer heißer und heißer an und ihr lautes zuversichtliches Schlachtgeschrei, dies sichere Zeichen des Erfolges, scholl lauter und lauter die ganze Linie hinunter. Schließlich, wenn auch unter fortwährendem schweren Kampfe, führte Division Lapisse in vorzüglicher

Ruhe und Ordnung ihren Rückzug aus, gedeckt durch Schützen und nochmals bis zum äußersten gesteigertes Artilleriefeuer, von der starken Batteriemasse Victors abgegeben. Sherbrooke drängte nicht. Denn die Reserve und Garde König Josefs, die nun Lapisse aufnahm, bewahrte eine so drohende Haltung, daß man froh sein mußte, nicht selbst ernsthaft angefallen zu werden. Auch belästigte die Artillerie des I. Corps die Engländer noch bis in die Dämmerung, wo denn auch dies Ferngefecht einschlief.

Die Briten schienen ohnehin zu erschöpft, zumal bei ihrem Mangel an ausreichender Nahrung und bei ihren schrecklichen Verlusten, um verfolgen zu können. Ihre heldenhafte Kraft war gebrochen. —

Inzwischen traten andere französische Truppenkörper nochmals gegen Spätnachmittag dem Feind entgegen. Doch, wie jedesmal vorher, so auch diesmal: Weder gleichzeitig noch unter einheitlicher Leitung. Räumlich nur schwach im Zusammenhange, ja nicht einmal mit allen verfügbaren Kräften. Während Ruffin, der Flankenbedroher, immer abwartend halten blieb, griff Vilatte mit einer Brigade nochmals an, anfangs erfolgreich, dann aber allzu wirksam beschossen. Es geschah dies um die Zeit, wo die 48er Lapisse warfen; immerhin stand um diesen Zeitpunkt die Sache nicht schlecht für die Franzosen. Die sämtlichen englischen Infanteriebrigaden hatten sich in überaus ernsten Kämpfen mit dem I. und IV. Corps gemessen, dabei aber bereits den frischesten Teil ihrer Kraft verloren. Auch hielt die große Batterie, von Marschall Victor auf seinem rechten Flügel gebildet, das britische Heer unter einer Bestreichung, deren Einfluß sich um so fühlbarer machte, als sich dies Feuer mit dem einer anderen bedeutenden Batterie kreuzte, welche Jourdan im Centrum aufgefahren hatte. Auch blieben alle Reserven zur Verfügung und konnten, sachgemäß verwendet, noch eine Entscheidung herbeiführen. Der König entschloß sich jedoch nicht, mit voller Thatkraft auch diesen Trumpf auszuspielen, begeisterte sich aber zu einem neuen Versuch: Das IV. Corps wurde von Marschall Jourdan nochmals gegen Cuestas Stellung befohlen und diese starke Masse begann wieder vorzurücken, obschon Sebastiani es für unmöglich hielt, das Olivenwäldchen zu nehmen. Er war bis dahin zu beiden Seiten des Königswegs stehen geblieben, um ein mattes Feuergefecht zu unterhalten. Die Kavallerie Milhauds sollte folgen. Dieser stieß beim Überschreiten des Weges auf spanische Dragoner, die zur Sicherung vorgeschoben, warf sie, schlug sie nach Talavera zurück und ging dann vor, um Cuesta in die Flanke zu fallen. Inzwischen entwickelte sich das IV. Corps zum Gefecht, ging in der befohlenen Richtung vor, gelangte mit kühner Offensive bis in die Höhe der Redoute. Am Fuß derselben scheiternd und durch verheerendes Feuer abgewiesen, schob sich das Corps mehr nach links zusammen.

Die spanischen und engischen Geschütze spielten heiß den Abhang entlang mit glühenden Granaten, bis zum Springen und Bersten der Rohre, und das IV. Corps hatte ja 10 Geschütze eingebüßt, konnte also an dieser Stelle mit Artillerie schlecht bestehen. Zugleich überströmten jetzt spanische Reiter die hügelige Ebene entlang dem Königsweg nach Talavera, niedersäbelnd, was ihnen von Maroden in den Weg kam. Die schon so hart mitgenommenen Deutschen und Franzosen gerieten wiederum in Flankenfeuer, Milhaud vermochte nichts auszurichten. So erging es denn dem IV. Corps auch bei diesem zweiten zusammenhängenden Angriff nicht viel besser, als beim ersten. Seine Artillerie hatte zwar die Redoute in Bresche gelegt: die wenigen englischen Geschütze, welche man hier aufstellen konnte, weil es an Raum

mangelte, wirkten aber wesentlich auf den ungünstigen Ausgang des Kampfes. Ohne große Anstrengungen wurde Sebastiani bis über die Straße zurückgeworfen, englische Tirailleure besetzten den Straßengraben. Der Kampf tobte fort; ihn stehend zu erhalten, gelang Jourdan nur durch fortgesetzte kleine Angriffsstöße, was aber bei den bunt durcheinandergewürfelten Deutschen und Franzosen die Leitung ungemein erschwerte. Unter erheblichen Verlusten mußte endlich alles zurückgehen, heftig beschossen von den nachstoßenden Verbündeten. Ein spanisches Reiterregiment attakierte, in der linken Flanke. Tapfer und todesverachtend stürzten durch Weinreben und Maulbeerbäume die Spanier auf den Feind, ihr vermeintliches Opfer, gesonnen, wie ein Wirbelwind zwischen die gänzlich erschöpften und durcheinandergekommenen Bataillone hineinzufegen. Allein vergeblich, sie wurden mit blutigen Köpfen heimgeschickt und von Milhaud fast vernichtet, der plötzlich über sie hereinbrach. Zugleich hielt Regiment Nassau unerschütterlich Stand, nicht bei so gefährlicher Lage in den Rückzug hineingerissen, und gebot dem rücksichtslosen Verfolger Halt, der dann auch durch Kartätschen zum Weichen gebracht wurde. Der Kampf war nun zu Ende, nur der Rückzug blieb übrig. Zufrieden, den Sieg sich gesichert zu haben, suchten die Briten ihr Olivenwäldchen wieder auf. Sie konnten der deckenden Reiterei Milhauds nur wenig spanische Reiterei entgegenstellen, mit welcher die Franzosen im Handumdrehen schon fertig geworden wären. — —

Bis zum Abend aber erneuerte der trotzige Herzog von Belluno seine Versuche, die Höhen dem Feind mit stürmender Hand zu entreißen. Sie waren alle umsonst und scheiterten an der kaltblütigen, durch die Lokalität begünstigten Gegenwehr der Briten. Sah man die berühmten Veteranendivisionen gegen die Höhen anstürmen, so gab man ihnen ein rollendes Salvenfeuer und warf sie dann mit Kolbe und Bajonett zurück, oft zurückgetrieben und oft zu neuen Stürmen wiederkehrend. Das Blutbad vermehrte sich, doch nichts entschied sich. Obschon sie das entmutigende Schauspiel der geschlagenen Division Lapisse im Centrum vor Augen hatten, fochten die Grenadiere Villates bis zuletzt mit vorzüglicher Tapferkeit und ließen sich ohne Aussicht auf Erfolg zusammenschießen. Die Briten hielten die Höhen in stets gleich frischer Gefechtsbereitschaft und wiesen die Zähne.

In wildem Schlachtmut kamen sie heran, ihre schrecklichen Gegner, und marschierten Hals über Kopf den Batterien entgegen.

Und wieder auf den Hügeln ein dicker Rauch, ein Feuerstrom, eine unablässig andauernde Schlacht mit all ihren Schreckensszenen und Schreckenstönen. Es wurde bei diesem letzten gewaltigen Zusammenstoß mit blinder Erbitterung gefochten. Aber die Heldenschar Hills rollte nur kurze Zeit wie ein sinkendes Schiff, dann durchsägte sie majestätisch die feindlichen Sturmwogen, vorwärts durch Blut und Finsternis. Das Gewehrfeuer zeigte in der Dunkelheit, wie die Schlacht sich bewegte. Auf Seite der Franzosen eine Flammensäule, bald vordringend in gleichmäßiger Breite, bald aufzuckend in einzelnen Strahlen, bald in Linien zurückwallend, dann wieder aufwärts schießend als spitze Feuerpyramide, und doch nie den Gipfel berührend. Das englische Feuer aber glühte und sprühte entlang mit unermüdlicher Fülle, und mit welchem Erfolg, zeigten die wechselnde Gestalt und die dunkeln Lückenrisse der gegnerischen Flammensäule. Und endlich wurde er schweigend und dunkel, der feuerspeiende Berg, und alles verschwand in Nacht.

Ruffin hatte Vilatte nicht zu Hülfe eilen können, obschon er in der Flanke Hills stand, und war allmählich abgezogen, ohne in Bedrängnis zu geraten. Denn

die Briten begnügten sich mit dem errungenen Erfolge. Noch hallte der Donner der Geschütze im Gefechtsbereiche Victors und Hills, nachdem so viele Stunden heißen Kampfes vergangen. Trotz aller Todesverachtung der Victorschen Veteranen warf Hill sie noch weit über seinen ersten Angriffspunkt hinaus auf die vorspringende Höhenkette zurück. Die Briten leisteten ganz Außerordentliches, keine Truppe der Welt hätte mehr vermocht. Mit herrlicher Ausdauer verteidigten sie ihre Stellung bis zuletzt und räumten keinen Fuß breit Boden und lösten ihre schwierige Aufgabe. Dagegen verwandten die Franzosen ihre Artillerie in Massen, während man nur wenige britische Geschütze passend auffahren konnte. Als Scheibe für Senarmonts Feuer dazustehen, stundenlang unbeweglich, war das Schlimmste, was den vielen englischen Rekruten beschieden werden konnte. Dennoch hielten sie diese moralische Probe trefflich aus. Das I. Corps wich staffelweise auf gleiche Höhe mit dem IV. zurück, das einen traurigen Anblick darbot. Die Reserve und Kavallerie blieben hingegen unberührt und hätten, wenn rechtzeitig benutzt, dem ganzen Treffen ein anderes Gepräge gegeben. Leider handelte König Josef anders und scheute seine geliebte Garde in das opferreiche Gefecht zu verwickeln. So verliefen all diese vereinzelten Attaken höchst unglücklich. Sie wurden aber dennoch mit solchem Nachdruck unternommen, daß auch die initiative Fähigkeit der Briten sich völlig an ihnen brach. Der Rückzug, unter unheilverheißenden Umständen angetreten, ging ohne jede Störung vor sich. Schienen doch die Engländer herzlich froh, eine so bedeutende Wirkung hervorgebracht zu haben, und ließen den furchtbaren Feind in Frieden ziehen.

Wellesleys Anordnungen gaben ein mustergültiges Beispiel der Defensive. Hätte freilich Jourdan an einem Punkte zugleich gesammelte Massen auftreten lassen, so wäre der Brite übel angekommen. Auch die Kavallerie, wo sie näher herangezogen, hielt zwar den Feind in Schach, richtete jedoch nichts Ordentliches aus. Milhaud irrte auf dem linken Flügel umher, ohne ein ernstliches Gefecht zu bestehen. So verzehrte sich die Kraft der Franzosen in sich, ohne jede Wirkung im Großen. Ihnen blieb zuletzt nichts weiter übrig, als die Schlacht abzubrechen und ihre stürmische Taktik aufzugeben. In den Händen eines unternehmenden Feldherrn konnte eine so bedeutende intakte Heeresmacht (Garde und Reserve) noch etwas ausrichten, vielleicht sogar etwas wagen. Aber Josef Bonaparte war kein — Napoleon. Alle Kombinationsfähigkeit war auf französischer Seite einfach aus und zu Ende. Niemand dachte daran, die Schlacht wiederherzustellen.

Der später erfolgte Stoß der Division Lapisse, der anfangs die englische Garde durchbrach, zeigte übrigens, daß ein Angriff nach rechts, den General Schäffer dem Marschall vorgeschlagen und den er nachher adoptierte, unter allen Umständen erfolgreicher sein mußte. Aber auch Lapisses Angriff scheiterte an seiner Vereinzelung. Überall fehlte entschiedenes Eingreifen der oberen Führung. Nirgends handelte man gleichzeitig. Alles hing mehr vom Zufall, als von planmäßiger Berechnung ab. Lapisses Bewegung ging so lange gut, als dieser begabte Divisionär, dem der Kaiser nachher ein Monument in Paris errichten ließ, sie persönlich leitete. Gleich nach seiner tötlichen Verwundung trat der verderbliche Umschlag ein. Wäre der Angriff der Divisionen Sebastiani und Lapisse und Vilatte gleichzeitig erfolgt, so würde er von Erfolg gekrönt gewesen sein. Auch gingen die Franzosen, trotzdem sie dichte Massen von Schützen entwickelten, in zu dichtgeschlossenen Kolonnen vor, die sich in dem schwierigen steilen Schluchtengewirr doppelt unlenkbar zeigten. Doch

auch die Engländer konnten sich oft nicht rechtzeitig zum Feuergefecht in Linie entwickeln. Je nach Gelände und jeweiligen Umständen erwiderte bald der Angreifer, bald der Verteidiger das feindliche Feuer nicht mit gleicher Wirkung. Beiderseits fand sonst der mörderische Kugelregen in den dichten Massen eine willkommene Zielscheibe. Daher der beiderseitige große Verlust.

Im übrigen muß nochmals hervorgehoben werden, daß beide Teile einen Heldenmut entwickelten, der über alles Lob erhaben ist. Besonders das 48. Regiment und ein Teil der englischen Garde glänzten als wahre Mustertruppen. Sogar die Fremdtruppen der Franzosen zeichneten sich aus, so die Piemontesen des 31. leichten Regiments und die Belgier des Herzogs von Ahrenberg.

Während der ganzen Zeit sah es im Rücken der wenigen spanischen Abteilungen, welche den Kampf fortsetzten, erbärmlich aus. Alles Fuhrwerk, das auf der Straße gehalten hatte, eilte nach Talavera zurück und versperrte die ohnehin schon engen Wege. Überall wimmelte es von versprengten spanischen Abteilungen, deren Führer sich umsonst bestrebten, wieder Ordnung in die Massen zu bringen.

Wellington hütete sich daher wohl, Cuestas Truppen zur Verfolgung vorzusenden, da dies nur eine Niederlage verursacht hätte. Eine zweite Panik wie die am 27. hätte die schlimmsten Folgen gehabt. Denn die Franzosen waren zurückgeschlagen, doch keineswegs entmutigt und jeder weiß, wie leicht sich gallische Soldaten von einem Rückschlag wieder erholen. Es war ein ehrliches hartes Fechten gewesen, das beide Teile ehrte. So grimmig focht man nur einmal noch im Halbinselkrieg (Maucunes Widerstand bei Salamanca und Reilles feste Haltung bei Vitoria abgerechnet): in der ersten Schlacht bei Sauroren, 1813 in den Pyrenäen, genau am 4. Jahrestag der Schlacht von Talavera. „Bludgeonwork" nannte dies Wellington und dasselbe hätte er auch heut von Talavera sagen können. Die französischen Verwundeten vom I. Corps bejammerten ihr unglückliches Schicksal, zum erstenmal geschlagen zu sein, und versicherten, sie seien die Helden von Austerlitz. Und nicht mit Unrecht. Denn das I. Corps (teilweis bestehend aus dem aufgelösten Corps Davoust von 1807, das sein stolzer Marschall als die „Zehnte Legion Cäsars" anpries) zählte meist Veteranen, die in Österreich und Preußen gekämpft.

Nichtsdestoweniger waren sie geschlagen, teilweise von jungen Leuten, die noch kein Pulver gerochen. Ja, 17 Kanonen fielen in die Hände der Engländer: 10 von Campbell genommen, 7 in den Wäldern zurückgelassen, die man nicht mehr wegschaffen konnte. Zwei Generale und 944 Tote, 6294 Verwundete und 156 Gefangene ergaben einen Gesamtverlust von 7389 Mann, wovon 4000 auf das I. Corps entfielen. — Aber auch der englische Verlust zeigte, wie nahe der Feind herangekommen und wie wenig Schutz die Stellung teilweise gegen die furchtbar aufräumende Kanonade Senarmonts bot. Zwei Generale (Mackenzie und Langworth), 31 Offiziere, 767 Sergeanten und Gemeine tot; drei Generale, 192 Offiziere, 3718 Sergeanten und Gemeine verwundet; neun Offiziere, 643 Gemeine vermißt; Totalverlust: 6268. Die Spanier wollten auch 1200 Tote und Verwundete eingebüßt haben. Der Verlust glich also beiderseits sich aus. — — —

Der Abendhimmel verwandelte sich gleichsam in einen feurigen Ofen, der gleißendes Flammenrot ausstrahlte. Dies zerschmolz in Orangegelb und Purpur, um in weiches silbriges Lila zu verschwimmen. Endlich warf die Nacht darüber ihren tiefblauen Schleier, mit Sternendiamanten bestickt. — Gern, mit geheimer Wollust, badeten die müden Krieger ihre Augen in dem unendlichen Blau. An den

Mauern und Felsabhängen verschwebte das berauschende Arom des Heliotrop. Traumbefangene Fülle, geheimnisvolle Schwermut hing und säuselte in den Kastanienbäumen, wo Johanniswürmchen leuchtend spielten und wuchernde Schlingpflanzen in bleichen Glanz getaucht. Von dem blauen Kamm des Höhenzuges umsäumt, breitete die Ebene ihr grünes Kleid im Schatten aus, und die darauf geworfenen Sträuße der Landgärten hoben sich lieblich im Mondschein ab. Das weiße porzellansaubere niedliche Talavera dämmerte nur noch als weiße gezackte Linie am Azur des Horizontes. Aber die siegreichen Nordländer hätten wahrlich lieber ihre heimische Nebellandschaft geschaut, das milchige Dunstmeer, über dem die Sonnenkugel wie eine rote Signaltonne im Ozean auftaucht.

Auf dem Schlachtfeld röchelte und stöhnte es aus zuckenden Leibern. Und als an einer Stelle das trockene Gras Feuer fing, loderte mit unbegreiflicher Schnelle eine Flammensäule über einen Teil der Ebene und versengte in ihrem Lauf viel Tote und Verwundete. Das ist der Krieg.*)

Bei Tagesanbruch verließ das Heer Josefs seine Position und ging um 6 Uhr hinter die Alberche zurück.**)

Zu gleicher Zeit aber langte atemlos im Lager Wellesleys die Brigade Crawfurd an. Sie begegnete auf ihrem Marsch Schwärmen von Ausreißern, welche die gemeinsten Lügen ausspieen: Wellesley sei auf der Stelle getötet, die Franzosen schon ganz in der Nähe. Aber in edlem Unwillen über so schändliches Benehmen beschleunigten die Truppen nur ihre Schritte und erreichten in 26 Stunden das Schlachtfeld. Jeder Soldat trug 50—60 Pfund Gewicht auf der Schulter, dennoch legten sie 62 Meilen in der heißesten Jahreszeit zurück, nur 17 Marode liegen lassend. Unmittelbar nach Ankunft übernahm die Leichte Brigade die Vorposten, — sie, die später an der Coa bei Sabugal (gegen Rheqnier) und bei der Erstürmung von Badajos ihren Ruhm begründen und dann im ganzen Feldzug als Leichte Division bewähren sollte, sobald auch noch die 94er dazu gestoßen, die besonders beim Übergang über die Nivelle 1814 Wunder thaten.***) Die Obersten dieser Regimenter (besonders Colborne vom 52.) waren ihres ausgezeichneten Brigadiers würdig, der in diesem Kriege den Heldentod starb: Ein kleiner schwarzer lebhafter Schotte von gälischem Blut, der sehr neben seinem robusten Landsmann Picton († bei Waterloo) abstach, aber ihm weit an Begabung überlegen war.

Solche Marschleistungen und solche Geduld unter schweren Entbehrungen (bei dem gewohnheitsmäßig starken Appetit und der reichlichen englischen Ernährung

*) Marschall Mortier, in dessen Hände später ein Teil dieser Unglücklichen fiel, benahm sich außerordentlich human, wie denn auch Soult und Ney mehrfach ritterliche Höflichkeit gegen gefangene Engländer an den Tag legten.

**) Von da marschierte Josef gegen Venegas, der am 11. August von Sebastiani bei Almonacid vollständig geschlagen wurde. Am 31. Juli erreichte bereits das V. Corps Mortier die Rückzugslinie Wellingtons hinter Plasencia. Am 3. August trat Wellesley den Rückzug an, aufs schändlichste von den Spaniern gehindert, welche seinen verhungernden Truppen jeden Proviant verweigerten und die englischen Verwundeten im Stich ließen, so daß ein großer Teil in Feindeshand fiel. Am 8. wurde Albuquerque an der Brücke von Arzobispo von Soult überfallen und aufgerieben, und es gelang Wellesley mit Mühe, nur infolge seiner kaltblütigen Ruhe, sich nach Portugal za retten. — Die Schlacht von Talavera war umsonst geschlagen.

***) Ähnliches leistete die sogenannte Füsilierbrigade, 7. und 23. (besonders bei Albuera), später zur 4. Division gehörig.

†) Der wackere Gouverneur von Gerona, Alvaraz, und der ehrwürdige Verteidiger von Ciudad Rodrigo bilden rühmliche Ausnahmen.

doppelt bewundernswert) zeigen an, daß der britische Infanterist keinem anderen nachzustehen braucht, ja ihn unter Umständen übertrifft, sobald die Hand eines ordentlichen Feldherrn ihn lenkt. Ist letzteres nicht der Fall, so erleidet er freilich erstaunliche Niederlagen wie bei Isandula und im Sudankrieg, kann aber auch unter verzweifelten Umständen sich glorreich schlagen, wie im indischen Meutereikrieg. Es wird aber stets ein Maßstab für Wellingtons Feldherrnbegabung bleiben, daß unter ihm auch die Portugiesen zu echten Soldaten wurden, ja daß sogar die Spanier sich öfters dazu aufrafften, hier und da wacker zu fechten, obschon noch am letzten Tag des Krieges (Schlacht bei Toulouse) das schmachvolle Ausreißen der ganzen spanischen Streitmacht an den Vorabend von Talavera erinnerte und Wellington den bitteren Hohn entlockte: „Schon viel habe er gesehen, aber wie 10000 Mann wettliefen, zum erstenmal." Seine persönliche Unerschrockenheit, seine zähe Festigkeit, seine kaltblütige Berechnung in der Gefahr, listige Verschlagenheit und systematischen Ordnungssinn — all diese hervorragenden Eigenschaften, welche seine feldherrliche Bedeutung ausmachten, wußte er seinem ganzen Heere einzuflößen.

Ursprünglich ein Routinier- und Bataillegeneral aus der alten Schule, entfaltete er doch eine gewisse bizarre Originalität im stoßweißen Zuspitzen seines Fabius-Cunktatorsystems. Freilich hat die optische Täuschung des britischen Weltmachtsnimbus ihm einen Feldherrnglanz angelogen, dessen Strahlen heut durch unerbittliche Forschung zum Teil verschwanden. Aber nur zum Teil, denn es bleibt noch genug Preisenswertes übrig. Auch darf vor allem nicht die eine Thatsache vergessen werden, welche seine Beurteiler fast durchgängig übersehen: Daß von den ungeheuren Summen der britischen Nationalschuld (National Debt) so gut wie nichts für jenes eine Heer und jenen einen Feldherrn abfiel, deren Thaten heute noch den Hauptschatz der prahlerischen „Glory" bilden, von dem der insulare Nationalhochmut zehrt. Ein klassisches Beispiel für die ewig gleiche Wahrnehmung, daß überall der wahre Held und das wahre Verdienst so lange verkannt und vernachlässigt wird, bis sein äußerer Erfolg jede instinktive Mißgunst neidischer Mittelmäßigkeit überwältigt. Das reichste Land der Welt warf Unsummen für den Krieg zum Fenster hinaus und dorthin, wo die Entscheidung und der Ruhm lagen, spritzte kaum ein Tropfen des goldenen Regens!

Jede der drei großen Kulturnationen erzeugte in neueren Zeiten einen großen Feldherrn: Cromwell, Friedrich der Große, Napoleon.

Auf diese Sterne ersten Ranges folgt dann eine Reihe von Talenten mit genialem Anflug. Die preußische Kriegsgeschichte scheint besonders reich an ihnen. Blücher-Gneisenau, Scharnhorst, Bülow, Moltke, Blumenthal. Es wären ferner zu nennen Prinz Eugen und Marlborough, sowie die schwedische Schule unter Gustav Adolf. (Torstenson, Banner.)

Dem Range nach zunächst kommen nun jene Generale, in welchen man zwar nicht gerade ein geniales Element zu entdecken vermag, die aber, sei es durch methodisch wissenschaftliche Übung, sei es durch rauhe Thatkraft Bedeutendes leisten. Unter diese Rubrik fallen Erzherzog Karl, Radetzky, Erzherzog Albrecht, Turenne, Condé, Suwaroff. Von Hoche, vielleicht auch Desaix, Soult und Masséna, mag zweifelhaft bleiben, ob sie nicht bereits in die zweite Kategorie gehören. (Soult wohl ganz gewiß.)

Aber der britische Nationalhochmut ist nicht befriedigt, einen Feldherrn ersten (Cromwell) und einen zweiten Ranges (Marlborough) zu jener stolzen Liste gestellt

zu haben. Nein, die Briten beanspruchen noch für einen Dritten Aufnahme in die erste oder mindestens zweite Reihe, ja, dieser dritte General genießt sogar als der „Eiserne Herzog" (Iron duke) bei ihnen eines weit höheren Ansehens, als der militärisch fast unbekannte Sieger von Worcester und Dunbar oder der wenig gekannte Sieger von Blenheim und Ramillies. Hat es zu Lebzeiten Wellingtons an naiven Leuten gefehlt, die den „Sieger" von Waterloo als Besieger des korsischen Löwen in offener Feldschlacht über Napoleon zu setzen wagten? Betreffs solcher Kindereien wäre wohl kaum ein Wort zu verlieren. Hingegen wollen wir untersuchen, in welche der drei obgengenannten Rangstufen dieser „große Befehlshaber" (the great Commander) denn eigentlich gehöre. —

Wellington und seine Schlachten — ein bemerksames Schauspiel. Wirklich bedeutend zeigte er sich nur in der Schlacht von Salamanca, durch meisterhafte Benutzung des Marmontschen Aufmarschfehlers. Sehr geschickt erwies er sich beim Übergang über den Duero 1809 und in dem Pyrenäenfeldzug, obschon Soult, der alle Nachteile gegen sich hatte, hier weit größere Bewunderung verdient. Doch muß eben auch zu gunsten Wellingtons angerechnet werden: Die Tüchtigkeit seiner Gegner (auch Untergenerale darunter wie Clauzel und Foy). Ausgenommen nur: Ney, der nur in der offenen Feldschlacht selbst etwas taugte, wo Soult und Masséna andrerseits oft versagten, und Marmont, mehr Virtuose als Künstler, vollends den unfähigen König Josef, dessen eingebildeter Eigenwille hauptsächlich den Verlust Spaniens verschuldete.

Kennedy und Oberst Chesney in seinen „Waterloo-Lectures" haben Wellingtons Führung vor und bei Waterloo gerechtfertigt, obschon letzterer (nach Lord Byrons und anderer Vorgang zum erstenmal) zugiebt, es wäre „monstrous injustice to Blucher and his army", wenn man deren Eingreifen unterschätzen wolle — eine Frage, über die man auf dem Kontinent längst zur Tagesordnung überging.*) Jedenfalls wäre es unangebracht, mit müßiger Allesbesserwisserei Wellingtons Fehler, welche auch seine vernünftigen Lobpreiser nicht leugnen, zu Beweisen seiner Unfähigkeit aufzubläh. Kein Einsichtiger wird ihm klare Umsicht, unermüdlichen Fleiß, emsige Ausdauer und hohen moralischen Mut absprechen. Auch wollen wir gern Sir J. Kennedys Ausspruch beherzigen: „The game of war is to exciting, so complicated, and presents so many propositions which are capable of a variety of solutions, and must be solved irrevocably on the instant, that no human powers of mind can reach further than a comparative excellence as a great commander." Freilich hat sich's selbst Napoleons Renommee gefallen lassen müssen, von Leuten wie Moreau und Bernadotte und später von Charras bekritelt zu werden, während genaue Prüfung zeigt, daß er nie anders handeln konnte als er that.**) Und so verdient auch Wellington im spanischen Krieg oft Lob, selten begründeten Tadel.

---

*) Hätte Blücher, respektive Bülow, Plancenoit eine halbe Stunde später angegriffen, so konnte Wellington unmöglich das Feld halten. Alle Phrasen und Sophistereien der Engländer à la Siborne (Müffling als Augenzeuge dachte anders, obschon wahrhaftig nicht Blücher zugethan) fruchten dagegen nichts. Übrigens habe ich in einem Essay „Die Ursachen der Entscheidung von Waterloo" (in „Napoleon I.", 1889) die Lage des Empereurs noch einmal klar dargelegt.

**) Selbst über sein Verfahren bei Borodino, wo er jede Umgehung verwarf und eine rohe Frontalschlacht schlug, habe ich meine eigene Meinung, da es Napoleon hauptsächlich darauf ankam, dem Feind, dessen unbehülfliche dicke Aufstellung dazu Anlaß bot, möglichst viele Leute zu vernichten.

Begreiflich bleibt es jedenfalls, daß er zum Nationalheros wurde. Jede Nation hat eben verschiedene Ideale. Ein krähender Suwarow wäre für civilisierte Truppen eine lächerliche Figur, Blücher für Engländer, Moltke für Franzosen, Napoleon für Preußen.

Die lächerliche prahlhansige Überschätzung Wellingtons seitens seiner Landsleute hat zu der natürlichen Reaktion geführt, daß deutsche und französische Kritiker die Verachtung Napoleons, welche derselbe gegen diesen Gegner und Zufallbesieger bis zum Ende beibehielt, für sich als Maßstab nahmen. Diese Auffassung gewann festen Boden durch Wellingtons Verhalten in seinem „ruhmreichsten" Feldzug 1815, wo sachmännisch verständige Kritik ihn von Anfang bis Schluß als vollständig unfähig verdammen und nur seine persönliche taktische Führung bei Waterloo aufrichtig anerkennen muß. Allein, will man über diesen merkwürdigen Feldherrn ein richtiges Urteil schöpfen, muß man ihn lediglich im Halbinselkrieg betrachten, wo denn das Bild ein wesentlich anderes wird.

In einer kürzlich erschienenen Studie hat Hauptmann v. Rößler die Operationen Wellingtons bei Torres Vedras einer Prüfung unterzogen und dabei den Mangel jeder Genialität und spontanen Initiative hervorgehoben, wodurch Wellington in die Reihe der Generale zweiten, ja dritten Ranges herabgedrückt werden dürfte. Zwischen den Zeilen liest man aus Rößlers kühl abfälligem Urteil, daß er Masséna, den Besiegten von Torres Vedras, hoch über seinen Besieger stellt.

Ohne Zweifel erwies sich Masséna durch Schneid und Schwung der Initiative (auch sein meisterhafter Rückzug nach Almeida beweist dies), vollends Soult als Stratege dem Engländer überlegen. Zweimal (nach Talavera wie nach Salamanca) zwang letzterer Wellington durch geniale Operationen gegen seine Rückzugslinie, alle Früchte seines Sieges (1809 und 1812) aufzugeben. Und auch der mißlungene erste Feldzug Soults nach Portugal zeigt, trotzdem Wellington ihn durch den vortrefflichen Flankenmarsch über den Duero ausmanövrierte, gerade den französischen Marschall in glänzenderem Lichte. Allein, abgesehen von Wellingtons unleugbaren Verdiensten um Organisation (Intendantur u. s. w.) und taktische Ausbildung der englischen und der verbündeten spanisch-portugiesischen Heere, wird man ihm erst gerecht, wenn man die eigentümlichen Verhältnisse erwägt, unter denen er sich bewegte. Sein englisches Heer war vorzüglich, aber sehr klein und den Massen der Franzosen unmöglich gewachsen. Die spanisch-portugiesischen Aufgebote aber mußten erst langsam an den Krieg gewöhnt werden, da sie meist von unbrauchbarer soldatischer Qualität. Demnach konnte sich der englische Feldherr lediglich auf die Defensive beschränken und nur in seltenen Fällen eine offene Feldschlacht wagen, bei besonders dringenden oder günstigen Umständen, deren Hauptbedingung: große numerische Übermacht. Wurde er daher wie 1811 zugleich von Süden (Soult) und Nordosten (Masséna) her bedroht, so blieb ihm stets nur übrig, den Tajo zwischen sich und den Feind zu bringen, bis ans Meer unter den Schutz seiner Flottenverbindung mit England zurückzuweichen. 1808/9 war so das erste englische Heer unter Sir John Moore nach Corunna getrieben worden, um sich auf die Flotte zu retten. Wellingtons kühler und scharfer Spürblick aber hatte in den Linien von Torres Vedras schon lange vorher die Strandfestung erkannt, wo er mit sicherer Ruhe den Feind am Meer erwarten könne, ohne das frühere Schicksal Sir John Moores zu teilen. Man will hierin eine spezifisch englische Kriegskunstdoktrin entdecken: So nur könne England auf dem Kontinent als Kriegsmacht auftreten — verstehen wir

dies recht, also etwa als Ausfallheer aus einer Hafenfestung mit Flotte. Eine solche kriegswissenschaftliche Doktrin, die man ihm indirekt unterlegt, lag aber Wellington sicher ganz fern, der 1815 ebensowenig auf seine Küstenverbindung Wert legte, wie dies früher in Flandern und Deutschland ein Marlborough gethan. Vielmehr lag das ganze „System" Wellingtons — das sich etwa so summieren läßt: Als stete Basis die Küste von Portugal, Festhalten der unteren Tajolinie und langsam stetiges Ausholen darüber hin zwischen Badajoz und Ciudad Rodrigo — nur in den örtlichen, militärischen und politischen Verhältnissen begründet. In Portugal besaß er eine stete ausgiebige Hülfsquelle; die spanische Junta bewies sich zwar stets lästig und falsch, aber er kümmerte sich später gar nicht mehr um sie. Selten hätte sich ein Feldherr in einer schwierigeren Lage befinden können, nie hat sich einer im Gegenteil in einer günstigeren befunden. Wäre nämlich Wellington wie andere Generale durch seinen Souverän oder einen Hofkriegsrat direkt gehindert worden, so konnte die Bewältigung solcher Aufgabe ihm nie gelingen; und ebensowenig, wenn er selbst, wie andere große Feldherrn, ein Souverän gewesen wäre, der von anderen als rein soldatischen Erwägungen mitbestimmt wird. So aber, mit diktatorischer Gewalt ausgestattet, fern der Mutterinsel, dem Hineinpfuschen des Kabinets und Parlaments die kaltblütige Gleichgültigkeit seines Naturells entgegensetzend, blieb er vollständig unbehindert im Durchführen seines Systems: „Kommst Du heute nicht, so kommst Du morgen". Er hatte für sich die größten Gewalten: Zeit und Geduld. Napoleon konnte nicht warten, der Welteroberer, der Weltumgestalter, der Monarch — Wellington der bloße Soldat, er konnte warten. Napoleon sprach das tiefe Wort: „Man soll nicht 1807 versuchen, was erst 1810 geschehen kann". Aber er selbst konnte dies Prinzip nicht befolgen, da die Umstände ihn zur Überstürzung zwangen. Wellington hingegen berechnete leicht, daß Napoleon bald wieder einen neuen großen Krieg beginnen und einen Teil seiner Streitkräfte daher von Spanien wegziehen werde. Er lag also ruhig von Jahr zu Jahr auf der Lauer. Ihm eilte es ja nicht und seinem England ebensowenig. Das Drängen und Jammern der Spanier aber ließ ihn völlig kalt; was kümmerte das ihn!

Es ist die alte Geschichte vom Fabius Cunktator, der den genialen Hannibal durch ganz gewöhnliche Kniffe an den Rand des Verderbens bringt; dieselbe Taktik, die mit Zuhülfenahme der Elemente Kutusow gegen Napoleon ausspielte. Ein höhnisches Triumphlied der klugen Mittelmäßigkeit! Innerhalb dieses selbstgeschaffenen Systems aber darf Wellington als ein mustergültiger Meister, ja in seiner Art als ein origineller Feldherr gelten. Demgegenüber muß andererseits sowohl bei den Überstürzungsfehlern seiner Gegner wie bei ihren blendenden Initiativethaten im Auge behalten werden, daß hinter ihnen ein tobender Empereur stand, der jedes Mißlingen wie ein Verbrechen strafte und zugleich den Rivalitätsneid weckte. —

Noch ein Wort über das Thema „Talavera". Über keine Schlacht fließen die Quellen so spärlich. Die Spanier hatten guten Grund, über Cuestas Thaten Schweigen zu bewahren, und bei der prahlerischen Verlogenheit ihrer Berichte müssen sie ohnehin als Zeugen sozusagen aus dem Gerichtssaal hinausgewiesen werden. Auch die französischen Historiker verdienen selten Glauben im Einzelnen, wissen aber auch von Talavera nichts besonderes zu melden und gehen leicht über eine Schlacht weg, die selbst sie nicht zu den französischen Siegen rechnen können. Zweifellos bestreben sich die Engländer die Wahrheit nicht allzusehr zu verletzen, wenigstens ihre fachmännischen Militärschriftsteller, obschon auch hier gar manche

Ungerechtigkeit mituntertief. Die Thaten der deutschen Legion und der Braunschweiger werden nur gewürdigt, wo es gerade nicht anders geht. Das bekannte Wort Wellingtons an die deutsche Legionsartillerie nach der Schlacht von Salamanca: „Ihr seid wert, Briten zu heißen", dessen sich leider diese Deutschen noch rühmten, giebt hier den richtigen Maßstab. Andererseits verweilt ein Spezialwerk wie das von Major Beamisch über die deutsche Legion allzusehr bei den Einzelthaten dieser berühmten Truppen und es kann nicht geleugnet werden, daß die vielverbreitete Ansicht, die deutschen Hülfsvölker hätten sich vor den anderen englischen Truppen ausgezeichnet, nicht auf Wahrheit beruht. Auch bei Waterloo waren es gerade die altenglischen Regimenter, die sich besonders hervorthaten, während die deutsche Legion bei La Haye Sainte und Umgegend die schwersten Unfälle erlitt. Hervorzuheben wären die Leistungen der deutschen Dragoner in der Schlacht bei Salamanca (Charge gegen Division Thomieres) und vornehmlich auf der Verfolgung bei La Serna, wo allein 51 Mann bei ihrer siegreichen Attake getötet wurden, ebenso bei dem Rückzug von Burgos bei Venta de Pozo (23. Oktober 1812), wo sie zwar auch von den französischen Gensdarmen geworfen wurden, indessen später die anderen geworfenen englischen Schwadronen deckten. Die ersten German Hussars zeichneten sich ferner aus 1810 beim kleinen Feldzug Crawfurds an der Coa, wo u. a. Kapitän Kräuchenberg mit einem Zug Husaren ein feindliches Reiterregiment beim Passieren des Casas-Stroms erfolgreich angriff. („Excellent and experienced soldiers" nennt Napier diese Legionshusaren.) Endlich sei noch das treffliche Benehmen der Infanterie General Altens beim Übergang über die Adour (1814) erwähnt, welches ihr Corpsgeneral, der gigantische Kriegsmann Sir John Hope (Nächstkommandierender unter dem viel verleumdeten ausgezeichneten Sir John Moore, † 1809 bei Corunna, und nach Wellingtons freudigem Zugeständnis „der beste Soldat der Armee") eifrig empfahl. Allein, es ist bezeichnend, daß Wellingtons „Despatch" (Bericht-Depesche vom Kriegsschauplatz) die Deutschen nicht einmal nannte, obschon sie vier Fünftel des Verlustes getragen hatten.

Solche und ähnliche Ungerechtigkeiten machen es begreiflich, daß die Deutschen in englischem Solde nun ihrerseits allzu üppige Lorbeeren für sich in Anspruch nahmen. So scheint z. B. die Bajonettattake der Braunschweiger auf Montbruns Küraffiere bei Fuentes Onoro (1811) keineswegs ein besonders ihnen zukommender Akt zu sein, wie sie sich rühmen, sondern von allen dort fechtenden englischen Regimentern geteilt. Auffallen muß es nur, daß die englischen Schriftsteller die körperliche Größe und Stärke („huge" „big") ihrer deutschen Soldaten wiederholt hervorheben. Im übrigen muß nochmals der Gerechtigkeit halber betont werden, daß die erstaunlichsten Beweise von Tapferkeit und Geschicklichkeit gerade von den rein britischen Regimentern vollführt wurden, wenigstens bei der Infanterie. Schon ihre überwiegend großen und unverhältnismäßigen Verluste in allen Schlachten und Treffen beweisen, mit welcher Aufopferung sie fochten. So verloren bei Albuera (unter der schlechten Führung des prahlerisch großgeschrieenen „victorious Beresford") die Deutschen General Altens nur 400 Mann, während von 6000 Briten nur 1500 Unverwundete übrig bleiben — ein Verlust ($^3/_4$ der Effektivstärke!), der alles Dagewesene (Collin, Aspern, 38. Brigade bei Mars la Tour) übersteigt.

In gleicher Weise hüte man sich, die Undankbarkeit der Franzosen gegen ihre deutschen Hülfsvölker etwa damit zu vergelten, daß man nun den letzteren übermäßige Lobeserhebungen zollt. Die Thaten der beiden Regimenter Nassau (beim

IV. und III. Corps), die der Westfalen und Hessen in Ehren, — aber die furchtbarsten Kämpfe bestanden und die schwersten Verluste erlitten im Halbinselkrieg altfranzösische Veteranen (z. B. bei Busaco, bei Barosa, in den Pyrenäen). Welche Armee es war, die unter Wellingtons Schlägen sank, beweist die glorreiche Verteidigung von Burgos durch Dubreton, von Badajos durch Philippon, von San Sebastian durch Rey. —

* * *

Über Talavera selbst liegen, außer den deutschen Regimentsgeschichten der Nassauer und Badenser (Schäffer, Hergenhahn u. s. w.) keinerlei Detailberichte vor. Dies erklärt sich schon durch den Umstand, daß keiner jener englischen Untergenerale, welche besondere Biographen oder Lobredner gefunden haben (Picton, Beresford, Crawfurd), an der Schlacht Teil nahm.

Dennoch kann die Bedeutung dieser ersten Niederlage Napoleonischer Waffen nicht hoch genug angeschlagen werden. „Talavera" war kein leichter Handstreich wie „Vittoria", kein Zufallhieb wie „Salamanca", wo Wellingtons Falkenblick im selben Augenblick den Lückefehler Marmonts benutzte. Diese wohlüberlegte, hartnäckig durchfochtene Schlacht lehrte die Welt zum erstenmal, daß französische Veteranen in offenem Feld besiegbar seien.

Nicht die Darstellung kriegerischer Ereignisse darf als neu in der Erzählungslitteratur gelten. Schon Homer schildert Schlachten. Die Schilderung einer modernen Schlacht, weil eine Summe von technisch-kriegswissenschaftlichen Kenntnissen erfordernd, bleibt nur unverhältnismäßig schwerer. Eins allein beansprucht der Autor dieser und all seiner vorausgehenden ähnlichen Studien für sich als neu: Den steten Versuch, das eigentümliche Drama zu entrollen, welches in des modernen Feldherrn Seele sich abspielt. Da wirken zahllose Motive und sogar Zufälle mit, um den Erfolg oder Mißerfolg herbeizuführen. Der epische Hintergrund der Massenkämpfe umrahmt diese dramatisch fortschreitende Handlung, welche im Verborgenen monologisch sich entwickelt. „O den Blick eines Shakespeare, um zu schildern, was in des Mannes Seele vorging, als er sich sagen mußte: „Ist die Alte Garde nicht eher in Mont St. Jean, als Blücher in Planchenort, so ist alles aus!" ruft Johannes Scherr einmal. Da irrt er freilich sehr. Dazu bedarf's durchaus keines Shakespeare, denn Napoleon hat wie jeder Spieler in jenem Augenblick, stier auf seinem Schimmel vor sich hin starrend, unbewußt-automatisch nur gerade jenen einen Gedanken gefühlt, keinen andern. Aber was vor, während der Schlacht und nachher in der Seele eines modernen Feldherrn wogt — das zu zergliedern wäre in der That eine Shakespeares würdige Aufgabe. Denn die moderne Schlacht scheint die größte und psychologisch spannendste Lebenstragödie, der geschlagene oder siegende Feldherr spielt gleichsam einen vergrößerten Macbeth. Hier steckt ein Stoff für den experimentalen analysierenden „Realismus", mit dem nur wenige andere Aufgaben sich vergleichen dürfen.

Die sogenannte „Freie Bühne“ in Berlin.

Von M. G. Conrad.

(München.)

Eine Bühne auf deutschem Boden, in der Hauptstadt des Reiches, hat das Recht verwirkt, sich „frei“ zu nennen, sobald sie als schleppennachtragende Dienerin des Auslandes sich erwiesen. Das Bühnen-Institut der Herren Brahm und Genossen ist in hervorragender Weise eine unfreie, in den Fesseln der Ausländerei sich abquälende Schöpfung. Ich habe deswegen meinen Austritt aus dem „Verein freie Bühne“ mit folgenden Zeilen erklärt:

„Ich habe keine Lust, die von Ihnen gepflegte Ausländerei-Wirtschaft irgendwie zu unterstützen. Ich erachte es vielmehr als Pflicht eines jeden vaterländisch gesinnten und das Ansehen unserer nationalen Kunst und Dichtung hochhaltenden Schriftstellers, Ihr Institut zu bekämpfen, so lange es seiner jetzigen Übung treu bleibt. Es ist mir sehr leid, daß ich mich, von der Täuschung befangen, Sie würden ein gerechtes, der deutschen Kunst nützliches Regiment führen, an Ihren Verein angeschlossen habe. Ich erkläre also hiermit meinen Austritt.

München, 23. Januar 1890.“

> Freunde, treibet nur Alles mit Ernst und Liebe; die beiden
> Stehen dem Deutschen so schön, den, ach! so vieles entstellt —

lautet ein bekanntes Distichon unseres Altmeisters Goethe.

Nun, das ist nicht zu leugnen, daß die Herren von der „Freien Bühne“ seither ihr Werk mit „Ernst und Liebe“ getrieben haben. Allein sie haben es in einem Sinne getrieben, der den Deutschen ganz schändlich „entstellt“, im Sinne der plattesten Auslandsverhimmelei. Auf einen deutschen Dichter brachten sie vier ausländische — und wenn wir einen von den letzteren fraglos als berechtigt gelten lassen wollen, an dieser Bühne zunächst mit einer Ehrenaufführung bedacht zu werden, den Norweger Henrik Ibsen, die übrigen drei waren vom Übel, weil vom Überfluß. Und man soll nichts Überflüssiges vollbringen und damit Zeit und Kraft und Stimmung vergeuden, so lange nicht das Notwendige geschehen. Das Notwendige bei jedem auf Anstand und Selbstachtung haltenden Kulturvolk ist aber zu allen Zeiten dies gewesen, daß in erster und ausschlaggebender Linie die zurückgedrängten einheimischen Kräfte losgebunden, gefördert und auf den rechten Platz zu einem gerechten Urteil geführt werden.

Von diesem in der ganzen gebildeten Welt geltenden Gesichtspunkte

aus kann das vaterlandslose Gebahren der Herren Brahm und Genossen nicht scharf genug getadelt werden. Sie mögen sich ihren Dank bei den Franzosen, Russen oder Schweden holen — bei den Deutschen haben sie sich durch ihre schmachvolle Auslandsbevorzugung jedwede dankbare Anerkennung verwirkt.

Über den spezifisch berlinerischen Freien-Bühnen-Realismus, aus dem alles verbannt erscheint, was dem deutschen Volke seither als Gemüt, Humor und Freudigkeit aus allen seinen großen nationalen Dichtern am nachhaltigsten zum Herzen sprach, soll hier weiter kein Wort verloren werden. Nur so viel sei angemerkt, daß auch das Wenige, was die freie Bühne von deutschen Autoren angenommen hat, alles Mustergiltige und Vorbildliche für das übrige Deutschland dadurch verliert, daß es die realistische Dichtung gerade in ihrer nüchternsten, gemütslosesten und geistig armseligsten Form zur Erscheinung bringt. Der Realismus der Herren Hauptmann und Arno Holz, soweit er in den von der „freien Bühne" angenommenen Theaterstücken sich verkörpert, hat für die heutige künstlerische Bewegung nur den Wert eines Kuriosums; künstlerischer Leitstern für den Kopf, künstlerisches Labsal für das Herz der nichtverberlinerten Deutschen wird er niemals werden. Er ist und bleibt eine seltsam traurige Asphaltpflanze der Großstadtgasse, ohne Duft, ohne Samen, ein erstaunliches Wunder der — Technik.

Es vollendet die Charakteristik der derzeitigen freien Bühnen-Leitung, daß sie gerade dieser realistischen Abart der Berliner Litteratur den kleinen Rest ihrer vom Auslandskultus übrig gebliebenen Liebe und Sorge zuwandte. Die bösen Zungen behaupten: des Skandals, d. h. in diesem Falle: des Geschäftes wegen. Habeat sibi. —

Genrebild und Karikatur.

Von Hans von Basedow.

(Leipzig.)

Nirgends ist die Unsicherheit im Verständnis technischer Ausdrücke größer, als in der Kunst. Urteile in der Gemälde-Ausstellung wimmeln von erlernten Schlagworten. — „Famoses Genre — köstliches clair-obscur — Freilichtmalerei — zu kreidiger Ton." — Aber Worte — Worte — nichts als Worte!

Ein Genre-Bild kennt Jeder, was ist aber eigentlich ein Genre-Bild?

Eine Karikatur kennt Jeder, was ist aber eigentlich eine Karikatur?

Das Genre-Bild stellt nicht das Spezielle, — sondern das Allgemeine dar. Das Alltägliche, das Allgemein-Menschliche ist sein Wesenskern. Es stellt wohl auch große Vorgänge dar, aber nicht als solche, sondern in ihrer Einfachheit als notwendige Konsequenz des menschlichen Lebens — es stellt den großen Mann im Schlafrock dar. Einen Napoleon im Schlafrock — d. h. nicht als den großen Napoleon, sondern als den Menschen Napoleon. Das Genrebild entbehrt jedweden Nimbus — es zeigt uns den Menschen. Das eben ist das Anheimelnde des Genre-Bildes, — daß es allgemein menschliche Seiten zur Anschauung bringt — der moderne, realistische Roman ist die litterarische Parallele zum Genre-Bild. Conrads „Was die Isar rauscht" ist ein wundervolles Genre-Bild.

Das Genre-Bild ist diejenige Kategorie der Malerei, in der sich die intensivste Wirkung erzielen läßt. Das Genre-Bild ist befähigt, sozial zu wirken — und eine soziale Wirkung ist Postulat jedweder modernen Kunst.

Das Genre-Bild ist das eigentliche Sitten-Bild. Es soll stets eine Tendenz haben — nicht eine Tendenz, die sich ungebührlich vordrängt, sondern ein Grundthema, das sich ungezwungen ergiebt. Gemalte Nichtigkeiten haben keinen Zweck, sie sind ebenso unnütz, wie inhaltlose Lyrik. Das Genre-Bild ist zu Großem berufen. Es ist Mißverstand, wenn man nur komische Bilder unter die Rubrik Genrebild rangiert. Die Komik ist nicht Postulat des Genre-Bildes, wohl aber jener Humor, — der den Grundstoff eines jeden, wahren Kunstwerkes bildet. —

Das Genre-Bild muß streng realistisch sein. Es muß die Dramatik Ibsens, die Prunklosigkeit und Einfachheit des deutschen Naturalismus und die Haarschärfe Zolas malen.

Es muß stets in den Grenzen bleiben, die sein Grund-Thema fordert. Mensch und Mensch ist nicht dasselbe — ja, es giebt wohl nichts Verschiedeneres. Der Proletarier wird stets ein anderer sein, als der Soldat, der Gelehrte, der Reiche — auch wo die allgemein menschlichen Seiten zum Durchbruch kommen. Und doch muß in Allen das Allgemein-Menschliche spürbar sein. Das allgemein menschliche Phänomen für jede Individualität zu suchen und zu finden, das eben ist die Arbeit eines jeden Künstlers. Es muß Stil im Genre-Bild sein. Unter Stil verstehe ich natürlich nicht den landläufigen Stil-Begriff. Unter Stil verstehe ich völlige Harmonie der einzelnen Teile. Stil bindet sich nicht an bestimmte Regeln, nicht an schulmeisterlich-trockene, ästhetische Phrasen. Es giebt nicht einen Stil, unter dem die Kunstwerke rubriziert werden müssen, sondern jedes Kunstwerk hat seinen eigenen Stil.

Der Stil ergiebt sich aus dem Wesen des Kunstwerkes. Mit dem ersten Pinselstrich bildet sich der Stil, er wächst mit der Ausgestaltung. Der Stil ist das Kunstwerk selbst. Beide sind identisch, der ist kein Künstler, der sie trennt. (Defregger z. B. ist völlig stillos. Er war stilrein — originell, aber er hat seine Kraft verloren. Schablone ist kein Stil, und Defregger malt nur Schablone. Er malt nicht einmal mehr, sondern klext. Defregger wäre Künstler geblieben, wenn ihn nicht die Verhimmelungen der Kritik, vor allem Swobodas, eines höchst einseitigen Kunstrichters, der von Malerei gar wenig versteht, zur Oberflächlichkeit erzogen hätten. Es wäre besser, hätte ihm die Kritik stets die Wahrheit gesagt — allerdings eine Anforderung, die man an die moderne Kritik nicht mehr stellen darf.)

Das Genre-Bild — besser: das soziale Sittenbild hat eine Unterabteilung: die Karikatur. Man mißverstehe das Wort: Karikatur nicht; ich setze unter diese Bezeichnung nicht jene bekannten Bildchen, die irgend welche Körperteile in übertriebenen Proportionen darstellen, um damit irgend welche Mißverhältnisse zu komoedieren, ich verstehe unter Karikatur das Herausheben zweier schwacher allgemein-menschlicher, und nicht spezieller Seiten. Bismarck mit drei Haaren darzustellen, ist keine Karikatur, das ist ein fauler Witz, wie er für den „Ulk" und ähnliche Mustersammlungen von Lächerlichkeiten paßt. Hingegen ist es Karikatur, wenn man Paul Heyse als Apollo darstellt. Es ist hier eine allgemein schwache Seite komoedirt — die nicht nur körperlich, sondern geistig. Und auf eine geistige Unzulänglichkeit kommt es denn auch an. Das Münchener Goethe-Denkmal ist also auch keine ideale Gestaltung des Weimeraner Geheimrates, sondern eine Karikatur. Das setzt das Denkmal nicht herab, durchaus nicht, — die wahre Karikatur ist oftmals ein erhabenes Kunstwerk. Die Karikatur hat nicht — wie dies in der landläufigen Anschauung liegt — häßliches Spaßbild zu sein — sie hat nur markante Innenseiten äußerlich auszudrücken. Die Darstellung des Häßlichen pflegt man für ein Seitenglied der Karikatur zu halten — das ist ein großer Irrtum. Das Häßliche ist Stoff für jeden Zweig der Kunst — im großen Historienbild, in der Tragödie, im Roman, im Genre-Bild, überall nimmt es eine wesentliche Stelle ein, ohne das betreffende Kunstwerk zur Karikatur zu machen. Eine Karikatur kann von „idealer" Vollkommenheit, von künstlerischer Schöne sein — ein Gemälde von abstoßender Häßlichkeit — die einzelnen Fäden schlingen sich eben herüber, hinüber. Die Einschachtelungen unter bestimmte Schlagworte ist hier nicht am Platze. Kunstwerke lassen sich nicht schematisieren.

Genre-Bild und Karikatur — nochmals sei es gesagt in dem von mir fixiertem Sinne — gehen Hand in Hand — jedes schärfere Ausprägen

irgend welcher Mißverhältnisse wird Karikatur, d. h. wenn die schärfere Ausprägung über die Grenzen der Wirklichkeit hinausgeht. In Zolas, Kretzers, Albertis sozialen Romanen sind die sozialen Mißverhältnisse gewiß scharf-tendenziös gefärbt, ohne zur Karikatur zu werden. Die tendenziöse Färbung ist eben natürliche Konsequenz des Themas, was bei der Karikatur nicht der Fall. Die Karikatur ironisiert und komoediert das Natürliche, geht aber in jenes Lügenland über, das wir verpönen, thut dies aber in der Absicht zu heilen und heben — aus diesem Grunde bildet sie eine wesentliche Stütze realistischer Kunst.

Das soziale Genre-Bild ist das moderne Kunstprinzip der Malerei. — Aphoristisch habe ich das Wesen des Genre-Bildes gestreift. Auch in der Malerei tagt's — mögen sich die einfachsten Grund-Ausdrücke festigen. Verwirrung, Mißverstand der Begriffe ist ein großer Schaden — vor Allem, wenn die Künstler selbst nicht klar sind über die Begriffe. Künstler und Kritiker sind zum weitaus größten Teil in die abgelebten, geistverlassenen Schulausdrücke verrannt — möchten sie doch auch das Wesen des neuen Geistes spüren — und sich klar werden über die Pflichten des wahren Künstlers.

Ernst Wechsler.

Eine Studie von Gottfried Doehler.

(Berlin.)

Im Heer der deutschen Realisten haben sich seit Beginn der revolutionären Bewegung in unserer Litteratur Kämpfer der verschiedensten Eigenart zusammengeschart, fast gleicht ihr Lager in seiner bunten Zusammensetzung dem Lager Wallensteins. Die Gedanken des lieben deutschen Publikums bei diesem Anblick drückt mutatis mutandis nicht unzutreffend das Gespräch des Bauern und Bauernknaben in Schillers kraftvoller Dichtung aus:

Bauernknabe: Sind euch gar trotzige Kameraden,
Wenn sie uns nur nichts am Leibe schaden.
Bauer: Ei was! Sie werden uns ja nicht fressen,
Treiben sie's auch ein wenig vermessen.

Ja, manche unserer Realisten mögen's wohl ein wenig vermessen treiben, sei es nun mit allzu derbem Dreinschlagen in der Kritik, sei es in eigenen Schöpfungen mit den brutalen Waffen des allerkonsequentesten Realismus, dem Schlachtruf der fremden Völker, der schwedischen, französischen und russischen Kriegsknechte. Doch giebt es auch gute Deutsche in diesem Heere, die es verstanden haben, den deutschen Realismus, der nun doch einmal entsprechend dem Charakter unsres Volkes ein

anderer sein muß als der der Ausländer, zu Ehren zu bringen und die nicht bloße Nachahmer Zolas, Ibsens, Dostojewskijs sind.

Zu diesen gehört Ernst Wechsler, der seit 10 Jahren auf dem Wahlplatz deutscher Litteratur erschienen, sich bereits einen geachteten Namen erworben hat, so daß es sich wohl verlohnt, sein bisheriges Schaffen in einem kurzen Überblick zusammenzufassen.

Wechsler hat das Glück gehabt, auf seinem Lebensgang drei Sterne der älteren Schriftstellergeneration zu Freunden zu gewinnen, es sind Robert Hamerling, der Verfasser „psychologischer und sozialpolitischer Epen", Karl von Thaler, der feinsinnige Feuilletonist, und Karl Frenzel, der scharfe, aber wohlwollende Kritiker. Es war nicht der Zufall, der Wechsler mit diesen Männern zusammenführte, hier ist sozusagen der Zug des Herzens des Schicksals Stimme gewesen, denn unser Autor birgt ein gut Teil der Eigenschaften in sich, wegen deren dieses Trio geachtet und berühmt ist, und hat sich auf gleichem Gebiete wie sie erfolgreich bethätigt.

Dem Epiker Wechsler stand bei der Taufe seines ersten Musenkindes Hamerling als getreuer Pate zur Seite. Thaler war dem jungen, nach Wien übergesiedelten Schriftsteller ein getreuer Berater und Förderer bei seiner feuilletonistischen Thätigkeit, und Frenzel ist ihm jetzt Vorbild und Gönner bei seiner hauptsächlich kritischen Beschäftigung in Berlin.

Doch versuchen wir nunmehr die Schöpfungen Wechsler in flüchtigen Umrissen zu zeichnen.

Im Jahre 1880 erschien sein Erstlingswerk: „Der Festzug des Lebens", Poetische Spiegelbilder aus der Gegenwart. (Graz, Leykam 1880.) Wechsler, angeregt durch den prunkvollen, von Makart arrangierten Huldigungszug bei der silbernen Hochzeit des österreichischen Kaiserpaares, dichtet denselben in Verse um, aber immer mit dem Blick vom Thatsächlichen, Gegenwärtigen aufs Allgemeine, auf's Vergangene und Zukünftige. Er schafft aus den Personen des Zuges typische Gestalten, wobei es nicht an humoristischen und satirischen Seitenblicken fehlt. Es liegt nicht im Rahmen dieser Skizze, eine genaue Analyse dieses begeisterten, gährenden Jugendwerkes zu geben, das die Klaue des Löwen verrät, aber es sei erlaubt, auf einzelne, bedeutsame Züge hinzuweisen. Nachdem der Dichter die Gruppen der Kunst und Jagd, des Wein- und Bergbaus u. s. w. in lebensfrischen Gestalten uns vorgeführt, nachdem wir gesehen, wie der Mensch in der Natur lebt und schafft, wie er ein Heim sich gründet und Städte bewohnt, wird durch geschickte Gedankenverknüpfung der Sinn des Lesers auf die Schläge und Schrecken des Schicksals gelenkt. Da erscheint die Orgel im Zuge und in prächtig dahinrauschenden Rhythmen lesen wir tiefempfundene Worte vom frommen Sinn der Gläubigen und vom thatkräftigen Willen der Weltkinder, der Gott und Religion der Neuzeit werden soll. Lebendig und packend ist ferner das Nahen des Feuergottes, der Wassernymphe und des Dampfdämons geschildert. In einer Pause hören wie eine Unterhaltung zwischen einer Dame und dem Körper gewordenen Geiste Schopenhauers, der pessimistische Randglossen über Schönheit, Natur, Glück u. s. w. zum besten giebt und schließlich durch die Tribüne „unter Feuer und Schwefelgeruch" versinkt. Alles in allem ist das Gedicht ein merkwürdiges Zeugnis von dem Gähren und Ringen einer tiefangelegten Dichterseele, deren Gefühlsausbrüche oft wunderlichen Ausdruck finden, während uns ein kräftiges Schilderungs-

talent anzieht und Gedanken und Grübeleien uns anregen, die bei einem jungen Manne von 19 Jahren überraschen.

Eine ganz andere Physiognomie, die aber doch einige verwandte Züge aufweist, hat das vier Jahre später erschienene Werk Wechslers: „Der unsterbliche Mensch“, eine materialistische Dichtung in fünf Gesängen, frei nach einer Sage über Moses Maimonides. (Wien, Konegen 1884.) Der geistvolle Litterarhistoriker Ernst Ziel sagt im ersten Bande seiner trefflichen „litterarischen Reliefs“ von Hamerling: „Seine ureigenste Domäne aber ist das von der Hoheit menschheitlicher Ideale durchleuchtete, psychologische Epos . . . hier hat er in unserer Litteraturgeschichte weder einen congenialen Vorgänger, noch einen ihm ebenbürtigen Nachfolger.“ Nun, einen solchen hat Hamerling inzwischen gefunden, es ist Ernst Wechsler mit seinem gedankenschweren, farbenprächtigen und formalschönen Epos: „Der unsterbliche Mensch“.

In der alten Stadt Fostât am Nil lebte Moses Maimonides, den Orient und Occident als den Weisesten der Weisen priesen. Besonders seine Lehre, daß man Gott nur durch die Vernunft zu erkennen vermöge, hatte ihn berühmt gemacht, aber auch Feinde und Neider ihm geschaffen und schließlich den Fluch der Rabbiner auf sein Haupt geladen. Von Zweifeln und trüben Gedanken gefoltert saß der Weise eines Abends im Zimmer, als sich ihm ein Jüngling nahte und in einer, vom Dichter ergreifend geschilderten Szene mit stummen Geberden, aber um so sprechenderen Blicken von Moses die Erschließung seiner Weisheitsschätze erbat. Dieser glaubt zunächst einen Verräter in ihm zu erblicken, den seine Feinde, um ihn zu verderben, gedungen haben, läßt sich aber durch die stummen Bitten des Jünglings und die eindringlichen Worte seiner schönen Tochter, Sada, bestimmen, den Jüngling aufzunehmen. Der Dichter berichtet uns nun, indem er echt episch die Ereignisse als Handlungen vor unserem geistigen Auge sich abspielen läßt, das Erwachen der Liebe in den beiden jungen Leuten, wie der Jüngling schließlich das Herz Sadas gewinnt und von ihr an eine Stelle geführt wird, von wo er in das Allerheiligste des Meisters schauen kann, das ihm derselbe noch immer mißtrauend verschlossen hält. Der Schüler lauscht hier dem Treiben des Lehrers und eignet sich so Kenntnisse an, die ihn bald auf eine gleiche Stufe der Gelehrsamkeit und Weisheit mit Moses selbst bringen. Als der Kalif in Irrsinn verfällt und die Kunst der Ärzte keine Rettung bringen kann, ruft man Moses. Wir begleiten denselben nach dem Palast, den der Dichter in farbenglänzender Schilderung vor uns aufbaut. Man sieht, Wechsler weiß seine fleißigen Lokalstudien in geschickter Weise zu verwerten. In einer dramatisch bewegten Szene erblicken wir den wahnsinnigen Sultan, den Moses zu heilen erklärt, wenn er in sein Haus gebracht wird. Hier beobachtet der Jüngling die Anstalten seines Meisters und bewahrt ihn vor einem Mißgriff bei einer etwas sehr wunderbaren Operation. Wechsler schildert uns nunmehr das Dankesfest des genesenen Herrschers mit malerischer Farbenglut, aber mit einer Breite, die mehr als episch ist und den Fortschritt des Epos aufhält. Hier hat ihn das Streben übermannt, die Früchte mühevoller Studien niederzulegen. Moses flieht, von banger Ahnung und Zweifeln gequält vom Feste weg in die Wüste. Wunderbar in der Stimmung ist die Schilderung von dem nächtlichen Treiben in der Wüste,' deren Geisterstimmen Moses' Seele wiederum mit Zweifeln, Ahnungen und Schrecken erschüttern. Von Zorn gepackt eilt er nach Hause und stellt den Jüngling zur Rede, der ihm seine That eingesteht und ihn um Verzeihung

bittet. Im zweiten Gesang: „Wunder der Kabbala", erzählt der Jüngling Manasse seine Abenteuer. Wechsler schildert uns in brennenden Farben die Gräuel der Judenhetzen, die begeisterten Kreuzprediger, die fanatischen Flagellanten und das Kreuzheer mit seinen Kämpfen und Auswüchsen. Sehr geschickt ist die Gegenüberstellung der düsteren Psalmen der Christenpriester und der paradiesesfrohen Gesänge der Türken vor Beginn der Schlacht, letztere freilich sind etwas lang geraten. Manasse, der aus Wissenstrieb als Jude mit dem Christenheer ausgezogen, — eine etwas schwache Motivierung — fällt in die Hände der Feinde und muß zum Islam schwören — kräftig ist die Beschreibung des Bittganges in der Kaaba —, aber Manasse findet auch hierin keine Befriedigung. Nunmehr beschließt er, Maimonides aufzusuchen, gelobt sich aber, um denselben vertrauensseliger zu machen, drei Jahre lang den Stummen zu spielen. Der Schüler beschwört nun den Meister:

„Und dennoch hast Du nicht den Gott gefunden!
Mit scharfem, kalt berechnendem Verstand,
Wie Du es thatst, da ist er nicht zu finden —
O folge mir in jenes Zauberland,
Das Du bisher verschmähtest" 2c.

Manasse meint die Mystik, der Meister läßt sich überreden und beide vertiefen sich nun in die Wunder der Kabbala, wobei uns der Dichter in prachtvoll dahinrauschenden Versen die Tiefen der mittelalterlichen Gottessehnsucht und Gottesliebe erschließt. Oft freilich muten uns diese Gefühlsschwelgereien etwas seltsam an. Bald aber trennen sich die Wege der beiden, der Blick des Meisters erweitert sich, während der Jüngling, ganz der wirren Mystik hingegeben, sich ihm entfremdet und in der Liebe Trost sucht.

Mit einer wunderbaren Szene schließt der zweite Gesang, worin das Liebesglück des jungen Paares geschildert wird:

. . . „Und der Natur allkräftiges Gebot,
Sich hehrer stets und schöner zu erneuen,
Und sich am Schöpfungszauber zu erfreuen,
Der beiden Sinne wundersam durchloht;
Und ihre Herzen, die sich sehnend wählten,
Zusammenbrannten und sich glühend stählten
Zu einem neuen herrlichen Gebilde," —

Das ist auch Realismus!

Im prächtigen Gegensatz zu den mystischen Akkorden im zweiten Gesang rauschen die Klänge des dritten („der unsterbliche Mensch") in kristallklarer Durchsichtigkeit dahin. Der Dichter erzählt uns, wie Maimonides in seinem Streben nach Wahrheit die Spur der Gottheit verliert „auf seinem hehren Wege zur Natur". Der Weise sieht die Natur unerbittlich nach ewigen Gesetzen handeln und wird selbst kalt und grausam. Da fällt sein Auge auf das Unheilsbuch, in dem die alte Sage geschrieben steht, daß ein Mensch, den man tötet und dessen Leichnam man in Stücke zerteilt, mit Balsam übergießt und neun Monate in einem wohlverschlossenen Glassarg aufbewahrt, wieder zum Leben erwachen wird, und zwar zu unsterblichem Leben. Maimonides erkennt, daß damit der Welt ein neuer Morgen anbrechen wird, daß mit einem Schlage der Welt, die nach Vollendung drängt, die Vollendung geschenkt wird; er träumt von herrlichen Idealen, die der unsterbliche Mensch, unsterbliche Nachkommen zeugend, erfüllen wird. Währenddem erleben Manasse und Sada ein rührendes Idyll voll Liebeslust und Seligkeit. Doch schon durchzittern trübe

Ahnungen Sadas Herz und ein böser Traum schreckt sie, da ertönt nun die Stimme des Maimonides, der seinen Schüler heischt. Das sind Meisterszenen, die wird Wechsler so leicht niemand nachmachen. Ergreifend und von psychologischer Wahrheit sind die folgenden Partieen, wo Moses seinen Schüler überredet, das Opfer seines Wahrheitsdranges zu werden und ihm schließlich das Messer in die Brust stößt, nachdem er den feierlichen Schwur geleistet, nicht vor Ablauf der bestimmten Zeit den Sarg öffnen zu wollen. Darauf bereitet Maimonides den Leichnam für das große Werk vor, während

„Ein Weib wälzt auf dem Lager sich und weint,
Und küßt die warme Stelle, wo er lag,
Und rufet ihn beim Namen wild und zag,
Und sucht den Schlaf und findet nur den Kummer,
Und weint nach ihm so laut und thränenschwer, —
Doch den sie ruft, der hört sie nimmermehr,
Denn keine Stimme weckt den Todesschlummer!"

diesem Sang voll erschütternder Tragik dürfte Weniges in der Litteratur gleichzustellen sein, wir möchten keine Zeile daraus missen. Der vierte Gesang: „Der Verbrecher" besingt mit tiefer Versenkung in das Seelenleben des Meisters dessen Seelenkämpfe, wie er bald von Gewissensbissen übermannt wird, wie ihn bald die Hoffnung tröstet, und wie er das Leben und Weben der Nacht für des Toten keimendes Leben hält. Sada verzehrt sich in Leid um den entschwundenen Geliebten, sie weiß nicht, wohin er gegangen, sie traut sich nicht den Vater zu befragen und muß bei alledem fühlen, wie ein neues Leben in ihr sich regt. In Fostât ist das Nauruzfest angebrochen, das von Wechsler in kräftigen Farbentönen gemalt wird. Zwar steht der Inhalt dieser Verse in erquickendem Kontrast zu den Schrecken des vorhergehenden Sanges, aber die Schilderung ist wiederum zu breit angelegt und der Leser sehnt sich schon, die Erfüllung des Schicksals zu hören.

In all der Festluft packt neues Grausen den Meister, noch wenige Tage fehlen an neun Monaten, er kann die Zeit kaum erwarten. Er betritt das Zimmer, wo der Sarg steht, da faßt ihn ein Schauder vor dem Gelingen seiner That, der Gedanke quält ihn, daß zu ewigem Leben der Tote erwachen wird, und die Schrecken der Ewigkeit packen ihn. Sein Stolz bricht zusammen, er stürzt davon nach dem Sanhedrin und fragt die Richter, wenn Jemand solche Frevel verübt habe, wie er den Fall setzt, „was würden sie dem raten da zu thun?" Die Richter glauben nicht, daß je ein Mensch solche Ungeheuerlichkeiten begehen könne und fluchen dem, der es doch wagen würde. Mit schrecklicher Wahrheit und packender Lebendigkeit hat der Dichter die folgenden Szenen dargestellt. Der Meister öffnet das Zimmer, wo der unglückliche Jünger eingesargt ruht, als Sada mit ihrem Kinde erscheint, nach dem Geliebten fragt und den Vater um Verzeihung bittet. Hohnlachend zeigt ihr dieser den Sarg, da bricht die Tochter mit dem Kinde zusammen. Maimonides aber, als er den Sarg in blinder Wut zertrümmert, findet nur verwesende Glieder, er sieht, daß seine That vergeblich war, daß sein Wille ohnmächtig ist, während die ewigen Gesetze der Natur machtvoll die Welt regieren. Von Scham und Reue gepackt schauert der Greis zusammen, die Lampe entfällt seiner Hand, und die Flamme ergreift Sadas Kleider. Maimonides flieht, während sein Haus in Flammen aufgeht und die Volksmenge, aus ihrem Jubel geschreckt, herbeieilt. Es folgt der Schlußgesang: „Sühne und Erkenntnis". Der ganze Aufbau dieses Epos ist vom Dichter mit dramatischer Meisterschaft geordnet. Während der erste Gesang eine lichtvolle

Exposition bietet, der zweite den ruhigen Fortgang der Handlung und der dritte Schlag auf Schlag auf den Höhepunkt derselben führt, bringt der vierte den Umschwung und der fünfte den versöhnenden Schlußakkord. Von Furien gepeitscht, stürmt Maimonides in die Wüste, die Reue durchzittert ihn und er sehnt sich nach Sühne.

Maimonides schleppt sich nach einer Oase und bricht ermattet zusammen, da wird er von wunderbaren Klängen geweckt. Eine Schar ergrauter Männer steht vor ihm, Abgesandte von Tausenden von Gemeinen, die ihm verkünden, daß seine Lehre im Streite gesiegt hat, daß seine Feinde unterlegen sind, und die den Fluch von ihm nehmen. Moses dankt aus tiefster Seele und bittet sie, ihn ruhig eines friedlichen Todes sterben zu lassen. Er ist allein, da regt sich in seiner Brust ein wildes Gefühl, er spürt den Scheidekuß der Natur auf seiner Stirn, aber er erkennt ihren Trug, er vernimmt aus allen Fluren

„Den Kampf- und Klageruf der Kreaturen,
Selbst aus der Wüste stiller Einsamkeit!"

Prophetisch sieht er, wie die Menschheit allmählich die Ziele erreichen wird, denen er im Sturmschritt zustrebte: Menschenbrüdertum und einen Weltenstaat. Die Sonne steigt auf, beleuchtet die Wüste, die Stadt und die Scharen, die ihr entströmen, um Maimonides zu begrüßen, der verscheidet.

„Was zittert doch auf seiner Stirn ein Strahl,
Klang nicht ein Ton nach, selig und gewaltig?
Aufwacht das Leben wieder reichgestaltig, —
Horch! Hungrig heult von Ferne der Schakal . . .

Wir sind wieder auf die Erde, in die Gegenwart zurückgerufen.

Dies gewaltige, gedankentiefe Epos von begeistertem, lyrischem Schwung, dramatischer Belebtheit und glühender Farbenpracht, das zwar nicht in allen seinen Partieen vollkommen abgerundet ist, auch einige große, psychologische Fehlgriffe zeigt, haben wir einer genaueren Analyse gewürdigt, weil dasselbe trotz zahlreicher, höchst anerkennender Kritiken viel zu wenig gekannt ist und wir durch diese Darstellung ihm neue Freunde zu gewinnen hofften.

Das nächste Werk des strebsamen, an die höchsten Probleme sich wagenden Autors ist betitelt: „Orgien und Andachten" (Leipzig, W. Friedrich).

„Soll ich das öde Leben sklavisch malen,
Das atemlos und freudlos darbt und ringt?
Soll ich den Stern besingen, der in Strahlen
Der Erde winkt?"

Fragt der Dichter in seiner Widmung an K. v. Thaler die Muse und sie antwortet:

„Ein Mittler sollst Du sein!
Durchschweif des Lebens Höhn, des Daseins Schlünde,
Wo Du auch weilst, ein lichter Sternenschein
Verkläre Dich, selbst in dem Reich der Sünde!
In Deinem Streben mahn' ich Dich an Eines!
„Erdwurzelnd und aufblickend himmelwärts,
Bewahr' Dir in der nicht'ge Welt des Scheines
Ein volles Herz!"

Dies ist Wechslers Programm, das des künstlerischen, gemäßigten Realismus, und es kennzeichnet sein Werk am besten. Das Buch: „Orgien und Andachten" enthält sechs Novellen in Versen und ein lyrisches Intermezzo. Die erste tiefempfundene Geschichte „Angelika" behandelt die Liebe eines Mädchens, das gelähmt und ein-

sam trostlose Tage bei rücksichtslosen Hausgenossen verbringt, zu dem Dichter, bei dem aus Mitleid Liebe keimt, aber zu spät! Echt künstlerisch ist die Kontrastierung des nächtlichen, lärmenden Lebens der Großstadt mit der Friedhofsstille und dem Begräbnis der Angelika. „Im modernen Hörselberg", ein Gedicht in keckem, übermütigen Tone, beschreibt das Treiben im Palast der modernen Venus, der Venus vulgivaga, der sich der Kirche gegenüber erhebt. Das lyrische Intermezzo: „Sonntag im Prater" behandelt die Erlebnisse eines jungen Poeten mit einem liebenswürdigen Backfisch im Prater. Wenn auch diese Lieder recht frisch empfunden sind und das Treiben im Prater anschaulich vergegenwärtigen, so stehen sie doch nicht auf der Höhe der übrigen.

„Die sixtinische Kapelle" erzählt die Geschichte Michel Angelos, der auf Veranlassung seines Feindes Bramante vom Papste in die Kapelle geschlossen wird, um deren Wände mit seinen Schöpfungen zu zieren, obgleich sich der Künstler mit allen möglichen Gründen dagegen sträubte. Vortrefflich ist die Szene wiedergegeben, in der die Volksmenge die Kapelle am Allerseelentag betritt und ein begeisternder Schrei die Hallen durchbraust, bis alle, selbst der Papst und Angelos Feind ergriffen auf die Kniee stürzen. „Ahasvers Ende" erinnert in gewisser Beziehung an den unsterblichen Menschen des gleichnamigen Epos. Der Fluch, den das Erdendasein einem solchen bringt, wird auch in diesem Gedichte mit glühenden Farben gemalt.

„Giordano Bruno" malt in düsteren Farben, wie der kühne Forscher während des Karnevallärmes in der Zelle über tiefen Problemen brütet. Hier begegnen wir ebenfalls ähnlichen Gedanken wie im „Unsterblichen Menschen". Auch das letzte und bedeutendste Gedicht der Sammlung: „Das entschleierte Bild zu Sais" ist von tiefem Gedankeninhalt erfüllt. Beim Bachusfest verhöhnt ein Trunkener die Göttin Vesta vor ihrem Tempel und die lauschende, junge Vestalin erwartet jeden Augenblick, daß ein Blitzstrahl den Frevler zerschmettern wird. Als das nicht geschieht, werden zweifelnde Gedanken in ihr wach, ob ihr enthaltsames Leben im Vestadienst auch den Göttern genehm sei, und sie fordert ein Zeichen von den Himmlischen. Da erscheint ein Jüngling von wundersamem Wesen, der um erholende Rast im Tempel bittet. Trotzdem das eine Entweihung und ein Frevel ist, erlaubt es die Priesterin ... Beide schweigen — da löst es sich geheimnisvoll von ihren Lippen, sie gedenkt der Sage, daß ein Jüngling das Bild zu Sais entschleiert hat, um die Wahrheit unverhüllt zu schauen, daß er totenbleich zurücktaumelte und ewig wandern muß. Ein antiker Ahasver! Der Jüngling giebt sich zu erkennen, er ist es gewesen. Sie will nun die Wahrheit wissen, und endlich nach vielem Bitten der Jungfrau erfährt sie: Das Bild glich ihm, aber er sah sich zugleich als Greis und als Kind.

„Liebe ist der Welt Geheimnis,
Sie ist des Weltenbaues tiefstes Rätsel,
Die Brücke ist sie, wo sie sich begegnen
Die menschlichen Geschlechter alle, sei es,
Daß sie ins Leben wandern, sei es, daß sie
Vom Leben ziehen in das Reich des Todes —"

Als Lohn für seine Frevelthat schlossen ihn die Götter vom Menschenrecht, der Liebe, aus. Er ist schuldig, aber „Du, redet er die Schuldlose an: „begehst nicht minder große Buße: Du entsagst!" Nun will der Jüngling scheiden und küßt sie zum Abschied, da führen die Himmlischen sie zusammen. Mit glühender

Pracht und tiefer Innigkeit schildert der Dichter ihr Lebensglück. Am Morgen wollen sie fliehen, werden aber ergriffen. Die Züge, die beide zum Opferplatz führen sollen, begegnen sich, da macht die Vestalin von ihrem Rechte Gebrauch, einen Verbrecher auf seinem Gang zur Richtstätte erlösen zu können. Sie wird lebendig begraben, während er selbst auf ihrem Hügel sich das Leben nimmt.

Die sieben Gedichte der Sammlung stehen in einem gewissen Zusammenhang zu einander, drei behandeln das Problem der Liebe, drei das der Unsterblichkeit, während das letzte eine Lösung beider behandelt. In Angelika ist's die reine, keusche, fast können wir sagen platonische Liebe, im 2. Gedicht: im modernen Hörselberg, die fleischliche Liebe, die Lust, und im lyrischen Intermezzo die keimende, naive Liebe. Die sixtinische Kapelle beschreibt die Unsterblichkeit des Künstlers in seinen Werken, Ahasvers Ende die Unsterblichkeit im Fortleben in der Menschen Brust und Giordano Bruno die Unsterblichkeit des Körpers in den unzerstörbaren Atomen. Die Geschichte von der Vestalin bringt beide Probleme vereinigt. Liebe ist der Drang nach Unsterblichkeit, der Zweck des Daseins, Menschenberuf. Eigentümlich ist es, daß Wechsler sowohl in dem Epos: „Der unsterbliche Mensch", wie in dem entschleierten Bild zu Sais keine versöhnende Lösung der Frage bringt. In beiden Geschichten geht das Paar, in dem der Dichter die Lösung anstrebt, samt dem Kinde zugrunde.

Wir betrachten im Anschluß an die Epen und Novellen in Versen die Prosagedichte Wechslers: „Gespenster im Sonnenschein", merkwürdige Alltagsgeschichten, (Leipzig, W. Friedrich) ist ein Buch mit 16 Geschichten und Skizzen von sehr verschiedenem Werte. Wechsler hat hiermit eine kleine Sammlung seiner in den verschiedensten Blättern erschienenen Feuilletons gegeben. Wechsler im Alltagsrock, in der Prosa, zeigt einige markante Züge, die in den poetischen Werken nur angedeutet waren, der Humorist und Satiriker tritt energischer hervor. Die Stücke dieser Sammlung lassen sich zwanglos in verschiedenen Gruppen betrachten. Dem Helden des ersten Stückes: „Die Töchter der Muse" dürfte wohl ein gut Teil eigener, junger Leiden des Dichters beigemischt sein, dieselben sind mit erfrischendem Humor geschildert, wobei es nicht an allerlei satirischen Streiflichtern auf litterarische Verhältnisse fehlt. Glücklicherweise beweist schon diese erste, prächtige Skizze, mit ihrem poesiegetränkten Schluß, daß Wechsler selbst die Gefahren der „journalistischen Klippe" tapfer umsegelt hat und der Muse treu geblieben ist, während sein Held deren Töchtern, dem Feuilleton und der Operette, die Frau Muse mit dem Zeitgeist gezeugt hat, anheimfällt. Ähnliche Themata behandeln: „Wer ist der größte Dichter", „Wiener Weihnachten" und „Im Reiche der Poesie". Die erste Geschichte ist eine köstliche Satire auf unsere vielbeliebten, litterarischen Konkurrenzausschreibungen. Die zweite, eine weniger gelungene Skizze, zerfällt in zwei schlecht verbundene Abschnitte. Der erste schildert parodistisch den Größenwahn eines jungen Poeten, während der zweite eine selbstironisierende Beschreibung seiner Weihnachtserlebnisse giebt. „Im Reiche der Poesie" steht wieder auf der Höhe der ersten Nummer, es ist eine etwas karrikierte, aber überlustige Verspottung der litterarischen Dilettantenvereine. Zeigt sich in dieser Gruppe mehr der Satiriker Wechsler, so tritt in den folgenden der Humorist mehr hervor. „Bajazzo" ist die Geschichte eines Marktschreiers, dem unter seinem Hanswurstgewand ein glückliches und aufopferungsfähiges Herz schlägt. „Herrn Sträußlers Pfingsten" ist ein anmutiges, idyllisches Pfingststück. Eine rührende Stimmung ist

über die einfache Alltagsgeschichte gebreitet, die deutlich zeigt, daß nicht das „Was“, sondern das „Wie“ den Künstler macht. „Die drei Schneider“ ist eine Plauderei, die die lustige Begegnung dreier Wolkenkuckucksheimer erzählt, die in den Tempel des Ruhmes einziehen und sich als Linkoln, Rosegger und Sonnenthal entpuppen. „Die bestrafte Klavierspielerin“ ist eine tolle Geschichte, eine Art von Studentenstreich, wodurch ein junger Kandidat vom lästigen Klavierspiel der Nachbarin befreit wird. Eine dritte Gruppe bilden die Erzählungen, in denen der eigentliche Wert des Buches beruht, die seelische Konflikte in meisterlicher, poetischer Darstellung behandeln. „Die himmlische Gewalt“ erzählt die Umkehr eines verkommenen Aktenschreibers aus seiner moralischen Versumpftheit zu einem menschenwürdigen Dasein. Seine Reue, die Seelenkämpfe und Selbstvorwürfe, bis das Eis schmilzt und sein hartes Herz sich seiner armen, opferfreudigen Schwester erschließt, sind mit psychologischer Schärfe und ergreifender Gewalt dargestellt. „Die Rückkehr der Frau Katharina“ behandelt einen ähnlichen Konflikt, die äußerliche und innerliche Rückkehr einer jungen Frau, die ihren viel älteren Gatten leichtsinnig verlassen hat. Es ist wohl die Perle des Buches; besonders packend ist der Schluß, als die junge Frau reuig und mit erwachender Liebe am Totenbett des Gatten zusammenbricht, das hat ein echter Dichter geschrieben. „Sbreit“ ist eine etwas wunderliche, aber stimmungsvolle Erzählung. „Das Grab des Selbstmörders“ ist eine Geschichte von gleicher Meisterschaft in der Schilderung des Seelenlebens eines Weibes wie die von Katharinas Heimkehr. „Es hat nicht sollen sein“ betitelt sich die wehmütige Geschichte von einem jungen Mädchen aus dem Volke und einem königlichen Prinzen. Der trübselige Refrain am Schluß der einzelnen Bilder schließt die Stimmung prächtig ab. „Der jüdische Papst, einer alten Sage frei nacherzählt“, berichtet die Leiden und das herzbewegende Wiedersehen eines alten Juden mit seinem verloren geglaubten Sohne, der nach allerlei Schicksalen Papst geworden ist, eine deutungsreiche Geschichte vom mittelalterlichen Sehnen nach religiöser Duldsamkeit. Die beiden noch übrigen Stücke: „Zimmergespenster“ und „das Zuhören“ sind zwei harmlose Plaudereien über die Quälgeister nervöser Menschen und die Unarten beim Zuhören, die ganz nett geschrieben, aber unbedeutender Natur sind. Wechsler hat mit den Gespenstern im Sonnenschein bewiesen, daß er auch in Prosa ein Schriftsteller von charakteristischer Eigenart ist und daß der Journalist nicht den Dichter in ihm unterdrückt hat, möchte er uns bald mit einem größern, geschlossenen Werke erfreuen!

Nachdem wir in flüchtigen Umrissen den Dichter und Feuilletonisten Wechsler zu zeichnen versuchten, erübrigt es, dem Kritiker Wechsler einige kurze Betrachtungen zu widmen an der Hand seiner Werke. Dem im letzten Jahre bei Friedrich in Leipzig erschienenen Buche: „Wiener Autoren“ folgt in gleichem Verlage ein neues Buch: „Berliner Autoren“. Wechsler ist wie kein Anderer berufen, die literarischen Sterne der beiden Centren der deutschen Litteratur zu schildern und zu vergleichen, hat er doch eine Reihe von Jahren in Wien gelebt und seitdem sein Heim in Berlin aufgeschlagen.

In beiden Städten verbanden und verbinden ihn teils persönliche Freundschaft, teils geschäftliche Beziehungen mit den berühmtesten Schriftstellern, so daß er unmittelbare Eindrücke in reichem Maße sammeln konnte. Dazu besitzt er ein hervorragendes Talent, litterarische Produkte mit Schärfe beurteilen zu können, deren Eigenarten er mit ernstem Fleiß, mit Gewissenhaftigkeit und Unparteilichkeit darstellt. Sein Buch: „Wiener Autoren“ giebt treue Lichtbilder der einzelnen hervor-

ragenden Schriftsteller der österreichischen Kaiserstadt und läßt ihr ganzes litterarisches Leben wie in einem Panorama mit all seinen Licht- und Schattenseiten erkennen. Aus zweierlei Gründen hat Wechsler sein Werk geschrieben, er will nachweisen, daß trotz aufreibender, journalistischer Thätigkeit hervorragende Schriftsteller ihre dichterische Schöpfungskraft sich erhalten haben, und zweitens will er gewisse Vorurteile gegen den Journalisten als Charakter zerstreuen. Der erste Grund ist unserm Autor Herzenssache, den zweiten diktiert ihm sein Gerechtigkeitssinn.

Der erste Schriftsteller, dessen Charakterkopf Wechsler in den „Wiener Autoren“ zeichnet, ist Friedrich Schlögl, der es sich zur Aufgabe gemacht, „das Volksleben der alten Kaiserstadt an der Donau“ kulturhistorisch zu schildern. Als Pendant folgt dem Bilde Schlögls das von L. v. Mertens, der die Geschichte Wiens „mit der laterna magica der Poesie beleuchtet.“ Als dritter folgt Karl von Thaler, der „gesinnungstreue Politiker, freisinnige Feuilletonist und gemütstiefe Lyriker,“ Ludwig Hevesi schließt sich an, dessen Humor Wechsler in feinfühliger Weise analysiert.

Das Prinzip des Kontrastes beobachtet Wechsler auch hier, auf Hevesi folgt Grasberger, „eine ruhigere, schlichtere Persönlichkeit“, der sich durch seine Novellen, Dialektdichtungen und Kunstkritiken einen Namen erworben hat.

Bisher hat unser Autor die Fülle des Lobes ausgeschüttet, mit dem nächsten Schriftsteller in dieser Reihe Hans Pöhnl wird in dem Aufsatz: Richard Wagner II. ziemlich scharf ins Gericht gegangen. Nach einigen trefflichen Bemerkungen über Egoismus und Strebertum wird das Mißverhältnis zwischen Pöhnls kritischen Ergüssen und Verirrungen in seinen Werken beleuchtet, eine Fülle anregender Gedanken ist in diesen Zeilen aufgespeichert. Die Studie über Marie von Ebner-Eschenbach läuft wieder in ruhigem Geleise dahin, von trefflichen Bemerkungen über Frauenlitteratur und -Emanzipation eingeleitet.

Eine kurze Charakteristik der vier österreichischen Dichter Hamerling, Anzengruber, Rosegger und Ebner-Eschenbach läßt im Leser den dringenden Wunsch wach werden, dieses Thema von Wechsler ausführlicher behandelt zu sehen in einem Werke über österreichische Dichter.

Besonders gut ist das Kapitel über das Wiener Feuilleton geraten. Treffend ist der Vergleich zwischen dem schillernden Wiener Feuilleton und dem in Berlin gepflegten ernsteren Essay. Eine ganze Reihe von Wiener Autoren auf diesem Gebiet läßt Wechsler Revue passieren, die kurz aber scharf in ihrer Eigenart beleuchtet werden. In einem Schlußaufsatz folgen kurze Charakteristiken der in Wien lebenden Dramatiker, Lyriker und Epiker.

Binnen kurzem verläßt das neueste Werk von Wechsler: „Berliner Autoren“ die Presse (W. Friedrich, Leipzig), ein anregendes, jeden denkenden Leser zu Vergleichen mit „Wiener Autoren“ herausforderndes Buch. Schon ein erster Blick auf das Inhaltsverzeichnis ergiebt einen charakteristischen Unterschied der beiden Bücher. Während im zuerst erschienenen Buche hauptsächlich Journalisten, die sozusagen in ihren Mußestunden Dichter sind, behandelt werden, ist das Verhältnis im neuesten Werke umgekehrt. Dort ist es die einzige Frau v. Ebner-Eschenbach, die der Tagesschriftstellerei ferne steht, hier sind es nur zwei, die als Berufsjournalisten wirken, Frenzel und Glaser, und etwa noch Trojan, aber wie grundverschieden ist die Stellung dieser von ihren Wiener Kollegen.

Die übrigen Autoren, die Wechsler des näheren kennzeichnet, v. Wildenbruch, Bleibtreu, Heiberg, Seidel und Baron Roberts halten sich der Tagespresse ferner.

Die Einleitung der Berliner Autoren führt uns an der Hand des Autors, der seine Reise schildert, von Wien nach Berlin und wirft grelle Schlaglichter auf die beiden Städte, den Charakter ihrer Bewohner und den Unterschied der litterarischen Verhältnisse. Die Schlußsätze derselben sind sehr bezeichnend für Wechslers Stellungnahme den von ihm charakterisierten Autoren gegenüber. Den Reigen derselben eröffnet Karl Frenzel. Die Leser werden besonders die Auseinandersetzungen über dessen Verhältnis zur realistischen Strömung interessieren, desgleichen die feinsinnigen Bemerkungen über die Väter des Feuilletons und Essays, Frenzel und Heine. In gleicher Weise wie Frenzel, dem Kritiker, wird Wechsler Frenzel, dem Erzähler gerecht, der dem Publikum durch eine bei Friedrich erscheinende Gesamtausgabe seiner Werke wohl mehr bekannt werden wird als bisher.

In dem Artikel über Wildenbruch, dem „Erben Kleists" dessen Werke genau analysiert werden, findet sich unter anderen trefflichen Bemerkungen ein origineller Vergleich zwischen Wildenbruch und Spielhagen.

Am meisten dürfte der Artikel über Bleibtreu interessieren, einen Schriftsteller, der von Berufenen und Unberufenen die verschiedensten Beurteilungen erfahren hat. Daß Wechsler ein durchaus objektiver, unparteiischer Kritiker ist, beweist wohl am besten die Studie über Bleibtreu, mit dem er befreundet ist. Höchst beachtenswert und aufklärend sind die Worte, mit denen Wechsler den Realismus charakterisiert. Glaser ist dem großen Publikum, ähnlich wie Frenzel, der Erzähler, weniger bekannt, Wechsler hebt seine Verdienste als Herausgeber der Westermann'schen Monatshefte hervor und als Übersetzer holländischer Litteratur. Auch seine Werke erscheinen in einer Gesamtausgabe bei dem rührigen Verleger Friedrich.

Die folgenden Kapitel behandeln in gleich musterhafter Weise die Werke von Heiberg, Seidel, Trojan und Roberts, obgleich sich ein abschließendes Urteil über sie, die kaum auf der Höhe ihrer Schaffenskraft angelangt sind, nicht bilden läßt.

Im Schlußaufsatz entwirft Wechsler aus der Vogelperspektive ein Bild des gegenwärtigen litterarischen Berlin, worin besonders wertvoll die Bemerkungen über die spezielle Berliner Litteratur sind, ohne daß Anspruch auf Vollständigkeit gemacht wird, wir vermissen z. B. ein Streiflicht auf die dramatische Produktion.

Es ist ebenso unmöglich über einen so jungen Schriftsteller wie Wechsler ein abschließendes Urteil zu gewinnen wie über jene obigen Autoren. Man kann eben nur versuchen, sein Bild zu zeichnen, und wünschen, daß er demselben in Zukunft neue, charakteristische Züge hinzufügt, und dies wird er thun, dafür bürgt sein den höchsten Zielen zugewandtes Streben.

Aus dem Münchener Kunst- und Litteraturleben.

Von M. G. Conrad.

(München.)

Kurz nachdem Berlin in Theodor Fontane seinen berühmten „Siebziger" gefeiert, hat sich auch München rüsten dürfen, eine ähnliche Feier für seinen siebzigjährigen Dichter Hermann Lingg zu begehen. Eine ähnliche

Feier — denn es ist dabei ein Grundunterschied zwischen der norddeutschen und süddeutschen Veranstaltung hervorgetreten, der einem unbefangenen Beobachter viel zu denken giebt.

Freilich, schon das Wesen der Gefeierten erscheint als ein grundverschiedenes. Der siebzigjährige Dichter Fontane steht heute noch, wie in seiner blüte- und früchtereichsten Zeit, mitten im brausenden Lebensstrome der vaterländischen Geistesentwickelung, er dient seinem Volke als ein Held der Feder nicht bloß im Buche, sondern im harten Dienst der Presse. Als unermüdlich thätiger Mann der Presse erringt der Dichter Fontane sein tägliches Brot wie seinen täglichen Einfluß auf den Geist seines Volkes. Diese frische, fröhliche Kampfesstellung zum Erwerb leiblichen und geistigen Gutes hat den Dichter Fontane davor bewahrt, ein weltabgewandter Grämling und Empfindling, ein Gegenwartsflüchtling und vaterlandsloser Künstling zu werden. Diese frische, fröhliche Kampfesstellung des self made man hat ihn jung erhalten, so daß er selbst mit siebzig Jahren noch an den Jüngsten und deren vielfach anderem Leben und Streben seine herzliche Freude haben kann. Ebenso ist er mit den wachsenden Jahren immer inniger und unlöslicher verwurzelt mit dem Heimatboden seines Landes, seiner Provinz, seiner Stadt. Und aus diesem Heimatboden sind ihm die herrlichsten Nährquellen für sein dichterisches Schaffen in immer mächtigerer Fülle zugeströmt. So ist es gekommen, daß Preußen, die Mark Brandenburg, die Stadt Berlin heute mit Stolz auf ihren Dichter blicken, der als Mann wie als Künstler nicht in klassischen Lüften und kosmopolitischen Nebeln schwebt, sondern in der festesten Wirklichkeit der Heimat und ihres Geistes steht und so ein Mehrer, Erklärer und Verklärer dieses Heimatsgeistes selbst geworden ist.

Daher konnte es auch nicht fehlen, daß zur Jubelfeier dieses im besten Sinne modernen Schriftstellers und ganzen Mannes sich alle um ihn sammelten, vom Minister bis zum jüngsten Zeitungsschreiber, und ihm die schönste und wahrste Huldigung darbrachten, indem sie das Hohelied seiner Jugend anstimmten und seines treuen Heimatsinnes. Fontanes Jugend! Das ist keine Feiertagsphrase. Als Fünfziger, als Sechziger hat sich sein schöpfungsfroher Geist neue Thätigkeitsgebiete erschlossen, er hat nicht „fortgedichtet", er hat neu gedichtet und jedes neue Werk ist immer zugleich ein jüngeres gewesen. Er ist buchstäblich in das Alter hineingewachsen. Was Wunder, daß er bei der siebzigsten Feier seiner Geburt recht eigentlich der „Held des Tages" gewesen, nicht der Jubelgreis, den man aus irgend einem verschollenen ästhetischen Winkel, irgend einer vergessenen Ecke des Parnasses hervorgezerrt, um ihn dem Volke zu zeigen und erklärend ein Langes und Breites über ihn vorzureden?

Das preußische und berlinische Volk zumal kennt seinen Fontane — nicht vom Hörensagen, sondern aus seinem Schaffen, aus seinen dichterischen Werken und seiner rastlosen Zeitungsarbeit. Die Fontane-Feier in Berlin war darum ein Festtag für alle, die im vaterländischen Geiste leben und weben, ein Ehrentag für alle, die die Feder führen zu Nutz und Frommen ihrer Heimat.

Anders die Lingg-Feier in München. Trotz des Aufgebots der städtischen Behörden mit Deputationen und Ehrenbürgerbriefen, trotz der Theatervorstellung mit ermäßigten Preisen und teueren Lorbeerkränzen und Beifallsklatschen, hat kein unbefangenes Gemüt den Eindruck erhalten, daß es sich hier um eine Kundgabe des dankbar erregten Volksgeistes, um eine Ehrung des dichterischen Lebens in der Kunststadt München handle. Es war vielmehr der Eindruck vorwaltend, daß man nur einen „berühmten Namen" feiere, den man wohl vom Hörensagen seit vielen, vielen Jahren kannte, dessen Träger aber seine berühmtmachenden Werke in jedem beliebigen Orte der Welt ebensogut hätte schreiben können, als zufällig in München.

Denn auf dem Boden des Gegenwärtigen, des Wirklichen, des Heimatlichen ist der Dichter Lingg so gut wie nie gestanden und mit dem entwickelungsträchtigen Geiste seines Volkes, mit der lebendigen Sonderart seines Stammes ist er nie zu unlöslicher Herzens- und Geistes- und Kampfesgemeinschaft zusammengewachsen. Linggs Berühmtheit in Bayern ist wie ein Schaustück im Glasschranke. Man nimmt das Schaustück heraus und zeigt's den Leuten zum Fenster hinaus und schreibt Zeitungsartikel darüber und hält Ansprachen und versichert, diese Berühmtheit und Kuriosität sei mittlerweile siebzig Jahre alt geworden und man müsse ihr dieser chronologischen Thatsache wegen Huldigungen und Geschenke darbringen — dann stellt man sie wieder in den Glasschrank, zieht den Vorhang darüber und alles bleibt, wie's vorher gewesen, des Geisteslebens der Heimat spürt von der ganzen Festgeschichte nichts.

Und der Gefeierte selbst! Was ist in ihm durch den ganzen feierlichen Hokuspokus Neues, Lebendiges, Schöpferisches aufgewacht? Er hat in den letzten zwanzig, dreißig Jahren seine Werke vermehrt, aber es ist keine Zeile darunter, die nach Geist und Form, ethischem und künstlerischem Wert über das hinausragte, was er vor vierzig und fünfzig Jahren zu schreiben fähig gewesen. Er ist nicht mit seiner Zeit gegangen, nicht mit ihr gewachsen, er hat sich nicht mit ihr erneuert und verjüngt. An ihrem Kämpfen und Ringen um neue Ideale hat er nicht teilgenommen, und wenn er in den letzen Jahren auf dem Kampffelde der Publizistik erschien, that er's nur, um in einer litterarischen Personenfrage seine gefährdet geglaubte Stellung als

dichterische Berühmtheit zu salvieren und gegen Mitbewerbende die Hand zu erheben.

„Man will den Martin Greif nicht totmachen, sondern ihm nur die Ungebühr verweisen, daß er“ u. s. w. — Das war eines seiner letzten geflügelten Worte. Dann zog er sich wieder in seine Schreibstube, in seine engeren Vereine und, sagen wir das harte Wort, in seine Kliquen von der alten Münchener Dichterschul' zurück, die nichts Münchnerisches an sich hat, als den Zufall und die Vorteile des Wohnsitzes, ohne jemals ein einziges Werk hervorgebracht zu haben, das als Monument des Münchener Geistes dauernder als Erz die Schätze des bayerischen Volkstumes vermehren hälfe.

Diese alte Klique ist es auch vornehmlich gewesen, welche den Linggschen Jubel- und Ehrentag dazu ausersehen hatte, die Stärke ihres Einflusses an den Tag zu legen und die ihr nicht angehörenden litterarischen und künstlerischen Persönlichkeiten als geistige und soziale Nullen zu behandeln. Das alte Spiel, die alte Bosheit, die alte Krähwinkelei. Die Wochenschrift „Münchener Kunst“ hat es den Machern offen in die Larve hineingerufen und eine kräftige Hand voll Bittersalz in den süßen Festwein geworfen.

Während die Fontane-Feier in Berlin großherzig und mannhaft die Alten und die Jungen, die Schafe zur Rechten und die Böcke zur Linken um den Jubilar versammelte, hat die alte Klique bei der Lingg-Feier die Vorbereitung sehr schlau so eingefädelt, daß die Anerkennung des Jubelgreises zugleich eine Aberkennung und Zurücksetzung der außerhalb des heiligen Bezirkes wandelnden Talente in sich schloß.

Nie hat sich der Instinkt der Selbsterhaltung bei einer abgehausten Schule krampfhafter, rauhbeiniger und lächerlicher geäußert, als bei dieser festlichen Gelegenheit. Sogar der Klingelbeutel zur Aufbringung der 22000 Mark-Spende für den Jubilar bimmelte in aller Heimlichkeit nur vor koscheren Geldschränken, unbedacht, daß durch diese Manipulation die Ehrengabe den bösen Charakter eines heimlichen Almosens annehmen mußte. Lingg bedarf aber gar keines Almosens, denn wenn er auch nicht wie sein Altersgenosse Theodor Fontane als rüstiger Mann der Feder sein Brot zu erschreiben vermag, so hat er's doch so gut getroffen, daß er nach 5—6jährigem Dienst schon vor dreißig Jahren sich den Besitz einer Pension als Militärarzt sichern, später sich zum fettesten Pfründner der Schillerstiftung auf Lebensdauer aufschwingen und einen Gnadengehalt aus der Hand des Königs entgegennehmen konnte. Es hätte sich also nach jeder Richtung empfohlen, der Geldspende die Bedeutung einer freien, offenen, nationalen

Dichter-Ehrengabe zukommen zu lassen. Allein die Klique kann nicht von der Praxis aller Kliquen lassen. Indem sie alle bei ihr nicht eingeschworenen Schriftsteller und Künstler zu verkleinern und zu drücken sucht, verkleinert sie im Grunde nur sich selbst und drückt auch die Achtung der von ihr Gefeierten in den Augen des Volkes herab. Das ist der Humor der Kliquen-Geschichte.

In den Festartikeln, die zu Ehren Linggs in Münchener Zeitungen erschienen, wird kein Vernünftiger eine wohl abgewogene kritische Schätzung der Leistungen des Gefeierten erwarten. Man schwingt das Weihrauchfaß, macht Stimmung — das ist alles. Nur der Aufsatz Julius Grosses in den Münchener Neuesten Nachrichten nahm einige Anläufe zu überzeugender Analyse der Linggschen Arbeiten. Aber bald schlug auch er immer wieder dithyrambisch über die Stränge sachlicher Würdigung. So wenn er von dem sogenannten Epos der „Völkerwanderung" versichert, daß es zu den „Reichskleinodien im Kronschatz deutscher Litteratur" zähle, daß einst eine Zeit kommen werde, „wo der Deutsche auf dieses Weltgedicht nicht minder stolz sein wird, wie die Italiener auf die divina commedia."

Abgesehen von allem anderen, übersieht Julius Grosse hier die Hauptsache: Dante hält in seiner „Göttlichen Komödie" ein förmliches Weltgericht über seine Zeit und seine Zeit- und Raumgenossen — und was für ein Weltgericht! Davon weiß die Hölle in ihren tiefsten Schlünden zu erzählen! — während Lingg uns Dinge vordichtet, die seit tausend Jahren tot und begraben sind, Dinge, die ihn und uns nur antiquarisch etwas angehen, die man mit aller Unschuld behandeln kann, weil sie ohne alle lebendigen Folgen sind. Wenn das ein „Weltgedicht" sein soll, wie Grosse meint, dann kann ein Mondbewohner auch ein „Weltgedicht" auf Vorgänge machen, die sich auf dem Sirius abspielen! Dante setzte bei Abfassung seiner Divina commedia sein Leben ein, er hielt eine furchtbare Musterung, die für ihn selbst fast so gefährlich war, wie für die Gemusterten, er bewies einen Mut, der im fanatischen Mittelalter an Tollkühnheit grenzte. Zu alle dem war in dem Linggschen Epos keine Veranlassung, sowenig wie bei jeder anderen problemdichterischen Studierstubenarbeit. Die einzige Gefahr dabei war die, daß die Kraft zur technischen Bemeisterung des über Jahrhunderte und Erdteile verzettelten Stoffes versagte — und dieser Gefahr ist auch Lingg nicht entgangen.

Nein, Lingg hatte nicht das Zeug dazu, wie Dante ein allumfassendes Gemälde seiner Zeit zu schaffen, die furchtbaren Konflikte des Staates, der Kirche, der Gesellschaft mit höchster, rücksichtslosester Dichterkraft künstlerisch in Eins zu gestalten. Auch kein anderer Dichter hätte heute das Zeug

dazu. Darum soll man als ernsthafter Mann auch keine so durchaus unhaltbaren Vergleiche machen, den Dante Dante und den Lingg Lingg sein lassen und jedem geben, was ihm von rechtswegen nach dem Maße seiner Kraft und Leistung gebührt. Für Lingg bleibt noch Rühmenswertes genug, wenn man ihn als tüchtigen Gedanken-Lyriker betrachtet.

Was man heute an Kühnheit in der Schaffung dichterischer Zeitgemälde sich gestatten darf, um Beachtung und Billigung bei den Zeitgenossen zu finden und nicht unter den Tisch oder zum Tempel hinausgeworfen oder wenigstens polizeilich verboten zu werden, das hat man in diesen Tagen wieder an dem Wildenbruchschen Schauspiel „Der Feldobrist“ in Preußen gesehen. Der begeistertste Hohenzollerndichter und preußische Dynastieverherrlicher mußte sich's gefallen lassen, daß dieses Stück — kein Engel ist so rein! — ohne jegliche Grundangabe in der preußischen Monarchie einfach verboten wurde. Es darf nicht aufgeführt werden. Punktum. Das ist deutsche Dichterfreiheit. Diese Thatsache redet Bände. Sie erklärt zum Teil auch den notwendigen Niedergang und die soziale Bedeutungslosigkeit unseres nationalen Theaters. Wie ganz anders stand die deutsche Schaubühne vor hundert Jahren da! Schillers blutige Jugenddramen „Räuber“ und „Kabale und Liebe“, in welchen der damals moderne Zeitgeist revolutionäre Orgieen feierte und den herrschenden Klassen ihre Schandwirtschaft, den Fürsten ihre Blutsaugerei und Mätressenskandale vor dem versammelten Volk ins Angesicht schleuderte, sie wurden unbeanstandet auf allen deutschen Bühnen unter dröhnendem Beifall gespielt. Also das Hypermodernste war damals das Alltägliche; die Mitlebenden ließen sich, eingedenk der souveränen Freiheit und unantastbaren Würde der Kunst, auf der Bühne den Spiegel ihrer Sünden und Laster vorhalten, ohne nach dem Polizeispieß zu schreien.

Daß heute diese Stücke noch gegeben werden, beweist nichts für die selbständige Herrlichkeit unseres Theaters, denn man spielt sie, wie alle klassischen Stücke, einfach als dramatische Kuriositäten, als theatralische Museums-Sehenswürdigkeiten, und das Volk nimmt sie auch dementsprechend auf als zu seiner antiquarischen Bildung gehörig und denkt in seinem guten Herzen, wie herrlich weit wir's gebracht, da solche Zustände und Erscheinungen heute gottlob nicht mehr möglich.

Gewiß, solche Zustände und Erscheinungen nicht mehr, dafür andere, die ein zweiter Schiller heute mit den nämlichen feurigen Ruten peitschen würde, wie damals. Allein dieser zweite Schiller fände heute sämtliche Hof- und Stadttheater verschlossen, wenn er sich sothane Modernitäten leisten wollte. Das ist der Unterschied. Und in diesem Unterschied liegt unser

geistig-ethischer Rückgang, die Knebelung und Brutalisierung der modernen Dramendichtkunst ausgesprochen. Wir haben zweierlei Maßstäbe, zweierlei Augen und Ohren — die einen für das Alte: da ist nahezu alles erlaubt, die anderen für das Neue: da ist nahezu alles verpönt.

Und so hilft man sich mit Kompromiß-Dichterei, zusammengewoben aus Natur und romantischer Fabelei, um wenigstens nicht ganz zu verkommen, oder mit sogenannten „freien" Bühnen-Vorstellungen bei geschlossenen Vereinsthüren. Aber selbst ein Kompromiß-Schauspiel wie „Die Ehre" von Hermann Sudermann hat noch seine liebe Not, eine anständige Aufführung zu finden. Es tritt der überfirnißten Gemeinheit des reichen Vorderhauses ebenso stark auf die Hühneraugen wie der moralischen Verkommenheit des Hinterhauses; es geißelt eine der modernsten und verbreitetsten Formen der Unsittlichkeit und hat nicht einmal vor dem Reserve-Offizier Respekt, wenn er weiter nichts ist als ein Reserve-Offizier, d. h. als Mensch im Reiche der höheren Menschlichkeit keinen Rang bekleidet. Nun sind wir aber in unserem heldenhaften Deutschland soweit, daß uns der Reserve-Offizier nahezu als heilig und unverletzlich gilt. Der alles umgarnende Militarismus hat uns so empfindlich gemacht wie alte Weiber. Wir verstehen keine Kritik und keinen Spaß mehr, sobald die gebenedeite, alleinseligmachende Uniform in Frage kommt. Dazu ist unsere sittliche Reizbarkeit so überfeinert, daß wir zwar auf den Straßen, in den Vergnügungslokalen, Ballsälen u. s. w. die käuflichen Frauenzimmer scharenweise herumwimmeln sehen können, aber Zetermordio schreien, wenn der Dichter eine solche Kulturpflanze bei der Wurzel packt und in Lebensgröße auf die Bühne stellt. Unsere soziale Moral ist eine einzige Heuchelei und Lüge.

Das alles wird im Sudermannschen Stück „Die Ehre" sehr gut an lebenswahren Figuren und Vorgängen handgreiflich gemacht. Zum Schluß freilich lenkt das Stück ein und bricht alle Spitzen der Wirklichkeit ab. Immerhin bleibt des Ehrlichen genug, um alle ängstlichen Theaterleiter schaudern zu machen. Mit dem Hinblick auf die Kasse überwand Direktor Blumenthal in Berlin den Schauder — und erzielte einen großen Erfolg. Das erfüllte auch den Direktor des Gärtnertheaters in München mit hohem Mut — und siehe da, auch hier erlebte „Die Ehre" einen beispiellosen Sieg, obwohl die Darstellung nicht durchweg allen berechtigten Ansprüchen zu genügen vermochte. Immerhin verdient Direktor Lang den lebhaftesten Beifall, ein in gewissem Sinne revolutionäres und für die vaterländische Theaterlitteratur und deren realistische Entfaltung trotz aller Kompromisse hochbedeutendes Werk dem Spielplane seines Hauses einverleibt zu haben.

„Es rührt sich was im Odenwald", jubeln die Optimisten. Möchten sie

Recht behalten! Wenn wir uns nur zollhoch über das konventionelle Sumpfniveau erheben, dürfen wir den Göttern danken.

Gleichzeitig mit dem Sudermannschen Ehren-Stück erlebte am Münchener Residenztheater ein neues Wilbrandtsches Lustspiel „Marianne" die erste Aufführung. Wilbrandt hat das Kunststück fertig gebracht, mit einem quasi Nichts an Handlung, mit einer fast vorsintflutlichen Technik, mit dem Verzicht auf alle sexuelle Pikanterie und Feuilleton-Witzelei uns vier Akte lang zu fesseln, zu ergötzen und in die behaglichste Stimmung zu bannen, die auch nach dem letzten Niedergang des Vorhangs noch anhält, eine Erscheinung, die bekanntlich bei den Spannungs- und Effektstücken unserer theatralischen Taschenspieler niemals eintritt. Wie hat das Wilbrandt nur angefangen? Sehr einfach — er hat gedichtet wie große Dichter dichten. Und diese Lustspiel-Plauderei in vier Akten ist ein wunderschönes Gedicht in Prosa geworden, das schönste vielleicht, das Wilbrandt je geschrieben und das ihm nicht sobald ein anderer nachschreiben dürfte — ein Gedicht, das ganz Natur, ganz Schlichtheit, ganz Herzlichkeit, ganz innere Freudigkeit, ganz Humor und gemütlicher Spott ohne einen Zug von Biedermeierei.

Wenn man von den Stücken eines L'Arronge, Lubliner, Lindau, Blumenthal, Fulda und verwandten Lustspielschreibern kommt und hört den Wilbrandtschen Dialog, ist's wie wenn man aus einem Treibhaus mit Spieldosenmusik in einen Wald voll Frühlingsluft und Vogelgezwitscher tritt. Und dabei hat Wilbrandt sein „Original", die Marianne, aus der scheinbar nüchternsten Alltagsprosa genommen: ein anmutiges, sehr begabtes Mädchen von 24 Jahren sucht die Öde seines Daseins, d. h. seines unbefriedigten Herzens sich dadurch erträglich zu machen, daß es sich in politische Zeitungsschreiberei stürzt und für ihren Bruder, einen „schrecklichen Demokraten", bitterböse Gespräche verfaßt, die sich gegen die reaktionäre Regierung wenden. Von diesen politischen Gesprächen bekommen wir sogar fast in jedem Akte eine Anzahl Bruchstücke vorgesetzt — und sie langweilen uns nicht, obwohl sie, mit der gepfefferten Streitlitteratur unserer Tage verglichen, wirklich recht harmlos sind. Was diese Gespräche jedoch über den theatralischen Notbehelf hinaushebt und ihnen für die Handlung die große Bedeutung verleiht, ist dies, daß der Dichter sie zur Unterlage der schönsten und ergreifendsten Wandlung nimmt, die sich je auf der Lustspielbühne an einem Mädchensinn und Mädchenherzen vollzogen. Nein, dieser Wilbrandt ist ein Wundermann. Für die zweite Hälfte des zweiten Aktes und eine Szene des dritten Aktes gebe ich das ganze moderne Lustspielrepertoire der obengenannten Herren und — ich bin ketzerhaft verschwenderisch — noch ein Dutzend realistischer Dramen dazu!

Nur ein einziges Aber hat's mit diesem Wilbrandtschen Stück: es muß wirklich gespielt werden und zwar, wie es von einem großen Dichter gedichtet wurde, von wirklich großen Schauspielern gespielt werden. Zumal die Rolle der Marianne! Die bringt man mit Surrogaten und Kulissenkniffen und Routinehexerei nicht heraus; da muß die Natur selbst mit ihrer unerschöpflichen Fülle und Frische die Wunder der Kunst wirken.

In München wurde das Stück nach dem übereinstimmenden Zeugnis der Kritik einfach unübertrefflich gegeben.*) Da haben die Isarathener nun allerdings gegründete Ursache, sich auf die Leistungsfähigkeit ihrer Kunststadt etwas einzubilden.

Soziale Dokumente.

Ein Beitrag zur Erklärung der Exzesse in Kladno im Juni 1889.

Von Ernst Wiltz.

(Prag.)

I.

> Selbst der Mißbrauch der bloßen Macht des Kapitals auf der einen Seite gegenüber dem Hunger auf der anderen ist ein neues Faustrecht, wenn es sich auch nur darum handelt, den Nichtbesitzenden immer abhängiger zu machen.
>
> Lange, Gesch. des Materialismus.

Als vor wenigen Monaten der Herausgeber der „Gleichheit" Dr. Viktor Adler, sich vor einem Ausnahmsgerichtshofe zu verantworten hatte, da that der Vertreter der öffentlichen Anklage mit erhobener Stimme — so berichteten einmütig alle Zeitungen — den denkwürdigen Ausspruch, daß derjenige, der mit der Fackel an einem gefährlichen Orte umgehe, sich bewußt sein müsse oder solle, daß er das größte Unheil anrichten könne, wenn ein Funke in das Pulver fällt. Schlagfertig erwiderte zwar Dr. Adler, er erachte es für seine Pflicht, mit der Fackel der Wahrheit auf das Gefähr-

*) Die Besetzung war folgende: Baronin Schwartau — Frau Dahn-Hausmann. Lili von Helldorf — Frl. Dandler. Hellmuth v. Stargard — Keppler. v. Wachsmuth — Häusser. Oberst a. D. Felsing — Richter. Kurt — v. Pindo. Marianne — Frau Conrad-Ramlo. Röschen v. Hiller — Frl. Schwarz. Doktor Bormann — L. Dahn. Kammerdiener — Nachreiner.

liche hinzudeuten, damit die Beteiligten in der Lage wären, dasselbe wegzuräumen. Geschehe dies nicht, so sei es nicht seine Schuld, wenn eines Tages das ganze Gebäude des auf Ausbeutung und Knechtung der Nichtbesitzenden aufgebauten Kapitalismus in die Luft fliege und mit seiner elementaren Wucht Schuldige wie nicht Schuldige zerschmettere.

Wie wenig ihm aber eine so freimütige Äußerung in einem Staate wie Österreich von Nutzen war, beweist zur Genüge seine Verurteilung.

Als eine solche Evolution der vom Hunger gepeinigten und durch das Gefühl der Rechtlosigkeit erbitterten Massen sind die Exzesse in Kaldno anzusehen. Die gesamte käufliche „öffentliche Meinung" der zivilisierten Menschheit aber schlug unter Winseltönen die Hände über dem Kopfe zusammen über eine solche Barbarei: „Unerhört! Wie so etwas nur im neunzehnten Jahrhundert, im Zeitalter des Fortschrittes und der Zivilisation geschehen konnte;" jammerten die Liberalen. — „Natürlich, zu wenig Militär! Man hat den Leuten zu viel Freiheiten gewährt, man muß sie nächstens kürzer halten!" zischten die Klerikalen und Reaktionäre. Und doch traf nur das ein, was nach dem Vorgehen der Grubenbesitzer mit unabwendbarer Notwendigkeit eintreffen mußte.

In Langes genialer „Geschichte des Materialismus" finde ich eine Stelle, die eine überaus treffende Charakteristik der inneren Zustände Österreichs bietet. Ich führe sie aus dem Grunde im Wortlaut an, weil eben durch dieses Überhandnehmen der Macht einzelner Spekulanten, durch diese korrupten Verhältnisse das Elend unseres Arbeiterstandes herbeigeführt worden ist: „Man kann hundertmal zeigen, daß sich mit dem Erfolg der Spekulanten und großen Unternehmer auch die Lage aller übrigen schrittweise bessert: so lange es wahr bleibt, daß doch mit jedem Schritt dieser Besserung der Unterschied in der Lage der Individuen und in den Mitteln zu weiterem Aufschwung ebenfalls wächst, so lang wird auch jeder Schritt dieser Bewegung einem Wendepunkt entgegenführen, wo der Reichtum und die Macht Einzelner alle Schranken der Gesetze und der Sitten durchbricht und ein entwürdigtes Proletariat den Leidenschaften der Vornehmen als Spielball dient, bis es sich endlich im sozialen Erdbeben rührt und den Bau der einseitigen Interessenwirtschaft verschlingt. Die Zeiten vor diesem Zusammenbruch sind in der Geschichte schon so oft dagewesen, und stets mit demselben Charakter, daß man sich über ihre Natur nicht mehr täuschen kann. Der Staat wird käuflich."

Zur Illustrierung dieses Satzes reichen wenige Beispiele hin, die ich nach Bedarf ins Unendliche vermehren könnte: Die Konzessionsverlängerung der Nordbahn, wodurch die P. T. Reichsboten beurkundeten,

daß es für den Staat von weit größerem Vorteil sei, den riesigen Reingewinn den hochwohlgeborenen Herren p. T. Großaktionären großmütig zu überlassen, als ihn in den Staatssäckel fließen zu lassen; das famose Höferecht, wodurch dem Arbeiter und dem Minderbemittelten selbst die Möglichkeit benommen wurde, sich, wenn er etwas zurückgelegt hatte, ein kleines Anwesen zu erwerben und sich so aus dem Abhängigkeitsverhältnis zu dem Arbeitsgeber etwas emporzuarbeiten; ganz abgesehen von der Enterbung der anderen Kinder zu gunsten des Erstgeborenen. Solcher Art sind die inneren Zustände Österreichs und eine solche Macht besitzen die „Geldkapazitäten" in unserem korrupten Zeitalter.

Der Bergarbeiter hingegen hat bei zwölfstündiger Arbeitszeit das denkbar notdürftigste Auskommen. Überdies ist er durch Konsume- und Verkaufshallen — eine „segensreiche" Erfindung, die ich nur bei den Berg- und Hüttenwerken fand — ganz in die Gewalt seiner Arbeitsgeber gegeben.

Die gewöhnliche Kampfmetode bei einem Arbeitsausstand von Seite der Gewerke ist das Aushungern. So lange der Arbeiter Geld hat, verhält er sich ruhig. Aber das Geld geht auf die Neige, zu Hause schreien Weib und Kinder nach Brot; da kommt die Verzweiflung über ihn. Er stürmt aus dem Haus; sein erster Gang ist ins Wirtshaus, um sich für seine letzten Groschen Vergessen im Schnaps zu erkaufen. Und wie leicht da ein Zusammenstoß zwischen den vom Branntwein erhitzten, verzweifelnden Arbeitern und dem sie rings umgebenden Militär vorkommen kann, ist ja klar. Haben sich einmal die Arbeiter etwas zu schulden kommen lassen, war das Einschreiten der Behörden vonnöten, so hat natürlich der Grubenbesitzer Recht, und die Arbeiter werden in ein noch härteres Joch gespannt als früher. — Ein neues Faustrecht. —

Wenn die Menschheit erst einsehen wird, daß das soziale Elend der Massen eine Schande und Gefahr für die Zivilisation ist, dann wird der erste Keim der alles umfassenden Liebe des Christentums aufgegangen sein, die zwar überall gepredigt, aber nirgends geübt wird. Da veranstalten sie Kreuzzüge zur Ausrottung der Sklaverei in Afrika und sind blind gegen die im eigenen Lande. Sie sehen sie eben nicht, oder — sie wollen sie nicht sehen. Wie ein Fluch ruht's auf den Menschen: Wen die Götter verderben wollen, den schlagen sie mit Blindheit.

Nachschrift der Redaktion. Die denkwürdigen Erlasse des Deutschen Kaisers vom 4. Februar 1890 an den Kanzler des Deutschen Reiches und an den Minister der öffentlichen Arbeiten, des Handels und der Gewerbe in Preußen mochten vielleicht zunächst nur die Bedeutung einer Wahlparole für die Kartellparteien haben, allein sie waren zugleich doch auch eine

Bestätigung hauptsächlicher Forderungen der Sozialdemokratie. Indem der deutsche Kaiser den Mut hatte, diese Bestätigung vor aller Welt und als der erste aller europäischen Herrscher durch seine Unterschrift zu bestätigen, war er sich zweifellos bewußt, daß es hinfort ein Rückwärts nicht mehr giebt. Diese kaiserlichen Botschaften vom 4. Februar 1890 sind die wichtigsten geschichtlichen Aktenstücke der Neuzeit, wichtiger — wie uns selbst ein Ultramontaner einräumt — als alle Bullen der letzten unfehlbaren Päpste zusammen. Der deutsche Kaiser ist somit an die Spitze der größten Weltbewegung getreten, die es je gegeben: der sozialen. Der Kaiser, seiner Mission und seines Heldentums bewußt, muß fest entschlossen sein, in Erfüllung seines höchsten sozialen Berufes und gestützt auf den Knauf seines kaiserlichen Schwertes den Knoten, welchen Mammonismus, Kapitalismus und Ausbeutungswahnsinn um die Menschheitskultur geschlungen, auch zu durchhauen, wenn er ihn nicht lösen kann. Zunächst internationale Verständigung auf friedlichem Wege, das ist selbstverständlich. In diesem Bemühen hat jedes publizistische Organ Hand- und Spanndienste zu thun. Wir bitten unsere Freunde und Leser uns hierin mit besten Kräften zu unterstützen.

Die Aufführung von Bleibtreus „Schicksal" in Freiburg i. B.

Von Ludwig Jacobowski.

(Freiburg i. B.)

Das städtische Theater zu Freiburg im Breisgau ist die erste große Bühne, die den Mut hatte, Carl Bleibtreus „Schicksal" zur Aufführung zu bringen. Unter der künstlerisch in jeder Hinsicht trefflichen Leitung des Direktors und Schauspielers Oskar Benda, der als Novellist und Bühnendichter die Traditionen seiner berühmten Familie fortzupflanzen bemüht ist, erfüllt das Freiburger Stadttheater gewissermaßen in der ernst-religiösen Schwarzwaldstadt eine kulturelle Mission. Vor der Aufführung des „Schicksal" gelangten unter der Direktion Oskar Bendas noch eine ganze Reihe von Werken zur ersten Darstellung und sicherten ihr den anerkennenswerten Vorzug der Aufführungspriorität in Deutschland, so z. B. das Lustspiel „Fiskus" von Julius Wolff, das Drama „Zannah" von Pol

de Mont (!), das Schauspiel „Tharàt“ von Herzog Elimar von Oldenburg, die Tragödie „Der verlorene Sohn“ von Heinrich Bulthaupt (!) u. a. m. Jedenfalls zeugt diese Reihe von Erstaufführungen dafür, daß in dem aus städtischen Mitteln erhaltenen Theater neben rein praktischen Instinkten auch ideale Interessen zur Geltung gelangen, was bei einer modernen deutschen Bühne unendlich viel sagen will. Auch ist diese Thatsache um so mehr anzuerkennen, als das Publikum hier wie überall das gleiche ist, d. h. ungemein rezeptiv für süße Flachheit und holde Unbedeutenheit. Und diese naive Rezeptivität befriedigt auch das Theater dann gründlich durch Rosen, Schönthan bis zum unvermeidlich albernen „Trompeter von Säkkingen“.

Es wäre idealistische Verstiegenheit, die zuvorkommende Rücksichtsnahme auf den nivellierenden Flächengeschmack des Alltagspublikums zu tadeln; man muß im Gegenteil dankbar sein, wenn neben praktischen auch ästhetische Instinkte Platz finden. Man lebt eben nicht immer von Kuchen, sondern auch von Schwarzbrot rc. Daher werden alle Theaterreformversuche, die allzueifrig das niedrige Repertoire der dramatischen Trivialitätslitteratur verdammen, erfolglos sein, denn das Publikum wird stets neben der Befriedigung seiner ästhetischen Bedürfnisse auch solche seiner roheren Instinkte und — Nerven suchen.

Das Freiburger Theater hat ungefähr die gleiche Größe wie das „Deutsche Theater“ zu Berlin und enthält rund 1000 Plätze. Es war völlig bis auf den letzten Platz während der Premiere besetzt und die gleiche Frequenz zeigte auch die erste Wiederholung des „Schicksal“. Es herrschte am Abend der Premiere jene bekannte flimmernde nervöse Premierenstimmung. Wußte man doch, daß der Dichter anwesend war und daß sein Schauspiel zum ersten Mal das Lampenlicht erblickte.

Für die Kenner des Stückes war kein Zweifel, daß es einen mächtigen Erfolg davon tragen würde, denn selbst bei den vielen Feinden Bleibtreus war stets die „kongeniale“ Charakterschilderung Napoleons und die Umsetzung seines ehernen Fatalismus in blutvolle Handlung bewundert werden. Der Erfolg bestätigte auch die Erwartung jener vollkommen. Jeder Akt fesselte die Aufmerksamkeit der Hörer auf das gespannteste und erregte nach dem Fallen des Vorhanges wahre Stürme von lebhaftem Beifall. Nach jedem Akte wurden die Darsteller stürmisch gerufen, aber erst beim dritten und vierten Akte leistete der Dichter dem Rufe des begeisterten Publikums folge. Er erschien auf der Rampe und dankte mit sympathischem Lächeln der zujubelnden Menge. Die zweite Aufführung bestätigte die große und mächtige Wirkung des Stückes, trotzdem die Schauspieler weniger frisch erschienen.

Ich will das Drama, das schon vor Jahren erschienen, nicht mehr

einer ausführlichen kritischen Analyse unterziehen. Nur ein paar beiläufige Bemerkungen möchte ich mir gestatten. — Die ersten drei Akte spielen im Jahre 1796, der vierte im Jahre 1809, der fünfte 1815. Zwischen Akt III und IV liegen 13, zwischen Akt IV und V 6 Jahre. Dadurch zerfällt das Stück notwendig in 3 Teile und der Vorwurf ist zu verstehen, das Schauspiel habe keine geschlossene einheitliche Handlung. Ich möchte jedoch unterscheiden zwischen einer äußeren Einheit der Aktion und einer inneren Einheit der Idee. Zur ersteren Art gehören alle Dramen mit ruhiger psychologischer Evolution oder sicherer, geschlossener Handlung ohne jeglichen bedeutenden psychologischen oder chronologischen Sprung, besonders die Dramen der französischen Klassizität; zur letzteren gehört jedoch „Schicksal". Der Titel bezeichnet die Idee, welche alle 5 Akte umspannt, trotzdem sie eine Zeit von 19 Jahren dramatisch fixieren.

Bleibtreu wollte den herben fatalistischen Zug Napoleons (vgl. auch Wallenstein, Cromwell), seinen historisch nachgewiesenen Glauben an seinen „Stern", sein „Schicksal" als leitende Grundidee nehmen und aus ihr Napoleons Steigen und Fallen erklären. Es wäre unsinnig gewesen, wenn er mit blasser Allegoristik den ohnehin schon metaphysischen Schicksalsbegriff personifiziert auf die Bühne gebracht hätte, in der Art, wie z. B. Hans Sachs den „Neid", die „Wollust" anthromorphistisch darstellt, sondern er trug der merkwürdigen historischen Thatsache Rechnung, daß mit der Scheidung Napoleons von Josephine sein Stern unterging, und machte diese daher zur Trägerin der Schicksalsidee Napoleons. Ich halte diesen Zug für meisterhaft und durchaus realistisch. Wollte also Bleibtreu den Parallelismus von Napoleons „Schicksal" und dem Glück seiner Ehe mit Josephinen getreu durchführen, so mußte die Scheidung und damit der Anfang von Napoleons Sturz auf die Bühne gebracht werden. Diese kurze ästhetische Begründung von Akt IV halte ich für durchaus zwingend. Gewiß sei zugestanden, daß die beiden letzten Akte nicht die dramatische Wucht der drei ersten haben, aber nachdem Bleibtreu bei der ersten Vorstellung zu der Erkenntnis gekommen war, daß der Rotstift ein ganz nützliches Instrument sei, erwiesen auch Akt IV und V durch ihre poetischen Schönheiten die gleiche Bühnenwirksamkeit.

Freilich standen am Abende der Premiere auch alle Sterne günstig, um dem „Schicksal" ein gutes „Schicksal" zu bereiten. Die Stimmung des Ensemble, die Führung der Regie durch Oskar Benda, die äußere Ausstattung, auch das Spiel der Einzelnen zum großen Teil waren vortrefflich. Namentlich war der ungemein schwierige zweite Akt geschickt inszeniert, der einen Teil des Conventssaales mit Präsidententisch, Mitgliederreihen, Zuschauerlogen &c. darstellt. Daß Herr Benda diese szenischen Schwierigkeiten technisch zu

überwinden vermochte, ist um so höher anzuerkennen, als bekanntlich der Münchener Hoftheaterregisseur Savits sich für unbesiegbar (!) erklärt hatte. Auch der Festsaal in den Tuilerien (Akt II) war gleich würdig ausgestattet.

Der schauspielerische Haupterfolg des Abends ruhte auf den Schultern des Herrn August Meyer-Eigen (Napoleon) und des Fräulein Minna Berens (Josephine). Über den ersteren schreibt die „Frankf. Ztg.", sein „Napoleon" wachse über den des Herrn Possart hinaus. Er bot auch in der That eine großartige Leistung, die durch auffallende Porträtähnlichkeit erhöht wurde. Im ersten Akt war er der richtige, etwas schäbige, abgedankte General, der nichts besitzt als sein Genie und sein Vertrauen auf seinen Stern. Und doch wußte er dieser Gestalt soviel Größe zu geben, daß sie mächtig emporragte aus dem Haufen der „parfümierten Nichtse" des Salons. Trefflich seine brutale Manier der Unterhaltung, sein riesiges Selbstvertrauen, seine dumpfe Resignation! Mit dem zweiten Akt wuchs die Leistung Meyer-Eigens. Wie er sich von der Liebe zu Josephine übermannt sieht, nachdem sein ungeheures Selbstgefühl gegen den „schmutzigen Selbstbetrug" der Liebe vergebens angekämpft hatte, wie er sich dem tobenden Konvent als General anbietet, den Advokatenschwätzern goldne Phrasen als Zuckerbrot hinwirft und sich darin als ganzer Menschenkenner und Menschenhasser zeigt, wie er im Augenblick der höchsten Gefahr riesenhaft aus der Menge emporwächst und mit brutaler Rücksichtslosigkeit die Zügel an sich reißt, das war eine Leistung ersten Ranges. Die übrigen Akte bestätigen das mächtige Können dieses Schauspielers, den Bleibtreu aufrichtig den Possart der Zukunft nannte. Für die herbe Größe Napoleons, für das visionäre Element in ihm, für seinen Fatalismus, für den Größenwahn des Genies fand er mächtige überzeugende Töne, weniger für die dumpfe, menschenverachtende Resignation des fünften Aktes. Welch eine Aufgabe Meyer-Eigen zu überwältigen hatte, wird klar, wenn man bedenkt, daß seine Rolle dreimal so lang ist als z. B. die des Franz Moor und zu den schwierigsten Charakterrollen gehört. In zweiter Linie ist Minna Berens zu nennen, welche die Josephine auf das feinste nach des Dichters Intentionen spielte. Als Weltdame mit einem Hauche von Koketterie und empfänglich für die bunten schönen Nichtsheiten des Lebens erschien sie im ersten Akt und trefflich war ihre vermeintliche lächelnde Überlegenheit über den abgedankten General. Wie sie aber aufmerksam wird, wie sie nach und nach sich dämonisch gefesselt fühlt von dem kleinen unscheinbaren Manne, wie sie mit scheuem Zagen seine gewaltige geistige Größe im Konventssaal erkennt und sich demütig beugt, zeigte ein herrliches, bildungs- und zukunftsreiches Talent, dem nur noch Tiefe gewaltiger Leidenschaft fehlt und welche eine Tragödien

erst nach einem großen Schmerz erlangt. Die ergreifendsten Herzenstöne fand Frl. Berens im vierten Akte, wo sie nichts zu sein hatte als ein liebendes, aber zu Tode verwundetes Weib. Grandios wirkte der Schluß dieses Aktes, sie schluchzend und weinend, in wehmütigen Erinnerungen verloren und er, größenwahnsinnig, brutal und weich zugleich, mit seinen Gedanken in einer Zukunft voll Blut und Dampf und Thränen.

Nach Meyer-Eigen und Frl. Berens sind noch mit Auszeichnung zu nennen Oskar Benda (Talleyrand), Büttner (Barras), Schmidt (Duroc), Eincke (Talma) und Frl. König (Eugen). Jedenfalls wird der Abend allen Zuschauern im Gedächtnis bleiben.

Kritik.

Zur realistischen Bewegung.

Wir haben bereits an anderer Stelle auf Jacobowskis vortrefflichen Aufsatz „Die realistische Bewegung in der deutschen Litteratur der Gegenwart“ in den „Badisch. Akadem. Blättern“ aufmerksam gemacht. Jacobowski schließt seine Arbeit mit folgenden bedeutsamen Worten: „Früher war ja die akademische Jugend der Hort für alle litterarischen Interessen. Jetzt ist sie es nicht mehr. Im Kampf um das Dasein sind jetzt die Interessen der akademischen Jugend vollständig absorbiert von dem Spezialstudium, das sich jeder erwählt. Wenn Sie aber, meine Herren Kommilitonen, noch in Ihrem Herzen Raum haben für eine Poesie, die Sie hinauszieht aus der Banalität des Alltags, ohne daß Sie die Fühlung verlieren mit der quellenden Gegenwart, wenn Sie sich sehnen herauszukommen aus der Limonaden- und der Backfischpoesie der Dahn, Ebers, J. Wolff und dürsten nach einer, welche die Wehen der Zeit, ihr blutvolles Ringen und Hasten hineingezwungen mit unheimlicher Deutlichkeit in ein großes farbenprächtiges Bild, dann greifen Sie zu einem Bande jener jungen realistischen Dichter. Sie werden viel darin finden, viel was Sie bezwingt, viel Geist, viel Talent, viel Schmerz, viel Zorn — viel Größenwahn. Vielleicht geht es Ihnen, wie jenem Mann aus der Bibel, der auszog, einen Esel zu suchen — und ein Königreich fand.“

So berechtigt auch die Klagen im allgemeinen über das banausische, jedes höheren geistigen Schwunges, jeder kühnen Triebkraft bare Universitätsleben sein mögen, so dürfen wir uns doch die ermutigende Thatsache nicht verhehlen, daß sich verschiedenenorts herzhafte Ansätze eines neuen Geistesfrühlings unter der studierenden Jugend zeigen und daß der lange „Winter des Mißvergnügens“ einer fröhlicheren Teilnahme an den hohen Problemen der modernen Litteratur und Kunst zu weichen beginnt. Von Hochschulen des Reiches, Österreiches und der Schweiz sind uns die erfreulichsten Kundgebungen in diesem Sinne zugegangen. Namentlich unsere Zeitschrift gewinnt steigende Sympathien unter der akademischen Jugend und manch ein schneidiger Musensohn hat in unserem Dichteralbum

seine ersten litterarischen Sporen verdient.

Auch in den bildenden Künsten gewinnt die neue Richtung mehr Boden, die Reihen der sogenannten Hellmaler werden immer dichter und geben bereits den Ton an in den großen Ausstellungen. Man kann diesen kraftvollen Aufschwung jüngerer Talente besonders gut in den Wochenausstellungen des Münchener Kunstvereins beobachten. Zwei Wochen hindurch beherrschte der Aquarellist Hans v. Bartels — heute fraglos der erste Meister der Wasserfarbentechnik in Deutschland und Umgegend — die Säle mit seinen unbeschreiblich frischen und kühnen Studien und Bildern aus dem nordischen See- und Strandleben. Bartels Realismus ist von einer ebenso wuchtigen, stürmischen, als poesiedurchwogten Energie. Etwas zahmer ist der Realismus Eduard Blumes. Eines seiner letzten Ölbilder mit lebensgroßen Figuren „Wohlzuthun und mitzuteilen vergesset nicht“ erinnerte in der Feinheit der Technik und der ergreifenden Beseelung an die besten Arbeiten Sebastien Lepages. Lebte Blume statt in München in Paris, würden ihn die deutschen Zeitungen um die Wette mit den französischen als berufenen Nachfolger Lepages feiern. Ebenso hat ein junger Tyroler namens Delug mit einer fabelhaften Freiheit und Vornehmheit des Pinsels ein herrliches Freilichtbild ausgestellt: eine Mutter mit ihren drei Kindern aus den aristokratischen Lebenskreisen zu einer wunderschönen, beschaulich ruhenden Gruppe im Freien — vor einer Buschpartie im Park — vereint. Die neue Bewegung ist nicht mehr aufzuhalten. Alle wahrhaften Talente fallen ihr zu.

Zum Schlusse verzeichnen wir noch die Gründung einer neuen Wochenschrift mit moderner Tendenz: „Freie Bühne für modernes Leben“ von Otto Brahm in Berlin (Verlag von S. Fischer). Wir kommen später ausführlich darauf zurück. Fritz Hammer.

Romane und Novellen.

Die Waffen nieder! Eine Lebensgeschichte von Bertha v. Suttner. Zwei Bände. Dresden und Leipzig, Piersons Verlag.

Es ist ein gutes, schönes, edles, bald ergreifendes, bald erschütterndes Buch. Trotzdem ein unvollständiges Werk, weil es nicht auf der vollen Höhe des modernen Wissens und der modernen realistischen Kunst steht. Auch nicht auf der vollen Höhe des modernen Volkslebens, denn die Heldin dieser „Lebensgeschichte“ ist zwar menschlich, jedoch nur als der Typus einer Bildungsgeschichte, die sich auf dem Untergrunde des mittelalterlichen Adelsstandes mit gewissen freigeistigen Emanzipationsallüren aufbaut, ohne in voller Blutsgemeinschaft mit dem Volke zu leben. Der Suttnersche Roman ist daher auch kein Volksbuch im starken Sinne, sondern mehr das Produkt einer exklusiven Bildung mit einer Beimischung allgemeinmenschlicher „Sentiments“ und abstrakter Idealität.

Wäre der Suttnersche Roman eine tendenzlose Dichtung, ein Fabulierwerk schlechtweg, so würde das Unzulängliche nicht allzustark ins Gewicht fallen. Aber er ist mehr, das heißt: er will und soll mehr sein — eine künstlerische Kampfschrift wider den Krieg, die alle Argumente erschöpft, allen Widerspruch zum Schweigen bringt, alle Hirnrissigkeit und blutige Lächerlichkeit der heutigen Kriegskulturwirtschaft rücksichtslos aufdeckt und mit feurigen Ruten alle jene geißelt, welche aus irgend einem bösen Interesse den Krieg für unausrottbar erklären.

Leider sind ganze Seiten der Frage übergangen, die wissenschaftlichen Grundlagen ungenügend aufgebaut, der Wurzel-

komplex des Kriegsgeistes nicht in seiner Fülle analysiert.

Ja, ganze Seiten von hervorragender Wichtigkeit sind übergangen. Die theologische z. B. ist breit erörtert, die ästhetische hingegen gar nicht. Warum giebt uns der Roman, der allerlei Autoritätsvertreter für den Krieg in lebendigen Gestalten zeichnet, nicht auch die überaus einflußreichen Vertreter des Kriegsgedankens in der Kunst? Der ganze mächtige Zusammenhang des Themas mit der Kunst aller Zeiten wurde von der Dichterin einfach übersehen. Was hat sie damit nur für eine ausgiebige Figur ungenützt gelassen — den modernen Schlachtenmaler! Und was für Modelle stehen da zur Verfügung! Ist der Dichterin z. B. der Maler Heinrich Lang (Gatte der genialen Tina Blau!) mit seinen furchtbaren Aufzeichnungen eines Schlachtenbummlers unbekannt geblieben? Und die betreffenden Franzosen? Und im andern Lager — im Lager der Dichterin selbst — der Russe Wereschagin?

Sodann die wissenschaftlichen Grundlagen! Zum Beispiel: Jedem humanen Fortschritt ist eine grundlegende ökonomische That, jeder humanen Revolution eine soziale vorausgegangen, wie die Geschichte der Religionen, der Sitten, des Rechts u. s. w. ausweist. Das erträumte Friedensreich auf Erden, wenn nur in dem beschränkten Sinne des „Die Waffen nieder!“ kann nur durch eine ökonomisch-soziale Umbildung des gegenwärtigen Staatsgedankens und faktischen Staatswesens angebahnt werden. Der Krieg ist eine Notwendigkeit für die herrschende kapitalistische Produktionsweise; er wird nicht bloß von den Dynasten und Staatenlenkern, sondern auch — in manchen Fällen hauptsächlich sogar! — von den internationalen Börsenfürsten gemacht. Die Frage: ob Krieg, ob Friede? wird nicht bloß am grünen Tisch, sondern auch in den Geheimkontors der internationalen Hochfinanz entschieden. Das die Welt umspannende Finanzungeheuer mit der ihm teils tributpflichtigen, teils auf Tod und Leben verschriebenen Weltpresse ist heute ein Kriegsfaktor ersten Ranges. Davon weiß der Suttnersche Roman nichts zu erzählen, obwohl er gelegentlich der Berührung der Abrüstungsvelleitäten des sentimentalen Napoleons III. dazu Ursache gehabt hätte, denn der Zusammenhang der Politik der Bonapartisten mit den Finanzmächten ist doch heute kein Geheimnis mehr.

Das Wort human kommt unzähligemal, das Wort sozial fast kein einzigesmal im Suttnerschen Romane vor. Das giebt zu denken. Soviel die Dichterin auch Naturwissenschaftliches heranzieht, ihr ideales Menschen-, Staats- und Völkerrecht ist doch nur ein Überrest der gerade naturwissenschaftlich überwundenen alten humanisierenden internationalen Schöngeisterschule des vorigen Jahrhunderts. Die wahrhaft naturwissenschaftliche Weltauffassung, die von der Produktion, von den Arbeits-, Erwerbs- und Besitzfragen ausgeht und in der wirtschaftlichen Emanzipation der Völker, in der allmählichen Sozialisierung der Menschheit, und zwar in nationaler Abgrenzung, den Weg zur Humanität, zur Gerechtigkeit und zum Frieden sieht und dadurch auch die Möglichkeit einer vollständigen Abschaffung des Krieges vorbereiten hilft, spielt in dieser Kampfschrift wider den Krieg so gut wie gar keine Rolle. Und darin ganz besonders liegt die Unzulänglichkeit des Werkes. Es hat eine große Stimmungs-, jedoch nur eine geringe Überzeugungskraft, weil es nicht aus dem Vollen der modernen Weltwissenschaft stammt.

Auch die Fabel ist nicht darnach, die Überzeugungskraft zu erhöhen. Gesetzt den Fall, die „Heldin“ dieser Lebens-

geschichte — die Geschichte einer hochadeligen, steinreichen Offiziersfamilie während der Feldzüge in Oberitalien, Schleswig-Holstein, Böhmen und Frankreich — hätte ihren schönen Husarenlieutenant in Italien nicht verloren, ihr zweiter Gatte, ein Oberstlieutenant, wäre in Böhmen nicht verwundet und später in Paris nicht als preußischer Spion irrtümlicherweise erschossen worden, sondern das Glück hätte es so gewendet, daß der erste Gatte mit Auszeichnung aus dem Feldzuge heimgekehrt und von einer Ehrenstaffel zur andern emporgestiegen wäre, würde sich dann die Heldin auch diese leidenschaftliche Philippika gegen den Krieg geleistet haben? Dadurch eben verliert die Fabel an Beweiskraft, weil nur ein vom Unglück verfolgter Privategoismus sich gegen den mächtigen Staatsegoismus aufbäumt, und was von der Dichterin zur Verallgemeinerung dieser Privatangelegenheit aufgebracht wird, mehr aus dem Gebiete der Reflexion und der Kritik herbeigeholt erscheint, als aus den Schicksalen thätig und leidend vorgeführter Gestalten und Bevölkerungsgruppen, die vor den Augen des Lesers in scharfer Individualisierung mitten im kriegerischen Lebensgetriebe stehen und den Roman mit einer reichen und mannichfaltigen Handlung erfüllen müßten. Statt dieser Belebung eines gewaltigen Schauplatzes, liest uns die Heldin immer wieder aus ihren Tagebüchern vor und breitet eine Unzahl von Zeitungsberichten, Exzerpten und Briefen vor uns aus — und am Schlusse schrumpft alles wieder zu kleinen rührseligen Familiengeschichten mit Verlobungen, Hochzeiten und Taufschmausereien zusammen. Also ist die kleine, verliebte, vergnügte Gesellschaft doch nicht aus dem Leim gegangen, trotz aller Kriege? Gott bewahre! Nur daß sie ohne die kriegerischen Unglücksfälle noch ein Bischen verliebter, noch ein Bischen vergnügter hätte sein können ... Offengestanden, das ist ein sehr wenig heldenhafter Ausgang dieser streitbaren Lebensgeschichte, und der so laut erhobene Ruf „Die Waffen nieder!" verhallt recht marlittisch weichlich in den Trinksprüchen und Gratulationen des Taufschmauses.

Mit einem Wort: zu viel egoistisches Pathos, zu wenig soziales Ethos! Das nimmt dem Buch seine Größe, sein Gewicht, und läßt es vom hohen Sockel der Nationallitteratur auf den Salontisch der Familienlitteratur sinken. Familienblätterstandpunkt in großen Weltgeschichtsfragen ist es auch, wenn die Dichterin alles nach den Gesetzen des Privatrechts beurteilt und schildert und sich dagegen sträubt, sich in die Realität der Machtverhältnisse großer Staaten zu versetzen. Natürlich muten wir der Dichterin nicht zu, daß sie sich für Dynastien, die nicht zugleich eine Nationalität verkörpern, begeistere; allein wir müssen doch von ihrer Unparteilichkeit das Zugeständnis erwarten, daß keine Nation sich selbst aufgeben darf, will dieselbe nicht Menschheitsinteressen gefährden, die höher stehen, als das Wohl und Wehe einzelner Familien. Der Krieg, den das moderne kapitalistische Wirtschaftsleben unablässig zwischen den Industrievölkern führt und der täglich Hekatomben von Menschenleben und Menschenglück verschlingt, ist nicht weniger schaudervoll als jener andre, der der Gräfin-Heldin des Suttnerschen Romans den schönen Husarenlieutenant gekostet hat.

Was diesen merkwürdigen Roman, den wir im großen Ganzen für die Verirrung einer genialen Frau halten, von der üblichen Familienblätterlitteratur absondert, das ist der schöne Wagemut, mit welchem die Verfasserin in einem deutschen Buche Dinge bespricht, beurteilt, zerfasert, verlacht und verspottet, die von dem heute in der deutschen Männerwelt grassierenden Byzantinismus für heilig

und unverletzlich und jedweder Diskussion entrückt gehalten werden. Von diesem Gesichtspunkte aus angesehen, wäre keiner unserer hochberühmten Familien-Schriftsteller, kein Dahn, kein Ebers, kein Heyse, kein Eckstein und wie die ganze alte Wonnebrunzler-Korona sich im einzelnen benamst, männlich und mannhaft genug gewesen, die hehre Geistesfahne zu entfalten, die von dieser Dichterin so heldenhaft geschwungen wird.

Auch die kraftvolle, packende Sprache, über welche Bertha v. Suttner so souverän gebietet, wäre diesen zartbesaiteten Herren versagt gewesen. Einzelne Schilderungen von Kriegsepisoden sind Meisterleistungen starken, anschaulichen Stils. Sodann, wer wüßte besser oder nur so gut wie diese Frau, nicht mit witzelnden Redensarten, sondern mit sachlich gegründeter Satire die Dummheiten, Albernheiten und grotesken Widersprüche der Friedensverhandlungen, der Diplomatenkonferenzen und ewigen Verträge zu geißeln? Wer wüßte, wie sie, mit einem einzigen wie vom Bogen geschnellten Wort oder mit einer gelegentlichen Bemerkung die konventionellen Lügen, Borniertheiten und Affenhaftigkeiten hocharistokratischer Gesellschaftskreise eleganter zu entlarven und zu verspotten, als die Verfasserin von „Die Waffen nieder!"? Oder welche andere Schriftstellerin hätte wie sie die Kühnheit, die ewigweiblichen Listen, Eitelkeiten und Begierden bis in die letzten Schlupfwinkel zu verfolgen und sie mit einer oft kaum merklichen stilistischen Wendung ans Licht zu jagen zum Ergötzen aller scharfsinnigen Leser? Von solchen starkgeistigen, genialen Überraschungen und Schönheiten wimmelt das Buch. Und damit ist von selbst ausgesprochen, daß dieses Buch weitaus interessanter und lohnender ist, als irgend ein anderes der modernen deutschen Familienlitteratur.

M. G. Conrad.

Der Katzensteg. Roman von Hermann Sudermann. Berlin, F. & P. Lehmann, 1890. Die allgemeine Aufmerksamkeit ist auf Hermann Sudermann erst ganz kürzlich gelenkt worden, als sein Schauspiel „Ehre" am Lessingtheater in Berlin einen Erfolg erzielte, wie seit Wildenbruchs „Karolingern" kein ähnlicher in Deutschland zu verzeichnen gewesen, und zwar mit vollem Recht; denn dieses Stück kann schlechthin als ein realistisches Meisterwerk bezeichnet werden. Gleichzeitig ist ein neuer Roman von Sudermann erschienen: „Der Katzensteg". Ich muß bemerken, daß ich die früheren belletristischen Arbeiten dieses Schriftstellers leider noch nicht kenne. Man rühmt mir hauptsächlich „Frau Sorge". Der „Katzensteg" steht nun nicht ganz auf der mächtigen Höhe der „Ehre", dieses großartigen Gemäldes aus dem Leben der unteren Klassen Berlins, allein er ist trotz mancher Schwächen immerhin ein hochbedeutendes Werk, und es ist keine Seite, die nicht Stempel und Wurf eines großen und echten Talents trüge. Ein unbedeutender Schriftsteller schreibt nicht einmal die schwächeren Partieen des Buches, geschweige die glänzenden, an denen es noch immer sehr reich ist. Der „Katzensteg" erinnert ein wenig an Wildenbruchs „Väter und Söhne", der Sohn sühnt die Schuld des Vaters, der ein Verräter war — die Zeit ist ganz dieselbe: die Epoche der Befreiungskriege. Zu jener sophokleischen Höhe der Weltanschauung und des Pathos, wie sie sich bei unserem großen Dichter kund giebt:

„Es ist das Recht der Söhne,
Zu lieben, wo die Väter einst gehaßt" —

so hoch schwingt sich Sudermann allerdings nicht auf, allein er erzählt mit Kraft und Schwung. Der Anfang und der Schluß sind geradezu glänzend geschrieben, die Szene in der Dorfkneipe, das Wiedersehen Boleslavs mit seiner verhimmelten Jugendgeliebten, die ihm

als angesäuerte alte Jungfer entgegentritt, seine schmerzliche Enttäuschung, der Tod des Rassenweibs Regina sind Meisterstücke realistischer Erzählungskunst, wie sie nur ein begnadeter Dichter zustande bringt. Was dazwischen liegt, ist etwas wüst, mehr ein Zeichen ungebändigter Phantasie, als fester Kunst. Der Grundgedanke des Ganzen ist: „Laß Dich nicht auf ideale Spekulationen in der Liebe ein, seufze nicht nach entschwundener Jugendliebe — vermeintliche Treue der Art ist Thorheit, denn wenn Ihr Euch nach Jahren der Trennung wiedersehet, seid Ihr Euch fremd geworden und versteht einander nicht mehr — folge dem natürlichen Triebe Deines Herzens, wenn er sich auf die physische und sittliche Kraft und Gesundheit richtet!" Der Gedanke ist schön und gut, aber er ist nicht klar genug herausgearbeitet, das Sühnemotiv der väterlichen Schuld lastet von Anfang an zu schwer darauf. Die Charakteristik namentlich der Nebenpersonen ist recht gelungen, die Mischung von Humor und Gemeinheit, das richtige Gaunertum glückt Sudermann hier eben so gut wie in der „Ehre". Ich hätte gewünscht, daß das Katzensteg-Motiv stärker behandelt worden wäre, daß der Dichter uns den verhängnisvollen Katzensteg in den Stimmungen, den Beleuchtungen der verschiedenen Tages- und Jahreszeiten gezeigt, ihn gewissermaßen zur handelnden Person erhoben hätte. Wofür lesen wir Zola, wenn wir ihm solch technische Kniffe nicht ablauschen sollten? Das ist keine Schande! Im übrigen zeigt sich Sudermann in allem Technischen als Meister. Wie ausgezeichnet ist die Behandlung des Leit-Motivs der Helene, der „Madonna mit den Rosen und Lilien", wie fein wird die psychische Wandlung Seite 327 bereits Seite 283 durch die Umkehrung des Leitmotivs vorbereitet! Trotz einiger Schwächen zählt der Roman doch an Kraft und Feinheit zu den besten Leistungen der deutsch-realistischen Litteratur, und wir haben ihm in den letzten Jahren wenig an die Seite zu stellen. Der deutsche Realismus darf und muß von jetzt an Hermann Sudermann unter seinen begabtesten Vertretern nennen. C. A.—i.

Im Kampf. Roman aus der Gegenwart v. M. v. Eschen. Berlin, Otto Janke.

Ein hocharistokratischer Offizier, der Kommandeur v. Sonnenfels — verliebt sich in reifen Jahren, nachdem er selbst eine erwachsene Tochter „Doraline" und mehrere Söhne hat — in die Tochter eines Börsianers, der den Adel anstrebt und heiratet dieselbe. Die ideale Frauengestalt des breitspurigen Romanes ist Doraline — das wandelnde Ungeheuer, die sittenlose, pflichtvergessene Gattin finden wir in deren Stiefmutter. Der Held ist ein gottesleugnender Doktor Helmut Werner, der durch die Schule des Lebens eine höhere Allmacht erkennen lernt. Der Schwächling ist zweifach vertreten in Doralinens Vater und dessen Neffen, dem Maler Felix Romberg; wenn der Roman anstatt drei Bände nur einen enthalten würde, wäre er sehr gut zu nennen, so aber fühlt man sich versucht, einige Seiten zu übergehen, um den trefflichen Kern vom Ballast sichten zu können.

Weit größeres und herzensechteres Lob spenden wir A. Marbys Roman „Im Hafen" einer durchaus tüchtigen und anerkennenswerteren Leistung, welche ebenfalls Jankes rührigen Verlag der Buchausgabe zu danken hat.

Der Roman bewegt sich in dem besseren Mittelstand, im ersten Teile in Deutschland, im zweiten in Amerika. Der Gang der Handlung bietet im Grunde genommen nichts, was nicht schon dagewesen wäre, aber die Dialoge sind lebhaft und spannend, die Charakterschilderungen warm und tief empfunden; der reiche Kaufherr schickt seinen verdienst-

lichen Buchhalter, welcher nebenbei der Sohn seines Jugendfreundes ist, mit Schimpf und Schande aus dem Hause, weil dieser es wagt, die Blicke bis zu der Tochter des Prinzipals zu erheben. Nach allerhand Irrfahrten wendet sich im zweiten Bande das Blatt; der reiche Kaufherr wird zum armen Schlucker, der jenseits des Ozeans bei seinem ehemaligen Untergebenen das Gnadenbrod genießt; seine Tochter, die an einen aristokratischen Wüstling verheiratet war, der all ihr Geld verpraßte, fristet kümmerlich, mit Unterrichtgeben ihr Dasein. Marby weiß mit feinfühlendem Geschick einen harmonischen Schluß herbeizuführen und der fließende elegante Ton seines Buches wird dasselbe zu einer gerngesehenen Lektüre machen, für die man selbst in der jetzigen, vielleseuden und noch mehr schreibenden Zeit, Absatz finden dürfte. Nicht die gleiche Zuversicht bringen wir E. Junkers „Im Schatten des Todes", Berlin, Otto Janke, entgegen, ob zwar das Werk bei einer Preisausschreibung den ersten Anerkennungspreis erhielt. Die Idee der Wiedergeburt des Menschen findet hier fanatische Vertretung; der Autor geht aber auch in seinen Anschauungen so weit, gewissermaßen zu behaupten, es sei alles Fatum und jede selbständige Handlung des Individuums werde somit zum reinsten Überfluß: von diesem Grundsatze ausgehend, würde man z. B. als Betrüger oder Mörder geboren und jedes Emporschwingen zu besserem Wollen, wäre von Haus aus unnütz. Eine höchst fantastische und unsympathische Liebesduselei wird zur Erhärtung dieser Grundsätze angeführt, wir aber können nicht umhin, zu bedauern, daß der Autor, welcher schon früher wiederholt Proben eines nicht unbedeutenden Talentes an den Tag gelegt, sich dieses Mal keinen dankbareren Boden für sein Können gesucht.

Georg Hartwig, welcher in jüngster Zeit durch verschiedene, bedeutsame Publikationen auf dem Gebiete der Romanlitteratur von sich reden gemacht, veröffentlichte kürzlich ebenfalls bei Otto Janke den dreibändigen, fesselnden Roman „Der Majoratserbe", welcher die Familiengeschichte und Familienzwiste der Freiherrn von Rothenburg in anziehender Form behandelt. Harald von Rothenburg, der Bräutigam seiner schönen Cousine Isabella, verrät diese in schmählichster Weise um einer polnischen Circe willen, welche ihn in ihre Netze lockt, woraus unversöhnlicher Haß und Hader entstehen. Wohlthuende Gestalten sind inmitten dieser erhitzten Gemüter, der würdige Pastor Anselm von Rothenburg, seine beiden altjüngferlichen Schwestern Regina und Benigna und der biederbe Wenzel von Rothenburg, welcher von dem größten Teil der Familie in Acht und Bann gethan wurde, weil er eine Bürgerliche zum Eheweib genommen. Es giebt sehr viel Zank und Hader, Mord und Totschlag in dem Buche, aber es ist durchwegs als eine interessante Lektüre zu bezeichnen, die Freunden spannender Konflikte bestens empfohlen werden kann.

W.

Die Schutzengel. Roman aus der Gegenwart und Zukunft in drei Büchern von Meta von Salis-Marschlins. München 1889. (Carl Merhoffs Verlag.) Die hochbegabte Verfasserin, die vor einigen Jahren an der Universität Zürich mit vielen Ehren den philosophischen Doktorhut gewann, beschenkt uns in dem vorliegenden Werke mit einem — sage ich es nur gleich heraus — kostbaren Kern in fast ungenießbarer Hülle. Im „Berner Bund" wird zwar gesagt, „daß der ethische Gehalt des Buches bedeutend genug sei, die größeren und kleineren Sünden wider den guten Geschmack vergessen zu lassen. Dieser Meinung kann ich mich aber durchaus nicht anschließen, sondern stimme

vielmehr der Ansicht einer Freundin bei, die mir kürzlich schrieb: „Die Schutzengel habe ich ehrlich durchgearbeitet. Schade, wenn jemand seinen Beruf nicht erkennt! M. von Salis hat manche famose, selbständige Gedanken, die in einem nüchternen und anspruchslosen Tendenzartikel nützen könnten. Von dem was zu einem Roman gehört, hat sie keine blasse Ahnung, am allerwenigsten künstlerisches Gefühl dafür. Alles Komposition und Deklamation. Dazu eine unleidlich schulmeisterliche Diktion mit schauerlichen Satzbildungen. Prätensiös und unklar! Verzeihen Sie meine Offenheit, aber es ärgert mich immer etwas, wenn Leute Gedanken haben und bringen sie auf so falsche Manier ins Publikum." Soweit meine entrüstete Korrespondentin. Um aber zu beweisen, daß sie nicht unrecht hat, lasse ich einige von den haarsträubendsten Satzungeheuern der Verfasserin hier folgen: „Die entfernte Kousine wurde seine Frau, und nach Verfluß mehrerer Jahre die Mutter eines, wie sie auf den Namen der königlichen Ahnfrau getauften, Töchterchens."

„Sie wollen nicht, daß ich Derartiges thue," sagt er im Gefühle seines Ungeschicks. — „Kannst Du Zäune übersteigen?" Isa (sieben Jahre alt) bejahte mit befriedigter Kopfbewegung. „Und auf Bäume klettern," vertraute sie ihm des Ferneren, setzte jedoch mit mädchenhaftem Zartgefühl hinzu: „Wenn ich allein bin." — „Folgendes war die Verwicklung der Umstände, als der alte Tiefensee, in Anbetracht seiner Rüstigkeit und geistigen Frische allen unerwartet starb." — „Diese Hast in den Straßen eines untergeordneten Ranges! diese vornehme Weite und verhältnismäßige Ruhe in denen eines aristokratisch-merkantilen Charakters." — „In dieser angenehmen Mitte gewann Isa in Kurzem ihre äußere Anmut wieder." — „Manches mochte wohl viel harmloser gemeint sein, als Isa anzunehmen geneigt war, und der in solchen Kreisen üblichen Lebensart entsprechen, aber nichts verekelt ein an anständigen Umgang gewöhntes Mädchen von starken Empfindungen mehr am Verkehr mit Männern einer niedrigeren Bildungsschicht, als die als Huldigung betriebene Handhabung erotischer Gegenstände." —

Doch genug des grausamen Scherzes. — Ich beneide den Berner Bund-Kritiker allen Ernstes um die — Liebenswürdigkeit, mit der er behauptet, solche und noch tollere Stilblüten über den bedeutenden ethischen Gehalt des Buches vergessen zu können. Er fährt in seiner Lobrede folgendermaßen fort:

„Wie ernst es der Verfasserin ist, wie herzhaft sie für Frauenideale Schwert und Speer schwingt, eine Ariostische Reiterin, nur in etwas melancholischen Farben und die Helmzier nicht so lebensfreudig aufgepflanzt, wie wir es ihr wünschen möchten. Wir wetten, sie hat zu viel die Philosophie gelesen und wenig die Dichter, und ist doch selbst eine Poetin von Herkunft und Eigenwuchs!"

Die letztere Behauptung bezweifle ich nach der hier abgelegten Probe durchaus. „Poeten von Herkunft und Eigenwuchs" (ich bitte um Verzeihung wegen des sonderbaren Ausdruckes, aber er steht wörtlich im Berner Bund!) also — Poeten von Herkunft und Eigenwuchs werden sich gewiß nicht erlauben, die Sprache in dem Grade zu mißhandeln, wie Meta von Salis es in den „Schutzengeln" gethan hat.

Was nun den Gedankeninhalt des Buches anbetrifft, so ist derselbe gut und schön und beherzigenswert. Meta von Salis hatte hohe und feste Grundsätze und vertritt dieselben mit edler Kraft und Aufrichtigkeit. Wollte sie etwas weniger langweilig, etwas weniger gouvernantenhaft vorgehen, so würde sie ihren Leserinnen gewiß viel liebenswürdiger erscheinen. H. von Alten.

Robert Leichtfuß. Roman in zwei Bänden von Hans Hopfen. Stuttgart, Engelhorn. Dieser Roman muß unbedingt zu Hopfens besten Schöpfungen gezählt werden. Alles in diesem Buche strotzt förmlich von gesundem Leben, von einem echten und starken Realismus, der jeden Anhänger der modernen Kunst wahrhaft erquicken muß. Die Fabel ist höchst glücklich ersonnen, wenn auch ein bischen zu „spannend" im Leihbibliothekensinne. Aber vor allem die Charakterzeichnung! Jeder Zug ist hier von Meisterhand geführt. Seinen Triumph feiert der Verfasser in der Zeichnung der Familie des Kommerzienrats Meyer, einer Berliner „Tiergartenfamilie" von verblüffender Echtheit. Jedes Wort ist hier dem Leben abgelauscht. Diese geradezu viehische Brutalität, dieses aufdringliche Protzentum, diese falsche Vornehmthuerei, diese grenzenlose Herzlosigkeit, dieses rücksichtslose Niedertreten fremden Glücks, fremder Gesundheit, fremder Ehre um der eigenen Bequemlichkeit willen — ist die Berliner Geldaristokratie wie sie leibt und lebt. Es ist erstaunlich, wie der Bayer Hans Hopfen diese nordische Welt für sich, das Berliner Protzentum bis in die letzten Fasern studiert hat und kennt. Der anständige Mensch, der durch irgend einen Zufall in die Kreise dieses Lumpengesindels aus dem Berliner Börsenviertel hineinkommt, ist einfach verloren, mit der erbarmungslosesten Gemeinheit wird er ausgesogen und dann in den Boden getreten. Wie die Kommerzienratstochter den jungen Maler heiratet, nachdem sie ihm ihre Liebe eingeredet, weil sie glaubt, durch seinen Künstlerruhm schnell eine Rolle in der Gesellschaft spielen zu können, wie sie dann, als dieser ehrlich nach künstlerischen Leistungen, nicht nach äußeren Erfolgen ringt, sich von ihm lossagt, ihn in Venedig, als er auf den Tod darniederliegt, einfach verläßt, wie der Schwiegervater von Kommerzienrat den Siechen, mit dem Tod Ringenden viehisch mißhandelt, wie man ihm sein Kind wegnimmt, durch Advokatenkniffe den fern in Italien sich mit dem Leben herumschlagenden gerichtlich für den schuldigen Teil erklären läßt, wie man ihm das Herz seines Kindes systematisch zu entfremden sucht: das ist das „vornehme" Berlin, das Berlin der Börsenjobber, das Berlin des Tiergartenviertels, wie es echter nicht gedacht werden kann.

Und mit welcher Meisterschaft ist das alles erzählt! Man spreche nicht länger mehr von dem langweiligen Stil der deutschen Romane. Ich kenne keinen französischen Romanschriftsteller, der mit einer solch graziösen, geistreichen, unterhaltenden, ewig sprudelnden Feder schreibt, selbst Daudet erscheint dagegen schwerfällig und plump. Es ist eine Freude, sich in diesen feinen, in tausend Lichtern schillernden Erzählungston zu versenken. Man nenne mir einen lebenden Schriftsteller, der über eine solche Anmut der Darstellung gebietet! In der deutschen Litteratur ist diese Art zum wenigsten neu. Fehlt Hopfen auch die Wucht und eherne Gewalt Kretzers, so besitzt er dafür eine Gewandtheit des Stils, die weit über Spielhagen und Freytag, ja sogar über Fontane hinausgeht.

Nur gegen den Schluß hätte ich Einwendungen zu erheben — aber nicht vom litterarischen Standpunkt aus, sondern vom medizinischen. So wenig ich Arzt bin, so viel habe ich mich doch dilettantisch mit diesen Dingen beschäftigt, daß mir eine Erblindung aus Blutarmut zugezogen durch schlechte Ernährung, und eine Heilung derselben durch eine Blutstransfusion, die ein Chirurg vornimmt, etwas unwahrscheinlich deucht. Ich glaube, hier hat die Phantasie dem Dichter einen Schelmenstreich gespielt! C. A—i.

Als II. Band der „Gesammelten Werke von Adolf Glaser", die der Ver-

lag von Wilhelm Friedrich in Leipzig in zwanglos erscheinenden Bänden herausgiebt, erschien soeben Glasers Roman „Mit dem Strome“. Selten mögen die verschiedenen Abstufungen der modernen Gesellschaft so treffsicher geschildert sein, wie in diesem Romane. Rücksichtslos und doch von wahrhaft humanitärem Geiste erfüllt, hat der Verfasser in der Darstellung seiner verschiedenen Gruppen eine Menschen- und Weltkenntnis an den Tag gelegt, die nirgends Lücken oder verschrobene Ansichten aufweist. Gestalten aus der Aristokratie, dem Offizierstande, der Finanzwelt, den Arbeiterkreisen sind in ihren Vorurteilen, Absonderlichkeiten, verschiedenartigen Zwecken und Zielen mit verblüffender Wahrheit gezeichnet, so daß dieser Roman im vollsten Sinne des Wortes eine realistischer genannt werden kann. Die Art und Weise, wie auch die sozialdemokratischen Bestrebungen ihre Vertreter darin finden, wird ohne Zweifel das Interesse für das unterhaltende und fesselnde Werk nur aufs neue erhöhen.

Lyrik.

Ganze Dichter, ganze Künstler — und dazu die schroffsten Gegensätze, die sich denken lassen, nach Temperament, Lebenserfassung und Lebengebung, und beide modern in ihrer Art: Julius Gesellhofen und Alberta von Puttkamer. Wenn man die neuesten Bücher der beiden: „Am Webstuhl der Zeit“ (Großenhain und Leipzig, Ronge, 151 S.) mit dem Untertitel „Poesieen aus dem Leben“, „Akkorde und Gesänge“, Untertitel: „Dichtungen“ (Straßburg, Heitz & Mündel, 199 S.) unmittelbar nach einander liest, ist die Verschiedenheit so verblüffend, daß sie fast komisch wirkt. Und trotz dieser Ausschließlichkeit, doch im Grunde die nämliche Welt? Die nämliche erhabene Kunst, sie dichterisch nachzugestalten? Die nämliche litterarische Bedeutung der also entstandenen Werke? Gewiß. Und für niemand verwunderlich, als für den bornierten Parteifanatiker, der nicht aus einer Welt in die andere gehen kann, weil die seinige rings mit Brettern vernagelt ist. Ich stelle mir vor, daß Alberta von Puttkamer auch nicht eine Zeile von Gesellhofen und dieser nicht eine Strophe von jenem geschrieben haben möchte, und daß trotzdem beide Autoren ihre helle Freude aneinander haben. So können nur ganz große, ganz freie, ganz charaktervolle Künstler sich geben — und ich stehe nicht an, Alberta von Puttkamer und Julius Gesellhofen für solche zu erklären.

Anders wird sich die kommende Welt mit ihren Sympathien zu beiden Dichtern stellen. Wenn das Buch der Alberta von Puttkamer nur noch als Dokument einer verflossenen Gesellschaft und eines versunkenen Idealreiches antiquarisch weiterlebt, wird der soziale Dichter „am Webstuhl der Zeit“ noch in stärkster, gegenwärtigster Geistigkeit sitzen und seine Schiffchen herüber und hinüberschießen lassen und mit einem Tritt tausend Fäden verknüpfen. Ich orakle nicht. Ich glaube nur an den Untergang der feudalen und an die Auferstehung der sozialen Welt, wie an einen Schicksalsspruch, den Gott über seine Schöpfung gesprochen. Was Alberta v. Puttkamer mit allem Wohllaut und Klangzauber einer großen Künstlerin besingt, das sind die alten aristokratischen Lebensideale und Lebensgefühle der totgeweihten Gesellschaft, die in bald erhabenen, bald grotesken Ruinen aus dem Mittelalter in unsere Zeit hereinragt; was Julius Gesellhofen dagegen uns in seinen modernen Poesieen erschauen und empfinden läßt, das sind die Gestalten und Schicksale jener leidvollen Menschen, die unter jenen mittelalterlichen Gesellschaftsruinen ihres Daseins nimmer froh werden können, das sind jene geknechteten und verfehmten Gedanken und Gefühle, die im

ungleichen Kampfe mit den herrschenden Mächten des Tages elend unterliegen müssen. An litterarischer Bedeutung gleich, überragt an sozialer, neumenschheitlicher Bedeutung das Gesellhosensche Buch das andere ums zehnfache.

Fritz Hammer.

Die „Humoristischen Gedichte“ von Karl Knortz, dem Deutschamerikaner, erschienen in Glarus bereits in zweiter Auflage, ein Beweis für genossenen Beifall. Sprachliche Gewandtheit und sprudelnde Laune verbinden sich hier zu manch glücklichem Einfall. — Schwerer wiegt die Gabe, welche Graf Ottokar Schlechta-Wessehrd uns auf den Weihnachtstisch legte: „Jussuf und Suleicha“, romantisches Heldengedicht von Firdusi, aus dem Persischen zum erstenmale übertragen. (Wien, Carl Gerolds Sohn.) Dieses zweite Heldengedicht des großen Persers blieb lange als „unecht“ verschollen und wurde erst neuerdings gleichsam wieder ausgegraben. Der Übersetzer erwarb sich zweifellos ein hohes Verdienst. Seine Nachdichtung schmiegt sich möglichst treu dem Originale an, ohne doch Frische und Formschönheit einzubüßen. Freilich scheint das gewählte Versmaß (das bei den Engländern sogenannte heroische Couplet mit sechs Hebungen und Senkungen, paarweis gereimt, welches Byron und Moore in ihren Epen anwandten) nicht zur Leichtflüssigkeit geeignet und wirkt etwas eintönig. Jedenfalls ist aber die schöne Arbeit warm zu empfehlen.

Karl Bleibtreu.

Altes und Neues von John Henry Mackay. „Endlich ein reifes Buch nach so viel Unreifem, Halbfertigem und skizzenhaft Flüchtigem, das die neue Zeit gebracht!“ Dieser Gedanke drängt sich uns auf, wenn wir die zweite Auflage von John Henry Mackays „Sturm“ aus der Hand legen. (Zürich 1890, Verlags-Magazin [J. Schabelitz] Sturm. Zweite durchgesehene und vermehrte Auflage.) Wir kennen nur wenige Bücher, die einen so treffenden Titel an der Stirn tragen. Ist es der Sturm, den die Brandglocke gellend zum Himmel heult, oder jener, der rauschend und brausend mit den Blitzen des Wetters über die Erde tobt und alles, was alt, schwach und verfault ist, zerschellt und gebrochen auf seinem furchtbaren Wege zurückläßt? Die Stimmen von beiden tönen darin. Wie die erste Auflage trägt auch diese zweite den Arm mit der erhobenen, flammenden Fackel auf dem Titelblatte. Jedes der Gedichte der ersten Auflage war ein anderer, neuer Text zu dieser Illustration. Sie zeigt uns in grellem Lichte das Bild des Dichters, der heute, zwei Jahre nach dem Erscheinen der ersten Auflage, von sich selber sagt:

„Glut war mein Geist und meine Seele Brand
In jenen Tagen, da dies Buch entstand.
Ein Sturm ergriff mich. Und der Sturm ward Wort,
Das Wort riß Andere im Sturme fort.“

Licht in die Nacht unserer Tage! Das war des Dichters Parole. Er kannte sie alle, die dunklen Schlupfwinkel des Jahrhunderts, wo die Kleinheit sich spreizt, die Lüge regiert, die Schuld sich freut und der Wahn triumphiert. Sie sind voll dürren Holzes, reif zum Verbrennen. Die Fackel hinein! Für die zweite Auflage paßt die lodernde Fackel nicht so ganz. Die wenigen, aber um so bedeutenderen und charakteristischeren Gedichte, die neu hinzugekommen sind, haben das Bild ein wenig verändert. Es könnte nun auch heißen „Nach dem Sturm“, soweit es die Persönlichkeit des Dichters selbst betrifft. Wohl soll die Fackel ihr Werk erst noch vollenden, aber ein anderer mag sie weiter tragen. Er selbst hat sein furchtbares Amt vollendet, sie hinauszuschleudern. In seiner Brust hat der Sturm ausgetobt. Wie nach jedem erschütternden Unwetter ist die Luft rein und klar ge-

worden. Das blitzespeiende Gewölk, in dem der Dichter daherfuhr, hatte ihm selbst das Bild der Welt verdunkelt. Jetzt sieht er sie im hellen, kalten Lichte der Wahrheit.

„Beendet ist der Kampf nicht, doch die Qual:
Ich ward mir selbst mein letztes Ideal!"

Mit diesen Worten hat der Poet sich selbst das Reifezeugnis ausgestellt. Mackay hat sehr jugendlich als idealer Menschenfreund begonnen, er ist auch jetzt noch jung, und doch hat er frühzeitig den weiten, schweren Weg bereits vollendet, den jeder bedeutende Mensch gehen muß, den Weg vom idealistischen Allgemeinheitsschwärmer zum egoistischen Individualismus. „Der stärkste Mann der Welt ist derjenige, welcher allein steht," sagt Ibsen. Mackay ist auf diesem Punkte angekommen und jetzt ist er befähigt, objektiv zu sehen und zu denken. Es ist die tiefste Erkenntnis der Menschennatur, die ihn jetzt die schmerzlichen Worte sprechen läßt:

„Nie kommt der Tag, der alle Menschen eint."

Vor zwei Jahren dachte der Dichter noch nicht so. Was er inzwischen Schmerzliches gesehen und erfahren, was ihm die Augen geöffnet hat, die Wahrheit zu sehen, wir wissen es nicht. Aber alles, was diese Auflage Neues bringt, kennzeichnet die Erleuchtung. Mit trotziger Absichtlichkeit setzt er an die Spitze des Max Stirner gewidmeten Prologes die Worte: „Der Einzige und sein Eigentum". Noch schuldet uns Mackay die Erklärung dessen, was er unter Anarchie versteht; es ist ein Ideal, das ihm vorschwebt, ein von vielen mißverstandener Begriff. In einem großen sozialen Kulturbilde, das er unter der Feder hat, wird er uns ihn verständlich machen. Hier sehen wir nur, daß sein Ideal sich himmelweit unterscheidet von jenem unklaren Bilde, das in den Köpfen des Publikums spukt. Mackay ist ein ausgesprochener Gegner jener blödsinnigen Phantasterei, die sich Communismus nennt:

„Wo ist denn Freiheit noch? Und wo Entfaltung,
Wenn keiner sich mehr an dem andern mißt!"

ruft er aus. Wie rein hebt sich diese Anschauung ab von dem unklaren Umhertappen Carl Henckells, das wir kürzlich bei Besprechung seines „Diorama" in diesen Blättern charakterisierten. Henckell ist unter den neueren der werdende, Mackay der gewordene Dichter. Das ist der große Unterschied, der die sonst so verwandten Geister heute noch trennt. Sie haben beide den Mut der Wahrheit, und doch jeder einen andern. Carl Henckell ist bis jetzt der Poet einer Partei, sie steht hinter ihm, er spricht aus, was sie denkt, und im Namen der Partei schleudert er der Welt Wahrheiten ins Gesicht; aber sein parteiischer Standpunkt macht ihn andererseits auch blind und das mindert den Wert seiner Worte herab. Anders Mackay. Er stützt sich auf keine Partei, nicht einmal mehr auf die, welche sich die Menschheit zu nennen liebt und die uneinigste von allen ist, er steht allein auf sich und ruft den andern zu: „Ihr lacht! Zermalmt mich doch!" Fragen wir uns nun, was bleibt nach all' der bitteren Erkenntnis das Ideal des Dichters, für das er nach wie vor kämpfend ringt, so lautet die Antwort: das Eine, Höchste, Erstrebenswerteste — die Freiheit! Sie darf eine Partei bilden, in der sich die Menschheit zusammenschart,

„doch niemals darf und kann
Zur Fessel werden dieses freie Band!"

Den Schluß des Buches bildet wie früher ein Cyklus von dreizehn Gedichten „Am Ausgang des Jahrhunderts". Sie bilden, was Gewalt der Sprache anbetrifft, was Schönheit der Bilder, Plastik des Ausdrucks, Anschaulichkeit und markige Kraft anlangt, wohl das Großartigste und Erhebendste, was dem Dichter bis jetzt gelungen. Wir setzen die letzten Verse dieser genialen Bilder, die uns von Vergangenheit und Zukunft den Schleier heben,

hierher, damit sie für sich selber sprechen mögen.

„Das ist unser Jahrhundert! — Die Zeit, wo zwischen Nacht
Und Morgendämmern leise der Ruf des Tags erwacht;
Der Eine flucht ihm und der Andere bewunderts.
Wie langsam Tag auf Tag von seinen Tagen flieht!
Und eine Menschheit wartet und hofft — doch Keiner sieht
Den Tod todddräuend stehn am Ausgang des Jahrhunderts."

Die Worte allein genügen, um von der poetischen Meisterschaft Mackays einen Begriff zu geben. Wir brauchen nur das Buch aufzuschlagen, um überall uns davon zu überzeugen. Es mag manchem lächerlich erscheinen, wenn wir sagen, daß wir an einem einzigen Bilde oder Vergleiche den geborenen, genialen Dichter erkennen. Aber man mache bei Shakespeare, Goethe oder Uhland die Probe und sage, daß wir Unrecht haben. Nun wohl, wer Worte schreibt, wie die, welche uns eben in die Augen fallen:

„Wie von des Blinden Auge Thräne auf Thräne fällt,
So fallen unsere Tage vom Lid der Zeit, wer hält
Die Tropfen, welche fallen, Tropfen auf glühend Eisen?"

wem solch ein Bild gelingt, der ist ein echter und ganzer Dichter! Wir haben es in dem bisher Gesagten nicht für nötig gehalten, uns über die Form der Gedichte auszusprechen. Sie ist in allen Beziehungen vollendet und wir hätten nur Worte des Lobes zu sagen. Das Lob aber, wenn es ehrlich ist, ist nicht geschwätzig wie der Tadel. Mackay vergißt niemals die Würde seines Dichtertums. Er sucht seine Größe darin, nie etwas unschön und häßlich auszusprechen und mag es das Entsetzlichste sein. Er hat das wahre Wesen der Kunst begriffen, daß sie alles, was durch sie hindurch geht, reinigen und läutern soll. So zeigt er sich als den wahren Priester der Kunst, den sich die meisten der neueren Dichter zum Vorbild nehmen sollten, jenen die einer Gottheit dienen wollen und sie fortgesetzt beflecken. Mackay hat, was die Vollendung der Form anbetrifft, nicht immer auf dieser Höhe gestanden. Vielfach, so besonders im „Fortgang" ist er dunkel und unverständlich, er erschwert das Verständnis für seine Gedanken durch die Form, die durch Zerhackung, Verschachtelung der Perioden und Auseinanderzerrung der Sätze oft die poetische Klarheit und Anschaulichkeit, die ihm sonst eigen, vermissen läßt. In drei Werken aber hat er uns gezeigt, was er in formaler Beziehung zu leisten vermag, das sind seine Novellen „Moderne Stoffe", die eine meisterhaft gehandhabte Prosa zeigen, „Sturm" und „Helene", die die vollendetsten Verse aufweisen. „Helene" und „Sturm" sind geistig verwandt, so sehr sie auch inhaltlich auseinander gehen. „Helene" ist ein fertiges Buch; auch einer zweiten Auflage kann nichts mehr hinzugefügt werden. Ist doch das ganze Sein einer menschlichen Seele darin erschöpft. Der Schleier der Anonymität, in den das Werk sich anfänglich hüllte, ist längst gelichtet, aber nichts hat den Namen des Dichters rühmlicher verbreiten können, als dieses namenlose Buch. Die meisten Kritiker, von den unfähigen und übelwollenden abgesehen, bekannten bei seinem Erscheinen, vor einem großen Talente zu stehen, das sich hier offenbarte. Nicht minder bewunderungerregend als die poetische Form und Gestaltung ist die psychologische Tiefe des Dichters, der seine eigene Seele wie die des geliebten Weibes gleichsam auf dem Secirtisch in ihre geheimsten Fasern zerlegt. Und was man am wenigsten bei einer erzählenden Dichtung erwartet, sie setzt sich zusammen aus lauter Perlen reinster, edelster Lyrik, nicht jener Dudeldei-Lyrik des Bänkelsängertums, sondern einer, die einem Musikgenie, einem Richard Wagner oder einem Geisteserben Beethovens die höchsten Aufgaben böte. Nichts ist viel-

leicht schwerer, als in lyrischen Gedichten Charaktere zu zeichnen. Dem Dichter aber ist es in diesem Werke gelungen. Wie er seinen Stoff zu gestalten versteht, das zeigt den echten Dichter. Mackay wählte sich den allergewöhnlichsten Stoff, handlungsarm und scheinbar nüchtern. Seine Heldin ist eine Tingel-Tangelsängerin, ein beliebtes Objekt, an dem sich neuerdings so viele versucht haben, um an ihrer eigenen Schwäche zu scheitern. Sie fanden nur das Häßliche, Mackay sah das Schöne und schuf eine ergreifende Dichtung daraus. — —

Neben dem Alten liegt auch noch etwas Neues von John Henry Mackay vor uns: „Jenseits der Wasser". Übertragungen aus englischen und amerikanischen Dichtern des 19. Jahrhunderts von John Henry Mackay. Zürich 1890. Verlags-Magazin (J. Schabelitz). Einzelne Übersetzungen veröffentlichte Mackay schon früher in litterarischen Revuen, einen zusammenhängenden Überblick über seine Übersetzungskunst gewährt er uns hier zum ersten Male. Es ist ein verhältnismäßig dünnes Buch von nur 86 Seiten und enthält nicht mehr als 20 Übersetzungen. Der Titel deckt den Inhalt nicht ganz, indem drei der übertragenen Dichter noch dem 18. Jahrhundert angehören. Das Buch beginnt mit Lord Byrons Eröffnungsversen zu Lara, die vor zwei Jahren und bisher unveröffentlicht in „Murray's Magazine" erschienen und deren Echtheit für den, welcher Byrons Sprache und Geist kennt, wohl nicht zweifelhaft sein kann. Von Lydia Hunley Sigourney, einer bekannten amerikanischen Dichterin, die bis 1865 lebte, lernen wir ein einziges, aber höchst charakteristisches Gedicht „Der Tod eines Kindes" kennen, das in seiner markigen Kürze kaum auf eine Dichterin schließen läßt. Um ihre Art, zu dichten, wie die Mackays, zu übersetzen, anschaulich zu machen, führen wir die erste Strophe hier an:

„Tod fand auf glatter Braun seltsame Schönheit,
Und strich sie aus. Es lag der Rosen Farbe
Auf Wang' und Lippen. Eisig rührte er sie,
Die Rose starb."

Von Felicia Hemans, der tiefreligiösen, ebenso tüchtigen, wie populären englischen Dichterin, die in Freiligrath bereits einen meisterhaften Übersetzer fand, finden wir zwei Gedichte „Abend zwischen den Alpen" und „Die Stimme des Frühlings", beide vom Hauche ernsten Denkens durchweht und doch von eigenartig weichem, poetischem Zauber. Henry Wadsworth Longfellow ist mit vier kürzeren Gedichten vertreten, die alle die bekannte Eigenart des amerikanischen Poeten auch in der Übersetzung nicht verloren haben. Weniger bekannt möchte in Deutschland Elisabeth Barrett Browning sein, die Mackay die größte Dichterin dieses Jahrhunderts in der Geschichte der englischen Dichtung nennt. Zwei Proben giebt er uns von ihr „Jener Tag" und „Der Schrei der Kinder", die beide die seelische Tiefe, wie die poetische Kraft der Gelehrtin, Philosophin und Dichterin bezeugen. Charles Kingsley wird uns durch sein letztes und ergreifendstes Gedicht, die Ballade „Lorraine, Lorraine, Lorree" nahe gebracht, Mathew Arnold, der 1888 verstarb, zeigt sich in den angeführten Proben als klarer und freier Geist. Auch in den Gedichten des genialen Engländers Algernon Charles Swinburne hat der Übersetzer seine Kunst erprobt. Man merkt zwar an manchen Härten die Übersetzung und die Schwierigkeiten, die sie bot, aber dennoch gewährt uns die Lektüre einen vollen Genuß. Von dem Amerikaner Joaquin Miller übersetzt Mackay das farbenreiche, leidenschaftstrunkene Phantasiestück „Arizonian", das umfangreichste Gedicht des Buches, das dem Übersetzer zugleich Gelegenheit bietet, die Kunst seiner Sprache voll zu entfalten. Den Schluß macht der uns unbekannte Dichter Henry Kendall

mit der schwermütigen Schilderung einer australischen Landschaft. Die Übersetzungen zeigen durchweg die uns aus seinen Dichtungen bekannten Vorzüge der Sprache Mackays. Das Buch ist insofern sehr praktisch und übersichtlich eingerichtet, daß wir vor jedem der fremden Dichter eine kleine biographische Notiz finden, sowie eine kurze Beurteilung ihrer Stellung in der Geschichte der Litteratur. Mackays Absicht war es, vor allem bisher weniger beachtete Gedichte dem deutschen Leser zugänglich zu machen. Mit Ausnahme der Stücke von Longfellow waren die meisten noch unübersetzt. Das Buch macht einen bunten Eindruck, aber eben diese Buntheit verleiht ihm auch seinen Reiz. Wir sind dem jungen Dichter, der sich darin nicht verleugnet, auch für diese Gabe dankbar.

Franz Wichmann.

Tüchtiges Talent, tapfere Gesinnung verraten die Gedichte von Karl M. Heidt „Zwei Seelen“ (Leipzig, Baumert und Ronge). Es ist unnötig zu sagen, daß der junge Sänger zugleich ein moderner Sänger ist, der in der Wirklichkeit seiner Zeit und seines Volkstums seine besten Weisen findet, ein streitbarer Sänger, der für die Herrlichkeit alles Echten und Gerechten in flammenden Worten eintritt. — Wie K. M. Heidt, so dürfen wir auch Georg Egestorff zu den Unseren zählen, zu den Bannerträgern eines gesunden künstlerischen Realismus. Egestorff (Pseudonym) hat soeben seine erste Gedichtsammlung „Von der Landstraße und andere Gedichte“ bei W. Friedrich in Leipzig erscheinen lassen. Wie durch die Gedichte von Julius Gesellhofen, K. M. Heidt und anderer von der Linken des realistischen Parnasses, so geht auch durch die Mehrzahl der Gedichte von Egestorff ein herber Zug sozialer Leidensstimmung, ein Sturmpfiff des erwachten sozialen Gewissens der Menschheit. Läßt auch noch das eine oder andere Egestorffsche Gedicht die volle künstlerische Durcharbeitung und formelle Vollendung vermissen, es ist kein einziges in dem 214 Seiten starken Bande, das nicht reines Dichterblut verriete, wenn auch manches weniger bedeutende wie „Beim Rennen“, „Einem Schauspieler“ und dergleichen besser weggeblieben wäre. Wir wünschen den Büchern dieser jungen Dichter die weiteste Verbreitung.

Fritz Hammer.

Zu den Seltsamkeiten unserer realistischen Litteratur rechne ich das mir persönlich unverständliche Buch von Paul Scheerbart „Das Paradies, die Heimat der Kunst.“ (Berlin, Verlag von George und Fiedler.) Der Verfasser meint, den kühnen Versuch gemacht zu haben, „ein allseitiges Künstlerleben zur Darstellung zu bringen“ und in den seine Prosa durchsetzenden Versen „die Sprache so zu handhaben wie der Maler die Farben“. Bei dieser malenden Handhabung ergeben sich z. B. folgende Gedichte in der Schilderung eines phantastischen Tropfsteinpalastes:

Tappen, Klappen klirrt behutsam
Durch die Gewölbe.
Träufeln leise, bedächtig
Die Kugelköpfchen?
Verblasen blähen sich Beutelbälle,
Schleuderquellen umquillen.
Die Zipfelzapfen,
Tausendfinger bedrahen
Die Zackenhallen.
Birnekegel, Apfelknorpel
Triefen traumselig
In die Tröpfelnapfe.
Der Stein ist im Fluß.
Knaufknoten recken zu Ränderbeeren
Die Leckzungen.
Strahlzerrissen sprühen
Spritzelspitzen
In die Kuppeltrauben.
Die Sickerwände hängen und tragen
Die Zittergebilde.
Zapfzierzinnen rinnen
Und spinnen
Farmflausen hinter den Fallball.

Spielwillig, schleuderverschlungen
Schwillt und rollt der Tropfen.
Es knistert die Seide! Gewaltiges Schallen!
Hinter den Tropfen, hinter der Seide
Regt sich das Leben.
Die weite selige Welt ersteht.
Der Allgeist schwebt durch den Saal.

Oder gelegentlich der Schilderung einer Schneelandschaft im Paradiese, wo große Eisbären hausen, „die sehr grimmig brummten", und der phantastische Weltfahrer „die bewegte Wellenwelt erstarrt und erfroren fand:" —

Hoch vom Schollenstrande
Schweifet der Blick
In die klare Weite.
Eisgefilde!
Hehre Winteröde!
Reifspiegel glänzen starr und fest.
Auf der stillen Schleifefläche
Rieselt feiner Schimmerstaub.
Sterne durchfunkeln die kalte Ferne.
Dort strahlen helle Schneegebirge.
Die frostige Kruste der freien Welt
Umschließet Gottvaters Heim.

Oder wo „Kindervolk erzählt vom geheimsten Leben der Natur", wo „sie große Augen machen, sich spöttisch grüßen und die feinen Stimmen erschallen lassen", in einer berückenden Frühlingslandschafts-Feerie:

Im süßen Tauduft
Über den Hecken
Tanzen die Reizefrohen
Ihren Windezingelreigen.
Sie singen dazu, streuen neckisch
Blütenstaub auf die Plauderbuben.
Wiege dich schmiegsam
Nach Feenweise
Schlängle, gängle
Nach den Lilien,
Kose leise,
Preise die Nacht.

Man ersieht aus diesen Proben leicht, daß es sich für den Verfasser nicht um poetische Spaßhaftigkeiten im Sinne eines Wilhelm Busch oder um Parodien nach berühmten Mustern — Richard Wagner, Goethe im II. Teile des Faust — handelt, sondern um die Äußerungen eines künstlerischen Grundwillens von ernster Konsequenz und Eigenart. Allerdings um einen Grundwillen, der mir persönlich, ich wiederhole es, im heutigen Stadium unserer Litteratur unverständlich ist und eine Sprachpoesie erstrebt, gegen die mein künstlerisches Gefühl sich wehrt, ohne daß mein Verstand — im Gegensatz zu unsern doktrinären Realisten Conrad Alberti u. a. — die Neigung zur Phantastik grundsätzlich als Abneigung gegen den Realismus ablehnte. Ich verwerfe auch nicht die Malerei mit Worten, aber ich gehe dem Farbenrausch und dem Tonschwall aus dem Wege und halte in der Hauptsache auf eine reinliche Scheidung der Ausdrucksmittel der verschiedenen Künste und erachte eine Vermischung derselben nur in gewissen Ausnahmsfällen für technisch statthaft. Man sieht, ich bin kein sogenannter Stilfex, auch kein fanatischer Regelmensch. Schließlich ist in der Kunst die Wirkung Alles; sie ist der Zweck, der die gewagtesten und unerprobtesten Mittel rechtfertigt.

Welches ist nun die Wirkung, die Paul Scheerbart mit seinem 194 Seiten starken, zwischen Vers und Prosa beständig wechselndem Traumbuche „Das Paradies, die Heimat der Kunst" erzielt? Erreicht er mit seiner Mischung von Alltagssprache, Stabreimen, onomatopoetisch malenden, oft ganz unnatürlich zusammengerührten, gekneteten, geschweißten Wortbildungen wie „Schliffegeschnitz", „Glutschallgelodер" u. s. w. ein erhöhtes Verständnis der dargestellten Vorgänge und Erlebnisse? Je weiter ich gelesen, desto rätselhafter und unfaßlicher ist mir die eigentliche Geschichte geworden. Die ewig wechselnden Stimmungseindrücke haben sich gegenseitig aufgehoben und vernichtet, und das Buch, das von einer phantastischen Fahrt einer Gesellschaft von Teufeln nach dem Paradiese erzählt, legte ich mit völlig verwüstetem Kopfe aus der Hand. Andere mögen ja wohl anders empfinden, allein das ändert

nicht, daß thatsächlich ein Kunstmangel im Buche vorliegen muß, wenn auch nur ein einziger gesunder und litteraturgeübter Kopf eine solche heillose Wirkung an sich erfahren hat.

Ich möchte nun um alles in der Welt nicht dem offenbar höchst eigenartig und stark begabten Dichter das Unrecht anthun, mit der offenen Aussprache meiner Erfahrung die Leser von seinem seltsamen Werke abzuschrecken. Im Gegenteil! Es wäre mir sehr lieb zu erfahren, wie sich andere kunstsinnige, dem Neuen zugeneigte Freunde unserer Litteratur zu diesem rätselvollen, stellenweise auch für mich anregenden und gedankentiefen Buche stellen. Fritz Hammer.

Dramen.

Arno Holz — Johannes Schlaf: Die Familie Selicke. Drama in drei Aufzügen. Berlin 1890, W. Ißleib.

Ein elendes, wertloses Machwerk, dem übrigen Schund, den die Freie Bühne in Berlin zur Aufführung bringt, vollkommen ebenbürtig. In einer verlumpten Berliner Familie wohnt ein angehender Theolog als „möblierter Herr". Die älteste Tochter des Hauses ist natürlich wie immer bei den Dichtern des „konsequenten" Realismus ein Ideal von Güte, Engelschönheit, Empfindsamkeit, desgleichen in Wirklichkeit nie vorkommt. Der Theolog verliebt sich selbstverständlich in sie und will sie als seine kleine Frau auf seine Landpfarre mitnehmen, das Mädchen aber weigert sich, die Familie zu verlassen, für die sie arbeitet, die sie zum Teil erhält. In Wahrheit kommt so etwas nie vor, und am wenigsten sind in Berlin unter den Mädchen der unteren Stände so sentimentale Schmachtschürzen zu finden. Ein junges Mädchen hat keinen heißeren, sehnlicheren Wunsch, als einem geliebten Manne als Frau anzugehören, um dieses Ziels willen läßt sie jede Sentimentalität fahren, sie hält es mit der Bibel, verläßt Vater und Mutter, und folgt dem Mann. Man sieht, wie der „konsequente" Realismus in seinem Innersten noch viel verlogener und süßlich-sentimentaler ist als der Heyse'sche Idealismus. Und welch ein nichtswürdiger, sentimentaler Peter ist dieser Liebhaber, der sein Mädchen ruhig in dem Dreck sitzen läßt und mit süßseligen Phrasen Abschied nimmt, anstatt alles aufzubieten, die Geliebte dem häuslichen Elend zu entreißen. Von dem Ton in diesem Stücke nur einige Proben: S. 33 sagt der Liebhaber in höchster Liebesextase zu seinem Mädchen: „Du bist auch nur ein Mensch!"

S. 29 fragt Toni: „Hören Sie das Glockengeläute nicht gern?

Wendt: Die Berliner Glocken sind schrecklich! So eilig! So . . . so . . . eh . . .

Toni: Wie?

Wendt: Ach! So — nervös mein' ich! . . . Nein, ich höre die Glocken hier nicht gern!"

Welch verlogener Unsinn! Die Berliner Glocken werden in Zehlendorf gegossen, genau so wie die für Kottbus, und die einen klingen so wie die anderen.

Man sieht, hinter diesem „konsequenten" Realismus verbirgt sich nichts als der alte sentimentale Bettelsuppenbrei, der meint realistisch zu sein, wenn er statt hochdeutsch nun im Berliner Dialekt spricht und für „schön" nunmehr „scheeneken", für „Hurrgott" nunmehr „Herrjott" sagt.

Zum Schluß noch eine Berichtigung. Im Vorwort sagen die Verfasser: ihr Machwerk „Papa Hamlet", das sie unter dem Pseudonym eines Norwegers erscheinen ließen, habe den Erfolg gehabt, daß niemand die Mystifikation gemerkt, sondern jeder die nordische Fabrikmarke für echt gehalten habe. Das ist nicht wahr: in meiner Besprechung in der „Gesellschaft" habe ich sofort Zweifel an der „Echtheit" des Holmsenschen Mach-

werkes ausgesprochen. Ungebildete, die zwischen innerlicher und äußerlicher Wahrheit nicht zu unterscheiden vermögen, können solche Kinkerlitzchen, wie Holz und Schlaf sie lieben, vielleicht für 14 Tage täuschen — den geschulten und über das Wesen des Realismus, die innerliche, psychologisch wahre Darstellung des menschlichen Empfindungslebens, unterrichteten Geschmack können sie nur anwidern.

C. A—i.

Der Frosch. Familiendrama in 1 Akt von O. Erich. (Leipzig, Reißner.) Schon das Opuskulum „Studententagebuch“ des pseudonymen Autors, Studiosus Hartleben, bewies entschieden Beanlagung für giftige Bosheit. In der vorliegenden bittern Satire auf den nordischen Magus beweist unser Erich wieder jenen frisch-naiven jugendlichen Schneid, der ihn einst sein eigenes „Studententagebuch“ anonym an die „Kreuzzeitung“ denuncieren ließ, worauf das fromme Junkerblatt mit der ihm eigenen Schläue richtig hereinfiel. Im Verborgenen blühende Veilchen sollten ihr Verdienst nicht pseudonym beschatten. Die bleierne Langeweile einiger Ibsenscher Meisterwerke hat er nicht übel wiedergegeben und sich wenigstens des pietätlosen Tones enthalten, welcher uns die sonst leidlich ergötzliche Parodie „Die Frau von Mehreren“ von R. Schmidt-Cabanis vergällt. Nachdem unser Richard Löwenmähne Cannibalis seinen ganzen Geifer an meiner armen Person ausgelassen und noch im vorigen Dezember mich kräftig besudelt hat, wofür ich ihm hiermit schon wieder eine moralische Ohrfeige zudekretiere, wagt er jetzt, den nordischen Altmeister zu mißhandeln. Auch mich kitzelt es ja, in diesem Bunde der Dritte, dem Meister, welchem sein letztes „Berliner Märchen“ gewiß viele Stammbuchverse eintrug, auch meine Huldigung ins Stammbuch zu stiften:

Der Plebs äfft nach das Neidernörgelpack.
Man weiß, warum wir ja den Fremden loben.
Man meint den Esel und man schlägt den Sack.
Auch Du, o Elsfuchs, wirst es noch erproben.
Sie brüllen „Leu!“ Dir zu, vom Wahn gepackt.
Die alte Mär: „Des Kaisers neue Kleider!“
Die blinde Welt schreit plötzlich: „Er ist nackt!“
Fremdtümeleireklame war dein Schneider.

Doch wie unser vaterländischer Dichter Alfred Friedmann so tiefsinnig singt:

„Es hat ein jedes Ding zwei Seiten,
Es hat ein Hinten und ein Vorn.“

Ich erkläre mich daher für incompetent, das Triumphgeheul der „Gemeindelogen“, welches Cabanis in seiner Parodie so blutig verhöhnt, verständnisvoll zu würdigen, da ich die „Frau vom Meere“ nur als Katastrophe einer schweren Dichterkrankheit beweinen kann. „Auf allen Seiten gräbt man an den Wurzeln unsres deutschen Idealismus“, jammert Herr Gymnasiallehrer Biese in seiner Monographie über Storm. Ja, wenn Ibsen nicht tollgewordenen Idealismus vorstellt, wo fängt dann der Realismus an! — Ich habe mich kürzlich an anderer Stelle ausführlich über die dramatisierten Experimentalnovellen des nordischen Heilands geäußert, wobei ich die „Wildente“ sehr hochstellte. Dies Schwelgen in Situationsarmut, Verzichtleisten auf jeden äußerlichen Effekt ermöglicht ein intimes Durchempfinden und es entsteht ein täuschend ähnliches Gemälde farbloser Alltäglichkeit. Auf der Bühne hingegen wirken solche Tragödien hausbackener Gewöhnlichkeit einfach langweilig, weil wir dort nicht die behagliche Beschaulichkeit unsres Lesefauteuils mitbringen. Stark bestreiten muß ich Ibsens psychologische Folgerichtigkeit. Konsul Bernt wird über Nacht aus einem Schurken ein wahrheitsuchender Idealist. Die kleine Nora durchschaut urplötzlich die Hohlheit ihrer Ehe und das hysterische Meerweib im letzten Ibsen-Stück macht unbegreifliche Wandlungen durch. Mit der Aufdringlichkeit der Ibsenianer läßt

sich nicht mehr ernsthaft diskutieren, da ihnen ja die augenfälligsten Schnitzer des Meisters als ideale Forderungen gelten. Kürzlich lasen wir in einer Monographie: ‚Bei allem Streben nach Tiefe bleibt Ibsen in seinen Produktionen so seicht und oberflächlich, in tiefster Seele unwahr, bei allem Gezeter über Fäulnis im Innersten ungesund, bei aller Kraftmeierei in sich haltlos, rückgratlos, molluskenartig.“ Dies unterschreibe ich nicht, kann auch nicht Beifall klatschen, wenn es in den „Dramaturgischen Blättern“ heißt: „Ibsen ist die Puppe für große Kinder. So eine ausgewachsene ordentliche Reklame wie sie jetzt für Ibsen gemacht wird, ist ein Ding, das wie eine Lawine in geometrischen Proportionen wächst, natürlich nur so lange, bis sie vor der Sonne nüchterner Erwägung wie Schnee zerschmilzt.“ Das Vernichtendste hat freilich Frenzel losgelassen: durch den Vergleich der „Frau vom Meere“ mit dem berüchtigten „Seestern“ des Grafen Eulenburg und durch sein Bedauern, daß die „Fjordstadt“ soweit entfernt von Dalldorf liegt. Doch wozu gleich das Irrenhaus in Unkosten stürzen, die Kaltwasserheilanstalt vernünftiger Kritik thuts auch. Ich meinesteils empfand dies letzte Meisterwerk des großen Sophisten als endgültigen Bankerott, von diesem Triumph erholt er sich schwerlich ganz. Doch ich resigniere mich mit Hebbels „Meister Anton“: „Ich verstehe die Welt nicht mehr.“ Sehr bitter geißelte die „Deutsche Post“ den ekelhaften Tamtam, womit man die einheimische Produktion durch Fremdtümelei-Export sich vom Leibe halten will. Möchten die Gemeinde-Vorsteher nicht auch M. G. Conrad in die Acht erklären, weil er über mein Drama „Seine Tochter“ die bedeutsamen Worte druckte: „In Ibsens ‚Gespenstern‘ finden wir stellenweise Ähnliches, aber nicht in solcher Stärke: Es ist bei Bleibtreu viel intensiveres Kontrastieren im Kolorit, viel unheimlicheres Leben im Vibrieren des dramatischen Nervs.“ Der geriebene Neumann-Hofer vom „Berliner Tagebl.“ mahnt salbungsvoll die Dramatiker: ein gewisses Minimalmaß müsse erreicht werden, dann aber würden gewiß heut alle Stücke aufgeführt. Wie rührend schön gesagt! Da stiftete man jüngst eine „Freie Bühne“. Der Verdacht liegt ja natürlich ganz fern, daß es sich wieder um Poussierung des Auslandes handle, denn auf ihrem Repertoire stehn wirklich ganze 10 deutsche Dichter (darunter auch ich) und bloß 14 Ausländer. Wie wäre es denn im „Königl. Schauspielhaus“ mit Strindberg und Garborg? Nur Mut, die Reform hat begonnen!

Karl Bleibtreu.

Karl Streibel, Julia Alpinula. Schauspiel in 5 Aufz. Dresden und Leipzig, Piersen 1888. 93 S.

Ders. Balladen und Briefe. ebenda. 1889. 184 S.

Karl Streibel rezensiere ich am besten, wenn man mir gestattet, etwas Statistik zu treiben. Die Heldin der Tragödie, welche 93 Seiten hat, tritt zum erstenmale erst S. 67 auf, und zwar überhaupt nur in zwei Szenen. Mithin ist der Titel irrig, da in den ersten 66 Seiten hin und wieder nur der Name „Julia“ erwähnt wird und zwar ohne Bedeutung für die eigentliche Handlung. Letztere ist auch nur äußerst minimal. Beweis: 7 Seiten: Die römischen Feldherrn wollen Marbold, einen Germanen in römischen Diensten, als Unterhändler zum Germanenvolke schicken. 10 Seiten: Übergabe des Auftrages an Marbold. 13 Seiten: Gespräch Marbolds mit den deutschen Heerführern. 3 Seiten: Marbold schickt seine Begleiter voraus. 9 Seiten: Gespräch Marbolds mit einer deutschen Seherin, das von den Begleitern belauscht wird. 4 Seiten: Die Begleiter klagen ihn des Verrats an. 14 Seiten:

Marbold verteidigt sich vergebens. 4 Seiten: Julia bittet für ihren Vater umsonst. 14 Seiten: Liebesgespräch zwischen Julia und Cassius, dem Sohne des ersten römischen Heerführers, das wieder belauscht wird. 6 Seiten: Cassius verspricht ihr Befreiung Marbolds. 6 Seiten: Abführung des Cassius. 1 Seite: Schluß. Ein Truppenführer sagt von Cassius: „In Rom . . . wird das Bild der Liebe . . . bald sein erstickt in jedem Triebe." Ebenso wie von Handlung ist auch von Charakteristik keine Spur; alle Römer sind sich gleich, alle Schemen, die Germanen darin ihre Brüder. Alle sprechen in demselben Strome inhaltsloser, ermüdender Rednerei. Ich sage absichtlich nicht „Schönrednerei". Denn die Sprache ist durchweg platt, prosaisch unrealistisch. Um die Fünfzahl beim iambischen Pentameter zu erzielen, werden unmögliche Konstruktionen gebildet, zwanzigmal z. B. das Prädikat an das Satzende hingezwängt: z. B.:

Dies zu beraten ich hierher euch lud (S. 5).
Die Mittel für das Letztere ich suche (S. 9).
Auch ich erprobt sie habe (S. 26).
Und mehr kann er nicht wollen, er's nicht darf (S. 29).
Durch That und nicht durch Wort sie uns erklären (S. 51).
Nein, auch gesuchet . . . wir unsern Führer haben (S. 56).
Das schon allein zum Römerfeind Dich machet (S. 62).
Denn — also man die Rechenschaft sich giebt (S. 63).
Und ich dafür von ihm auf Dich zuwende
Die Hoffnung und die Kraft der sanftigen Liebe (S. 81) u. a. m.

Noch tiefer zeigt sich das sprachliche Können Streibels, wenn er seine Personen in Reimen sprechen läßt. Da geht alles aus den Fugen — sogar manchmal das Verständnis. Nur zwei Beispiele:

Der Jungfrau in der Liebe stets entquoll,
Wie man mir sagte, Freude sondergleichen,
Und mir will sie selbst in der Liebe weichen (S. 81).
Ich irrte mich im Gotte der Germanen,
Ich irrte mich in dem der Römer mit,
Ich schwanke hin und her, und kaum ein Ahnen
Giebt meinem Willen einen leichten Kitt (S. 40) u. s. f.

Die Balladen Streibels zeigen einen entschiedenen sprachlichen Fortschritt, aber sie sind so überaus gedehnt und pathetisch. 10 Balladen auf 102 Seiten. Er hat Balladen von 43 Strophen (à 10 Zeilen), 40 Strophen (à 9 Zeilen), 81 Strophen (à 10 Zeilen) u. s. f. — Und die Ballade, wenn sie wirkungsvoll sein soll, bedarf doch so sehr knapper Ökonomie, oder wenn sie dennoch ausgesponnen werden soll, so muß es in schöner Sprache voll Wohllaut und Schwung geschehen. Nur manchmal verspürt man hier ein wenig davon. Was sind das für Verse:

. . . Und sie (die Sonne) jetzt rasch und rascher winket
Hinab ins Grab, das naß ihr winket (S. 9).
. . . Daß er (der Mensch) nie gut ist im Ursprunge,
Schlecht macht ihn nur die Menschenzunge (S. 11).
. . . Leise er (der König Knut) nur winken braucht,
Alles in den Staub sich taucht (S. 19).
. . . In seinem Zelte thront der König,
Und um ihn sind der Führer wenig;
Allein zu sein ihm besser scheinet,
Des Plans Entwurf ihm besser paßt,
Als wenn der dies, der jenes meinet,
Und Gründe sind oftmals verhaßt (S. 73).

Entschieden am wohlsten fühlt sich Streibel — und ich mich mit ihm — wenn er den daktylischen Hexameter anwendet, wie in seinen Distichen „Briefe". In 8 Briefen apostrophiert er hier Freunde, indem er bald in neckischer Laune ein Problem streift, bald mit Ernst und Tiefe ein anderes anpackt, wie z. B. die Judenfrage in Nr. 3 (S. 131 f.). Aber auch dieser Teil ist von stilistischen Bedenklichkeiten und Versschnitzern nicht frei (z. B. S. 105 „Also schickte sie sich getrost in die Lose der Zukunft"), gewährt aber doch Hoffnung, daß Streibel etwas leisten könnte, wenn er — Prosa schreiben würde.

Ludwig Jacobowski.

Vermischtes.

Eine außerordentlich feine Analyse des dichterischen Wesens W. Walloths brachte die „Litterarische Korrespondenz" aus der Feder Ludwigs Jacobowskis. Es ist ein Stück geistreichster Dichterpsychologie und zugleich ein wertvoller

Beitrag zur Seelenlehre des modernen deutschen Realismus, zu dessen schöpferischen Hauptvertretern Wilhelm Walloth in erster Linie zählt. Jacobowskis Studie regt zu einem Vergleiche mit ähnlichen Versuchen unserer patentierten Universitäts-Ästhetiker an, z. B. mit Johannes Volkelts Essay über den Tragiker Grillparzer. Eine unbefangene Prüfung ergiebt, daß der jugendliche Schriftsteller Jacobowski auf den 11 Seiten seiner Walloth-Studie unvergleichlich mehr Scharfblick für dichterisches Eigenwesen zeigt und eine geistvollere Beherrschung seines Gegenstandes entwickelt, als der wortgelehrte Würzburger Professor in seinem dicken Grillparzer-Buche.

Fritz Hammer.

Der nicht nur poetisches, sondern auch wissenschaftliches Interesse an der „Kiffhäusersage" nimmt, dem können wir die unter diesem Titel erschienene kleine Schrift (50 S. mit Kartenbeilage, Preis Mk. 1,25) von Dr. Julius Schmidt und E. Gnau, Sangerhausen u. Leipzig, B. Franke, bestens empfehlen. Das Hauptstück bildet die 1877 im Harzvereine gehaltene vortreffliche Rede des weiland Gymnasialdirektors Albert Fulda, woran die Herausgeber noch ein Dutzend Seiten mit ausgezeichneten geschichtlichen Anmerkungen gereiht haben.

In der Wochenschrift für die Interessen der Hochschulen zu Freiburg, Heidelberg und Karlsruhe „Badische Akademische Blätter" ist in Nr. 11 und 12 ein sachlich und stilistisch vorzüglicher Aufsatz über „Die realistische Bewegung in der deutschen Litteratur der Gegenwart" erschienen. Der Verfasser cand. phil. Jacobowski zeigt sich in dieser Arbeit ganz anders auf der Höhe der modernen litterarischen und sozialen Bildung, als z. B. der Professor Dr. Johannes Volkelt aus Würzburg in seinem berüchtigten „Beitrag zur Kritik der Aesthetik des Naturalismus" in Nr. 4 und 7 der „Beilage zur Allg. Zeitung" in München. Der junge Kandidat schreibt wie ein Meister, voll Sachkenntnis, Ruhe und Würde, während der Professor — siehe vorn! C.

Gustav Kühne, sein Lebensbild und Briefwechsel mit Zeitgenossen. Herausgegeben von Edgar Pierson (Dresden, E. Piersons Verlag). Ein vortreffliches Buch, das auf jeder Seite fesselt und interessiert. Die Biographie Kühnes, dieses hervorragenden Mitgliedes des „jungen Deutschland", ist an sich interessant genug, sie erhält aber besonderen Reiz dadurch, daß in ihr gleichzeitig die Lebens- und Leidensgeschichte des „jungen Deutschland" mit enthalten ist. Der Kühnesche Briefwechsel bringt zur Entwickelungsgeschichte der vormärzlichen Litteratur in Deutschland viel neues und wertvolles Material bei. Es ist für uns ganz besonders lehrreich, zu sehen, wie analog die Verhältnisse, in denen wir leben, den damaligen sind, diese Ähnlichkeit ist manchmal so frappant, daß man meint, die Briefe sind nicht in den dreißiger und vierziger Jahren unseres Jahrhunderts, sondern fünfzig Jahre später geschrieben worden. Dieselbe fürsorgliche Aufmerksamkeit, die der Staat damals dem „jungen Deutschland" angedeihen ließ, widmet er auch heute den Vertretern des jungen modernen Realismus, wenigstens macht er bereits die ersten schüchternen Versuche, die Litteratur wieder der polizeilichen Fuchtel zu unterstellen. Wir können es uns nicht versagen, aus dem vorliegenden Buche jenen famosen Beschluß, den der Bundestag nach dem Attentat Sands erließ, wörtlich hierherzusetzen, er kennzeichnet die Lage von damals am besten und zeigt gleichzeitig, unter wie gleichen Verhältnissen unsere Litteratur von heute zu ringen hat. Hier ist also dieses merkwürdige Dokument: „Nachdem sich in

Deutschland in neuerer Zeit und zuletzt unter der Benennung „Das junge Deutschland" oder „Die junge Litteratur" eine litterarische Schule gebildet hat, deren Bemühungen unverhohlen dahingehen, in belletristischen, für alle Klassen von Lesern zugänglichen Schriften die christliche Religion auf die frechste Weise anzugreifen, die bestehenden sozialen Verhältnisse herabzuwürdigen und alle Zucht und Sittlichkeit zu zerstören: so hat die deutsche Bundesversammlung in Erwägung, daß es dringend notwendig sei, diesen verderblichen, die Grundpfeiler aller gesetzlichen Ordnung untergrabenden Bestrebungen durch Zusammenwirken aller Bundesregierungen sofort Einhalt zu thun, und unbeschadet weiterer, vom Bunde oder den einzelnen Regierungen zur Erreichung des Zweckes nach Umständen zu ergreifenden Maßregeln sich zu nachstehenden Bestimmungen vereinigt:

1. Sämtliche deutsche Regierungen übernehmen die Verpflichtung, gegen die Verfasser, Verleger, Drucker und Verbreiter der Schriften, aus der unter der Bezeichnung „Das junge Deutschland" oder „Die junge Litteratur" bekannten litterarischen Schule, zu welcher namentlich Heinrich Heine, Karl Gutzkow, Heinrich Laube, Ludolf Wienbarg und Theodor Mundt gehören, die Straf- und Polizeigesetze ihres Landes, sowie die gegen den Mißbrauch der Presse bestehenden Vorschriften nach ihrer vollen Strenge in Anwendung zu bringen, auch die Verbreitung dieser Schriften, sei es durch den Buchhandel, durch Leihbibliotheken oder auf sonstige Weise, mit allen ihnen gesetzlich zu Gebote stehenden Mitteln zu verhindern. 2. Die Buchhändler werden hinsichtlich des Verlags und Vertriebs der oben erwähnten Schriften durch die Regierung in angemessener Weise verwarnt, und es wird ihnen gegenwärtig gehalten werden, wie sehr es in ihrem wohlverstandenem eigenen Interesse liege, die Maßregeln der Regierungen gegen die zerstörende Tendenz jener litterarischen Erzeugnisse auch ihrerseits mit Rücksicht auf den von ihnen n Anspruch genommenen Schutz des Bundes, wirksam zu unterstützen. 3. Die Regierung der freien Stadt Hamburg wird aufgefordert, in dieser Beziehung insbesondere der Hoffmann & Campeschen Buchhandlung in Hamburg, welche vorzugsweise Schriften obiger Art in Verlag und Vertrieb hat, die geeignete Verwarnung zugehen zu lassen." (Eine förmliche Aufhebung dieses drakonischen Verbots fand erst im Jahre 1842 statt.)

Man bringe in diesem prächtigen Bundestagsbeschluß einige Änderungen an, setze für die „junge Litteratur" die „deutschrealistische Litteratur", schreibe an Stelle von Heinrich Heine, Gutzkow, Heinrich Laube, die Namen Bleibtreu, Conradi, Alberti, Walloth ꝛc. und füge endlich statt der Firma Hoffmann & Campe in Hamburg die von Wilhelm Friedrich in Leipzig ein, und man hat ein Schriftstück in Händen, das unsere heutige Regierung der ihr unterstellten Behörde ruhig als geheime Instruktion hätte geben können. Der Geist, der in diesem „Dokument humain" atmet, ist jedenfalls auch in dem Vorgehen der Leipziger Staatsanwaltschaft zu spüren, die den Feldzug gegen die junge Litteratur durch die Beschlagnahme der letzten Romane von Walloth, Conradi und Alberti so vielversprechend eröffnet hat; aber ebensowenig wie man das „junge Deutschland" durch polizeiliche Mittel unterdrücken konnte, wird es auch gelingen, unserer jung aufstrebenden realistischen Bewegung den Garaus zu machen.

Wir empfehlen nochmals das Kühne-Buch allen Freunden der realistischen Sache aufs dringendste; wenn wir an dem Buche etwas tadeln wollten, so wäre es die ungeschickte Anordnung des Stoffes,

die es dem Leser erschwert, sich rasch zu orientieren. A. G.

Über Lesen und Bildung. Dritte Auflage (Graz). Von Prof. Schönbach.

Dieses bekannte Werk hat sein Verfasser durch eine längere Studie über die realistische Schule bereichert. Doch hat er seiner Liste ausgewählter Bücher nur ein Buch der „Realisten“ beigefügt, nämlich mein „Dies Irae“, das meiner ersten Schaffensepoche lange vor Auftauchen der „Realistischen Schule“ entstammt. Derselbe Ästhetiker unterzieht die einzelnen Häupter der „Realisten“ einer eingehenden Betrachtung. Nur mich einer längeren ziemlich sympathischen Beurteilung, aus welcher jedoch hervorgeht, daß auch er nur einen kleinen Teil meiner Werke kennt. „Er ist eine echte und sehr achtenswerte Dichterkraft; dies auszusprechen fordert die Gerechtigkeit und ich lasse mich dabei durch die Kapriolen seiner Selbstüberschätzung nicht abschrecken. Seine Dramen sind Kraftstücke (‚Vaterland‘), welche zuweilen alle Form sprengen (‚Schicksal‘, ‚Weltgericht‘??), manchesmal in Bilder zerlaufen (‚Byron‘??) Dagegen ist ‚Dies Irae‘ eine bedeutende Leistung und ebenso stelle ich Bleibtreus Verse hoch, die er in seinen Erzählungen verstreut.“ Meine drei besonderen Gedichtsammlungen kennt er natürlich gar nicht! Aber welch ein neuer Widerspruch wider so manches Urteil, das mich gerade als Lyriker befehdet, ja meine „völlige Talentlosigkeit“ in diesem Fache vom Hörensagen her bieder versichert,*) obschon ebenso übertriebene Lobeserhebungen diesem dummdreisten Geschwätz gegenüberstehen. Von andern realistischen Lyrikern kennt er nur — Hart, während er Liliencrons „hübsche Militärnovellen“ und Dramen lobt, die zwar nichts Realistisches, aber ein in Gährung begriffenes Talent verrieten! Von Alberti kennt er nur das Drama „Brot“, von Walloth nur das Jambenepigonendrama „Gräfin Pusterla“ und meint, der sei gar kein Realist! Dagegen scheint ihm Kretzer der bedeutendste auf Grund einiger harmloser Novellen und des „Meister Timpe“, in welchem jeder gerechte und verständige eher einen Rückschritt Kretzers erkannt. „Bleibtreus Erzählungen leiden vor allem — ich denke an den Roman ‚Größenwahn‘ — unter dem Mangel an Komposition u. s. w., obschon manches gute Stück Erzählung von kräftiger Wahrheit mit unterläuft.“ Ja, wenn Schönbach eben nur diesen Roman kennt, darf er doch nicht im Allgemeinen über meine Erzählungen urteilen, da wenigstens die epischen Erzeugnisse meiner ersten Epoche „Der Nibelungen Not“, „Aus Norwegens Hochlanden“, „Kraftkuren“ der Schönbachschen Kunstauffassung viel näher liegen! „Er hat ferner eine ‚Geschichte der englischen Litteratur‘ veröffentlicht, woran er viel Mühe und Studium gesetzt hat, aus der man auch lernen kann ...“ „Es ist ohne Zweifel Bleibtreu sehr ernst mit seiner Arbeit.“ Ja, wäre es doch nur auch dem Wohlwollendsten wie Professor Schönbach so ernst mit seiner Kritik! Von Conrad weiß er nur, daß dieser „ein andrer Führer der Gruppe“ sei und einen Roman „Was die Isar rauscht“ verfaßt habe. Dieser sei ziemlich rund und flott, sonst bezeichnend für die kompositionslose Art der Naturalisten! Den „Spätromantiker“ Kirchbach schließt Schönbach ganz von den Realisten aus; hoffentlich leistet Kirchbach noch mal etwas Erfreulicheres, nachdem seine Redakteurschaft so traurig endete. Er muß sich nur erst davon erholt haben, dann kann es ja noch mal besser werden. Nur Mut! Als „Realist“

*) Herr Dr. Schmid in seiner komischen Broschüre „Die deutsche Litteratur in der Klemme“, nachdem früher der „Litterarische Merkur“, Schmids Leibblatt, grade meiner Lyrik hohe Bewunderung gezollt.

schließt sich K. am innigsten an Heinrich Hart an, dessen Epos „Tul und Nahila“ und „Nimrod“ ein Herr Bölsche in der „Deutschen Rundschau“ als bisherige einzige Großthat des Realismus preist!! Quousque tandem patientia nostra . . .!

Karl Bleibtreu.

Über Lesen und Bildung. Von Anton E. Schönbach. III. Aufl. Vermehrt durch Aufsätze über die neueste deutsche Dichtung und den Realismus. Graz 1889. Dieses Buch ist in seiner Art eine der merkwürdigsten und hervorragendsten Leistungen der letzten Jahre. Die früheren Auflagen sind soviel ich weiß in der „Gesellschaft“ schon angezeigt worden, wir halten uns daher nur an die in der dritten neu hinzugekommenen Abschnitte, welche sich auf die moderne Litteratur beziehen. Diese beiden Aufsätze müssen nun der Wahrheit gemäß als geradezu bahnbrechend, als revolutionäre Thaten bezeichnet werden. Nicht ihres Inhalts wegen — denn was sie bieten, ist von Anderen schon tausendmal besser, umfassender, eingehender vorgetragen worden. Sie sind revolutionäre Thaten lediglich um ihres Verfassers willen. Denn der Mann, der es wagt sich hier zum erstenmal ex professo mit der modernen deutschen Litteratur zu beschäftigen, die Bedingungen des Realismus zu untersuchen, die Berechtigung unserer Bewegung zuzugestehen — er ist, man höre und staune: ein deutscher Professor, ein ordentlicher Lehrer der deutschen Litteraturgeschichte an der Universität Graz. Für uns Realisten ist es nun zwar ganz gleichgültig, wer über uns schreibt, überhaupt, wer schreibt, und der simple Autodidakt, der eine unbestreitbare Wahrheit in guter Form verkündet, steht uns hundertmal höher als der gelehrte, patentierte Professor, der à la Scherer mit der wichtigsten Amtsmiene, dem hochmütigen Ton der Unfehlbarkeit ex cathedra die größten Dummheiten in die Welt posaunt. Unsere Sache wird für uns selbst dadurch nicht besser, daß ein Universitätsprofessor sie für berechtigt erklärt — und wir wären die Ersten, uns selbst gegen einen doktrinären Katheder-realismus aufs schärfste zu wenden, dem die erste Bedingung zu künstlerischem Gedeihen vollständig fehlte: die untrennbare fortlaufende Fühlung mit dem realen Leben. Allein wir achten und ehren den objektiven Mut, der für einen Akademiker wie Herr Schönbach dazu gehört, solche Dinge auszusprechen, wie er es in vorliegender Schrift thut, die ihm sicherlich die heftigsten Verfolgungen und Angriffe seitens seiner Standesgenossen zuziehen wird. Die Amtsgenossen des Herrn Schönbach haben nur eine Meinung — er hat eine Überzeugung: das erwirbt ihm ein Anrecht auf unsere Achtung. Es erfordert in seinen Kreisen einen nicht geringen Mut, auszusprechen, daß die deutsche Litteratur nicht wie Papst Scherer meinte, mit Goethes Tod selbst für die nächsten 600 Jahre gestorben sei, sondern daß sie grüne und blühe und gegenwärtig neue, kräftige Wurzeln treibe, den Beginn einer neuen großen Epoche der Litteratur. Es erfordert für ihn einen nicht geringen Mut, so ruhige und sachgemäße Urteile über die angebeteten litterarischen Modegötzen abzugeben und die Bedeutung der Leistungen des jüngeren Dichtergeschlechts anzuerkennen. Wir dürfen es als einen großen Triumph unserer Sache, unserer fortgesetzten aufklärenden und schöpferischen Anstrengungen bezeichnen, wenn wir in der Schrift des Herrn Prof. Schönbach z. B. lesen (S. 114): „Was heute unter der Bezeichnung ‚vergleichende Litteraturgeschichte‘ an Arbeit geleistet wird, deckt sich meiner Ansicht nach nicht völlig mit dieser Überschrift. So pflegt man die Geschichte einzelner Märchenstoffe durch verschiedene Litteraturen zu verfolgen, man stellt mehrere Fassungen

derselben Erzählung nebeneinander, untersucht wohl auch die Möglichkeit eines Zusammenhangs, endlich forscht man den Berührungen und Einstimmungen verwandter Litteraturen an etlichen Stellen nach. Das und manches andere ist gewiß sehr verdienstlich und solchen Studien gebührt Lob und Hilfe — aber mehr als Vorarbeit, als Rohmaterial ist es doch nicht. Die wahre vergleichende Litteraturgeschichte nimmt einen höheren Flug. Ich meine nicht bloß, daß die jetzt geübten Methoden verfeinert werden müssen ... Man muß es weiter bringen, muß in den verglichenen Dichterwerken ihre nationale Eigentümlichkeit erkennen, was bis zur Stunde nur sehr äußerlich und unvollkommen geschieht. Vor allem müssen jedoch ähnliche Phänomene in der litterarischen Entwicklung verschiedener Völker zusammengestellt und auf ihre historischen Bedingungen hin geprüft werden . . ."

(S. 115.) „Immer ist mir vorgekommen, daß die menschliche Entwicklung sich wie in einer Spirallinie aufwärts bewegt. Daher sehen so manche Abschnitte ihres Weges aus, als wären sie rückläufig, daher entsprechen sich die übereinanderstehenden Punkte der Windungen, welche während verschieden großer Zeiträume durchmessen worden sind . . ."

Dies alles und ähnliches ist zwar schon zu Dutzendenmalen viel prägnanter und eindringlicher von Bleibtreu und mir ausgesprochen worden — aber zum erstenmal, so lange unsere Bewegung besteht, geschieht es, daß wichtige Punkte unserer Theorie von der im staatlichen Auftrage verkündeten Lehre aufgenommen werden, daß ein staatlich patentierter Lehrer der Litteraturgeschichte auftritt und bekennt, in wichtigen Punkten von der Vertretern der neuen Richtung gelernt zu haben und mit ihnen übereinzustimmen. Fahren wir weiter fort in unseren Auszügen.

(S. 117.) „Wozu aber diese ganze Erörterung? Sie ist offenbar überflüssig und hinfällig, sobald die Frage aufgeworfen werden kann: Haben wir noch eine Litteratur? Und gar sobald sie verneint werden kann, wie dies jüngst in Deutschland geschehen.*) Haben wir keine Litteratur mehr, so brauchen wir auch keine Kritik . . . Ich gehöre allerdings zu jenen ruhigeren Gemütern, welche die Frage ohne Bedenken mit ‚Ja' beantworten . . ."

(S. 122.) Über den hochberühmten und angeblich unsterblichen Gottfried Keller: „... wenn er sein Geld unter das Volk wirft, so rollt darunter manche alte Münze mit abenteuerlichem Gepräge, die keinen Kurs mehr auf dem Weltmarkt hat. (Gottseidank!) . . . er schildert behaglich das durchaus nüchterne schweizer Wesen, besonders gerne, wie es durch allerlei Phantastik bisweilen verstört wird." (Zu Deutsch: er ist langweilig zam Einschlafen.)

(S. 125.) „Wenn ich gestehe, daß mir trotzallledem in der Gesellschaft von Heyses Erzählungen selten behaglich zu Mute ist, so weiß ich wohl, daß ich damit vor vielen meiner Leser etwas wage, aber ich kann nicht anders. Die Luft, welche in diesen Geschichten ihre linden, lauen Wellen schlägt, ist zu schwül, zu drückend für mich. Zu sehr ist die augenblickliche Schwäche der Menschen maßgebend für die Entscheidung ihres Geschickes, nicht bloß der immer achtenswerte Sturm leidenschaftlichen Gefühls; die Helden werden von Stimmungen getragen, sie haben keinen festen durchgreifenden Willen . . ."

(S. 131.) ... „Was Conrad Ferdinand Meyer schafft, ist in der That Mosaikarbeit: die polierte Fläche, aus zahllosen Farbenstiften zusammengefügt, macht in einigem Abstande den Eindruck aus

*) Bekanntlich von einem gewissen Leo Berg, einem seines Lehrers würdigen Schererianer.

kühnem Ungestüm . . . hingeworfen zu sein, der kalte Glanz verrät jedoch das Material, dessen sich die mühsame Technik bedient."

(S. 167.) „Wie schon erwähnt haben sich besonders in den Hauptstädten die jüngeren Schriftsteller unter der Fahne des Realismus zusammengethan . . . Tritt man ohne alle Voreingenommenheit an die Leistungen der ganzen Gruppe heran, so wird man ihr Auftreten bedeutsam und in ihr ganz tüchtige Kräfte anerkennen müssen."

(S. 168.) „Karl Bleibtreu ist eine echte und sehr achtungswerte Dichterkraft . . . Dies Irae ist eine bedeutende Leistung, und ebenso stelle ich Bleibtreus Verse hoch . . . Es ist ohne Zweifel Bleibtreu sehr ernst mit seiner Arbeit . . . Er hat ferner eine Geschichte der Engl. Litt. geschrieben, woran er viel Mühe und Studium gesetzt hat, aus der man auch lernen kann . . ."

(S. 172.) „Von Kretzer darf die Zukunft seiner Richtung vieles erwarten."

(S. 175.) „Mit diesem vorläufigen Überblick, der bei weitem nicht erschöpfend ist, wird der Leser fürs erste genug haben. Ich wollte dadurch nur den Eindruck hervorbringen, daß diese realistische Bewegung in Deutschland beachtet zu werden verdient, daß sich ihr wirklich Talente widmen, und daß jeder doch einige Kenntnisse von ihr sich aneignen soll, der über die Litteratur der Zeitgenossen selbstständig urteilen will."

Nicht wahr, das ist ein ganz anderer Ton, als wir ihn von den hochmütigen und unverschämten Kathederbonzen des Vaterlandes zu hören gewohnt sind, oder klingt etwas anders als das freche Geheul der journalistischen Schmiererbande des „Börsenkouriers" oder des „Frankfurter Generalanzeigers?"*) Herr Schönbach nennt seinen Artikel selbst nur einen vorläufigen Überblick, gesteht selbst, er sei bei weitem nicht erschöpfend. Und in der That, viele der wichsten Erscheinungen des modernen Realismus sind darin gar nicht oder nur flüchtig erwähnt. Hoffen wir, daß Herr Schönbach das nachholt. Vorläufig: Hut ab! C. A—i.

Das litterarische Urteil und anderes. Ungeschminkte Wahrheiten von einem Buchhändler. (Neugebauersche Buchhandlung, [Pech], Spandau.) Eine nicht genug zu lobende Broschüre, wofür der anonyme Verfasser eine Ehrensäule verdient. Hier wird dem ungebildetsten, begeisterungsunfähigsten Volke der Welt, das sich auf die Schmeichlerphrase eines „verkannten" Ausländers (Bulwer) hin „das Volk der Dichter und Denker" zu betiteln wagt, einmal von einem unbefangenen Nicht-Litteraten ein Basiliskenspiegel vorgehalten. Die unverschämte Gewissenlosigkeit des „Urteils" wird gebührend gebrandmarkt. „Stellen, die besonders Geist verraten, die ein tieferes Wissen verlangen, werden unverstanden gelesen und rufen ein abfälliges Urteil hervor". „Ich habe die verschiedensten Studien mit Werken von Wildenbruch, Bleibtreu, Eckstein u. s. w. gemacht, um das leichtsinnige und oberflächliche Urteilen des Publikums zu illustrieren". S. 14 wird eine köstliche Anekdote mitgeteilt, wie man über einen „neueren vielfach angefochtenen Autor", gegen anerkennende Äußerungen opponierend, ein Urteil nachplappert: „Ja, gelesen habe ich nichts von ihm, aber man sagt ja allgemein . . .!" Und wer „sagt"? Die elende feile Presse, die nichtswürdige Kritikasterei, welche der Verfasser in zündenden Worten der öffentlichen Verachtung empfiehlt. Jawohl „hilft

*) Unsere alte Verleumderin, die „Frankfurter Zeitung", scheint endlich in sich gegangen zu sein. Kürzlich brachte sie einen Aufsatz über die neuesten Werke realistischer Litteratur aus der Feder eines mir unbekannten Herrn Kana, der zwar voll Ausstellungen, aber in einem höchst anständigen und achtungsvollen Ton gehalten war: eine Kritik, wie man sie gelten lassen muß.

in den meisten Fällen die Kameraderie, welche auch noch ein übriges thut und vor der Abwehr der Angegriffenen schützt". Neuerdings soll es sogar Mode werden, daß die Kritiker obendrein „rachsüchtige Autoren" gerichtlich belangen. Hochkomisch wirkt übrigens Rachsucht immer bei Leuten, die sich etwas mit ihrer christlichen Liebe und Milde wissen. — In einem bekannten Fall hatte der Kläger gewiß Recht (wir wollen das nicht weiter untersuchen), umsomehr er selbst zugab, der Angeklagte habe nur von Anderen verbürgten Klatsch gutgläubig verbreitet. Allein, daß dieser Kläger es wagte, eine große Dichtung als „Schmähschrift" zu denunzieren und auf Vernichtung eines ganzen dreibändigen Werkes anzutragen (freilich umsonst) und das alles wider besseres Wissen wegen eines episodischen Romankapitels, giebt jedem Psychologen viel zu denken. So pflegt sich aller psychologischen Kenntnis nach die selbstgewisse Unschuld nicht zu gebärden, obschon in diesem Fall ausnahmsweise vorhanden. — Ich halte es aber für heilsam, die Preßschurken, besonders wenn sie „sich gebärden — die Kuppler! — wie begeisterte Liebhaber der Wahrheit" (S. 36), durch öffentliche Brandmarkung oder moralische Ohrfeigung zu züchtigen als geistige Falschmünzer. Karl Bleibtreu.

Dramaturgie des Schauspiels. Von Heinrich Bulthaupt. (Der Dramaturgie der Klassiker III. Band.) Oldenburg, Schulze. Der geistreichste dramaturgische Erklärer Schillers, Goethes, Kleists und Shakespeares läßt in dem vorliegenden Bande Grillparzer, Hebbel, Ludwig, Gutzkow und Laube vorüberziehen. Was vor allem auffällt, ist die Veränderung des Titels. Warum nun auf einmal „Dramaturgie des Schauspiels", nachdem das berühmte Werk so lange als „Dramaturgie der Klassiker" eine ehrenvolle und unerreichte Stellung in der Litteratur inne gehabt? Etwa weil in dem vorliegenden dritten Bande einige Dichter behandelt werden, welche unsere Professorenästhetik noch nicht als Klassiker geaicht hat? Das wäre eine Konzession an das deutsche Philistertum, die ein Mann von der Bedeutung Bulthaupts wahrhaftig nicht nötig hätte. Wer will sich vermessen zu sagen: dieser und jener große Dichter gehört zu den Klassikern, dieser nicht? Wer will die Grenzen zwischen Poeten ersten und zweiten Ranges ziehen? Wer ist der geeignete Richter? Die Professoren der Litteraturgeschichte am allerwenigsten! Die Berliner „Volkszeitung" führte kürzlich die unerhörte Anmaßung des Herrn Erich Schmidt bezüglich seines Urteils über Hamerlings Recht auf eine Bildsäule nicht übel ab. Warum blieb Bulthaupt nicht bei dem alten, berühmt gewordenen Titel? Fürchtete er die Rache deutscher Professoren? Ich würde mich keinen Augenblick scheuen, Heine und Uhland so gut öffentlich unter den Klassikern aufzuzählen wie Schiller und Goethe, und wenn das ganze Zopfprofessorentum darob die Hände über dem Kopfe zusammenschlüge.

Der dritte Band selbst steht seinen beiden Vorgängern würdig zur Seite. Wieder müssen wir die vortreffliche Methode Bulthaupts anerkennen, welche streng empirisch-induktiver Natur ist. Der Verfasser hält sich ängstlich fern von jenen transzendentalen Spekulationen, welche, wie die Geschichte der Ästhetik von Baumgarten bis Hartmann beweist, für die Kunst schon noch um etwas ersprießlicher zustande gebracht haben, sondern aus Phrasengetön und Verwirrung, er hält sich allein an das lebendige, wirklich vorhandene Kunstwerk und sucht an demselben giltige Gesetze und Regeln zu entwickeln. Nur auf diesem Wege kann zuletzt für die Kunst etwas wirklich wertvolles errungen werden — was dem Ästhetiker nicht die Kunst selbst sagt, wird er vergebens von der Philosophie

erfragen, unica praeceptrix artis ars. So wird gelegentlich der Ahnfrau die Frage des Verses im Drama eingehend erörtert und das Ergebnis gewonnen, daß der deutsche dramatische Vers eben deswegen der fünffüßige jambische sei, weil die deutsche Sprache von Hause aus trochäisch veranlagt sei. Über einen großen Teil des Buches ist es uns nicht gut möglich zu sprechen, da mir Hebbel und Ludwig, von denen Bulthaupt ausführlich handelt, ziemlich fernliegen, ich kenne sie wenig. Für mein persönliches Empfinden stellt Bulthaupt Grillparzer zu sehr in den Vordergrund und thut Gutzkow Unrecht. Man muß den letzteren mehr als Gesamterscheinung fassen, man darf ihn auch nicht von seinem Milieu losreißen — alles in allem ist er doch der bedeutendste deutsche Dichter in der nachgoethischen Zeit. Der eine Uriel Akosta wiegt für mich zehnmal mehr als sämtliche Dramen Grillparzers zusammen. Es ist ein großer menschlicher, sozialer Konflikt, der hier dargestellt ist, ein gewaltiger Kampf um die Manneswürde. Kein Dichter, auch Goethe im „Faust“ nicht, hat je einen höheren und wichtigeren Stoff behandelt. Was ist dagegen Grillparzer? Ein kleiner Dichterling, der sein Leben lang über die hysterische Erotik, über die Tragik des Uterus nicht hinausgekommen ist. Ein Mann kann Stücke wie Sappho, die Jüdin von Toledo, Meeres und der Liebe Wellen nur mit äußerstem sittlichen und künstlerischen Widerwillen sehen — ja, mich persönlich erfüllen sie geradezu mit Ekel. Eine scheußlichere Gestalt, als die alte, nymphomane Sappho, welche dem jungen, strammen Kerl mit den festen Muskeln nachläuft, läßt sich gar nicht denken. Und welch ein Ausbund von Erbärmlichkeit ist dieser König von Spanien, der dem hübschen Judenmädel nachläuft und sich von ihr mit Widerwillen abwendet, so wie sie nur noch ein totes Stück Fleisch ist, das er nicht mehr gebrauchen kann. Und diese Rahel selbst — welche Geschmacksverirrung gehört dazu, die aufdringliche, unverschämte Dirne anziehend, ja nur interessant zu finden! Ich muß gestehen, mit Ausnahme vom „Traum im Leben“ und „König Ottokar“ kann die pathologische Erotik Grillparzers nur Widerwillen verursachen, nie — mit Ausnahme jener beiden Stücke — kommt G. über die Darstellung des gemeinsten Sinneskitzels hinaus. Man begreift das, wenn man in Grillparzers Tagebüchern nachliest, welch ein widerwärtiger und ekelhafter Bursche Grillparzer in erotischen Dingen war, wie er mit Vorliebe die widerwärtigsten Dinge getrieben, davor ein alter, abgelebter Roué sich schämen müßte. Sein Verhältnis zu Katharina Fröhlich schwankt beständig zwischen Cynismus und Krankhaftigkeit. Und welcher Unterschied in der Charakterzeichnung bei Gutzkow und Grillparzer! Gutzkows Juden sind wirkliche, echte Juden in allen ihren Skizzen und Schattierungen, — Grillparzers Griechen haben keinen Funken Hellenentum in sich, alles ist weiches, wabbliches Wienertum, seine Hero brät Backhändel und sein Phaon läuft nachmittags auf dem Graben als Gigerl herum. Wenn Laube erzählt, das Berliner Publikum habe bei den Worten Heros „die Lampe soll's nicht sehen“, gelacht, so beweist das den gesunden Sinn der Berliner, denn es ist einfach lächerlich, vom Dichter uns diese ganz ungermanische, verdorbene Lüsternheit, welche die Maske der Schamhaftigkeit ungeschickt vornimmt, als gesunde griechische Sinnlichkeit einreden zu wollen. Nie und nimmer kann ein wirklich jungfräuliches Gemüt in dieser Situation diese Worte aussprechen — seine Erregung ist eine so furchtbare, daß es den Teufel an die Lampe denkt. Nur ein nicht mehr unschuldiges Mädchen wird ihrer Scham in dieser Lage so Ausdruck geben! C. A.—i.

Richard Wagner-Studien. Sieben Essays über Richard Wagners Kunst und seine Bedeutung im modernen Leben von Alois John. Bayreuth, 1889, bei Karl Giesel.

Selbst der Gebildete mag noch über manche epochemachende Erscheinung auf dem Gebiete unseres Geisteslebens etwas im Unklaren sein. Facharbeit lenkt manchem den Blick von ferner liegendem aufs nächste, andere wieder leiden unbewußt unter dem Druck gewohnter Anschauungen; wieder andre teils im Joche des Alltags, teils genußreichem Leben verfallen, welches bekanntlich oft denkfaul macht, kommen nicht dazu, sich über hervorragende Weltmomente ein richtiges Urteil zu bilden. So giebt es gewiß noch viele bessere Naturen, die entweder Wagner nur vom Hörensagen kennen oder ohne ihn zu kennen — ablehnen. Für diese ist Dr. Johns Broschüre geschrieben, in welcher derselbe mit- und nachdichtend, tief empfindend und begeistert, den einzig dastehenden Meister dolmetscht.

Für solche aber, die Wagners Werke — auch nur eines davon — kennen und ihn nicht zu genießen imstande sind, für solche ist eben Wagner nicht da, so wie es für Hund und Katze auch keinen Mozart giebt. Den Wagnerverächtern fehlen jene Gehirnwindungen und Nerven, welche nötig sind, um das Natürliche, jedoch Übermenschlich-Menschliche zu fassen: das höhere Menschentum.

Wagner ist wirklich im einfach-verständlichsten Sinne epochemachend, er ist der Ausdruck seiner Zeit — aber nur von deren höchstem Maßstabe aus — für die Bipèdes ist er Zukunftsprophet, den sie nicht verstehen. Wagner hatte das Glück, mit seinen besten Jahren in jene Zeit treten zu dürfen — daher auch sein vielbeneideter Erfolg — wo schon die höhere Natur des Menschen in fast unzähligen einander congenialen Persönlichkeiten in auffallender Weise zum Durchbruch gelangte. In eine Zeit, wo man bereits jegliche Schablone verwarf, wo Wahn, Irrtum und Vorurteil sanken, wo man nichts hochstellte, als die Wirklichkeit und die Natur, die allein zur Wahrheit (Wissen) und zur Liebe (Humanität) führt.

So ist Richard Wagner bei höchstem, kräftigstem Idealismus, bei all seiner Mystik doch der ausgesprochenste Realist und als solcher sogar revolutionär im Reiche der Kunst. Ihm ist alles Schönheit — die Natur sein Vorbild. Seine Kunst ist Natur und zwar die dem Gottmenschen unterthane Natur. Seine Musik ist nicht da, um von sanglich abgerichteten Marionetten aus diesen heraus gesungen zu werden und als ein unfaßbares, reizendes Etwas zu verklingen; seine Musik ist die Sprache seiner Geschöpfe, ihr Attribut, eine Eigenschaft der Natur und jener Gefühlsriesen, die er so überwältigend groß und bezaubernd gedichtet hat. Darum hat auch Wagner seine Texte selbst geschrieben, weil bei ihm Musik, Poesie und dramatische Plastik zu einem lebendigen Ganzen zusammenfließen mußten — zum Musikdrama.

Diese gewaltigen Tondichtungen sind nun Schule und Kirche den großen Menschen; sie sind ein Jupiter in seiner Herrlichkeit vor der in Staub zerfallenden Semele, die seinen Anblick nicht erträgt — nämlich vor jenen Schwachnervigen, Konventionellen, Zurückgebliebenen, die nur das Geräusch der Instrumente und Stimmen hören, aber vom Geiste der Handlung unberührt bleiben. Bei der Kritik Solcher fällt mir das Landmädchen ein, das, nachdem es zum erstenmale im Theater gewesen war, ihren Dorfgenossen erzählte: „A Lärm, a Musi war, gredt und' deut' ham's, aba verstand'n han i nix und bin nacher eingschlaf'n."

Damit nun Mancher oder Manche nicht unverdient in die Kategorie jenes

Landmädchens gerate, lese man Johns geistvolle Broschüre. Sie ist Hans von Wolzogen in Bayreuth gewidmet.

Margarethe Halm.

Cromwell bei Marston Moor. Ein Schlachtbild von Karl Bleibtreu. 8°. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Ein Faust der That. Tragödie in fünf Akten von Karl Bleibtreu. 8°. Ebenda.

Es ist die wunderbare Gestalt des germanischen Napoleon Cromwell, welche in diesen beiden Büchern mit unübertrefflicher Sicherheit greifbar hingestellt. Aber vielleicht noch meisterhafter ist König Karl I. der historischen Wahrheit nachgebildet. Ihn hat Bleibtreu nicht beschimpft, wie seine Feinde Macaulay und Carlyle, sondern seiner Eigenart Gerechtigkeit widerfahren lassen. Karl I. steht hier vor uns als der typische König, Cromwell als der typische „Held", Dämon gegen Dämon. — Ein Drama ohne Frauen und ohne „Liebe"! Byron behauptete, die Liebe sei dem würdevollen Stil der Tragödie nicht angemessen, welche nur von großen unpersönlichen Leidenschaften handeln dürfe. Solche Strenge geht wohl zu weit, obschon Shakespeare, der Meister der Liebestragödie, sich gehütet hat, Stücke wie Coriolan, Macbeth, Julius Cäsar mit „Liebe" zu beschweren. In diesem Falle aber hat Bleibtreu unbedingt Recht. In dem keuschen herben Mannesernst der englischen Revolution spielen die Frauen keine Rolle, mit Ausnahme der Königin, welche auch in Bleibtreus Drama hinter den Coulissen ein unheimliches Leitmotiv bildet. Während im Drama „Weltgericht" der Einfluß des weiblichen Elements auf die französische Revolution mithandelnd reich hervortrat, durfte der Dichter hier darauf verzichten. Ebenso mußte das „Volk" naturgemäß zurücktreten, wo wirkliche „Helden" die Bühne füllen. Das Interesse konzentriert sich hier völlig um die überreich ausgestatteten zwei Hauptfiguren. Unter den übrigen Figuren — nicht so üppig wechselnd im Detail wie in „Weltgericht", aber wie mit ehernem Griffel in einem Strich gezeichnet — ragt Harrison hervor. Im Gegensatz zu dem schwülen blendenden Glut-Kolorit von „Weltgericht" ruht eine ernste strenge Stimmung über diesem mächtigen Gemälde. — „Schicksal" ist das Drama des egoistischen Einzelwillens, „Weltgericht" das Massen-Drama der unpersönlichen Mächte, „Ein Faust der That" analysiert den Heldenwillen, der auf unpersönliche selbstlose Zwecke angewandt. — — Ein Vorspiel zu diesem Drama bietet gleichsam die Schlachtnovelle desselben Verfassers „Cromwell bei Marston Moor", wo Bleibtreu uns den gewaltigen Engländer „bei der Arbeit" vorführt. Im Lichte neuester Forschung, die das verschüttete Götterbild aus dem Schlamme der Verleumdung herausschaufelte, sehen wir hier dem „blutigen Heuchler" bis ins innerste Herz hinein. Aber Bleibtreu hat nie vergessen, was die einseitigen Heroenverehrer nur zu oft übersehen, daß überall mit Wasser gekocht wird und nicht gerade mit wohlduftendem Lavendelwasser, sondern mit blutgefärbtem thränensalzigen Marah. Innerlich durch und durch wahr, muß ein Cromwell, um sich durchzusetzen, die Maske eines Heuchlers verbinden, die oft ein blutendes Herz verbirgt. Alle bisherigen Versuche Victor Hugos, uns den Lord-Protektor zu gestalten, wirken matt und verfehlt neben diesen zwei Cromwell-Dichtungen, die ihn zum ersten Mal vor Hinrichtung Karls I. schildern.

„Hans Waldmann, Bürgermeister von Zürich. Ein Gedenkblatt zur Feier des Schlachttages von Murten von Dr. Franz Waldmann" und Hans Waldmann und die Züricher Revolution

von 1489, für die vierhundertjährige Erinnerungsfeier geschildert von Dr. Karl Dändliker; (beide: Zürich, Verlag von F. Schultheß 1889).

Die vierhundertjährige Wiederkehr des Tages, an welchem Waldmanns Haupt auf dem Richtblock fiel, hat die allgemeine Aufmerksamkeit wiederum in erhöhtem Maße auf die interessante Gestalt des merkwürdigen, zur Zeit seiner Blüte als der „erste und reichste Eidgenosse“ gefeierten Mannes hingelenkt, auf welchen sich lange Zeit hindurch das Schillersche Wort anwenden ließ: „Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte.“ Während des ganzen 16. und 17. Jahrhunderts ruhte auf dem Namen des Siegers von Murten ein Bann, den erst die freie Forschung des 18. und 19. Jahrhunderts zu brechen vermochte. Darnach verfiel man aber sofort in das Gegenteil und suchte Waldmann als einen „idealen Volkshelden von durchaus ursprünglichem Genie und von eigenartiger, bahnbrechender Schöpferkraft“ darzustellen. Die beiden vorliegenden Arbeiten, die übrigens als im besten Sinne volkstümliche Gelegenheitsschriften aufgefaßt sein wollen, suchen sowohl die älteren Vorurteile als auch die Überschätzung der neueren Zeit zu berichtigen. Die sittlichen Mängel und menschlichen Schwächen Waldmanns werden keineswegs verschwiegen, sie werden aber als Ausflüsse seiner Zeit, in das richtige Licht gestellt; beide Schriften zeigen uns den Züricher Bürgermeister wohl als einen zum Teil recht eigensüchtigen Politiker, zugleich aber auch als einen bedeutenden Staatsmann und Feldherrn. Was uns die Gestalt Waldmanns besonders interessant erscheinen läßt, ist der Umstand, daß er einer der ersten Träger des rein demokratischen Prinzips und der modernen Staatsidee war; ja durch seinen Tod wird er zum Märtyrer dieser, seiner Zeit weit vorauseilenden Gedanken. Dr. Franz Waldmann schildert uns den Züricher Bürgermeister besonders als den Helden der Burgunderkriege und sucht Wesen und Art des Mannes durch allerlei kleine und kleinste Züge, chronikartig auszumalen. Um den Leser selbst einen Einblick in das Quellenmaterial thun zu lassen, fügt er seiner Arbeit verschiedene Aktenstücke, wie Briefe Waldmanns, den sogenannten „Bernerbericht“ über Waldmanns Sturz und Hinrichtung und zu dem noch verschiedene, dem fünfzehnten Jahrhundert entstammenden Lieder bei. Der verdienstvolle schweizerische Gedichtsforscher Dr. Karl Dändliker hingegen verlegt mit Recht den Schwerpunkt seiner Studie auf die Züricher Revolution. Seine Schrift liest sich besser und giebt auch ein anschaulicheres Bild der damaligen Zustände. Lebendig tritt uns hier der Streit zwischen der in Waldmann verkörperten Idee eines demokratischen und centralisierten modernen Staatswesens gegen die Vertreter der aristokratischen Republik und der mannichfachen Feudalgerechtsame vor Augen. Beide Schriften können jedenfalls als willkommene Beiträge zur Kulturgeschichte der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts gelten. M—n.

Adolph Kohut: Fürst Bismarck als Humorist. Düsseldorf, F. Bagel. Als wir vor einiger Zeit in diesem Blatte das Machwerk Kohuts „Fürst Bismarck und die deutsche Litteratur“ anzeigten, erwähnten wir, diese Speichelleckerei sei wohl nur geschrieben, um die Rücknahme der Ausweisung Kohuts aus Berlin zu erlangen und ersuchten den Herrn Reichskanzler, Kohut die Erlaubnis zur Rückkehr nach Berlin zu erteilen, im Interesse der deutschen Litteratur, damit er aufhöre, solche Schmierereien zu verfertigen, welche den Ruf des deutschen Schrifttums schädigen müssen. Nach dieser neuesten

Leistung Kohuts hat sich wie die N. A. Z. meldet, Fürst Bismarck nun wirklich in dem obengenannten Sinne entschieden. Wir sind natürlich weit entfernt, diesen Entschluß des Reichskanzlers mit unserer Besprechung in irgend einen ursächlichen Zusammenhang zu bringen, aber wir dürfen uns des interessanten Zusammentreffens freuen. Da das gen. Buch nunmehr seinen einzigen Daseinszweck erfüllt hat, so ist eine Besprechung natürlich überflüssig, und wir haben nur noch die Hoffnung auszusprechen, Kohut möge es nun des grausamen Spiels genug sein lassen und uns in Zukunft mit solch litterarischen Schweifwedeleien verschonen, welche das Ansehen der deutschen Schriftstellerei aufs empfindlichste herunterbringen müssen. Er kehre nach Berlin zurück und befleißige sich einer litterarischen Thätigkeit, die man wieder ernst nehmen kann. C. A—i.

Dr. Rüdt, der Freidenker, gegen Thümmel, den lutherischen Pfarrer! Wenn man noch jung, unerfahren, leidenschaftlich und weltfreundlich ist, hat man an solchen Religionsdebatten seine helle Freude. Wie viele wunderschöne Abende habe ich als fahrender Schüler zuerst in Genf, namentlich in der dortigen Salle de la Réformation, und später in Neapel und Rom an den Kampfspielen zwischen freien und „positiven" Christen erlebt! Zumeist war es nicht der Standpunkt des einen oder andern, der uns junge Brauseköpfe entzückte, sondern der geistige Kampf schlechtweg, der uns bis zu Wonneschauern enthusiasmierte. Je tüchtiger, je schlagfertiger, je kühner die Kämpfer, desto erhabener war für uns das Schauspiel. Jemehr man später in das eigentliche Leben und Treiben der menschlichen Gesellschaft verwickelt und die praktische Probe auf das zu machen gezwungen wird, was man aus Büchern und Schulen als aller Weisheit letzten Schluß davongetragen hat, desto weltfeindlicher wird man und immer geringer wird die Freude an den religiösen Schaukämpfen und Redegefechten. Zumal heutzutage, wo die Gabe der Wortbeschwindelung eine solche beispiellose Vollkommenheit erreicht hat und die religiösen Dinge zu einer Komödie herabgewürdigt sind, die den reiferen und feineren Menschen mit Grauen, Entsetzen, Abscheu und Ekel erfüllt . . . Die sogenannte Kulturmenschheit — diese große babylonische Hure! Die sogenannten führenden Völker — diese schmutzigen, gefräßigen Straußenmägen, die gierig alles in sich schlingen, was ihnen in den Schnabel fliegt! Die sogenannten herrschenden Klassen — diese Musterbilder aller irdischen Erbärmlichkeiten! Also man wird schauderhaft menschen- und weltfeindlich mit zunehmenden Jahren, mit den Jahren der Menschenentlarvung und Weltentschleierung. Allein die Vernunft sagt aus: Laß dich von dieser galligen, feindseligen Stimmung nicht übermannen, denn sie schlägt dir die besten Waffen im Kampfe des Daseins aus der Hand! Lache, denn du hast die Illusion überwunden! Sei heiter wie ein Gott, denn diese ganze irdische Wirtschaft ist auch zu deiner Art Lustbarkeit erfunden! Und hauptsächlich dies: Gönne den Jungen ihre Freude und ihre schöne Dummheit, denn du bist auch einmal jung und wunderschön dumm gewesen, und laß sie dreinschlagen, wie du selbst heute noch dreinschlägst, wenn der alte, herrliche, stolze Geist über dich kommt! — Dr. Rüdt hat wacker dreingeschlagen und sein Gegner Thümmel ist auch nicht faul gewesen und viel sympathischer im Kampfe, als ich mir diesen lutherischen Heißsporn nach den Berichten unsrer Verdummungs- und Verfälschungspapiere, genannt Tagesblätter, vorgestellt habe. Manches tüchtige, originelle Wort ist auf beiden Seiten gefallen, manch-

schöne Empfindung ist zum Durchbruch gelangt — allein, bei aller Hochachtung vor dem freidenkenden Talente Rüdts und dem evangelisch-lutherisch abgestempelten Talente Thümmels, ein Prachtkerl wie dieser Martin Luther, um den sich ihr Streit gedreht, eine Vollnatur im Guten und Schlimmen, ein historischer Charakterkopf von ewigem Reiz wie dieser echtdeutsche, rassige Reformatorenschädel scheint mir keiner dieser Kampfhähne zu sein. Und so ist auch aus diesem Kampfe der Größte und Stärkste als Sieger hervorgegangen, nicht Thümmel, nicht Rüdt, sondern der verfluchte teure Gottesmann Doktor Martinus Luther. Und das ist der Humor der Weltgeschichte, daß sie bei all ihren Nichtswürdigkeiten doch immer den Größten und Stärksten ihr Recht läßt ... Der Vortrag „Martin Luther und seine Lehre im Lichte der Geschichte und der heutigen Weltanschauung" ist mit der darauffolgenden Diskussion zwischen dem Vortragenden Dr. Rüdt aus Heidelberg und Pastor Thümmel aus Remscheid auf Grund einer stenographischen Niederschrift als Broschüre bei Paul Genschel in Mannheim erschienen. (Preis 75 Pf.) Wir empfehlen diese Schrift als Zeitdokument wie als anregende Lektüre den Freunden und Feinden des freien Gedankens aufs beste. M. G. Conrad.

1815—1840. Fünfundzwanzig Jahre deutscher Geschichte, von Karl Biedermann. Erster Band. Breslau, Schottlaender.

In dem vorliegenden Bande des neuen Geschichtswerkes von Biedermann werden zuerst die Verhandlungen des Wiener Kongresses sehr eingehend und anziehend geschildert. Die Wünsche und Hoffnungen betreffs der politischen Neugestaltung Deutschlands sind nach den Stimmen der Zeitgenossen erläutert und mit der Bundesakte, traurigen Angedenkens, in Vergleichung gebracht. Warum der zweite Pariser Friede die Forderungen Deutschlands so wenig erfüllte, wird ausführlich besprochen. Darauf folgt das Zeitalter der Reaktion, das nach allen Seiten aufs gründlichste beleuchtet ist. Die Anfänge eines parlamentarischen Lebens in Deutschland sind mit ersichtlicher Vorliebe behandelt. Mit dem Jahre 1820 endigt der vorliegende erste Band. An Ostern 1890 soll der zweite und abschließende Band erscheinen.

Obgleich die geschilderte Zeit nicht reich an erfreulichen Begebenheiten ist, so ist sie doch sehr lehrreich, und Biedermann hat nicht versäumt, dies merken zu lassen. Wie schon in seinem Buche „1840—1870", so ist er auch in dem neuen Geschichtswerk bemüht gewesen, ein gutes Volksbuch zu schaffen. Der Verfasser ist nicht bloß ein bedeutender Geschichtsforscher, sondern auch ein hervorragender Schriftsteller, der sich „an alle nach einer allgemeineren Bildung strebenden Schichten unseres Volkes" wendet. Sein neues, im edelsten Sinne volkstümliches Buch wird überall eine freudige Aufnahme finden. H. Solger.

Parsifal. Ein Bühnenweihfestspiel von Richard Wagner (Mainz, Schott). In diesem Operntext Wagners erblühen einige echtdichterische und dramatische Momente, wie sonst nur im „Fliegenden Holländer" und „Tanhäuser", auch wirkt dieser Text von allen am reifsten und geschlossensten nach Form und Inhalt. Dennoch kann nur einseitige Vergötzung di[illegible] halsbrecherische Stabreime als Verjüngung deutscher Dichtkunst preisen. Man höre Verse wie: „Hm! Schuf sie euch Schaden je? Wann alles ratlos steht ... wer, ehe ihr euch nur besinnt" ... oder „Was — auch Weissagung Dir wies, — so jung und dumm fielst Du in meine Gewalt. Die Reinheit Dir entrissen, bleibst mir Du zugewiesen." Herr, dunkel

ist der Rede Sinn. — Nun, dieser deutschtümelnden Spätromantik mit byronisch-schopenhauerscher Musikunterlage ist ja der große Erfolg-Wurf geglückt. Sogar unser Kaiser zollt (neben seinem litterarischen Liebling Felix Dahn, diesem letzten Mohikaner — pardon, Goten) den allerdings höchst undeutschen Edda-Nibelungen Wagners seinen allerhöchsten Beifall. Alle Größe Wagners in Ehren, aber wir zweifeln doch, daß der Meister so begeisterte Jünger in unserm lieben Deutschland, nachdem er das unumgänglich nötige Greisenhaar erlangt, gefunden hätte, falls nicht auch ein solcher Meister der Reklame in ihm erstanden wäre. Denn darauf allein kommt Alles an. Der „Ring der Nibelungen" kostete im Ganzen 120000 Mark Reklame-Gebühren. Dafür fand freilich das Presse-Kuratorium des heiligen Bayreuth Gelegenheit, in Druckerschwärze der Welt zu verkünden, daß dies „unzweifelhaft die größte That des menschlichen Geistes seit Christus sei". Gut gebrüllt, Löwe! Daher predigen Wagnerianer mit Recht (siehe u. a. Heft 8 der jetzt selig entschlafenen „Litterar. Volkshefte"), ihr Messias biete das leuchtende Vorbild, wie sogar im deutschen Barbarenland ein Künstler sich durch ausdauernden Idealismus durchsetzen könne. — Ob die „Realisten" jemals wirklich siegen werden, hängt wesentlich davon ab, welche Geldmittel ihnen zu Gebote stehn. Kostspielig ist die Sache ja — besonders die sogenannten verschämten Inserate unterm Strich, welche die Redaktion als eigne Inspiration abdruckt. Aber man muß sich halt nicht lumpen lassen und der Presse eine offene Hand zeigen. Nur Mut, die Sache kann noch gut gehn.

Karl Bleibtreu.

Briefwechsel zwischen Rauch und Rietschel. Herausgegeben von Karl Eggers. Erster Band. Mit einem Lichtdruck der Büste, der Phototypie eines Briefes Rauchs und mehreren Hochätzungen. (Berlin, F. Fontane.) Dieser 28 Jahre hindurchgeführte Briefwechsel zwischen Lehrer und Schüler ist von großem kulturhistorischem wie kunstgeschichtlichem Interesse für die Kenntnis der mittleren Zeit unseres Jahrhunderts und fügt den Denkmälern, welche beide Künstler sich selbst in ihren Werken errichtet haben, noch ein zum Gemüt sprechendes litterarisches Denkmal hinzu.

Wissen und Arbeit, ihre soziale Bedeutung. Von Alfred Offermann. (Leipzig, Otto Wigand.) Ein interessanter Beitrag zum Kapitel der sozialen Frage und ein beachtenswerter Versuch zur Lösung derselben.

Beiträge zur experimentellen Psychologie. Von Hugo Münsterberg. Heft 2. (Freiburg i. B., J. C. B. Mohr.) Diese „Beiträge" sollen in einer fortlaufenden Reihe von zwanglos erscheinenden Heften die experimentellen Untersuchungen mitteilen, welche der Verfasser in seinem psychologischen Laboratorium ausgeführt hat und weiterhin ausführen wird.

Jacob Thomson, ein vergessener Dichter des 18. Jahrhunderts. Von Dr. G. Schmeding. (Braunschweig, C. A. Schwetschke & Sohn.) Der Verfasser sucht in seinem Buche die litterarischen Verdienste des englischen Dichters Thomson zu würdigen, der einer unverdienten Vergessenheit anheimgefallen und unserer Zeit ziemlich unbekannt geworden ist.

Der deutsche Roman. Geschichtliche Rückblicke und kritische Streiflichter von Karl Rehorn. (Köln und Leipzig, Albert Ahn.) Ein lesenswertes Buch, das in kurzen Zügen die Entwicklungsgeschichte des deutschen Romans enthält. Den innigen Zusammenhang, der zwischen der Litteratur und der Geschichte der

nationalen Kultur eines Volkes besteht, hat der Verfasser bei seinen Untersuchungen stets im Auge behalten.

Der Oberstolze. Ein Berliner Zeitroman von Friedrich Dernburg. 2 Bände. (Berlin, Walther & Apolant.) Der Roman, der das Leben und Treiben des modernen Berlins zu schildern unternimmt, wird zweifellos einen großen Erfolg erzielen.

Als separate Ausgabe erschien soeben bei Wilhelm Friedrich in Leipzig der „Ergänzungsband" zur ersten bis neunten Auflage der Philosophie des Unbewußten von Eduard von Hartmann. Der Band enthält „Das Unbewußte und der Darwinismus", „Zur Physiologie der Nervencentren", sowie Vorreden und Nachträge; daneben erscheint, wie wir schon anzeigten, die 10. auf 3 Bände erhöhte Auflage der „Philosophie des Unbewußten" als billige Volksausgabe in 13 Lieferungen à 1 Mark. Es wird durch diese Art der Ausgabe auch dem Minderbegüterten möglich gemacht, sich in den Besitz eines Werkes zu setzen, das gelesen zu haben, thatsächlich zu den Erfordernissen der heutigen Bildung gehört.

Ein Taschenkonversations-Lexikon von 1643 bequem leserlichen Druckseiten nebst Abbildungen, dazu ein wirklich handliches Format — und die Hauptsache: ein Inhalt, der fast gar nichts zu wünschen übrig läßt, so etwas bringt nur der geniale Lexikon-Kürschner fertig. Dieses kleine Buch, von dem jetzt die siebente, gänzlich umgearbeitete Auflage erscheint, ist in der That ein großes Wunder, in seiner Art so merkwürdig wie irgend eine französische Eiffelei. Verlag: Spemann in Berlin und Stuttgart.

E.

In neuer Zeit. Briefe eines alten Diplomaten an einen jungen Freund. I. Wallende Nebel und Sonnenschein. — II. Parademarsch der siebenten Großmacht. — III. Auf des Reiches Hochwacht. (Berlin, Richard Wilhelmi.)

Tante Hannas Sommerfreude von M. Dahnow. (Rathenow, Max Babenzien.)

Aus fremder Welt. Japanische Erzählungen von Martha. Doenitz (Berlin, M. Schorß.)

Sophus Tromholt hat vier seiner populären Vorträge zu einem Bändchen vereint, das, reich illustriert, unter dem Titel „Eine Reise durch den Weltenraum" im Verlag des Universum in Dresden erschienen ist.

Aurelius Polzer widmet sein neuestes Buch „Rob. Hamerling, sein Wesen und Wirken" dem Andenken des jüngst verstorbenen Dichters, dessen Leben und Streben er dem deutschen Volke in warmen Worten schildert. Das Buch ist in vornehmer Ausstattung in der Verlagsanstalt und Druckerei in Hamburg erschienen.

Menschen und Schicksale. Von Fritz Lemmermayer. (Minden i. W., J. C. C. Bruns.) Allerlei Skizzen, Novelletten, Tagebuchblätter, die der reich beanlagte Wiener Dichter zu einem Bande vereint hat.

Geschichte der Schiffahrt. Bilder aus dem Seewesen von J. Friedrichsen. Mit Abbildungen. (Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei.)

Ausgewählte Griechische Volksmärchen ließ Johannes Mitsotakis bei G. M. Sauernheimer in Berlin erscheinen, der reich ausgestattete mit Illustrationen geschmückte Band empfiehlt sich besonders als Geschenk für die reifere Jugend.

Aus den letzten fünf Jahren. Von Hermann Grimm (Gütersloh, C. Bertelsmann). Die fünfzehn Essays, aus denen das Buch besteht, beschäftigen sich zum großen Teil mit ästhetischen und kunstgeschichtlichen Fragen; der Band ist die vierte Folge der Sammlung von kleinen Aufsätzen Herm. Grimms und wird ebenso wie seine Vorgänger allgemeine Aufmerksamkeit erregen, die sein interessanter Inhalt auch völlig gerechtfertigt erscheinen läßt. R.

Das hypnotische Verbrechen und seine Entdeckung. Von Dr. Karl du Prel. München, Verlag der Akademischen Monatshefte. 105 S.

Die Schrift besteht aus zwei Abhandlungen: Hypnotismus und Strafrecht — Somnambulismus und Polizeiwissenschaft. Sie dürfte also in erster Linie die juristischen Kreise anziehen, sofern dieselben befähigt sind über einige altgeheiligten Begriffe umzulernen und aus der neueren Psychologie noch einiges zu ihrem Wissensschatze hinzuzulernen. Auch jenen Gebildeten ist die Schrift zu empfehlen, die nicht vollständig im Banne der Gewohnheit stehen, über Dinge zu sprechen und abzuurteilen, die sie unter berufener Anleitung genauer kennen zu lernen noch keine Veranlassung gehabt haben.

M. G. C.

Festschrift zur Einweihung des Spiel- und Festhauses in Worms a. Rh. Herausgegeben von Karl und Fritz Muth. (Worms, Selbstverlag (Chrimhildenstraße 15.) Prächtige Ausstattung mit Zinkätzungen, Zierleisten und Vignetten und wertvollen Beiträgen von Hans Herrig, Muth, v. Wolzogen, Lienhardt und M. G. Conrad. Von Letzterem eine „Traumesszene aus der Sommerfrische im bayerischen Hochgebirge" (zwischen Pumpanella, Fantasio und dem Philister). Muths Zeichnungen sind von großer Frische und Kraft. Wir empfehlen diese Festschrift (39 S. Lexikon-Oktav) den Gästen und Freunden des Wormser Unternehmens aufs beste.

Fritz Hammer.

Geistesblitze großer Männer. Für freie Denker gesammelt von Karl Adolf Brodtbeck. (Leipzig, C. G. Naumann. 182 S.)

Es ist eine merkwürdig bunte Gesellschaft „großer Männer", in welche uns Herr Brodtbeck (Liestal bei Basel) einführt: H. von Treitschke neben Heine und Börne, der Redakteur des „Berner „Bund" J. V. Widmann neben Bismarck, Schopenhauer und Nietzsche, Johannes Scherr neben Schäffle und Ludwig Büchner, Rabener neben Kant, Schiller und Goethe, Gustav Freytag neben Ludwig Feuerbach, Moritz Corrière neben Shakespeare, Martin Luther neben dem lachenden Philosophen K. J. Weber u. s. w. u. s. w. Die Frömmsten, weil ihnen einmal ein loses Wort entschlüpfte, müssen auf der „Bank der Spötter" sitzen, und die Gläubigsten müssen um eines „Geistesblitzes" willen den „Weg der Gottlosen" wandeln. Man sieht, wer wählerisch in seinem Umgang ist, kann nicht genug seine Zunge hüten! Herr Brodtbeck ist ein radikaler Ironiker, nicht bloß in der Auswahl seiner „großen Männer", sondern auch in dem, was er ihnen zuweilen als ihre „Geistesblitze" nachsagt und für „freie Denker" empfiehlt. Er hat sich tüchtig an unserem einzigen Friedrich Nietzsche gerieben, wie auch seine „Einleitung" ausweist. Wir empfehlen diesen originellen Citatenschatz aufs beste.

M. G. Conrad.

Goethe in Polen. Ein Beitrag zur allgemeinen Litteraturgeschichte von Gustav Karpeles. (Berlin. F. Fontane.) — Unter den zahlreichen Schriften, die in den letzten Jahren über Goethe erschienen, ist diese fraglos eine der interessantesten. Der bekannte Litterarhisto-

riker schildert uns die Ansichten Goethes über Polen, seine Reise in dies Land, seine vielverzweigten Beziehungen zur polnischen Aristokratie und Schriftstellerwelt, sodann über seinen bedeutsamen Einfluß auf die Entwicklung der polnischen Litteratur in ihrer Blütezeit.

Die Satiren des Quintus Horatius Flaccus. Deutsch von Dr. Jul. Kipper. (Rostock i. M., Erwin Volckmann.)

Der Liebe Gunst und Laune. Lieder und Gedichte von Moriz Brichta. (Wien, Karl Konegen.)

Die Korps und ihre Stellungnahme zur deutschen Studentenschaft (Leipzig, Armin Bouman.)

Sophokles-Chöre. Ein Führer durch die Tragödien des Dichters von Dr. H. Traheim (Eisenach, Verlag von F. Bacmeister.)

Geleitbrief für Sören Kierkegaards: Ein Bißchen Philosophie. Von A. Bärthold. (Leipzig, Fr. Richter.)

Erfolgreiche Verdeutschungen. Vortrag, gehalten am 15. November beim Stiftungsfeste des Halleschen deutschen Sprachvereins von Dr. Karl Schulz. (Halle a. S., Chr. Graeger.)

Gesänge und Balladen von Johann Friedrich Lahmann. (Bremen, Verlag von M. Heinsius Nachfolger.) Es spricht aus diesen Dichtungen ein frisches Talent, das ein warmes Empfinden mit tüchtiger Formgewandheit verbindet.

Plauderbriefe an eine junge Frau. Von Otto v. Leixner. (Leipzig, Hermann Dürselen.) Feiner Humor und geistsprühende Gedanken zeichnen diese Plauderbriefe, die bereits in zweiter Auflage vorliegen, in gleicher Weise aus. R.

Die Verlagshandlung Hyll & Klein in Barmen giebt einen „Carmen Sylva-Abreißkalender" heraus. Die naheliegende boshafte Bemerkung, daß die königliche Dichterin im Jahre 1890 somit die — abgerissenste Schriftstellerin sein werde, vermag uns nicht die Hoffnung zu trüben, daß solche Kalender dazu beitragen werden, im deutschen Volke den verkümmerten Sinn für deutsche Poesie ein wenig stärken und schärfen zu helfen. Findet sich kein Verleger für einen Realisten-Abreißkalender? E.

Französische Litteratur.

Jules Lemaitre, Dix Contes (Paris, Lecène & Oudin). Wenn einem hervorragenden Kritiker die Lust anwandelt, sich einmal selbstschöpferisch zu bethätigen, so hat man in der Regel von derartigen Hervorbringungen nicht viel zu erwarten: es pflegt da gewöhnlich nicht mehr zu Tage gefördert zu werden, als ein frostiges akademisches Kunstprodukt das dem Autor wenig Ehre und dem Leser noch weniger Freude bereitet. Mit berechtigtem Mißtrauen nahmen wir daher die Novellensammlung des berühmten französischen Kunstrichters zur Hand, wurden aber aufs angenehmste enttäuscht, als wir durch die Lektüre belehrt wurden, daß wir es hier mit einer Ausnahme von der Regel zu thun haben. Was uns Lemaitre in diesem Bande bietet, erhebt sich durchweg über das Mittelmaß der landläufigen Erzählkunst; die zehn Erzählungen, deren Stoffe der antiken Welt („Helle", „Myrrha"), dem Mittelalter („L'Imagier"), dem XVIII. Jahrhundert (Sophie de Montcernay) und der modernen Zeit („Kepis et Cornettes", „Melie et la Chapelle Blanche" entnommen sind, sind hochachtbare Leistungen eines tüchtigen Schriftstellers, dessen Bedeutung vor allem in der geschmackvollen Darstellung und der virtuosen Kunst der Sprachbehandlung beruht. Die überaus splendide Ausstattung, die die Verlagshandlung dem Bande gegeben hat, macht das Buch außer-

dem zu einem Geschenkwerk, das in der großen Zahl der diesjährigen Etrennes-Litteratur den ersten Platz behauptet. Die Illustrationen, die Luc-Olivier-Merson, Clairin, Lucas, Cornillier, Loevy u. A. beigesteuert haben, bestechen durch die kraftvolle Eigenart und die tadellose Ausführung; gleich musterhaft ist die Zeichnung des Umschlags von Grasset, die in ihrer einfachen Eleganz einen prächtigen Eindruck macht.

Jacques Naurouze, La Mission de Philbert. (Paris, Armand Colin & Co.) „Philberts Mission" ist der erste Band eines Romancyklus, in dem uns die Familiengeschichte der Bardeur-Carbansane, einer französischen Bürgerfamilie, von der Zeit Ludwig XV. an bis unter das zweite Kaiserreich erzählt werden soll. Wie der Autor vorgiebt, schildert er an der Hand alter Familienpapiere streng der Wahrheit gemäß; in erster Linie ist es ihm in vorliegendem Bande darum zu thun, ein exaktes, nach dem Leben gemaltes Bild der bürgerlichen Gesellschaft des vorhundertjährigen Frankreichs zu zeichnen; die reichbewegte Handlung, deren Schauplatz erst Rouen, dann Paris ist, giebt ihm aber Gelegenheit, alle gesellschaftlichen Schichten in seinen Beobachtungskreis zu ziehen und setzt ihn so in den Stand, ein umfassendes Kulturgemälde aus der Zeit Ludwigs XV. vor unseren Augen zu entrollen. Naurouze ist durch seine reichen kulturhistorischen Kenntnisse hierzu wie kaum ein anderer befähigt, sein achtenswertes Fabuliertalent befähigt ihn zudem, den Stoff in anziehender Form zu präsentieren. Nach der dargebotenen Probe darf man der Fortsetzung dieser Familienchronik, die uns von den Schicksalen der Bardeur-Carbansane in den Stürmen der Revolution berichten soll, mit berechtigtem Interesse entgegensehen.

Les Types de Paris. Texte par A. Daudet, E. Zola, E. de Goncourt, P. Bourget, Guy de Maupassant, Octave Mirbeau, J. K. Huysmans etc. Illustrations de J. F. Raffaelli (Paris, Plon, Nourrit & Co.). Die vorjährige Pariser Weltausstellung und die Jahrhundertfeier der französischen Revolution, die den bemerkenswertesten Abschnitt der Sozialgeschichte Frankreichs darstellt, legten den Gedanken nahe, ein Bild des heutigen Paris zu entrollen, das Leben und Treiben in seinen typischen Vertretern zu zeichnen und den gewaltigen Organismus, der es treibend belebt, zu schildern: Aus dieser Idee heraus ist das vorliegende Prachtwerk, eine Chronik des Pariser Lebens in Wort und Bild, entstanden. Die Sorge für den Bilderschmuck war der Hand J. F. Raffaellis anvertraut, jenes trefflichen Künstlers, der unter den realistischen Malern des heutigen Frankreichs einen ehrenvollen Platz einnimmt und dessen hohen Vorzügen Albert Wolff in der dem Bande vorgesetzten Vorrede mit Recht begeistertes Lob zollt. Eine glücklichere Wahl konnte man für die Aufgabe, die dem Künstler hier gestellt ist, kaum treffen: Raffaellis ausgeprägte realistische Auffassung, der scharfe Blick, mit dem er die charakteristische Seite des geschauten Gegenstandes sofort herausfindet, seine Fähigkeit, das was er geschaut, im Bilde festzuhalten und zu lebensvoller Darstellung zu bringen, machten ihn besonders geeignet, die hervortretendste Erscheinung des Pariser Gesellschafts- und Straßenlebens in ihren typischen Vertretern getreu nach der Natur im Bilde vor uns erstehen zu lassen. Zu diesen Bildern haben nun die bedeutendsten Vertreter der zeitgenössischen französischen Litteratur einen erklärenden und verbindenden Text geschrieben, der das Werk auch in litterarischer Hinsicht zu einer bedeutenden Leistung erhebt. Die Namen der Mitarbeiter, von denen wir die hervorragendsten oben aufgeführt haben, über-

heben uns der Verpflichtung, den Wert des litterarischen Teils der Types de Paris noch ausdrücklich zu betonen, und so begnügen wir uns, noch zu erwähnen, daß die typographische Ausstattung und die Wiedergabe der Illustrationen gleich musterhaft sind; der berühmte Plon'sche Verlag hat damit einen neuen Beweis seines Geschmacks und seiner eminenten Leistungsfähigkeit gegeben.

Ein recht zeitgemäßes Thema behandelt Dr. Paul Marin in seinem jüngst bei Ernst Kolb in Paris erschienenen Buch: L'Hypnotisme. Theorique et Pratique. Nach einer kurzen Entwickelungsgeschichte des Hypnotismus von den Zeiten Mesmers an bis auf die neuste Zeit herab, in der dieser Gegenstand in das Stadium der wissenschaftlichen Behandlung getreten ist, giebt der Autor an der Hand zahlreicher Berichte aus der Praxis eine wissenschaftliche Erklärung des Hypnotismus und seiner Folgezustände. Besonders eingehend ist das Kapitel von der Bedeutung, die der Hypnotismus im praktischen Leben in Zukunft gewinnen dürfte, behandelt; hier interessieren vor allem die Ausführungen über die juristische Auffassung der im hypnotischen Zustande begangenen Strafthaten. Ein wesentlicher Vorzug des Marinschen Buches ist auch die gefällige Darstellung, die selbst dem fernstehenden Laien eine genußreiche Lektüre verbürgt.

Von der Pariser Dramaturgie, die Auguste Vitu unter dem Titel „Les Mille et une Nuits du Théâtre" bei Ollendorf in Paris erscheinen läßt, ist soeben die siebente Serie zur Ausgabe gelangt. Die hier gesammelten kritischen Aufsätze des renommierten französischen Theaterkritikers enthalten die Berichte über die Pariser Spielsaison 1879/80; bei dem Ernst und der Gewissenhaftigkeit, mit der Vitu seines Amtes waltet, bieten diese gesammelten Kritiken einen äußerst wertvollen Beitrag zur Beurteilung des zeitgenössischen Theaters in Frankreich.

A. G—tze.

Les Joies du Mariage. Caquets rimés en dialecte strasbourgeois 1687 publiés en fac-simile par Jules Froelich. (Paris, Berger-Levrault & Cie.)

Skandinavische Litteratur.

Dr. Nansens Buch über seine Grönlandsreise erscheint soeben in der Originalausgabe. Die englische Auflage erscheint bei Longman und als Honorar hat Dr. Nansen 2500 £ erhalten. Die französische Ausgabe wird Hachette herausgeben.

Kristoffer Jansson gab eine Erzählung „Ein Arbeitstier" heraus.

Von John Paulsen kann eine Sammlung Erzählungen „Kleine Mama" erwartet werden.

Alexander Kjelland hat zum 1. Januar seine journalistische Wirksamkeit aufgegeben, um fernerhin sich nur mit Schriftstellerei zu beschäftigen.

Amalie Skram giebt eine neue größere Erzählung heraus.

Die Erzählung „Hunger" von Knut Hamsum wird als Buch erscheinen.

Arne Garborg hat verschiedene Kritische Abhandlungen über religiöse Materien, die in Zeitschriften veröffentlicht sind, gesammelt und werden dieselben in Buchform bei Littleré in Bergen erscheinen. Seine neue Erzählung, welche zu Weihnachten in zwei Ausgaben, in der Landessprache und Dänisch erschien, erregt bedeutendes Aufsehen, nicht allein als Kunstwerk sondern auch als eine lebendige, eingehende Schilderung der Gesellschaft.

Als Separatabdruck in 100 nummerierten Exemplaren erschien eine Abhand-

lung aus dem „norwegischen Schriftstellerlexikon 1814—80“ unter dem Titel „Henrik Ibsens Leben und Schriftstellerwirksamkeit, aktenmäßig dargestellt von J. B. Halvorsen. Mit Aktenstücken, sowie 4 Porträts und 4 Prospekten als Beilage. Die 4 Prospekte sind: 3 von Skien, Ibsens Geburtsort, und 1 von Grimstad. Die Porträts sind: 3 von Ibsen, aus dem 50. und 69. Jahren und aus der letzten Zeit, und 1 von Frau Ibsen. Das Buch enthält viele neue und interessante Aufschlüsse über Ibsens Vorzeit.

„Pyramus und Thisbe“, Komödie in 3 Akten von Ernst Ahlgren und Axel Lundgaard wird nächstens zur Aufführung in Stockholm kommen.

„Die Entstehung und Entwickelung der Kunst“, Vorlesungen von Prof. Victor Rydberg, ist vom Verfasser in 50 Expl. herausgegeben und an seine Freunde verteilt worden. Der 2. Teil seines großen Werkes „Untersuchungen über die germanische Mythologie wird zur Zeit herausgegeben und ist die Arbeit mit diesem Teil abgeschlossen.

August Strindberg hat in dem verflossenen Sommer den 3. Teil seines „Skärgårdsleben“ vollendet.

Mathilda Roos giebt einen neuen Roman „Die Familie Berle“ heraus.

Von Ernst Lundqvist liegt eine Sammlung ältere und neuere Erzählungen vor. Die größte Novelle führt den Titel „Eine Lebensaufgabe“.

Frans Hedberg läßt „Aus der Strassen und den Skär“, neue Erzählungen erscheinen.

Frau Anna Charlotte Leffler giebt in diesem Herbst ein Heft kleine Skizzen heraus, die als Heft 2 der 3. Sammlung „Aus dem Leben“ bilden sollen. Zum Frühjahr erscheint von ihr eine größere bereits vollendete Erzählung, die als Fortsetzung der vortrefflichen Novelle „Weiblichkeit und Erotik“ dienen soll.

Der junge Dichter Edvard Fredin starb neulich in Södertelje nach längerer Krankheit. Er ward 1857 geboren, wurde früh als vielversprechender Lyriker bekannt, sowohl durch Originalarbeiten, wie auch durch vorzügliche Übersetzungen. Unter dem Titel „Verschiedene Stimmen“ gab er 1884 eine Sammlung Übersetzungen heraus. 1888 gewann Fredin den großen Preis der schwedischen Akademie für das noch nicht herausgegebene vaterländische Gedicht „Unser Daniel“. Er hat ein Volksschauspiel „Verbannt“ und verschiedene unvollendete Arbeiten hinterlassen.

Von Zacharias Topelius erschien eine Sammlung Gedichte unter dem Titel „Haidekraut“.

Die Schriftstellerin Ida Nielsen, welche unter dem Pseudonym „Conradi“ schrieb, ist gestorben. Sie hat verschiedene dramatische Arbeiten, Erzählungen und Gedichte geschrieben, aber keine von diesen waren besonders hervorragend.

In der Gyldendalschen Verlagsbuchhandlung in Kopenhagen erscheint die Übersetzung des Prof. P. Hansen vom 2. Teil von Goethes „Faust“.

Von Dr. Georg Brandes erschien ein Band „Essays“, dänische Litteratur-Persönlichkeiten behandelnd. Diesem folgte ein weiterer Band „Essays“, der die ausländischen Schriftsteller behandelt, sowie auch der letzte Band (der 6te) von „Hauptströmungen der Litteratur des 19. Jahrhunderts“ gleichzeitig in dänischen und deutschen Ausgaben.

Bei Philipsen in Kopenhagen erschien „Ein Politiker", Erzählung von Dr. Edv. Brander. Es ist die erste erzählende Arbeit von dem bekannten dramatischen Schriftsteller, Kritiker und Politiker.

Von V. Stuckenberg erscheint in Bälde „Messias".

Karl Gjellerup hat eine Sammlung Gedichte „Mein Liederbuch" herausgegeben.

Bei Reitzel in Kopenhagen giebt Dr. Sophus Schandorph seine „Lebenserinnerungen heraus. Das Buch, wird zum drittenTeil seine Kindheit in Slagelse, Soröund Umgegend behandeln, das übrige Studentenleben und Reisen im Auslandeund schließt mit dem Jahre 1874.

Von Holger Drachmann liegt ein neues Buch vor, „Dänische Sagengestalten", mit Zeichnungen von Jerndorff und Skovgaard. Das Prachtwerk, welches bei Boisen in Kopenhagen erscheint, ist recht interessant. Der Dichter will nämlich — in novellistischer Form — nachweisen, wie alte Sagen noch ihre Gültigkeit haben, insofern, daß die Leidenschaften und Stimmungen, welche in der alten Zeit die Sagengestalten hervorgerufen haben, noch bestehen.

Von Johanne Schjörring erscheint bei Schubothe in Kopenhagen eine Sammlung „Novellen".

C. Scheel-Vandel hat eine neue Erzählung (die aber eine Verkürzung seiner bisher nicht gedruckten Erstlingsarbeit sein soll) namens „Krämerleben" herausgegeben. Die Erzählung erschien bei Schou in Kopenhagen.

Hermann Bang hat einen Roman „Tine" vollendet, worin die Handlung auf Alsen im Jahre 1864 spielt. In Norwegen, wo er in vorigem Sommer Vorträge hielt, hat er einen anderen Roman „Der letzte Däne" angefangen.

Seit Monat Juli giebt der Schriftsteller P. Nansen eine Zeitschrift heraus „Aus der Chronik des Tages", die schon verschiedene wertvolle Beiträge enthalten hat.

Bei Schönberg in Kopenhagen erschien in Veranlassung des 100jährigen Geburtstages des Dichters Bernhard Severin Ingemann eine Gedenkschrift von Richard Petersen.

Zacharias Nielsen giebt eine neue Erzählung „Die Möve" heraus.

Von Otto M. Möller erschien „Junge Eheleute", Novellen.

F. V. G.

Auf Grund eines durch Herrn Dr. Moritz Brasch in Leipzig von Herrn Wolfgang Kirchbach in Dresden angebotenen und von mir angenommenen „Sühnevergleichs" erkläre ich, daß ich alle diejenigen beleidigenden Äußerungen wie „Fälschungen von Thatsachen", „Erlogen", ferner „Geschrei, Wind, Wichtigthuerei" und endlich das Wort „lügnerische Verleumdung", die ich in Heft 11 der Gesellschaft von 1888 infolge eines Angriffs des Herrn W. Kirchbach in dem von ihm s. Z. redigierten Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes gethan, zurücknehme. Des Weiteren konstatiere ich, daß ich von dem 1883 bei mir erschienenen Kirchbach'schen Werke „Kinder des Reichs" 2 Bde. (1500 Auflage gegen 1000 Mark fixes Honorar) bis zum Jahre 1888 nach einer 1886 stattgefundenen Preisermäßigung 445 Exemplare abgesetzt habe und den Rest von ca. 1000 Exemplaren mit Verlagsrecht für Mk. 200 an den „Magazin-Verleger" verkauft habe.
Leipzig, im Februar. Wilhelm Friedrich.

Verantwortliche Leitung: Dr. M. G. Conrad in München.
Verlag von Wilhelm Friedrich, Druck von C. G. Röder in Leipzig.